

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XL.

Chemnitz und Leipzig.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1912—1913.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Seite

Miszellen.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XL.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1912—1913.



Referate und Rezensionen.

Richter, Elise. *Wie wir sprechen.* Sechs volkstümliche Vorträge. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner, 1912.

Das Ziel, das die gelehrte Verfasserin sich gesteckt hat, ist „die Sprachwissenschaft — im besten Sinne des Wortes — zu popularisieren". Dieses Ziel wird durch das kleine Büchlein zweifellos erreicht, wenn anders man unter popularisieren im besten Sinne des Wortes versteht: richtige Grundanschauungen zu vermitteln, nicht über die Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit der Probleme hinwegzutäuschen, und Lust zum Weiterforschen zu machen. Das sprachwissenschaftliche Interesse steht, sagt V., auch bei denen, die Sprachen lernen, nicht im Verhältnis zu der Rolle, die doch die Sprache im Leben und im Werdegang des Menschen spielt. Sie will dies Interesse dadurch wecken, daß sie den Leser zum Beobachten, zum Denken über die Sprache anregt, und daß sie ihm die Vielgestaltigkeit der sprachlichen Probleme vor Augen führt. So werden denn in dieser „ersten Einführung in die Sprachwissenschaft" mehr Dinge behandelt, als man nach dem Titel zuerst erwartet. Neben Lautphysiologie (I) und Lautpsychologie (II), neben der Gliederung der Sprache, dem Verhältnis von Sprechen und Denken (IV), werden in drei Kapiteln Prinzipien der Sprach g e s c h i c h t e erörtert: Entstehung der Sprache (III), innere Geschichte der Sprache (V), äußere Geschichte der Sprache (VI). Sehr mit Recht. Nur ihr Werden läßt uns eine Sprache verstehen. Man wird es auch nur begrüßen können, daß schon in dieser populären Darstellung der psychologischen Erklärung ein sehr breiter Raum gewährt wird. Vielleicht hätte man strengere Scheidung von Tatsachen und Hypothesen gewünscht, vielleicht einen andern Grad der Vermischung von wissenschaftlicher Darstellung und pädagogischer Belehrung — im ganzen ist das Büchlein allen denen warm zu empfehlen, die größere sprachwissenschaftliche und völkerspychologische Werke nicht lesen können, oder die sich auf ihre Lektüre vorbereiten wollen. Eine gute Bibliographie

und praktische Illustrationen sind beigefügt. Als junger Student hätte ich mir gerade ein solches Büchlein sehr gewünscht.

Einige Einzelheiten, die mir beim Durchlesen aufgefallen sind, möchte ich erwähnen. S. 6 ff.: Die Tätigkeit der Stimmbänder beim Atmen und Flüstern kann verschieden sein. S. 10: Wird französisch *oui* immer inspiratorisch gesprochen? S. 19: Klingen die Laute mehr oder weniger geschlossen? S. 20: Der Verschluß dauert bei sogenannten Doppelkonsonanten im Deutschen keineswegs immer doppelt so lange wie der von zwei einfachen. S. 21: *ö* und *ü* als zusammengesetzte Laute zu bezeichnen, erweckt eine falsche Vorstellung. S. 21: Im Deutschen ist die assimilatorische Wirkung der beiden Diphthongteile aufeinander oft regressiv: z. B. scheint, als *au* zum jetzigen *ao* (faul), *ai* zum jetzigen *ae* (Beine) wurde, der zweite Bestandteil an den ersten ausgeglichen zu sein. S. 26: Schon aus pädagogischen Gründen wäre es angezeigt, die Gesamtartikulation des Worts und die orthographischen Zerlegungsprodukte von vornherein zu scheiden. Will ich *Kirche* sagen, so will ich nicht *K* sagen. Daß wir *Tag*, *Rad*, *ab* mit *g*, *d*, *b* schreiben, ist doch nur eine Frage der orthographischen Regulierung; die genetische Erklärung gehört in die Sprachgeschichte. S. 28: „Denkt" man beim Umlaut an den Vokal der folgenden Silbe? und S. 32: müssen wir uns „darüber klar sein", in welcher Lage ein Organ sich befindet? S. 45: Daß es sich bei der Entstehung von Gebärden- und Lautsprache um Hypothesen handelt, hätte wohl gesagt werden müssen. S. 47: Darf man die „Wörter" vom „Tonfall" streng scheiden? S. 75: *-lich* in *schwerlich*, *lieblich*, *freundlich* dient nicht nur dazu, die „Eigenschaft des Schweren, Lieben irgendeinem Ding zuzuschreiben". S. 88: Wenn einmal der Unterschied der freien und gedeckten Silbe erklärt wird, und lat. *sal* > frz. *sel* als Beispiel angeführt wird, muß gesagt werden, was es damit für eine Bewandtnis hat. Jetzt wird der Laie jedenfalls irre, besonders da S. 90: *Tag* als Beispiel für die geschlossene Silbe angeführt wird. S. 102: Ist „Lektüre" unser einziges Wort für die Tätigkeit des Lesens? S. 102: Universitas litterarum war ursprünglich nicht das Programm, sondern die Zunft der auf der Hochschule Befindlichen.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

Alexander, L. H. *Participial Substantives of the -ata type in Romance languages with special reference to French.* New-York. The Columbia University Press 1912. XII, 163 SS. 8⁰.

Während Diez sich über die Entstehung der romanischen Bildungen auf *-ata* nicht ausgesprochen hat, habe ich, von den überlieferten Formen wie *expensa*, *collecta*, *defensa* u. dgl. aus-

gehend, diese im Romanischen so wichtigen Bildung im *t*-Partizip gesucht. Die weitere Frage, ob ein Fem. Sing. oder ein Neutr. Plur. vorliege, habe ich zugunsten der ersteren Möglichkeit entschieden, weil die Bedeutung der überlieferten Worte dafür spricht, habe aber natürlich die Möglichkeit offen gelassen, daß auch Neutr. Plur. mit eingewirkt haben könnten (Rom. Gramm. II, 486). Demgegenüber sucht Collin zu zeigen, daß die funktionell den romanischen Formen gleichartigen lat. Verbalabstrakte auf *-us* über den Weg des Neutrum Pluralis zu *-a*-Bildungen geworden seien (ALLG XIII, 453). Eine verwandte Ansicht spricht jetzt auch Ettmayer aus, ZRPh. XXXVI, 342, trifft aber vielleicht damit, daß er daneben auch die Partizipialbildungen gelten läßt, das Richtige. Eine gewisse Schwierigkeit bereitet mir der Übergang vom Neutr. Plural. zum Fem. Sing. Ohne weiteres ist zuzugeben, übrigens für den Romanisten völlig belanglos daß Paare wie *cogitatus, -ūs* und *cogitatum -i* recht häufig sind, wenn aber Collin a. a. O. S. 467 weiter sagt, die neutrale Pluralform habe schon im klassischen Latein bei solchen Paaren die maskuline fast ganz verdrängt, so ist das gleich bei seinem ersten Beispiele *ausa* falsch: *auso* ist überhaupt ganz selten, seltener als *ausu*, das Verhältnis von *ausis* und *ausibus* ist das, daß jenes der Dichtung, dieses der Prosa angehört. *ausis* statt *ausibus* hat, wie es scheint, Vergil als beliebten Hexameterschluß geschaffen. Die Belege bei Collin sind viel zu wenig gesichtet: ein *minuta, quod est peccata* im Chronicum Altinatense lehrt uns nichts über lebendiges Latein. Die Sache bedarf also noch genauerer Untersuchung, in der jedes Wort nach Zeit, Ort und Bedeutung genau geprüft wird. Die Hauptfrage für den Romanisten ist eine andere: wie kommt es, daß der *tu*-Typus überhaupt durch den *ta*-Typus ersetzt wird und zwar, wie es scheint, am stärksten im Norden, nach Süden zu mehr und mehr abnehmend — gerade da, wo das Neutrum am meisten Spuren hinterlassen hat, immer geringer werdend.

Der Verf. der vorliegenden Arbeit referiert über die bestehenden Auffassungen, spricht sich im ganzen aber für partizipalen Ursprung aus, und kommt dann auf die französischen Beispiele, die deverbal oder denominal, Abstrakta, Halbkonkreta, Ganzkonkreta sind, und läßt darauf einen aus Godefroy, Cotgrave und dem Dictionnaire général geschöpften alphabetischen Katalog der Bildungen auf *-ée* und auf *-ade* folgen.

Eine Geschichte des Suffixes ist das freilich nicht: wir erfahren nicht, wo und wie der Übergang von der deverbalen zu der denominalen Funktion stattgefunden hat; wie sich die verschiedenen Perioden, die verschiedenen Schriftsteller verhalten. Zu Anfang wird allerdings mitgeteilt, daß das neufranzösische Wörterbuch 300, das altfranzösische 990 Beispiele enthält, aber ist denn das, was Godefroy bringt, die Sprache eines Zeitalters,

einer Gegend in dem Sinne wie die neufranzösische Schriftsprache? Wäre die Differenz nicht etwa geringer, wenn man nur z. B. die Sprache der altfranz. Literaturdenkmäler berücksichtigt? Oder wäre das Zahlenverhältnis nicht ein ganz anderes, wenn man die aristokratische Schriftsprache des XVII. Jahrh. mit der demokratischen der 2. Hälfte des XIX. Jahrh. vergleicht? Das sind die Fragen, die bei Untersuchungen über Suffixe zu lösen sind und deren Lösung das alphabetische Verzeichnis der vorliegenden Arbeit etwas erleichtert. Allerdings nur wenig erleichtert: da der Verf. stets nur Godefroy zitiert, muß man doch immer erst zu diesem greifen, wenn man wissen will, wo und wie oft ein Wort vorkommt.

Dazu kommt ein Zweites. Der Verf. führt auch *épée*, *fée* usw. auf: „whose subsequent history must have populary been felt to coincide with that of the participal substantives in *-ata*." Das ist mir völlig unverständlich. Daß *spata* und *-ata* sich lautlich gleich entwickeln ist richtig, hat aber mit der Geschichte eines Suffixes nichts zu tun. Das Suffix ist eine Lautgruppe, die, an verschiedene Stämme tretend, stets einen ganz bestimmten Inhalt, eine bestimmte Bedeutung hat. Nur die Geschichte dieses Inhalts kann als solche studiert werden, es fallen aber alle dieselbe Lautgruppe enthaltenden Wörter weg, in denen diese Lautgruppe einen anderen Sinn hat: für das Auge stehen *épée* und *année* auf einer Stufe, bis auf einen gewissen Grad auch für das Ohr und für die Artikulation. Diese rein äußerliche, nach keiner Seite förderndе, vielmehr verwirrende Auffassung läßt nicht nur *amourée*, *aimée* aufnehmen, sondern auch die Fischbezeichnung *assée (acceia)* und sogar den englischen Inselnamen *Thorney*, den Wace *tornee* schreibt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß das der englische Name sei. Hätte der Verf. statt Godefroy hier die Ausgabe von Andresen nachgeschlagen, so hätte er auch einen vernünftigen Text bekommen.

Auch mit dem Katalog der *-ade*-Bildungen ist wenig anzufangen. Daß darin *rade* „Rheede" und *ratepenade* „Fledermaus" erscheinen, ist nur konsequent. Was man wissen will, ist vor allem, mit welchen Kulturströmungen, durch welche Gesellschaftskreise das Suffix nach Frankreich gekommen ist; wo, wann es an französische Stämme getreten ist; wenn *d'abordée* und *d'abordade* gleichbedeutend nebeneinander stehen, wie das zu erklären ist, usw.: hier vielleicht noch lockendere und interessantere Probleme als bei *-ée*, deren Lösung, da der Auszug aus den genannten Wörterbüchern gewissenhaft und lückenlos zu sein scheint, etwas erleichtert ist, die aber alle der Lösung harren.

W. Meyer-Lübke.

Brunot, F. *Histoire de la Langue française, des Origines à 1900.* Tome II. Le Seizième siècle. 1906. XXXII u. 504 SS. — Tome III. La Formation de la Langue classique (1600—1660). 1e partie. 1909. XXXIV und 420 SS. 2e partie. 1911. S. 421—738. Paris, Armand Colin, 8^0^.

Von Brunot's Werk (vgl. diese Zeitschrift, XXXI², S. 5 ff.) liegen nun zwei weitere stattliche Bände vor; der eine behandelt das 16. Jahrhundert, der andere die Entstehung des klassischen Französisch, jedoch mit Ausschluß der Lautlehre, die dem vierten Band vorbehalten bleibt.

Diese beiden Bände übertreffen an Reichhaltigkeit und Ausführlichkeit bei weitem alles, was bisher über die Geschichte der französischen Literatursprache in jenen Perioden zusammenfassend geschrieben wurde. Die Angaben von Schriftstellern, Grammatikern und Lexikographen jener Zeit sind in großer Vollständigkeit ausgenützt und zu einem imponierenden Gesamtbild vereinigt worden. Die Daten, die sich durch die Lektüre prosaischer und poetischer Autoren gewinnen lassen, sind, wenn natürlich auch nicht vollständig, so doch in weiterem Umfang als bisher gebucht worden und jedenfalls ist in dieser Hinsicht reichlich das geschehen, was der einzelnen Kraft zugemutet werden kann. Nur die sprachgeschichtliche Beurteilung dieses Materials, die Deutung und Erklärung der Tatsachen ist nicht immer einwandfrei und verrät manchmal einen eigentümlichen Mangel an Schulung, für den im folgenden manche Beispiele gegeben werden sollen. Aber es zeigt sich erfreulicherweise, daß sich dieser Mangel immer weniger fühlbar macht, je weiter sich der Verf. vom Altfranzösischen entfernt, das er eben — wie schon bei der Besprechung des 1. Bandes gezeigt werden mußte — nicht beherrscht.

Im ganzen ist Brunot's Werk eigentlich eine „Geschichte des Gebrauchs der französischen Sprache bei den Schriftstellern" viel mehr als „eine Geschichte der französischen Sprache". Die Gefahr, diese beiden Dinge für identisch zu halten, läuft ein jeder, der ohne hinreichende Kenntnis des Sprachlebens Brunot's Werk studiert. Man dürfte nicht behaupten, daß der Verfasser selbst sich über die Wichtigkeit des Unterschiedes nicht Rechenschaft ablegt; die letzten Seiten des 3. Bandes enthalten darüber eine Reihe trefflicher Bemerkungen. Aber es wäre sehr nützlich gewesen, eine Charakteristik der gesprochenen Sprache der verschiedenen sozialen Schichten zu entwerfen; und die Grammatikerzeugnisse und Angaben in den Lexizis hätten dies bis zu einem gewissen Grad ermöglicht. Im 16. Jahrh. dürfte sich die Schriftsprache lexikalisch und syntaktisch ziemlich stark von der Umgangssprache unterschieden haben, einerseits durch den Einfluß der klassischen Sprachen, anderseits durch die

Bewahrung vieler Archaismen; die Formenlehre und Lautlehre hingegen (letztere natürlich nur insoweit, als sie durch die Orthographie wiedergegeben wird) spiegeln die Umgangssprache, wie sie sich in den verschiedenen sozialen und lokalen Milieus verschieden herausgebildet hatte, in dieser Mannigfaltigkeit ziemlich getreu wieder. Das 17. Jahrhundert bringt im Anfang eine deutliche, allerdings nicht vollständige Umkehr zur Umgangssprache, auch was Lexikon und Syntax betrifft, aber zugleich auf allen Gebieten eine Beschränkung, indem jetzt nur mehr der Sprachgebrauch eines ganz engen Kreises für maßgebend gilt; und auch aus dem, was die Umgangssprache dieses Kreises bietet, läßt man aus ästhetischen Rücksichten für die Schriftsprache nur eine Auswahl zu. Im Lauf des Jh.s fängt dann diese Literatursprache an, auf die Umgangssprache der verschiedensten Kreise einzuwirken und nun beginnt ein Prozeß gegenseitiger Assimilationen von Schriftsprache und Umgangssprache, der bis zur Gegenwart fortdauert. Alles dies eingehend darzustellen, wäre zu einer richtigen Beurteilung des von Br. gebotenen Materials wichtig und das betreffende Kapitel sollte deshalb vorangehen. Der Kenner liest ja diese Strömungen aus vielen der dargestellten Einzelheiten mehr oder minder deutlich heraus; aber andere Einzelheiten würden ihren richtigen Platz erst durch eine Darstellung erlangen, die möglichst die Strömungen als solche und nicht die Tatsachen zum Gegenstand hat, und der Laie würde manche Einsicht erhalten, die ihm aus Brunot's Buch allein zu schöpfen unmöglich wäre. Vielleicht holt Brunot, der ja gerade in dieser Hinsicht so viele Erfahrungen aus seinen Vorstudien gesammelt haben muß, dies noch in einem der folgenden Bände nach. Speziell die Lautlehre des 17. Jahrhunderts, die nun im 4. Band folgen soll, würde, auf diese Grundlage aufgebaut, einen erheblichen Fortschritt bedeuten.

Mit besonderer Vorliebe ist wieder die äußere Sprachgeschichte behandelt. Die allmähliche Ausbreitung der frz. Schriftsprache und die Verdrängung des Lateinischen durch das Französische in den verschiedenen Gebieten: Medizin, Naturwissenschaften, Mathematik, Philosophie, Geschichte, Theologie und Unterricht (II 1—91, III 713—717), die Anschauungen und Systeme der Sprachtheoretiker, Grammatiker, Orthoepisten, ihre Abhängigkeit voneinander (vgl. z. B. den interessanten Nachweis der Abhängigkeit Rob. Estiennes und Ramus' von Meigret, II, 148 ff.) und ihr Einfluß auf den Gebrauch der Schriftsteller werden an Hand von bezeichnenden Daten und Zitaten vorgeführt. Alle diese Abschnitte sind äußerst dankenswert, hier findet der Sprachforscher viele wichtige und interessante Angaben und ein Material, das ihm sonst ziemlich aus dem Wege liegt.

Die Darstellung der Sprache ist in den beiden Bänden in folgender Weise eingeteilt: 1. Vokabular (Lexikon); dieses Kapitel

enthält die Wortbildungslehre, Listen von Entlehnungen und aussterbenden Wörtern; für das 17. Jahrhundert außerdem das Verhalten der Theoretiker zu gewissen Klassen von Wörtern (archaische, unanständige, Dialektwörter, Berufsausdrücke), eine kurze Charakteristik der verschiedenen lexikographischen Arbeiten samt ausführlichem Verzeichnis u. dergl., 2. Lautlehre (für das 17. Jahrh. noch ausständig), 3. Formenlehre (Morphologie), enthält sehr vieles, was wir teils in die Wortkunde, teils in die Syntax zu stellen gewohnt sind, 4. Syntax. Dasjenige, was das Gebiet der Stilistik ausmachen würde, ist teils in 1., teils in 4. untergebracht; besonders ist hier der interessante Abschnitt „la Phrase" im 3. Band zu erwähnen.

Folgende Bemerkungen, ziemlich wahllos bald belanglose Kleinigkeiten, bald wichtigere Punkte betreffend, mögen als ein Scherflein aufgefaßt werden, mit dem der Rez. zur Verwirklichung seines Wunsches, daß Br.s Werk sich in den folgenden Auflagen immer mehr zu einem in jeder Hinsicht vollkommenen Standard Work über die Geschichte der frz. Schriftsprache ausbilde, beitragen möchte.

II. S. 29. Das Dict. gén. gibt einen viel älteren Beleg für *littérature.* Das D. G. scheint bei den Datumbestimmungen überhaupt nicht regelmäßig zu Rate gezogen worden zu sein, es gibt z. B. auch ältere Daten für *poudroyer* (S. 193), *macule* (S. 234), *épigramme* (S. 236).

S. 184 f. *aherdre* und *esme* figurieren in Liste 1 und 2. Der Versuch zwischen veraltenden Wörtern, die man zu halten versuchte, und veralteten Wörtern, die man neu aufgenommen hat, zu scheiden, ist wie sich Br. nicht verhehlt, schwer durchzuführen. Zu letzterer Liste dürften kaum zu rechnen sein: *doulouser* (*délouser* dialektisch noch im 17. Jahrh.), *tretous* (dialektisch noch jetzt weit verbreitet), *tabourder* (dialektisch noch im Zentrum vorhanden).

S. 251. Irrtümlich wird in dem *e* von *achete* eine lautliche Entwicklung des *a* erblickt. Es handelt sich um eine Analogie nach den flexionsbetonten Formen, die korrekt *e* haben.

S. 252. Was Br. meint, wenn er sagt, das *o* für *ou* in *froment, fromage*, erkläre sich „par reformation", ist nicht recht deutlich. Zu sagen war, daß seit dem 16. Jahrh. *o* überall dort durchgeführt wurde, wo als Anlaut der nächsten Silbe ein nasaler Konsonant drauf folgte, dann ist auch die im nächsten Abschnitt erwähnte Ausnahme *commencer* einbezogen, ebenso wie *donner, couronner, roman* und viele andere, die auch zu erwähnen gewesen wären.

S. 255. Die Darlegungen über *oi* sind sehr verworren. Es wären die verschiedenen *oi* nach der Stellung im Wort und nach der verschiedenen Etymologie zu unterscheiden gewesen. Reime von *oi* mit *ai* oder von *oi* mit ę sollte man nicht als Beweismittel einer monophthongischen Aussprache anführen, weil *u̯ę* ebensogut

mit einfachem ẹ reimen kann wie etwa *dieu* (*dịö*) mit *bleu* (*blö*) oder *vivent* mit *suivent*, vgl. auch *bête*: *boëte* Mol., Éc. M. II. 5. In Fällen wie *mangeoire (: haire)*, *yvoire (: contraire)*, *noise (: bayse)*, *Antoine (: souvienne)*, *écritoire (: colère)* war *oi* nie gleich ẹ.

S. 259. Hier dagegen wird wieder eine unnötige Scheidung zwischen *ie* aus ẹ und *ie* aus Pal. + *a* gemacht; wenn sich jenes zu erhalten scheint und dieses zu *e* zu vereinfachen, so ist diese Verteilung völlig zufällig und nicht von der etymologischen Verschiedenheit abhängig. *ie* aus *a* findet sich naturgemäß sehr häufig nach den Palatalen *š*, *ž*, *l'*, *ń*, wo es eben lautgesetzlich schwindet, während *ie* aus *e* sich nur ausnahmsweise hier findet, doch vgl. *gel*, *dégel*. Außerdem haben wir bei den Verbalendungen (*-are*, *-atis* etc.) die Vereinfachung aus morphologischen Gründen, die auch wieder naturgemäß nur *ie* aus *a* trifft. Wo aber *ie* aus *a* unter andern Bedingungen stand, hat es sich ebensogut erhalten wie *ie* aus *e*: *moitié* wie *tiède*.

S. 261. Auch die Ausführungen über Nasalvokale sind sehr unzureichend. Eine Schreibung *eun* für *un* beweist im 16. Jahrh. nicht die Aussprache *ȭ*, weil *eu* sehr häufig Schreibung für *ü* war.

S. 266. *fleute*: *flûte* hat nichts neben *meure* : *mûre* zu tun, das Wort war ja ursprünglich zweisilbig.

S. 269. *t* final cesse de se prononcer .. où il est écrit d: dans *pié(d)*, *sie(d)*, *ni(d)*. Als ob hier ein t ausgesprochen wurde!

S. 270. Les longues hésitations qu'on constate dans l'orthographe de certaines formes verbales auraient été impossibles, si *s* avait été autre chose que graphique. Gemeint sind offenbar die S. 325 behandelten 1. Personen der Indikative und 2. Personen der Imperative. Aber diese Schwankungen setzen bekanntlich schon früh im Mittelalter ein, also zu einer Zeit, wo gewiß anzunehmen ist, daß *s* wenigstens in Pausastellung gesprochen wurde. Für *s* vor Vokalen haben wir das Zeugnis Meigrets (siehe S. 325), das die Aussprache in der Bindung wenigstens in fakultativer Weise bezeugt. S. 326 schließt denn auch Br. mit Recht, daß es sich um eine satzphonetische Frage handelt; aber dann besteht eben ein Widerspruch gegen den eingangs zitierten Satz.

S. 273. *not' père* als Kurzform wäre wohl möglich, aber *une lett'* im 16. Jahrh. bezweifle ich; daß das *r* in Fällen wie *marte*, *meurte*, *salemande* schwindet, beweist nichts gegen die Aussprache des *e*.

S. 274. In bezug auf das Schwanken zwischen *n* und *ń*, das hier konstatiert wird, ist zu sagen, daß es nur Lehnwörter mit *gn* betrifft (*benigne*, *signe*, *regne* u. dgl.), in denen die Aussprache mit *n* die ursprüngliche ist. Die meisten der angeführten Reime betreffen derartige Fälle. Ziehen wir diese ab, so bleiben bloß *rechine* und *esgratigne* übrig; hier haben wir infolge von

Ableitungsvorgängen schon von früher her die Endungen *-ner* und *-ńier* nebeneinander. — Ebensowenig ist in Zentralfrankreich eine in der Lautentwicklung begründete Vermischung von *l* und *l'* anzunehmen. In *postille*, *gentile* ist die Aussprache mit *l* doch jedenfalls die etymologisch berechtigte und ältere, ebenso ist *mile* die ältere Form, also hier nicht *l'* zu *l* reduziert wie S. 310 behauptet wird; daneben durch Reime zu erschließendes *l'* ist wahrscheinlich erst dem Einfluß der Orthographie zu verdanken. Daß *seul* : *deul* zitiert wird, ist befremdlich! Es bleibt *inutiles* : *quilles*, in welch letzterem Wort ein germanisches *l* zugrunde liegt, so daß also eine Aussprache mit *l* vielleicht auch die ursprüngliche ist und der Reim von *seul* und *recueil* in Jodelles Eugène, wo es sich wohl um einen ungenauen Reim zweier halbverstummter Laute handelt.

S. 279. Das in *au fait vengier* das *au* als eine Kontraktion der Präposition mit einem Pronomen angesprochen wird, ist eigentümlich.

S. 314 Anm. *Ils tuerent environ vingt de nos* ist der gute altfranz. Gebrauch. Es ist gar nichts zu ergänzen oder zu verbessern.

S. 317. Für das Masc. Sing. des Refl. *que* als Nomin. wäre gut einen andern Beleg anzuführen als *n'y a corps humain* . . . *que ne s'en voise*, wo möglicherweise die Konjunktion *que* vorliegt.

S. 333 Anm. 2. Br. hält die „explication analogique", die G. Paris von *va-t-il*, *a-t-il* gegeben hat, für sehr wahrscheinlich, macht aber immerhin die Formen *vat à l'église*, *a-t-esté* dagegen geltend. Warum sollte hier nicht die gleiche Analogie zugrunde liegen können?

S. 341. Die Formen *-ons*, *-ez* im Konj. Präsentis „envahirent même l'imparfait du subjonctif". Die Formen ohne *i̯* sind hier älter als die mit *i̯*.

S. 351. Die Form *doyent* im Konj. von *devoir* stammt nicht erst aus dem 15. Jahrh.

S. 356. Über die Entwicklungsgeschichte von *falloir* zeigt sich Br. nicht gut orientiert. Die Formen *faillit*, *failloit* usw. glaubt er von *faillir* beeinflußt, während sie doch die älteren Formen sind und *falloir*, *falloit* etc. erst auf *faut* aus *faillir* aufgebaut sind; also ein Zusammenhang zwischen altfrz. zu belegendem *faloit*, *falit* und neufrz. *falloit*, *fallut* nicht besteht.

S. 361. „*voirai*, en changeant *oi* en *ę*, s'est confondu avec *verrai*." Nach Labial ist *oi* nicht zu *ę* geworden. Sehr wohl dagegen konnte *voirai* auf lautlichem Weg aus *verrai* (d. h. *vẹ̄rẹ*) entstanden sein (vgl. *poyer*, *émoi* u. dgl.), aber natürlich kann es ebensogut wie *croirai* aus dem Infinitiv gebildet sein. Wahrscheinlich haben beide Tendenzen zusammengewirkt.

S. 435. In *se partit* ist nicht *se* zum intransitiven Verb hinzugekommen, sondern umgekehrt, hier ist das reflexive Verb zum intransitiven Gebrauch übergegangen.

S. 436. Die Beispiele, die Br. dafür anführt, daß ein Intransitiv für ein Reflexiv eintritt, enthalten zum großen Teil das betreffende Verb im Infinitiv, beweisen also nichts.

— Br. erklärt den aktiven Gebrauch von *enragé* aus den zusammengesetzten Zeiten wie *il a enragé. enragé* als Adjektiv ist gewiß älter als das Perfekt *il a enragé.*

S. 462 f. Der Abschnitt über die Übereinstimmung des Part. Präs. leidet darunter, daß das Morphologische nicht in Betracht gezogen ist. Das *-nt*-Partizip war doch ursprünglich eingeschlechtig, d. h. das Feminin lautete auf *-ant* aus und das hat sich eben bis ins 16. Jahrh. erhalten. Man kann also wohl nicht sagen, daß in „*ses sœurs ... se frappans l'estomach* l'accord est fait ... en nombre seulement" (und nicht im Geschlecht).

S. 475. In dem Beispiel *a toute autre .. l'on eust ... congneu le transport* ersetzt *a* nicht ein früheres *en.*

III. S. 123. Bei der Besprechung der voraufgehenden Liste von Wörtern, die als veraltet angegeben werden, wird auch auf *fratricide, humiliation, raviver, vénération* Bezug genommen, die in der Liste selbst durch ein Versehen zu fehlen scheinen.

S. 232. Ob *fond* oder *fonds*, ist für jene Zeit doch nicht so ganz eine „question d'orthographe": als das *s* verstummte, hinterließ es eine Ersatzdehnung. Eine ähnliche Bemerkung wäre anläßlich der S. 277 erwähnten *fier, fière, régal, -e* usw. zu machen.

S. 289. Daß es sich bei *y* für *lui* um die alte Form *li* handelt, ist nicht annehmbar. Ähnlich kann S. 481 Anm. *y a* nicht für altes *i y a* sein, da *il* zwar vor Konsonanten, aber nicht (wenigstens im engen syntaktischen Zusammenhang nicht) vor Vokalen *i* gesprochen wurde.

S. 314. Ist *bouilt* nicht einfach eine Schreibung (wie *genouils* u. dgl.)?

S. 432. In *avoir de coutume* handelt es sich wohl nicht um einen partitiven Artikel.

S. 435. Artikel bei Superlativen. In den drei Beispielen, wo der Artikel noch fehlt, handelt es sich um Nebensätze; auch im Altfrz. sind bekanntlich die artikellosen Fälle in Nebensätzen viel häufiger als in Hauptsätzen.

S. 450. Geschlecht. Unter der Rubrik „Noms qui ont deux genres suivant le sens qu'on leur donne", waren wohl die zufälligen Homonyme *once* (Luchs — Unze), *satire* (Satyr — Satire), *temple* (Tempel — Schläfe), *tour* (Turm — Wendung) ebensowenig aus den Listen der damaligen Grammatiker aufzunehmen, wie *page* und *vague.*

S. 500. Br. bespricht Sätze wie *Ce que je viens icy, n'est que pour dire ..*, wo *ce que* nach Oudin *la raison pourquoi*, nach Vaugelas *si* bedeutet. Br. meint, daß man damit nicht für Sätze wie *Ce qu'il est fils d'une déesse, me promettoit beaucoup d'heur*

en sa compagnie auskommt. Gewiß nicht. Aber in dem Gebrauch, wie er in dem zweiten der angeführten Sätze vorliegt, haben wir den Ursprung der genannten Redensart zu erblicken. *ce que* heißt hier wörtlich: ,,das, daß er Sohn einer Göttin ist ..", d. h. „der Umstand, daß" „der Tatbestand, daß" also genau wie in Fällen, wie *jusqu'à ce que*, *parce que*, in älterer Zeit auch *pour ce que*, *à ce que* usw. Den Übergang zu der ersten Bedeutung erklären dann Fälle wie Malherbes: *Ce que nous défendons de redemander, c'est pour faire la leçon à ceux qui exigent avec trop de rigueur*; eigentlich ,,Die Tatsache, der Umstand, daß wir verbieten .. besteht dazu, um ...", was als ,,Der Grund, warum wir verbieten .. ist, um .." oder ,,wenn wir verbieten.., so geschieht es deshalb, weil.." aufgefaßt werden konnte.

S. 539. Zu den Verben, die faktitiv werden, gehört nicht *éclore*. Die faktitive Konstruktion ist ja die alte, schon lateinische Konstruktion des Wortes. Ebensowenig gehören *déserter*, *avancer* hierher. In anderen Fällen wie *déborder*, *sortir* wären die Verhältnisse noch näher zu untersuchen. Unter den ,,Verbes subjectifs devenant objectifs" (S. 541) wären wieder *marcher* und *plaindre* zu tilgen.

S. 548 Anm. 4. Daß aus *sa parole me frappe tousjours aux oreilles* geschlossen wird, daß mit *frapper q. ch.* und *frapper sur q. ch.* auch *frapper à q. ch.* konkurrierte, ist offenbar ein Versehen.

S. 569. Daß nach *ne pas douter* Konjunktiv sich findet, wird als ein Fall angesehen, wo die negative Form gegenüber dem Sinn (der *être sûr* ist) ausschlaggebend wurde. Vielleicht doch nicht so ganz. In *qui ne douta point qu'elle ne m'allât dire* .. bildet *douta qu'elle ne m'allât dire* gewissermaßen ein ganzes, das verneint ist.

S. 590. Der erste Absatz von ,,construction de l'infinitif" ist mir unverständlich, wie es überhaupt öfter an der nötigen Klarheit des Ausdrucks fehlt.

S. 642, 1. Abs. Daß *à*-Konstruktionen als logisches Subjekt beim Passiv fungieren, scheint mir unzutreffend. In den zitierten Beispielen handelt es sich entweder um lokale oder um instrumentale Bestimmungen.

Czernowitz. E. Herzog.

Ettmayer, Karl v. *Vorträge zur Charakteristik des Altfranzösischen.* Freiburg i. Ue. 1910. Im Selbstverlag. 132 S.

Der im Vorwort ausgesprochene Grundgedanke, aus dem heraus die vorliegenden ,,Vorträge" entstanden sind, ist ein

durchaus richtiger: daß nämlich neben der historischen Sprachbetrachtung auch eine einfach beschreibende Darstellung eines beliebigen Sprachzustandes die gleiche Daseinsberechtigung hat. E. rechtfertigt ein solches Verfahren im wesentlichen mit pädagogischen Gründen, und man wird zugeben müssen, daß gerade für den Anfänger eine Beschreibung der zu behandelnden Sprache (also etwa des Altfranzösischen) eine gute Vorbereitung und Vertiefung des sprachgeschichtlichen Universitätsunterrichts bedeutet; dabei muß aber doch betont werden, daß auch wissenschaftlich eine solche Sprachbeschreibung eine Notwendigkeit ist, insofern die historische Betrachtung einer Sprache eine nur durch Beschreibung zu gewinnende eingehende Kenntnis des Zustandes dieser Sprache in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung zur unumgänglichen Voraussetzung hat. — Allerdings ist die Darstellung in der Schrift E.s nun doch nicht einfach beschreibend, sie schildert nicht etwa den altfranzösischen Sprachgebrauch in seiner nach Ort und Zeit differierenden Eigenart, sondern sie ist im wesentlichen ebenfalls historisch, indem sie die altfranzösische Schriftsprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu begreifen sucht. Was der Verfasser bietet, ist also schließlich auch nur eine Art historischer Grammatik, mit der Besonderheit, daß nicht, wie gewöhnlich, vom Lateinischen ausgegangen wird, sondern vom Altfranzösischen selbst. Über die Berechtigung eines solchen vom jüngeren Zustand ausgehenden und diesen als etwas geschichtlich Gewordenes erfassenden Verfahrens in der historischen Grammatik ist m. E. kein Wort zu verlieren; diese rückläufige Betrachtungsweise ist auch schon anderweitig angewandt worden, z. B. von meinem Vater in der Lautlehre seiner Altfranzösischen Grammatik.

Das vorliegende Heft E.s bietet nun nicht eine vollständige historisch-erklärende Darstellung der altfranzösischen Grammatik, sondern behandelt nur ein Teilgebiet, den Wortschatz; außerdem hat der Verfasser, dem einführenden Zweck seiner Vorlesungen entsprechend, keineswegs nach Vollständigkeit gestrebt, sondern immer nur einzelne wichtige Probleme herausgegriffen. E. behandelt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Entstehung des Altfranzösischen zunächst die Erbwörter (besonders das Außergebrauchkommen von Wörtern und das Auftauchen neuer), dann die verschiedenen Gruppen der lateinischen Buchwörter, die Lehnwörter germanischen, provenzalischen und orientalischen Ursprungs, die Wortbildung der Substantiva (darin eine Zusammenstellung der hauptsächlichen Suffixe nebst Bemerkungen über ihre Herkunft und Verbreitung), die Bedeutungslehre der Substantiva (besonders die Bedeutungsverschiebungen), ferner die Adjektiva, Pronomina, Verba, Adverbia, Präpositionen und Konjunktionen.

Näher läßt sich auf den Inhalt des Buches nicht gut eingehen, da sich die Darstellung innerhalb der verschiedenen Abschnitte meist in eine Reihe einzelner Beobachtungen nebst Beispielen auflöst. Jedenfalls kommt dem Detail dabei eine ziemliche Bedeutung zu, und es ist bei dieser Sachlage besonders bedauerlich, wenn man konstatieren muß, daß unter diesen Einzelheiten doch ziemlich viel Anfechtbares begegnet. Einiges davon sei hier zur Sprache gebracht.

So z. B. S. 14: Wenn E. da die Bedeutung des Volkes der *Belgae* für die Dialektbildung Frankreichs leugnet, so ist jetzt demgegenüber auf H. Morfs Schrift „*Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs*"[1]) hinzuweisen, in der die Herausbildung des pikardisch-wallonischen Dialekts als eine spezifisch belgoromanische Sprachentwicklung erklärt ist. — Ein arges Versehen liegt S. 89 vor, wo von dem „Personalpronomen" *ço* die Rede ist und behauptet wird: „*ço dist li pedre* entspricht genau unserem „es sagt der Vater"". — Ungenau ist auch die Konstatierung auf S. 97, daß *el* (= lat. *aliud*) im späteren Altfranzösisch mit *alter* zusammengeworfen werde, denn das zum Beleg angeführte *ne un, ne el* beweist doch nichts, da eine solche Gegenüberstellung von *un* und *el* sich bereits im 12. Jahrhundert (z. B. Roman de Troyes V. 17741) findet.

Andere Stellen sind so unklar formuliert, daß man sie nicht versteht; so z. B. S. 26/27: „... *lez (latus)*, das infolge seiner präpositionalen Verwendung auch als Substantiv bis Froissart in Gebrauch geblieben war . . ."; oder S. 37: „Und hier ist wieder besonders *jardin* zu erwähnen, da es nicht wohl mit den Franken aus dem N.-O. gekommen sein kann, da wall. pik. *wardin*[2]) . . . . aus dem Zentrum stammen dürfte"; oder S. 44/45, mit direktem Widerspruch: „Wenn z. B. der Dichter von Aucassin und Nicolette einmal das Wort *garris* verwendet, das auch sonst im Altfrz. — und zwar bezeichnenderweise als *jarris* — nicht unbekannt ist, so hat er wohl in der mutmaßlichen, provenzalischen Vorlage[3]) diesen Ausdruck gefunden und in seinen Text übernommen, denn Wort wie Bedeutung sind für die Gascogne eigentümlich und haben nie in Nordfrankreich existiert."

Besonders zahlreich sind Behauptungen, die zwar nicht ohne weiteres als falsch bezeichnet werden können, aber doch so gewagt erscheinen, daß man sehr eine Begründung vermißt; so z. B. in folgenden Fällen: S. 26: „Die Nebenform *oré* [neben *ore* =

---

[1]) *Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften*, Phil.-hist. Klasse, 1911, Nr. II.

[2]) Ist diese Form überhaupt belegt? Godefroy kennt sie nicht. (Anm. d. Ref.)

[3]) Außer E. scheint kaum noch jemand mit einer solchen Vorlage zu rechnen; es spricht fast nichts dafür, denn daß der Schauplatz der Erzählung in Südfrankreich liegt, ist kein genügendes Argument. (Anm. d. Ref.)

lat. *aura*] dürfte eine Umformung nach prov. *aurat* sein"; oder S. 43/44: „Gewiß provenzalisch ist hingegen *graal*, *grasal*, „die Schale", eine Kontamination zwischen dem spätgriechischen Mönchsausdruck *baucalis* „Becher" und griechisch *κρατηρ* als rom. Erbwort"; oder S. 75: „Unter die Provenzalismen gehören ... wahrscheinlich Adjektiva aus [lies wohl „auf"] *-iz* wie *faitiz*, *traitiz*."

Ebenso wie der Ausdruck und manches Detail der „Vorträge" vor dem Druck noch einer sorgfältigen Durcharbeitung bedurft hätte, hätte auch der Druck selbst strenger überwacht werden sollen: es sind viele Druckfehler stehen geblieben.

Göttingen. WALTHER SUCHIER.

Bielefeldt, Georg. *Methodische Wortkunde der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Phraseologie, Synonymik und Etymologie.* Eine Grundlage für das Studium der französischen Sprache. Ein Korrektiv für den französischen Hilfsunterricht. Berlin 1912. Verlag von Friedberg & Mode.

Das vorliegende Buch bildet, wie es auch besser gleich auf dem Titelblatt angegeben worden wäre, nur den ersten Teil des Werkes, das „Fundament des Gebäudes", wie es in der Vorrede S. 5 heißt, während von den „zwanglos erscheinenden" weiteren Teilen der II. und der III. den „Aufbau", der IV. das „Dach" desselben bilden sollen. Unser erster Teil, der — einschließlich Vorrede und Inhaltsverzeichnis (auch der nachfolgenden Teile) — 304 Seiten umfaßt, bringt als Nr. I die „Aussprache", als Nr. II die „Wortbildung", sodann (ohne Nummern) die „Bestimmung des Geschlechts" und „Zusammengesetzte Hauptwörter". Da sich hier zu der im Titel angekündigten „besonderen Berücksichtigung der Grammatik, Phraseologie und Synonymik" nur wenig Gelegenheit bot, so ist anzunehmen, daß diese Disziplinen ihre Hauptrollen in den noch zu erwartenden weiteren Teilen spielen werden. Für die Heranziehung der Etymologie bot sich natürlich schon in unserem Buche reichlicher Anlaß, nur schienen mir etwas genauere lateinische Grundformen, zumal bei den pädagogischen Tendenzen des Werkes, erwünscht. Da augenscheinlich keine sprachgeschichtlichen Kenntnisse bei den Lesern vorausgesetzt werden, so fürchte ich, daß manche der etymologischen Angaben, z. B. „*côte, côté (costa)*" — statt *côte (costa), côté (*costatum)* — irreführend oder verwirrend wirken, vielleicht auch völlig unverständlich und darum wertlos bleiben könnten, wie z. B. die an derselben Stelle (S. 23) — zur Veranschaulichung der Regel, daß der Circonflexe oft das Zeichen für den Ausfall eines Konsonanten (*s*) ist — zu dem

Verbum *être* in Parenthese gefügte Etymologie *esse.* Eine Erläuterung zu der genannten Regel wäre *être* doch nur dann, wenn dem Leser gesagt würde, daß dies franz. Verb (nicht aus der klassischen Form *esse*, sondern) aus der vulgären Form *essere* entstanden ist, die im weiteren Verlaufe zu *ess're*, dann zu *estre* und schließlich zu *être* wurde.

Und noch mancher andere Punkt ähnlicher Art fällt beim Lesen des Buches auf; dieser oder jener davon ist sogar geeignet, Zweifel zu erwecken, ob Verfasser bei seinen sicher mit großem, ja mit bewundernswertem Fleiße gemachten Zusammenstellungen, bei der unermüdlichen Sammelarbeit, von der das Buch auf jeder Seite Zeugnis ablegt, nicht doch die philologisch-historische Seite des Studiums der französischen Sprache etwas vernachlässigt habe. Unter den im Vorwort genannten Werken, aus denen er Belehrung geschöpft, ist gar manches veraltet und längst überholt. Diez ist nur mit seinem Etymologischen Wörterbuch, Meyer-Lübke überhaupt nicht erwähnt! Von A. Tobler wird im Vorwort eine Stelle aus den „Beiträgen zur alt französischen Grammatik" (sic!) zitiert, aber nur eine auf das Unterrichtsverfahren der heutigen höheren Schulen bezügliche und auch diese ohne Angabe des Fundorts (I 77). Daß Verfasser die „Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik" selbst einem eingehenderen Studium unterzogen, dafür spricht gerade nicht der Umstand, daß er (S. 128) *oïl* in Langue *d'oïl* immer noch als aus *hoc* und *illud* entstanden erklärt, da doch Tobler gleich im ersten Beitrag der ersten Reihe — unter Hinweis auf J. Grimm, Gramm. III 768 und seine eigenen früheren Darlegungen in der Zeitschr. f. vgl. Sprachf. — zeigt, daß *il* hier das persönliche Fürwort männlichen Geschlechts (also = lat. *ille*) ist, das, ursprünglich nur in der Antwort auf Fragen mit einem männlichen Subjekt der 3. Pers. Sing., späterhin, infolge eine Verdunkelung seines wahren Sinnes, auch in anderen Fällen, d. h. statt anderer Pronomina, dem Bejahungs- oder Verneinungswort zugefügt worden sei.[1]) Bedenklich stimmt ferner (S. 285) die Anführung von *entre-temps* als Verbindung, in der „die Präposition dem Sinne nach Adverb ist", was nicht nur der Verwendung dieses Wortes als Zeitadverbs (ungefähr gleich *cependant*) zuwiderläuft, sondern mindestens der Erläuterung bedurft hätte, daß die heutige Form auf falscher Umdeutung des älteren *entre tant* beruht, das sich noch heute im Ital. (*intrattanto*), im Port., Span.

---

[1]) Die — nach unserem Gefühl pleonastische — Setzung des pers. Pronomens in der Antwort findet sich bekanntlich auch in andern Sprachen. Vgl. z. B. Shakespeare, *Titus Andronicus* I, 2: *Lavinia, you are not displeased with this? — Not I, mylord.* — So denn auch afr. bei der 1. Sg. ursprünglich *ne je*, allmählich (ebenso wie *ne tu*, *ne vus* usw.) bei der Überzahl der Fälle mit d. 3. Sg. masc., durch *nen il* (heute bekanntlich volkstümlich *nenni*, spr. nani) verdrängt.

entretanto, (woneben im Span. *entretiempo* = „Übergangszeit" existiert) in richtiger Form vorfindet. Auf S. 291 überrascht unliebsam die Bemerkung: „Bei *grand* ist in einigen femininen Wörtern der Apostroph zu beachten, den Ausfall des *e* anzeigend." Da das *e* in den betreffenden Verbindungen (*grand'mère* usw.) nie gestanden hat, so kann füglich von „Ausfall des *e*" unter keinen Umständen gesprochen werden, höchstens könnte es „das Fehlen eines *e*" heißen, mit Rücksicht darauf, daß das ursprünglich für beide Geschlechter nur eine Endung aufweisende Adjektiv dem Zuge der späteren Zeit und der großen Masse der Adjektive folgend, schließlich im Feminin *e* anna'm, mit Ausnahme einer bestimmten Anzahl erstarrter Verbindungen, die sich jeder nachträglichen Korrektur erfolgreich widersetzten (*-grand'envie*, *grand'pitié*, *grand'peur* hätten übrigens als völlig veraltet weggelassen werden sollen). Weiter kann befremden, daß S. 57 *eu* (in den Formen von *avoir*) als „eine alte Schreibart für *u*, die sich noch in den Formen von *avoir* und in einigen Personennamen jener Zeit erhalten hat" erklärt wird, ohne die geringste Andeutung davon, daß das *e* hier ursprünglich eine besondere Silbe (dem lat. *ha b*) entsprechend) gebildet hat — wie eine die Etymologie besonders berücksichtigende Wortkunde doch auf keinen Fall zu bemerken verabsäumen dürfte. Ferner, daß — um zunächst bei der Etymologie und Wortgeschichte zu bleiben — unter den *mots populaires* S. 131 auch *fidèle* figuriert, eine höchst gelehrte Form, für welche das Volk stets die Form *feeil*, *feoil* gebrauchte; daß S. 175 in den Volksbezeichnungen, wie *Anglais*, *Génois*, die beiden Endungen *-ais* und *ois*, die bekanntlich etymologisch identisch sind (lat. *ens is*): *ēs*, *éis*, *óis*, *oís*, *oè(s)* {*è* = *ais* / *ōa* = *ois*} völlig getrennt aufgeführt werden und nur bei *ois* ein lat. *-ensis* als Grundlage angegeben wird; daß S. 135 bei der Darstellung der Entwickelung der lateinischen Vokale nur die betonten berücksichtigt werden, bei den tonlosen aber lediglich von „Ausfall, Umstellung und Hinzufügung von Vokalen" die Rede ist, während doch noch in der heutigen Formenlehre (vgl. *je reçois*, *nous recevons*, *je meurs*, *nous mourons* usw.) sowie in der Wortbildung (vgl. *a mant* aber *a i mer*) der Unterschied in der lautlichen Behandlung der betonten und unbetonten eine wichtige Rolle spielt; ferner daß bei jenen zwar langes und kurzes *e* und *i*, aber nicht auch, wie es ebenso nötig gewesen wäre, langes und kurzes *o* und *u* unterschieden werden. Stutzig macht einen wohl auch, um von kleineren Versehen, wie der Anführung von *autodafé* unter den spanischen Fremdwörtern (S. 134) — da doch das *da* (= span. *de la*) klar und deutlich für portugiesische Herkunft spricht — zu schweigen, die Unvollständigkeit der Aufzählung der romanischen Sprachen (S. 127), bei der das Rumänische (Diez sagt „das Walachische")

und das Rätoromanische völlig unerwähnt geblieben sind; und schließlich auch die unrichtige oder wenigstens ungenaue Übersetzung des Anfangs der Straßburger Eide: *Pour l'amour de Dieu et pour le peuple chrétien et notre commun salut* statt *Pour l'amour de Dieu et pour le salut du peuple chrétien ainsi que le nôtre commun* oder *à nous deux* (*christian poblo* ist präpositionsloser, von *salvament* abhängiger Genitiv), ein Versehen, das man freilich in Literaturgeschichten so oft antrifft — ähnlich wie die Bezeichnung von *autodafé* als spanisch — daß dem Verfasser hier höchstens zu große Vertrauensseligkeit zum Vorwurf gemacht werden kann.

Diese und manche andere Einzelheiten, die nicht alle aufgezählt werden können, machen hinsichtlich der sprachgeschichtlichen Angaben eine gewisse vorsichtige und kritische Benutzung des Buches empfehlenswert. Doch sind diese Dinge ja im Grunde nur verbrämende, also entbehrliche Zutaten, und, wenn man von ihnen absieht — vielleicht hätte auch Verfasser gut getan, von ihnen abzusehen, sie ganz wegzulassen — so kann man das Buch als eine sehr fleißige Materialienzusammenstellung und -gruppierung nur loben. Natürlich ist nicht zu erwarten, daß es bei den Tausenden von Wörtern und Wortverbindungen überall ohne Versehen abgegangen sei, aber jeder junge Romanist, der den Wunsch hat, sich mit dem Wortschatz der neufranzösischen Sprache gründlich und methodisch zu beschäftigen, wird in dem Studium des Buches nicht nur mancherlei Belehrung und Förderung finden, sondern, was jedenfalls nicht zu verachten ist, auch wertvolles Material für eigene Untersuchungen und Forschungen auf diesem Gebiete. Hie und da ist des Guten sogar zu viel geboten. Was sollen z. B., unter den Belegen für den fremden Buchstabenkomplex *sch* Wörter wie *schorl* (wo obendrein ein erklärendes *min* = *minéralogie* fehlt) oder *schène* (wo *h. a.* = *histoire ancienne* hätte stehen müssen)? Keiner der klassischen Philologen oder Historiker, die ich befragt, konnte mir sagen, daß „Schönus" die ägyptische Meile ist (zu 7500 Schritt) und der Benutzer des Buches kann seine Zeit wahrlich nutzbringender verwenden als mit dem Nachschlagen so seltener Wörter. Oft genug gibt Verfasser selbst eine Erklärung in Form einer französischen Fußnote, manchmal sogar von ganz bekannten Personen oder Sachen, so daß es den Eindruck macht, als solle dem Leser damit französisches Konversationsmaterial geboten werden. So z. B. S. 157 zu *bar(r)ette*, das als Beispiel für die Deminutivendung *-ette* aufgeführt ist: „*petit bonnet plat*; *bonnet noir des ecclésiastiques*", oder auf derselben Seite zu *bicyclette*: „*vélocipède à deux roues d'égal diamètre, dont la seconde est motrice* (*par une chaîne*)", wozu — verwunderlicher Weise in deutscher Sprache — der Zusatz gemacht ist: „Die alten *bicycles* sind fast außer Gebrauch." Wie ungleich er dabei, namentlich bezüglich der auf-

geführten Personennamen, verfährt, zeigen Fälle wie S. 81, wo zwar dem bekannten Namen Sacher Masoch die erklärende Fußnote *romancier autrichien* beigegeben, aber zu *Tychsen* (Namen eines Orientalisten) nichts gesagt ist. Wollte Verfasser nicht alle aufgeführten Namen erklären — was man bei deren großer Zahl auch kaum verlangen kann — so hätte er lieber bei allen auf erläuternde Anmerkungen verzichten sollen. Sind sie doch fast lediglich als Belege oder Übungsmaterial zu Ausspracheregeln zitiert; so mag denn jeder diejenigen, die ihm völlig unbekannt sind, ruhig beiseite lassen. Aber Verfasser geht in seinen Zusätzen weit über das Maß bloßer Sacherklärungen hinaus. Manchmal bietet er kurze geschichtliche Abrisse in französischer Sprache. So bei *aviateur*, zu dem er (S. 152) die Anmerkung setzt: „*aviateur*, *aviation* v. lat. *avis* Vogel" — er hätte dann wenigstens die Bildung auch als formell fehlerhaft bezeichnen sollen — und fortfährt: *Après nombreuses vaines tentatives faites en quelques siècles, le problème de l'aviation* (Vogelflug; Flugschiffahrt), *depuis longtemps si désirée, c'est-à-dire parcourir l'air pareil à l'oiseau — a été enfin résolu par les deux frères Wright, Américains (en* 1908) usw. (noch sechs Zeilen lang). Diese kleinen Seitensprünge auf das Gebiet der Konversationslehrbücher, des „*Petit Parisien*" und ähnlicher, die Verfasser wohl in der Erwägung getan, daß „wer vieles bringt, jedem etwas bringen wird", scheinen mir in einer „methodischen" Wortkunde denn doch nicht recht am Platze, ebensowenig wie gewisse von Zeit zu Zeit eingestreute allgemeine pädagogische Bemerkungen. So (S. 101) die über näselnde Aussprache: „Das Näseln ist meist die Folge einer vernachlässigten Spracherziehung; nie sollten es die Eltern bei ihren Kindern dulden; die Schule kann mit der Beseitigung des Fehlers nicht ihre Zeit verbringen." Andere etwas schulmeisterlich klingende Mahnungen und Ratschläge, die in einer schematischen Darstellung befremden müßten, finden allenfalls ihre Rechtfertigung in dem Untertitel des Buches „Ein Korrektiv für den französischen Hilfsunterricht" und sind wohl für Hauslehrer bestimmt. So die Vorschrift (S. 33, nicht etwa in einer Anmerkung, sondern im vollgedruckten Text): „Kann der Anfänger trotz wiederholten Vorsprechens den richtigen fremden Laut nicht treffen, so sind phonetische Hilfen, wie Anweisung über Lippenform, Mundöffnung und Lage der Zunge wohl angebracht. Doch ist nur in beschränktem Maße davon Gebrauch zu machen, damit der Sprechende in dem Bestreben, recht genau und fein zu sprechen, nicht Affektiertes annimmt." Solche detaillierten Anweisungen, mögen sie an sich noch so gerechtfertigt sein, gehören denn doch wohl ausschließlich in Bücher über Unterrichtsmethoden; in unserem Werke wirken sie nach meiner Empfindung als unangebrachte Bevormundung mehr oder weniger peinlich. Hie und da stört eine Zusatz-

bemerkung insofern, als sie an eine falsche Stelle geraten ist. So wäre die an Littrés Wörterbuch geübte Kritik (S. 132, Anm.), daß „dies Werk, obwohl sehr gelehrt und noch brauchbar für die Aussprache, nicht unbedingt als Autorität gelten könne, da die Volkssprache — ich würde sagen: die allgemein übliche Sprechweise — nicht genug berücksichtigt ist", bei der Lehre von der Aussprache, namentlich des sogenannten mouillierten *l*, ganz wohl angebracht gewesen. Als unerwarteter Abschluß einer Notiz über den heutigen französischen Wortschatz, in der gesagt wird, daß er sich aus drei Arten von Wörtern, *mots populaires*, *mots savants* und *mots étrangers* zusammensetze und daß das Wörterbuch der Akademie ca. 27 000 Wörter, dasjenige von Littré ca. 200 000 enthalte, wirkt sie fast verblüffend. Nicht immer steht übrigens die Praxis in voller Übereinstimmung mit der Theorie. So macht Verfasser (S. 73) die energische (und durchaus zutreffende) Bemerkung „Die Begriffe „Laut" und „Buchstabe" sind streng auseinander zu halten", wozu eine Anmerkung tadelnd hinzufügt: „Was selbst in Büchern nicht immer geschieht" (Folgt ein Beleg aus einem „neuen, verbreiteten Schulbuche").[2] Aber die richtige Einsicht und strenge Kritik an anderen schützen den Verfasser selbst nicht immer vor gelegentlichen Ausdrucksfehlgriffen der in Rede stehenden Art. So lese ich an verschiedenen Stellen (z. B. S. 29, S. 33) mit Verwunderung vom „zirkumflektierten Laut"; und der S. 111 gegen die Termini *h voyelle* und *h consonne* erhobene Einwand, daß „dem *h* zur Eigenschaft eines Vokals oder Konsonanten der Laut fehlt", muß in einer Darstellung einigermaßen befremden, die ohne Bedenken immer wieder von stummen Vokalen (vgl. auch S. 69) und stummen Konsonanten (vgl. S. 73) spricht.

Übrigens hätte ich in einem Buche mit so ausgesprochen pädagogischen Tendenzen, wie dem unsrigen, das unter anderem die besondere Berücksichtigung der Grammatik und Etymologie auf dem Titelblatte verspricht, für manche dem Nichtromanisten auffallende oder unverständliche Erscheinung Erklärungen zu finden gewünscht, die nach Plan und Anlage des Werkes hier

[2]) Ich würde sogar noch etwas weiter gehen als der Verfasser und auch die von ihm gegebene Formulierung „Ein Buchstabe steht im Auslaut, wenn er den letzten Laut bildet, am Wortende, wenn er der Endbuchstabe ist" verwerfen. Im „Auslaut" darf m. E. nur ein Laut vorkommen, ein Buchstabe kann überhaupt nur am Wortende stehen. Und so würde ich nicht, wie er S. 23 tut, sagen: „Im Anlaut des Wortes findet sich weder der Accent grave noch der Accent cirkonflexe", sondern höchstens „Auf dem ersten Buchstaben eines Wortes findet sich weder...." Ich sage „höchstens", denn die ganze Regel ist sehr prekär. Verf. gibt ein paar Ausnahmen, jedoch nur mit *ê (être)* und *è (ès, Èbre, Ève, Ègre, les Èques)*. Hat er denn aber gar nicht an *âcre*, *âpre(té)*, *âtre*, *île*, *îlot* usw. gedacht?

sicher besser am Platze gewesen wären als manche der vorher besprochenen kritischen oder gar polemischen Einschiebungen. So findet sich bei der sehr ausführlichen nahezu 60 Seiten umfassenden Erörterung des Geschlechts der Substantiva — bei der der Verfasser sich mit höchst anerkennenswertem (aber auch lohnendem?) Fleiß und Bemühen die Aufstellung einer Bestimmungsmethode auf Grund der E n d u n g e n hat angelegen sein lassen — S. 259 lediglich als Ausnahme aufgeführt, daß die mit (vorangestelltem) *mi* (= medium) gebildeten Zeitbestimmungen, soweit sie nicht, wie *midi, minuit* zu einer ganz selbständigen Neubildung zusammengeschmolzen sind, selbst bei männlichen Grundwörtern weibliches Geschlecht aufweisen. Es liegt nun doch nahe, angesichts des Umstandes, daß in all diesen Fällen Termine, meist sogar bestimmte Einzeltage gemeint sind — man denke z. B. an *la mi-carême* und sämtliche Verbindungen von *mi* mit Monatsnamen — in der Setzung des Artikels *la* Anbildung an die Bezeichnungen der Festtage, wie *la St. Jean* usw., zu sehen. — Wenn S. 260 *un hémisphère* als „Ausnahme" aufgeführt ist mit dem in Anm. 2 gemachten Zusatz „obgleich *la sphère, atmosphère f.*", so ist dabei außer Acht gelassen, daß *hémisphère* nicht ein französisches Kompositum von *sphère* ist, sondern ein selbständiges Fremdwort, das auf griechischem ἡμισφαίριον beruht; nach ihm ist dann das — gleichfalls als Ausnahme vorgeführte — *planisphère* geformt. Ein kurzer Hinweis auf dieses Etymon, das übrigens S. 194 bei der Besprechung des Präfixes *hémi* richtig angegeben ist, würde das Erlernen des richtigen Geschlechts, um das es dem Verfasser augenscheinlich sehr zu tun ist, wesentlich erleichtert haben. — Ähnliches läßt sich bei dem Worte *Pâques* sagen, bezüglich dessen S. 247, wo die Substantiva auf *-que* behandelt werden (nachdem unter *a* die weiblichen erwähnt worden sind), unter „*b.* m a s c." nur die kurze — und unzulängliche — Notiz steht: „*Pâques* Ostern (aber f é m. im Plur.)". S. 267, wo von den Wörtern mit doppeltem Geschlecht und verschiedener Bedeutung die Rede ist, steht links (unter „masc."): „*Pâques* Ostern (*le — prochain* nächste Ostern), rechts (unter „fém.") 1. *pl. f.* (= im Plural weiblich), 2. *la pâque* das jüdische Passah". Ich fürchte, damit werden wenige Benutzer des Buches etwas anfangen können und noch wenigere werden daraufhin den Sachverhalt gedächtnismäßig festzuhalten imstande sein. Wieviel einfacher und leichter wird die Sache, wenn man sagt: „*pâque* ist immer weiblich, im Sing. (jüdisch) wie im Plur. (christlich); statt *le dimanche* (oder *jour*) *de Pâques* wird jedoch gern bloß *Pâques* gesagt, z. B. *(à) Pâques prochain, Pâques est arrivé, Pâques est haut* (spät), *bas* (früh) *cette année-ci* usw. — Bei der Besprechung der „Endkonsonanten einiger Zahlwörter" (S. 98) bleibt der dort konstatierte, für jeden Nichtfachmann höchst befremdliche Sach-

verhalt der Aussprache des *x* von *dix* in den Zahlen (17) 18, 19 und des *t* von *vingt* in 21—29, sowie andrerseits das Stummbleiben dieses Konsonanten in den Zahlen von 81 bis 89 und in 101 völlig unerklärt. Es hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß in älterer Zeit zur Anfügung der Einer s t e t s *et* (nicht bloß, wie heute, vor *un*) verwandt wurde und daß das *x* in 18, 19, das *t* in 21—29 noch heute d i e Aussprache aufweisen, die sie damals vor *et* hatten, während das (früher ständige) *s* in 81—89 und das häufige *s* in *cent* diesen Zahlen den *t-Laut* genommen haben. Etwas komplizierter, aber, wie mir scheint, in einem Unterrichtswerk immerhin lohnend, wäre eine erläuternde Besprechung der zahlreichen Bildungen mit *para*, mit denen Schutzvorrichtungen, -instrumente, -apparate bezeichnet werden. Diesmal ist Verfasser an der Frage nach der Entstehung des Sachverhalts nicht einfach vorübergegangen; aber seine Erklärung flößt mir Bedenken ein. ,,*Parer* abwehren, schützen, ,,parieren" [v. lat. *parare*]', so sagt er, ,,bildet eine Anzahl mit *para* (a u s *p a r e à!*) beginnender Wörter, welche ein Schutzmittel oder einen Schutzapparat gegen etwas (*qui garantit de qch.*) bezeichnen, z. B. *parapluie* (*pare à pluie*) ist ein Schirm, der gegen Regen schützt (*qui garantit de la pluie*,) *parasol* (*appareil pour garantir du soleil*)."[3]) Nachdem er dann 11 Beispiele mit *para* gegeben, fügt er hinzu: ,,Vor V o k a l e n (selten) *par*: *paravalanche* (Lawinenwehr), oder *pare* mit (-): *pare-éclats* Kugelschutz, *pare-étincelles* Funkenfänger, Kaminschirm (*parer* u. *étincelle*), außerdem mit (-) nur: *pare-poussière* Staubmantel; verschmolzen in *parapet* Brustwehr [it. *parapetto*.]" — Bezüglich des letzten Beispiels, bei dem das etwas vage und gewagte Wort ,,verschmolzen" leicht den komischen Irrtum erregen könnte, als läge hier auch eine französische Bildung — eine Verschmelzung von *para* mit franz. *pet* vor, ist zunächst nachdrücklich zu bemerken, daß es durch und durch Fremdwort ist, glattweg als solches übernommen und seit etwa dem XVI. Jahrhundert im Gebrauch. Meist wird es als Abklatsch des italienischen *parapetto* (so auch von Diez) angesehen, worin *parar* die Bedeutung ,,schützen" habe. Ebensogut aber könnte man auf das spanische *parapeto* (dem ein gleichbedeutendes portugiesisches *parapeito* zur Seite steht) als Grundlage des Französischen zurückgreifen. War doch der Einfluß, den die spanische Sprache auf das Französische im XVI. Jahrh. ausübte, nicht geringer, als der des Italienischen. Im Spanischen (wie im Portugiesischen) heißt bekanntlich *para* ,,für" (im Sinne des Zielpunktes, der Bestimmung), so bezeichnete dann *parapeto* (*parapeito*), ähnlich wie englisch *breast-work* (auch *breast-wall*,

---

[3]) Man sieht wieder des Verfassers Neigung, durch kleine — unnötige — französische Sätzchen Konversationsmaterial zu liefern.

vgl. deutsch „Brüstung") lediglich ein „für die Brust bestimmtes" Erd- oder Mauerwerk, während das deutsche „Brustwehr" noch den Begriff des Schutzes, der Abwehr ausdrücklich nennt. Doch seien nun die ersten Bildungen dieser Art, als welche sich *parapet, parasol, paravent, parapluie* nachweisen lassen, italienischen oder spanischen Ursprungs, für die richtige Beurteilung scheint mir die Hauptsache zu sein, daß zunächst alle Neubildungen nach ihrem Muster geformt wurden, d. h., daß als erstes Glied ein fremdländisches *para* (vielleicht noch gestützt durch die zahlreichen gelehrten Wörter mit griechischem παρα, teils in der Bedeutung „neben, für" wie in *paraphrase, paranymphe*, teils auch in der feindlichen Bedeutung „gegen", wie *paradoxe, paralogisme*) in dem vagen Sinne eines Schutzmittels figurierte. Da nun das Französische auch ein *parer* mit der Bedeutung „abwehren" hat, so bildeten sich neben jenen, etwas fremdartigen Wörtern mit *para*, alsbald auch volkstümlichere Formen mit *pare*, wie denn der Dictionnaire général unter *paravent* aus Oudin (schon 1653) „*pare-vent ou para-vent*" zitiert. Das Vordringen der französischen Imperativform *pare* mochte dann wohl durch die Verbindungen mit vokalisch anlautenden Substantiven gefördert werden, sei es solchen mit *a* (das wohl ursprünglich als ἀπὸ κοινοῦ galt), wie *paravalanche* und — die der Dirnen- und Zuhältersprache angehörigen — *paradultère, paramour* (dies bekanntlich auch ins Englische übergegangen), sei es solchen mit anderen Vokalen, besonders *é*, bei denen man zur Vermeidung des Hiatus gleich französierende Schreibung anwandte: *pare-éclats* („Schutz gegen Splitter"), *pare-étincelles*. Bildete man nun nach diesem Typ auch Verbindungen mit konsonantischen Wörtern, z. B. *pare-feu, pare-poussière, pare-torpilles*, wozu wohl auch Verbindungen wie *lance-torpilles* anregten, so war von hier zur nachträglichen Umdeutung und Umformung mancher der zahllosen, schon vorhandenen Wörter mit *para* nur ein Schritt: Aus *parachoc, paraneige, parafaux* (Stempelschutz), wurden unter Substituierung der Konstruktion *parer à*: *pare-à-choc, pare-à-neige, pare-à-faux*.[4])

Daß ich — im Gegensatz zum Verfasser sowie auch zu Sachs, der in den etymologischen Notizen das *para* unsrer Wörter

[4]) Sogar vor Verben machte diese Neuerung nicht Halt, sie formte z. B. *paravirer* = „das Drehen (eines Schiffes) verhüten", das wohl nach Analogie von *paralyser, paradoxer* (oder, wie *vice-présider* aus *vice-président* — vgl. „Lexik. Lesefrüchte" II, S. 23 — aus einem Subst. *paravire*) gebildet war, in *pare-à-virer* um; und in den untersten Schichten des Volks, die sich natürlich unseren Verbindungen gegenüber in vollster orthographischer Ratlosigkeit befanden, erhielt z. B. ein *paralance* (witzelnde Bezeichnung des Regenschirms im Anschluß an die Redensart: *il tombe des lances* für *il pleut*) sogar die schriftliche Fixierung *par-à-lance*, womit hinsichtlich der Deutung offen der Bankrott erklärt war.

immer durch *parer à* erläutert — diese Konstruktion erst als eine nachträglich untergeschobene ansehe, hat vor allem seinen Grund darin, daß mir ihre Bedeutung hier nicht so gut zu passen scheint, wie diejenige des transitiven Verbs. Während dies nämlich geradezu „abwehren" heißt, (vgl. unser „parieren") hat „*parer à*" mehr nur die Bedeutung von „Vorsichtsmaßregeln treffen, Maßnahmen ergreifen gegen einen Nachteil, wie Gefahr" (vgl. *parer au plus pressé*, *parer à une omission qu'on pourrait faire*), nähert sich also stark dem *pourvoir à*. Ferner schiene mir bei einer ganz auf französischem Boden entstandenen Verbindung mit *parer à* der Artikel beim Substantiv das Natürlichere: **pare-au-vent*, **pare-à-la-pluie* usw. Vor allem aber sähe man nicht recht ein, einmal warum die Auseinanderlegung in *pare* und *à* so lange hätte auf sich warten lassen sollen, warum Oudin (1653) neben der Form mit *para* als weitere Möglichkeit zwar *pare-vent*, aber nicht *pare-à-vent* angesetzt hat; sodann aber auch nicht, wie sich, wenn die Bildungen mit *parer* und *à* allezeit echt französisch gewesen wären, daneben die vorhin erwähnten ohne *à*, z. B. *pare-feu*, *pare-poussière*, *pare-torpilles* hätten einstellen sollen. Immerhin wird man in der ganzen schwierigen Frage auf Vermutungen angewiesen bleiben, und wenn ich im vorstehenden mir darzulegen erlaubt habe, wie i c h mir die Sache denke, so geschah das nicht, weil ich meine Auffassung für die einzig richtige halte, sondern nur, weil Verfasser mir die von ihm vertretene mit allzugroßer Bestimmtheit, gleichsam als die einzige überhaupt in Betracht kommende (woran vielleicht Sachs mit seinen apodiktischen Etymologieangaben nicht ohne Schuld ist), vorgetragen hat.

Nachdrücklicher — und diesmal ohne Schwanken hinsichtlich der Berechtigung meines Einspruchs — möchte ich mich gegen die auch in unserem Buche (S. 119 ff.) anzutreffende, alteingewurzelte und kaum auszurottende Darstellung der Lehre von der Bindung (*Liaison*) der Wörter wenden, bei der immer zwei grundverschiedene Dinge miteinander verquickt werden, nämlich die B i n d u n g der Wörter, d. h. ihre Aneinanderreihung beim Sprechen ohne jede Unterbrechung des Atemstromes und, was völlig davon verschieden ist, das A u s s p r e c h e n g e w i s s e r sonst stummer E n d k o n s o n a n t e n innerhalb eng verbundener Wortgruppen. Daß die Franzosen selbst diese beiden grundverschiedenen Dinge seit alters durcheinandergeworfen haben und noch durcheinanderwerfen, — der Dictionnaire général z. B. scheut sich nicht, neben die durchaus zutreffende Angabe, daß *lier des notes de musique* bedeutet: *faire entendre sans interruption plusieurs notes qui se suivent*, die sachlich unzutreffende, auf völlig willkürlichem, gewissermaßen vergewaltigendem Sprachverfahren beruhende weitere Angabe zu setzen, *lier des mots* bedeute: (*les joindre*) *en faisant s o n n e r u n e c o n s o n n e f i n a l e*, *ordinairement muette, sur la voyelle du mot qui la suit*,

als ob von Worten als Bestandteilen eines Satzes nicht ebenso wie von Noten und Tönen zu gelten hätte, daß *les lier* einfach bedeutet: *les faire entendre sans interruption!* — das ändert nichts daran, daß ihre Vermischung völlig unsachlich und unwissenschaftlich ist. Einen Satz, wie *nous avons ouvert une fenêtre* hat man immer in vollkommenster Bindung — nenne ich sie nun *enchaînement* oder *liaison* — zu sprechen, und dieser Forderung ist genügt, sobald ich diese fünf Worte wie ein einziges, ohne die leiseste Unterbrechung ausspreche, ganz gleich, ob ich dabei noch stumme Endkonsonanten hören lasse oder nicht, ob ich, — in affektierter und gekünstelter Weise — am Ende von *nous* und *avons* je ein stimmhaftes *s* und von *ouvert* ein *t* mitspreche, oder ob ich, in natürlicherer Sprechweise, auf die beiden letztgenannten verzichte, oder ob ich, was natürlich ungebildet klänge, auch noch das *s* von *nous* unausgesprochen ließe. Die Frage, was für stumme Endkonsonanten überhaupt laut werden können und unter welchen Umständen sie es tatsächlich werden, ist gewiß ebenso wichtig wie schwierig zu beantworten — wenn sie überhaupt in allgemein gültiger Weise beantwortet werden kann; aber sie hat absolut nichts mit der anderen Frage, wann Bindung stattfindet, zu tun, einer Frage, die ebenso leicht, wie jene schwer, zu beantworten ist, nämlich dahin, daß Bindung im Französischen immer und ausnahmslos zwischen allen dem Sinne nach eng zusammengehörigen Wörtern (nicht bloß zwischen konsonantisch auslautenden und vokalisch anfangenden) stattfindet, daß also bei *tu as* und *par terre* genau so von Bindung zu sprechen ist, wie bei *nous avons*, da nämlich die Aussprache jener beiden Wortpaare sich in nichts von derjenigen der zweisilbigen Einzelwörter *tuas* (als Verbform von *tuer*) und *parterre* (als Substantiv) unterscheidet, zusammengehörige selbständige Wörter also genau so „gebunden werden" wie Silben eines einzelnen Wortes. Danach wären denn in der Formulierung des betreffenden, „Bindung (*Liaison*)" überschriebenen Kapitels (S. 119—126), dessen in manchem Punkte lehrreiche Reichhaltigkeit wieder gern anerkannt werden soll, eine ganze Reihe mehr oder weniger tief greifender Änderungen vorzunehmen. Es beginnt — ganz in der vorhin am Dict. génér. gerügten Weise — mit der Definition: „Bindung (*liaison* von *lier* binden) nennt man die dem Französischen eigentümliche Aussprache, welche darin besteht, daß der Endkonsonant eines Wortes zu dem Anfangsvokal (oder stummen *h*) des folgenden, dem Sinne nach zugehörigen Wortes „herübergezogen" wird usw." — Das ist in doppelter Hinsicht unzulänglich gesagt. Einmal tritt, wenn Verfasser wenige Zeilen später von der „Bindung der stummen Endkonsonanten" spricht, dabei das wesentliche Moment gar nicht zutage, daß dieses Lautwerden sonst stummer Endkonsonanten nicht

etwa eine moderne Erfindung, sondern lediglich der Überrest reichlicherer Konsonantenaussprache älterer Zeit ist, die sich deshalb keineswegs auf den Fall eines folgenden vokalischen Anlauts beschränkt, sondern, wie bei *dix-huit*, *dix-neuf*, *vingt-deux*, *vingt-trois* usw. auch vor konsonantisch anlautenden Wörtern findet. Ferner müßte man nach des Verfassers Formulierung meinen, daß der Fall des Zusammentreffens eines vokalisch auslautenden und vokalisch anlautenden Wortes entweder im Französischen gar nicht vorkommt oder, wenn es doch der Fall sein sollte, überhaupt nicht unter die Bindungsregel fällt. Erst sieben Seiten weiter, in einem „Bemerkungen zur Liaison" überschriebenen, kleingedruckten Zusatzkapitel heißt es ganz am Schluß (S. 126): „Oft folgt auf ein Wort mit v o k a l i s c h e m Auslaut wiederum ein v o k a l i s c h anlautendes, das grammatisch eng mit ersterem verbunden ist. In diesem Fall reiht sich V o k a l an V o k a l; in der vokalischen Anreihung oder „Bindung" (also endlich doch!!) werden die Vokale gleichfalls schnell hintereinander, ohne Absetzen der Stimme gesprochen." Aber leider hat diese unsachgemäße Sonderung und verspätete Vorführung eines so überaus wichtigen und mit der ganzen Bindungsfrage von Anfang an untrennbar verbundenen Falles die üble Folge, daß sie den Verfasser zur Bildung des unzutreffenden Terminus „vokalische Bindung" verleitet, die er dann in folgendem Satze in unstatthaften Gegensatz zur konsonantischen bringt: „Die Umgangssprache bindet häufig vokalisch, wo die gewählte Rede konsonantisch bindet" (Beispiele: *tu aurais* — soll wohl heißen: *serais* — *injuste* und *elle était enragée*). Ich sagte „in unstatthaften Gegensatz", weil es rein zufällig ist, daß hier den in gewählter Rede laut werdenden Endkonsonanten von *serais* und *était* vokalische Laute vorhergehen. Nähme ich Beispiele, wie die S. 122 erwähnten: *il dort un peu*, *ils passèrent une plaine*, so bestände der Unterschied zwischen gewählter Rede und Umgangssprache nicht in „konsonantischer" und „vokalischer" Bindung — denn, auch wenn das *t* in *dort* und *passèrent* unausgesprochen bleibt, „bindet" doch immer noch das *r*, also a u c h ein Konsonant — sondern darin, daß das eine Mal der l e t z t e sonst stumme Konsonant hörbar wird, das andre Mal nicht. Man sieht, wie große Vorsicht vonnöten ist, um die heikle Materie überall in wissenschaftlich einwandfreie Formeln zu bringen. Mag es noch allenfalls hingehen, wenn Verfasser (S. 120 ff.) davon spricht, daß der und der stumme (besser wäre: „s o n s t stumme") Endkonsonant bindet, oder daß das und das Wort m i t (= „mittels") dem und dem Endkonsonanten bindet, so muß es doch als unzulässig bezeichnet werden, schlechtweg zu sagen: „das und das Substantiv bindet nicht" oder „bindet nur in dem und dem Falle" (z. B. S. 122, Z. 4 von unten:) „Viele Substantive binden nur, wenn ein Adjektiv folgt... z. B. *intérêt*,

dépôt". In *Son intérêt est grand* oder *J'ai confié ce dépôt à mon ami* ist zwischen *intérêt* und *est*, zwischen *dépôt* und *à* trotz des Stummbleibens der End-t die Bindung genau so unerläßlich und sollte auch den Französisch Lernenden genau so nachdrücklich ans Herz gelegt werden, wie in *son but est noble* oder *j'ai donné son fait à mon ami* (in welchen Wendungen vor *est* und *à* ein t hörbar werden würde). — Als ein Versehen besonderer Art sei schließlich noch die Formulierung der S. 125 Anm. aufgestellten Regel hier erwähnt: „*huit* (8) hat zwar ein aspiriertes *h*, z. B. *le huit mai*, *vers les huit heures*, wird aber in zusammengesetzten Zahlen gebunden, z. B. *dix-huit*, *vingt-huit*, *trente-huit* etc., außer in 88: *quatre-vingt-huit* (S. 98)". Hier wirbeln die verschiedenartigsten und bedenklichsten Behauptungen durcheinander. Zunächst gehört *trente-huit* überhaupt nicht hierher, da die Aussprache des Ganzen genau gleich der Summe der Aussprachen der einzelnen Bestandteile (auch in völligster Isolierung) ist. Bei *vingt-huit* liegt die Sache nicht ganz so schlimm: aber, wird auch in *vingt* allein kein *t* gesprochen, so muß gegen seine Hersetzung (wie mutatis mutandis gegen die von *quatre-vingt-huit*) doch darum Einspruch erhoben werden, weil die Aussprache von *vingt* vor *huit* um nichts anders ist, als vor a l l e n Einern, also auch vor den konsonantisch anlautenden: *deux*, *trois* usw. Bleibt also nach *dix-huit*, bei dem die Sache zwar recht verführerisch ist, sich schließlich aber doch gleichfalls als irrig erweist, insofern nämlich, als keineswegs „Bindung" mit *huit* vorliegt, sondern — genau so wie in *dix-neuf* — die erste Zahl *dix* diejenige Aussprache bewahrt hat, die sie in älterer Zeit vor dem damals üblichen *et* (also *dix-et huit*, *dix-et neuf*) hatte, wie ja schon früher (S. 21) ausgeführt worden ist. Verwundern darf man sich übrigens auch über den ungewöhnlichen, dem sonstigen Verfahren des Verfassers zuwiderlaufenden Gebrauch des Wortes „binden", wenn es hier auf einmal heißt: „*huit* . . . wird in zusammengesetzten Zahlen gebunden." statt des zu erwartenden „v o r *huit* oder m i t *huit* wird, obgleich es ein aspiriertes *h* hat, der Endkonsonant einer vorhergehenden Zahl gebunden".[5]) Aber wäre damit auch die Formulierung zurechtgerückt, sachlich bliebe die Regel darum doch nicht weniger verfehlt und unhaltbar. Es muß durchaus bei dem alten Satze bleiben, daß das *h* von *huit* in a l l e n Fällen und o h n e A u s n a h m e als aspiriert gilt, oder vielleicht noch besser, weil umfassender: „daß a l l e Z a h l w ö r t e r — also nicht bloß *huit*, sondern auch *un*[6]) und *onze* — in guter Sprache stets wie konsonantisch anlautende Wörter behandelt werden."

[5]) Seltsam berührt in dieser Hinsicht auch der Satz (S. 111): „I n Wörtern mit *h muette* findet daher Elision und Bindung statt." Es kann doch wohl nur „B e i" oder allenfalls „V o r Wörtern mit . ." heißen.

[6]) Das übrigens S. 114 bei den „vokalisch anlautenden Wörtern mit sogenannter Aspiration" vergessen ist.

Doch ich sehe, daß ich mich in meinen kritischen Erörterungen etwas mehr beschränken muß. So sei denn nur noch ein Punkt etwas ausführlicher behandelt, nämlich die orientierende Einleitung zu dem Kapitel über die „Präfixe und ihre Bedeutungen" (S. 177 ff.) und, damit zusammenhängend, die Besprechung des Geschlechts der zusammengesetzten Hauptwörter (S. 258 ff.), bei denen Verfasser m. E. nicht immer richtig zwischen adverbialer und präpositionaler Bedeutung des ersten Bestandteils der Zusammensetzung scheidet. Mag für *contre-poison* und *soucoupe* präpositionale Bedeutung zugestanden werden — wenngleich ich gestehen muß, daß ich in diesen Wörtern, entsprechend dem deutschen „Gegengift" (d. h. ein Gift, das gegen ein anderes gegeben wird, vgl. Gegenmittel) und „Untertasse", das Präfix als adverbiales empfinde, ohne daß ich allerdings einen zwingenden Beweis dafür beibringen könnte — so ist doch die letztere Auffassung für *contre-ordre* nach meiner Meinung vollkommen gesichert, so daß also diese Zusammensetzung nicht, wie Verfasser sagt, den Sinn hat: *ce qui est contre l'ordre*, sondern den von: *ordre qui est, quise dirige contre un autre ordre*. (Bei *contre-allée*, das gleich danach folgt, hat Verfasser diesen Sachverhalt richtig erkannt.) Gegen die Darstellung des „Geschlechts der zusammengesetzten Hauptwörter" S. 258 ff. ist nun weniger der Vorwurf gelegentlicher Verkennung des eben erörterten Unterschiedes zu erheben als der einer ungerechtfertigten Vermischung, Zusammenwürfelung der beiden heterogenen Fälle, — heterogen auch bezüglich des Geschlechts. Eine Regel wie (S. 258, Nr. 3): „Bei der Verbindung: Substantiv mit { Adj. Adv., Präpos. Zahlwort bewahrt nat. („natürlich"?) das Subst. sein Geschlecht" kann auf keinen Fall (auch nicht nach Beseitigung des sehr problematischen „natürlich") als zutreffend angesehen werden. In den Verbindungen mit Adj., Adv. dominiert natürlich der Substantivbegriff und ist daher auch für das Geschlecht ausschlaggebend, eine *chauve-souris* ist immer noch eine *souris*, eine *arrière-saison* eine *saison*. Bei Zahlwörtern will mir die Sache schon weniger einleuchten — wenigstens wenn ich von *demi* absehe, dessen Verbindung mit *heure* z. B. lediglich als leichte Modifikation dieses Substantivs empfunden wird. Ist aber *le mille-pieds* wirklich ein (oder mehrere) *pied(s)*, *la mille-feuille* eine *feuille?* Entweder ist die Übereinstimmung des Geschlechts der Komposition mit demjenigen des substantivischen Bestandteils reiner Zufall (bei *mille-pieds* vielleicht auch durch das Geschlecht von *insecte*, oder des synonymischen *myriapode*, bei *mille-feuille* vielleicht durch das von *plante*, *fleur* verursacht) oder es liegt, falls *pied* und *feuille* wirklich ausschlaggebend gewesen sind, hier wieder ein interessanter Fall der bekannten — und geradezu zum Sprachbildungsfaktor gewordenen

— menschlichen Gedankenlosigkeit vor, die sich von leisesten Anklängen bestimmen und wenden läßt, wie die Wetterfahne vom Winde.[7]) — Auf keinen Fall aber kann ich des Verfassers „Regel" für die Verbindungen von Präpositionen mit Substantiven gelten lassen, denn um von dem Geschlecht des lediglich als Beziehungsobjekt zu dem ausgedrückten Verhältnis herangezogenen Seienden das Geschlecht des auf der Basis dieses Verhältnisses geschaffenen Ausdrucks herzunehmen, dazu ist selbst die Gedankenlosigkeit des logisch tiefststehenden Teiles des sprachbildenden Volkes nicht gedankenlos genug. Daß ein *en-tête* nicht selbst *une tête*, ein *entre-colonne* (Säulenweite) nicht *une colonne*, ein *après-midi* nicht ein *midi*, sondern ein Zeitraum ist (weswegen sich denn — unter dem Einfluß der anderen Tageszeiträume wie *matinée, soirée* — auch neben dem regulären *un après-midi* bald ein *une après-midi* herausgebildet hat) — alles das liegt zu sehr auf der Hand, als daß es von irgend einem beim Sprechen verkannt werden könnte. So hat denn der Verfasser auch alle Fälle von Präpos.- Subst.-Verbindungen unter die „Ausnahmen" zu seiner Regel setzen müssen. Der einzige Fall, den er als Beleg für die Regel anführen zu können geglaubt hat, nämlich *l'entre-voie* (die Schienenweite), entpuppt sich als ein Versehen Littrés, der diesen Ausdruck als weiblich bezeichnet hat. Die Sprache selbst braucht das Wort — in voller Übereinstimmung mit dem allgemeinen Prinzip — als Maskulinum: „das zwischen den Gleisen Liegende," *(ce qui* oder *l'espace qui est...)*.[8]) — Eine wenn nicht gleichartige, so doch ähnliche Vermischung verschiedenartiger Dinge liegt in des Verfassers Aufstellungen über die Zu-

[7]) A. France's trefflicher Ausspruch (*Thaïs* 297 f.): *Il y a des forces infiniment plus puissantes que la raison et que la science. — Lesquelles? — L'ignorance et la folie* bezieht sich zwar zunächst wohl nur auf die kirchlich-religiösen und allenfalls auf politischen Verhältnisse, er würde in gewissem Sinne aber auch für die Sprachgestaltung und -entwickelung zutreffen.

[8]) Wie wenig bei Verwendung eines Substantivs in irgend einer außergewöhnlichen Funktion das ursprüngliche Geschlecht desselben maßgebend ist, daß also, falls *entre-voie* wirklich weiblich gebraucht würde, das nie und nimmer seinen Grund in dem weiblichen Geschlecht von *voie*, sondern höchstens in Einflüssen seitens ähnlicher, namentlich synonymer oder antonymer Wörter (vgl. *une après-midi* wegen *matinée*, oder *minuit* wegen *midi*) gehabt haben würde, dafür hätte Verfasser lehrreiche Belege in dem 21. Artikel der 2. Reihe von A. Toblers *Verm. Beitr.* finden können. Ich zitiere hier das, was der verstorbene Gelehrte über *farce* in einer neuen Funktion sagt (S. 168): „Das weibliche Substantiv *la farce* tritt auch in adjektivischer Verwendung auf und sofern es Adjektiv ist, kann es.... (in dem Sinne einer Eigenschaft...) wieder männliches Substantiv werden: *Les sacrés pochards! ils sont d'un farce!* Ich habe dann Lexik. Lesefr. I, 19 noch Beispiele für *du rose* und *du mauve* gegeben (trotz *la rose* und *la mauve*).

sammensetzungen mit *garde* vor, über die er — nach irrtümlicher Einreihung von *garde-barrière*, *garde-canal* usw. unter die Verbindungen zweier Substantive von „ungleichem oder abhängigem Verhältnis" (nach dem Typ *timbre-poste* = *timbre de poste*) S. 280 — etwas später (S. 287) die kühne und entschieden unrichtige Regel aufstellt: „Bedeutet das mit *garde* zusammengesetzte Wort eine S a c h e, so ist „*garde*" V e r b, also unveränderlich; bezeichnet es e. P e r s o n, so ist „garde" S u b s t., also veränderlich (cf. S. 280)." Der Verfasser ist augenscheinlich durch Laveau's Angabe, daß bei jenen Personenbezeichnungen der Plural doppeltes *s* aufweist (also *gardes-barrières* usw.) irregeführt worden. Laveau steht, soweit ich sehen kann, mit dieser Ansicht ziemlich allein da, das Übliche ist jedenfalls ein Plural mit unverändertem *garde*, entsprechend der allgemeinen Auffassung des ersten Teiles derartiger Verbindungen als einer Art Imperativform, und zwar ebensowohl bei Personenbezeichnungen (vgl. *fesse-mathieu*, *grippe-sou*, *prête-nom* usw.) wie bei Sachausdrücken. Ich würde meinen, daß *garde* in irgend welchen Verbindungen nur dann als Substantiv anzusehen und im Plural mit *s* zu schreiben wäre, wenn es die militärische Bedeutung „Wache" oder „Wachsoldat" hat, z. B. also in *garde-bourgeoise* (*-française*, *-nationale*, *mobile* usw.) oder *garde du corps*, *d'honneur* usw. (männl. u. weibl.), also nur, wo es mit Adjektiven oder mit nachfolgendem *de*-Ausdruck steht.

Damit wären im wesentlichen die Punkte, die eine eingehendere Besprechung erheischten, erledigt, und es blieben nur einige kurze Ergänzungen oder Berichtigungen übrig, denen sich zuletzt die Aufführung der Druckfehler anschließen mag.

Unter den S. 21 für den (importierten) Buchstaben *k* gegebenen Beispielen würde ich zu den wenigen im alltäglichen Leben vorkommenden Wörtern wie *kilo*, *képi*, *kiosque*, *kali* (wofür sich übrigens auch *cali* findet) noch *kyrielle* gefügt haben, das — bekanntlich durch Zusammenschweißung von Κύριε ἐλ(έησον) entstanden — vielfach scherzhaft für *litanie*, *longue suite*, *série de choses ou d'êtres* gebraucht wird, z. B. wie *kyrielle de reproches*, *d'invectives*, *d'enfants* (ähnlich: *une r i b a m b e l l e d'enfants*, *d'injures* etc., mit *d'enfants* auch *une t a p ée* = eine Hetze Kinder; (auch *une nichée*) — S. 22 ist unter den Wörtern auf *q* das Zahlwort *cinq* übersehen.[9]) — S. 38 Anm. 2 wäre zu *kilo* (als Bei-

[9]) Die ursprünglich unvollständige Angabe „Am Ende findet sich ... nur in e i n e m nennenswerten (Worte) der Buchstabe *q*" — als Beispiel wird *coq* gegeben — erfährt zwar im Druckfehlerverzeichnis durch die Bemerkung „nenn. S u b s t." — was wohl (etwas rätselhaft!) bedeutet, daß hinter „nennenswerten" das Wort „Substantiv" einzuschalten sei, eine formelle Vervollständigung, aber man sieht nicht ein, warum in der Buchstabenlehre nur Substantive (und nicht auch das Zahlwort *cinq*) berücksichtigt werden sollen. — Rätselhaft ist auch sonst manche Angabe im Druckfehlerverzeichnis, in dem den Lesern

spiel für Übergang des offenen *o*-Lauts der Wortmitte in geschlossenes *o* am Wortende) noch das heute sehr aktuelle *auto* zu fügen, in dem Deutsche, wie ich selbst oft gehört, vielfach fälschlich offenes kurzes *o* sprechen. — Bei der Angabe über das Zungen-*r* (S. 72), daß es in Frankreich weniger geläufig sei als das „bequemere" (?) Zäpfchen-*r*, und daß es vorzugsweise auf der Bühne oder in gewählter Rede zur Verwendung komme, wäre vor allem zu bemerken gewesen, daß es seine Heimat in Südfrankreich habe und dort, zusammen mit der Tönung des auslautenden (in Nordfrankreich) stummen *e* eine der markantesten und — ähnlich wie stark elsässische Aussprache des Französischen oder sächsische des Deutschen — mehr oder weniger komisch wirkenden Eigentümlichkeiten der einheimischen Sprechweise ausmacht. — Bei *arguer* (S. 78) findet sich das Trema nicht nur in den Verbformen mit stummen *e* (*j'arguë*) oder mit drei tönenden Vokalen (*vous arguïez*), sondern es wird von vielen auch schon in den anderen Formen, namentlich wo geschlossenes *e* auf *u* folgt, gesetzt, also *argüer*, *argüé*, was man auch als konsequentes Verfahren nur gutheißen kann. — S. 81 hätte bei *orchidée* als Beispiel für k-Aussprache des *ch* (neben *écho*, *orchestre*) zu bemerken nicht versäumt werden sollen, daß dies Wort auch mit sch-Laut gesprochen wird. Ebenso wäre (S. 90) zu den drei Ausnahmen (von der Regel, daß *trans* vor Vokalen stimmloses *s* = *ß* habe): „*transir*, *Transylvanie* und (oftmals auch) *transept*" noch das häufige Adjektiv *intransigeant* zu fügen gewesen. — S. 106 hätte bei *dom*, das als einziger Fall von auslautendem *om* mit nasalem Laut aufgeführt ist, statt des vagen Charakteristikums „Ehrentitel" lieber die Erklärung gegeben werden sollen: „portugiesische Bezeichnung für „Herr" (= spanisch *don*), und, wie a l l e portug. Wörter auf *om*, nasal gesprochen." — Auf derselben Seite hätte bei „*hymen* = *imän*" nicht vergessen werden dürfen, daß daneben auch die Aussprache mit nasalem *a* existiert. — S. 109 durfte unter den Eigennamen mit „nicht mouillierter" *l*-Aussprache (wie *Lille*, *Achille*, *Camille* Kamillus, *Cyrille*, *Delille*, *Gilles* Ägidius, *Mabille*) der bekannte spanische Städtename *Séville* (vgl. *Le barbier de Séville* und Corneilles *Cid*) nicht fehlen, um so weniger als hier das spanische „ßevillja" den Deutschen zur Aussprache „ßewij" leicht verführt. Bezüglich des Namens

---

die Berichtigungsaufgabe doch so leicht wie möglich gemacht werden sollte. So heißt es zu S. 12 Z. 24 einfach: „konson. j.". Die betr. Zeile im Text lautet: „(der engste Vokal *i* gleicht, wenn) man ihn im Worte schnell spricht, dem konsonantischen *j*". Was meint Verf. da mit der Berichtigung „kons. j"? — Zu S. 41 Z. 34: „*je releverai* (zu sprechen) wie *rel'verai* oder wie *relev'rai*" genügt nicht die bloße Angabe im Druckfehlerverz. „*relèverai*". Denn Verf. hat bei der Ausspracheangabe augenscheinlich die (inkorrekte) vulgäre Form ohne ` im Sinne gehabt, die (ähnlich wie *c't femme*) auf falscher Analogie beruht. Zu *relèverai* paßt die ganze Angabe nicht.

Camille ist in einer Fußnote (6) bemerkt: „aber als weiblicher Name (Kamilla) mit *son mouillé* (*ka-mij*)“, was insofern zuviel gesagt ist, als auch für den weiblichen Namen nicht-mouillierte Aussprache zulässig ist (der Name kommt bekanntlich ungezählte Male in Corneilles *Horace* vor), wie andrerseits beim männlichen *Camille* auch gelegentlich die mouillierte Aussprache „*kamij*“ zu hören ist. — S. 117 bei den englischen Wörtern mit *a* = *é*, war *baby* zu erwähnen, bei dem die (neben „babi“) häufige *é*-Aussprache bekanntlich zu der französisierten (Verdoppelungs-) Form *bébé* geführt hat. — S. 110 durfte, wenigstens nach den sonstigen pädagogischen Gepflogenheiten des Verfassers, bei *physiognomie* nicht die Übersetzung „Physiog n o m i k“ d. h. L e h r e von der Physiognomie (eigentlich: *physiog n o n o m i e*) fehlen, oder es mußte, zur Verhütung von Mißverständnissen, in einer Anmerkung hinzugefügt werden, daß „Physiog n o m i e“ (d. h. Gesichtsausdruck) im Französischen stets *physionomie* (also ohne *g!*) heißt, welches, eine Verkürzung aus dem ursprünglichen langen Worte *physiognomonie*, früher auch zugleich im Sinne dieses letzteren gebraucht wurde. — Unter den sehr fleißigen und reichhaltigen Suffix- und Präfixzusammenstellungen vermisse ich beim griechischen Teile: *agre*, das, mit einer Körperteilbezeichnung zusammengesetzt, zur Benennung verschiedener Arten von Leiden (je nach ihrer Lokalisation) gebraucht wird. Zu den ganz bekannten: *chiragre* und *podagre* kommen in der Heilkunde noch: *gonagre*, *omagre*, *ischiagre*, *coxagre* (vielleicht auch die bei Rabelais und A. France anzutreffende Scherzbildung *Sorbonnagre* = fanatisches Mitglied der Sorbonne) und wohl noch andre, die mir bei der Lektüre nicht in den Weg gelaufen sind.[10])

B e r i c h t i g e n d — zunächst hinsichtlich der Angaben über Aussprache und Orthographie — sei bemerkt: S. 23 muß der Angabe, daß das Trema „über dem zweiten zweier zusammenstehenden Vokale“ seinen Platz habe, ein „meist“ eingefügt werden, da es sich, wie das (vom Verf. selbst angeführte) *ïambe* und die (von uns im Vorhergehenden erwähnten Formen) *argüer*, *argüé* usw. zeigen, manchmal auch über dem ersten Vokal findet. Und auch der Schluß des Satzes, wonach des Trema das Zeichen dafür ist, „daß diese Vokale getrennt g e s p r o c h e n werden sollen,“ wäre im Hinblick auf die Fälle mit stummem *e* (z. B. *aiguë*, *ciguë*, *Staël* usw.) dahin abzuändern, daß es völlige gegenseitige Unabhängigkeit der betr. Vokale anzeigt. In der Anmerkung 2 soll die Angabe: „*uë*, *(uï)* nach *g* deutet an, daß *u* eigenen Lautwert hat,“ dem Sachverhalt bei *aiguë* und *ciguë*

---

[10]) Man sollte erwarten, sie in Sannegs (nun wohl nahezu vollendetem) „*rückläufig-alphabetisch nach den Endungen geordnetem Reim- und Ableitungswörterbuch*“ vollzählig vorzufinden; doch das gibt (S. 205) leider nur *podagre*, *Méléagre*, *Tanagre* und *chiragre* (sprich ‚kiragr‘ trotz *chirurgie* = schi..).

gerecht werden, doch bleibt dann das — allerdings erst später (S. 69), zusammen mit *Maëstricht* genannte — Wort *Staël* unberücksichtigt. Was aber der Schluß der Anmerkung: „doch fehlt in Eigennamen das Trema, z. B. *Guy* (Veit) und *Guise*“ bedeuten soll, ist mir unklar geblieben, da doch *Guy* nur „*gi*“ lautet und *Guise* (wie *le Guide*, *la Guyane* und gelegentlich ja auch *Guizot*, *Guyenne* — neben giso und giähn), nur güi (nicht das einem **guï* entsprechende ü-i) aufweist, also ein Trema ebensowenig braucht oder auch nur zuläßt, wie *aiguille* und ähnliche. — Gleichfalls unverständlich ist mir die S. 23 (Mitte) gegebene Regel geblieben, daß *e* im Innern des Wortes vor *r* den Accent *aigu* hat, ausgenommen in der Endung *-erie*, der Verbal-Endung *erai*, *erais* (Fut. u. Condit.) und „wenige andere (!) Wörter“ (wie *céleri*) !“ Und wie steht's mit *fertile*, *verser*, *terme* usw., usw.? Wollte sich aber Verfasser darauf berufen, daß er doch vorher schon bemerkt hätte, der Accent *aigu* könne nur auf dem *e* stehen und bezeichne das geschlossene *e* (S. 22), so wäre ihm entgegenzuhalten, daß ja dann auch die aufgezählten Ausnahmen mit stummem *e* ganz überflüssig, und vor allem, daß es noch überflüssiger gewesen wäre, wenige Zeilen weiter anzugeben, daß *e* keinen Akzent „im Nasallaut (*em*, *en*)“ hat. Mir scheint, Verfasser hat etwas zuviel Regelwerk gegeben und sich — vielleicht auch seinen Lesern — die Arbeit dadurch unnötig erschwert. — Neben (S. 114) *la Henriade* (also mit *h aspirée*) gibt es auch (vgl. Littré) *l'Henriade*. — Daß *s* stimmhaft sei in *trans* vor Vokalen, (S. 116), ist ungenau, wie aus der zu S. 90 (vgl. *transir* usw.) früher hier gemachten Bemerkung hervorgeht. — In *Estienne* (S. 71) soll *s* gesprochen werden?? — In *Poseidon* (S. 106) *on* nicht nasal sein?? Wohl gibt es die gekürzte Sprechweise „posid 2“, doch nie habe ich von einer mit nicht-nasalem -on gehört. — Als gewagt möchte ich auch die Behauptung (S. 71) erwähnen, daß der Deutsche „keine weichen Konsonanten am Wortende“ kenne; mindestens hätte sie auf bestimmte Landesteile eingeschränkt werden müssen. Ich selber — und die meisten meiner Bekannten — sprechen in „sag' mal', hab' oft, find' ihn“ usw. stimmhaftes (also „weiches“) *g*, *b*, *d*. — Die Orthographie *évènement* (S. 44) ist bekanntlich seit der letzten Ausgabe des Wörterbuchs der frz. Akademie (von 1878) durch *événement* ersetzt. Verfasser hätte als Beispiel für halblanges *è* das andere Kompositum *avènement* wählen sollen, an dem die Akademie nichts geändert hat. — Schließlich noch ein paar grammatische und Sachberichtigungen: *Au-dessous*, *au-dessus*, *au-devant*, *vis-à-vis*, *sur-le-champ* als zusammengesetzte Präpositionen aufzuführen, wie Verfasser es S. 25, *d* getan, wird immer als unstatthaft gelten müssen, selbst wenn zu den beiden ersten in Parenthese „auch Adverb“ gesetzt wird. Zum mindesten hätte dann dieser Zusatz bei allen Wörtern dieser Gruppe gemacht

werden müssen. Aber Präposition kann doch *sur-le-champ* niemals, und können auch die anderen nicht genannt werden, ohne daß ihnen wenigstens noch *de* zugefügt wird. Warum sich, bei der Schwierigkeit der Sachlage — ein sorgsamer Grammatiker wie Lücking geht über die Bezeichnung „Präpositionalien" nicht hinaus — hier, wo es sich lediglich um die Frage des Bindestrichs handelt, nicht einfach mit „Zusammenschließung mehrerer Wörter zu einer Begriffseinheit" oder Ähnlichem begnügen? — „Es ist nur ein Gerücht" (S. 216) kann nicht *il*, sondern nur *ce n'est qu'un on dit* heißen; daß „das Gerede der Leute" *le qu'en dira-t-on* (nicht *le que dira-t-on*) heißt, hat Verfasser in den Druckfehlern selbst schon angegeben. — Ist *schako* wirklich dasselbe wie *schapska?* S. 22 werden beide mit „Tschako" übersetzt und — wie auch S. 81, letzte Zeile durch „oder" (augenscheinlich = „sive") verbunden. Nach meinem, in solchen Dingen allerdings unzuverlässigen Wissen, ist Tschako — unter anderem — der sich nach oben hinten abschrägende Helm der Jäger, und Tschapska (oder Tschapka?) der mit einer Platte abschließende Helm der Ulanen. — Ungenau ist auch die Angabe (S. 272) „Bratkartoffeln *pommes frites*" (lies: *pommes de terre frites*). Wie den Lesern dieser Zeitschrift noch in Erinnerung sein wird, hat vor einigen Jahren Hausknecht hier (Bd. XXX III. S. 242) sehr eingehende, dankenswerte Auseinandersetzungen über die in Frankreich und Deutschland üblichen Zubereitungen der Kartoffeln und die zugehörigen kulinarischen Bezeichnungen gegeben. Danach sind Bratkartoffeln im deutschen Sinne entweder *pommes de terre au beurre* (nämlich in Scheiben geschnittene, vorher gekochte Kartoffeln) oder *pommes de terre rôties* (wenn sie ungeschnitten gebraten wurden). Die (hauptsächlich in Frankreich anzutreffenden) *pommes de terre frites* hingegen sind vierkantig geschnittene Kartoffelstücke, die in kochendes Schweinefett gelegt und mit einer Art Schaumlöffel herausgenommen sind. Genaueres lese man an der genannten Stelle nach.

Schließlich noch ein paar vom Verfasser in seinem Verzeichnis nicht aufgeführte Druckfehler (die erste Zahl bezeichnet die Seite, die zweite die Zeile; wenn „v. u." dahinter steht, von unten zu zählen): 23, 5 Bei *gaieté* und *(gaiement)* ist der ^ zu tilgen; 25, 8 In *Francfort-sur-le-Mein* Bindestrich auch zwischen *le* und *Mein*; 25, 10 *(Saint-)Bernard* hat kein *h* zwischen *n* und *a*; 28, 28 lies (getrennt) *l'o-deur* (als Beispiel zur Silbentrennung aufgeführt); 29, 4 v. u. lies *îlot* (statt *ilôt*); 45, 1 v. u. Konsonanten (statt -nannten); 57, 18 v. u. l. *désœuvré* st. *-œvré*); 59, 4 In der Ausspracheangabe von *amitié* lies „(-tje)" statt -ßje! Auf S. 87 ist der Sachverhalt richtig angegeben); 67, 18 *caoutchouc* (nicht *s-chouc*); 94, 24 und Z. 1 v. u. *honnête* (nicht *-ète*); 105, 7 v. u. lies *'hem* (st. *hein*); 108, 10 „*grosseiller*"? Wohl *groseillier*

gemeint; 114, 14 *Ste-Hélène* (nicht *St. Hélène*); 122, 6 v. u. *le héraut* (st. *l'hér.*); 126, 15 *intimidé* (st. *entimidé*); 126, 8 v. u. *serais* (st. *aurais*); 128, 1 v. u. *Charles etc.* st. *Charle setc.*); 130, 25 *laxatif* (st. *-tiv*); 132, 19 v. u. *rythme* oder *rhythme* (nicht *rhytme*); 178, 7 *l'ordre* (st. *l'orde*); 221, 26 *était* (st. *étâit*) sowie *Cannes* (st. *Canes*); 238, 1 *cravache* (nicht *-vâche*).

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

Villatte. *Parisismen*, 8. verbesserte und vermehrte Auflage, neu bearbeitet von Rudolf Meyer-Riefstahl und Marcel Flandin. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1912.

Gar mancher Fremde, der, in Paris angekommen, der *Comédie Française* seinen Anstandsbesuch abgestattet hat, stürzt sich Hals über Kopf in das Getriebe der *beuglants* des Boulevard de Strassbourg, der Kabarettfreuden des Montmartre. Warum? Er glaubt wohl hier das „Pariser Leben" am besten belauschen zu können, am reinsten die Blutwelle rieseln zu hören, die Paris mit Leben speist. Und doch, was ist künstlicher als jenes zur Schau gestellte Laster, das sich pariserisch, jener gewaltsam aufgekräuselte Humor, der sich gallisch nennt!

Gar mancher junge Romanist stürzt ebenfalls in jene Lokale, wo, wie er glaubt, das wahre Französisch feilgeboten wird, das Französisch, das ihn seine Gouvernanten nicht gelehrt haben und das ihm umsomehr imponiert je weniger er es versteht. Und doch, was ist künstlicher als jene Nur-Argot-Sprache, die mit Argotismen übersättigt, „überpapriziert" ist! Da mag denn die Warnung heilsam sein, die uns die Bearbeiter des alten, vortrefflichen Buches in ihrer Vorrede erteilen, „daß es ein großer Irrtum ist, nach dem Vorgange einiger Chansonniers ganz Paris unter dem Banne des Montmartre zu glauben. Wir möchten dies Wörterbuch also aufgefaßt wissen als ein Verzeichnis der Wörter, die der Deutsche in Paris nicht brauchen soll." Gewiß ist der Gebrauch des Vokabels *roupiller* statt *dormir* noch kein Beweis für Beherrschung der französischen Sprache oder der Gruß *Eh ben, comment ça va, mon vieux* noch kein Beweis für Vertrautheit mit französischen Gewohnheiten.

Doch außer diesen freundschaftlichen Ratschlägen findet sich ein beträchtliches Stück Arbeit in dieser Neubearbeitung: der äußere Umfang des Werkes ist von 326 Seiten der 7. Auflage zu 403 gestiegen (auf der ersten Seite sind z. B. acht neue Artikel, zu vorhandenen Artikeln neue Bedeutungen hinzugefügt worden, außerdem aber noch Ableitungen von Stämmen, die bei Villatte nur durch das Grundwort vertreten sind, also etwa zu Villatte's *abéquage* ‚Nahrung' ein *abéquer* ‚füttern, atzen'): es wurden eben

neue Argot-Wörterbücher (von Aristide Bruant, von Hector France), die zeitgenössischen Witzblätter und Argot-Dichtungen, auch die neueren Arbeiten über das Argot der Polytechniker, ausgezogen (im bibliographischen Verzeichnis vermisse ich Sainéan's grundlegendes Werk, das für die Etymologien hätte benützt werden können). Der Zahl der neu hinzugekommenen Wörter muß nun eine Zahl veralteter, abgestorbener Worte gegenüberstehen und die Bearbeiter haben ihnen ein „Kreuz" (†) aufs Grab gesetzt: so zu drei Wörtern der ersten Seite, die es in der 7. Aufl. noch nicht besaßen. Immerhin wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß diese Kreuze viel zu spärlich gesetzt sind: einem Wort das Lebenszeugnis auszustellen ist für den Lexikographen viel leichter als das Todesattest beizubringen: ich weiß z. B., daß *mazagran* ‚in einem Glase (statt in einer Tasse) servierter Kaffee', das ich vor 7 Jahren in Brüssel zuerst hörte, heute vom Pariser Kellner nicht mehr verstanden wird und daß Prof. Gilliéron das einst ganz gebräuchliche Wort sich schon 10 Jahre nicht mehr gehört zu haben erinnert. Oft müßten Wörter überhaupt aus den „Parisismen" gestrichen werden, sofern sie in höhere Sphären entrückt worden, zu schriftsprachlichen Ausdrücken geworden sind: z. B. *vernissage*; was haben internationale Wörter wie *boycotter*, *interview*, *five o'clock* in dieser Sammlung zu tun? Ein Argot-Wörterbuch hinkt notwendigerweise noch mehr der lebenden Sprache nach als sonstige Wörterbücher, da das Argot sozusagen einem rascheren Stoffwechsel unterliegt, die Lebensdauer der durch Mode und Zeitumstände emporkommenden Wörter eine so kurze ist, daß der Lexikograph stets mit Leichen zu tun hat, während draußen die schäumende Sprache neue Körper gebärt. Gilt für die Sprache das παντα ρει, so gilt für das Argot: Omnia praecipitant. Wie oft ist es dem Schreiber dieser Zeilen begegnet, daß er die auf das Programm der montmartresken Lustbarkeit pedantisch notierten Wörter in den „Parisismen" vergebens nachsuchte oder keine in den Zusammenhang passende Bedeutung fand! Hier seien aus meiner persönlichen Erinnerung einige Wörter erwähnt, die in ihrer Bedeutung weiter gerückt sind als die doch so ausgezeichnete Bearbeitung angibt: unter *purée* wird zwar die Bedeutung ‚Elend, armer Teufel' erwähnt, nicht aber die ganz gewöhnliche *être dans la purée* ‚in Geldklemme sein' (= dem schon etwas veralteten, von Villatte erwähnten *être dans la dèche*); *ce maccabée* hörte ich nicht nur für ‚Leiche eines Ertrunkenen', sondern = *ce type* ‚dieses Individuum'; *tartiner* gebrauchte Prof. Brunot in Vorlesungen wiederholt für ‚pedantisch hin und her diskutieren', nicht etwa bloß ‚einen langen und nichtssagenden Artikel schreiben'; *chichi* ist ungefähr deutsch ‚Aufhebens, große Vorbereitungen, Flausen etc.', mit ‚Wichtigtuerei, Geschwätz' kommt man nicht aus; *ouste* und *zut* sind zwei vollkommen verschieden

gebrauchte Interjektionen, die nicht gleichgesetzt werden dürfen; *mon vieux* hat sich vom Kokotten-Argot aus weit verbreitet (bes. beim Militär und unter den Studenten in kameradschaftlicher Anrede) und ist nicht mehr bloß der ‚alte, reiche, korpulente Liebhaber'; da *Boul' Mich'*, *Boul' Mann Boul' Ger'* aufgenommen sind, mußte auch *le Sébasto (= boulevard de Sébastopol)* erscheinen; sonst muß man ja allerdings bei der Aufnahme der Abkürzungen vom Typus *vélo*, *aristo*, *auto* vorsichtig sein: auf allen Reklametafeln annonciert z. B. eine Pariser Cigarettenfirma ihre Ware, indem sie unter den Kopf einer Negerin die Worte *la Daho* mit einem großen Fragezeichen setzt, also, gewissermaßen den Erfolg ihres Artikels antizipierend, dessen Popularität durch die Verkürzung *Dahomey* zu *Daho* — das auslautende *-o* war bei der Neubildung sehr willkommen — andeutet: zuerst ist die verkürzte Form noch der isolierte Einfall eines geschickten Geschäftsmanns gewesen, vielleicht ist sie schon heute ein ganz allgemeiner Parisismus; ebenso nannte sich die *Académie des Étudiants* in ihren Statuten schon lange *l'A* (nach *l'X* = das Polytechnikum), bevor diese Bezeichnung in Studentenmund überging und von unseren Bearbeitern aufgenommen werden konnte; ich vermisse *amazone* und *pyrénéen*, beides Bezeichnungen für Kleidungsstücke: *amazone* bedeutet nicht nur ein Reitkleid, sondern einen Damenmantel in e i n e m Stück. Bréal in seinem *Essai de sémantique* erwähnt S. 301 einen speziellen Gebrauch des Partizips *scindé*: „À la Sarbonne, entre candidats, tout le monde sait ce qu'il faut entendre par un *bachelier scindé*".

Es wäre lohnend, die Erweiterung des Vokabulars zu prüfen, die im Zeitraum von 1890 (Datum der 3., der letzten von Villatte umgearbeiteten Auflage) bis 1912 vor sich ging: Fälle wie *pépin*, ‚alter aus der Mode gekommener Regenschirm' (1890), dazugefügt 1912: ‚weit. S.: Regenschirm überhaupt', Neubildungen wie *zutisme* (nach *je m'enfichisme*) 1912 zu dem *zut* von 1890 und umgekehrt das Vergessenwerden, von Ableitungen wie *antonyque*, *antonysme*, *antonyste*, die die 8. Aufl. als veraltet bezeichnet, während *Antony* noch immer für ‚bleicher, schwermütiger, Schwindsucht affektierender Romantiker, unverstandener Dichter' gebraucht wird, diese und viele andere ließen sich zu Hunderten anführen. Vielleicht hätte der Philologe gewünscht, die Hinzufügungen in einem separaten Supplement angeführt, nicht mit dem Villatte'schen Werke verschmolzen zu sehen, um ähnlich wie in den Supplementbänden Littré's und Sachs-Villatte's die Evolution der letzten Jahrzehnte überblicken zu können — aber gewiß mußte das praktische Interesse, dem Laien ein möglichst erschöpfendes Lexikon der Parisismen zu geben, im Vordergrund stehen. Und gewiß ist dieses Villatte'sche Lexikon nicht „trocken": jeder, der es benützte, hat sich wohl

dabei ertappt, daß er nicht mit bloßem „Nachschlagen“ sich begnügte, sondern darin „las“, indem ihm der Zufall des Alphabets kaleidoskopartig Witze, Vergleiche, Bilder vorgaukelte, Witze von heute, Vergleiche von gestern, Bilder von einst, und den Erstaunten und Amüsierten mitten hineinversetzt in jenes *Paris grand gamin*...

Wien. L. Spitzer.

Der altfranzösische Prosaroman von Lancelot del Lac. *I. Branche: La rëine as granz dolors.* Versuch einer kritischen Ausgabe nach allen bekannten Handschriften, von Gerhard Bräuner, Marburger Diss. (zugleich Heft II der Marburger Beiträge zur roman. Phil.). Marburg 1911. IX + 60 S.

Viele werden es mit mir bedauert haben, daß E. Wechssler die Ausgaben wichtiger arthurischer Prosaromane, die er einst als nahe bevorstehend in Aussicht stellte, stecken ließ, indem er, wie es scheint, für seine Studien andere Gebiete ausgewählt hat. Um so mehr möchten wir es begrüßen, wenn er nun wenigstens durch seine Schüler das bearbeiten ließe, was man von ihm selbst erwartet hatte. Vorliegende Dissertation, die durch Wechssler inspiriert wurde, ist nun allerdings geeignet, die Hoffnungen sehr herabzusetzen.

Es ist eine Ausgabe der ersten „Branche“ (d. h. Abteilung) des Prosa-Lancelot. Es wird uns mitgeteilt, daß zwei andere Schüler Wechsslers bereits eine Ausgabe der zweiten und der dritten Branche in Angriff genommen haben, und daß in dieser Weise „der ganze Roman“ herausgegeben werden soll. Als ich in Band 36 dieser Zeitschrift die ersten zwei Bände von Sommers Ausgabe von *The Vulgate Version of the Arthurian Romances* besprach, schrieb ich u. a. (p. 192): „Einen kritischen Text der umfangreichen und in einer großen Zahl von Hss. überlieferten Prosaromane zu bieten, ist vor der Hand absolut unmöglich. Sommer hat den richtigen Weg eingeschlagen, indem er nur einen Text nach einer guten Hs. bringt. Jetzt ist es die Pflicht anderer, auch etwas für die Sache zu tun, die übrigen Hss. einzeln mit S's Text zu vergleichen, die Sinnvarianten, bei den Eigennamen auch die Formvarianten zu notieren und mit kritischen Erörterungen oder auch ohne solche zu veröffentlichen. Dies sind Arbeiten, die sich auch sehr gut als Doktordissertationen eignen. Hoffentlich wird in dieser Richtung bald etwas geschehen. So kann allmälig das notwendige Rohmaterial zusammengebracht werden, auf Grund dessen dann in allerdings noch ferner Zukunft eine kritische Ausgabe möglich sein wird.“ Vorliegende Ausgabe ist nun aber bereits, so sagt uns Bräuner, „eine

kritische Ausgabe nach allen bekannten Hss.";[1]) was uns die übrigen Marburger Doktoranden bieten werden, soll von derselben Art sein. Ich war also ein schlechter Prophet, als ich eine kritische Ausgabe des umfangreichen Prosalancelot für einstweilen unmöglich erklärte, für etwas, das einer „fernen Zukunft" zu überlassen wäre. Ich traute den Doktoranden viel zu wenig zu, indem ich ihnen nur empfahl, je eine Hs. vorzunehmen und deren Varianten zu Sommers Text mitzuteilen. Das junge Marburg will uns gleich mit einer kritischen Gesamtausgabe des Romans beglücken und läßt sich durch die große Zahl der weitzerstreuten Hss. keineswegs abschrecken.

Spätestens schon im Jahre 1906 (vgl. *Anglia* Bd. 23 p. 538) hatte Sommer eine Ausgabe des ganzen Vulgata-Gralzyklus angekündigt. Die ersten zwei Bände, welche den Grand-Saint-Graal und den Merlin enthielten, erschienen im Mai 1910.[2]) Darin war zu lesen und zu sehen, daß die Hs. δ abgedruckt wurde, ergänzt durch Korrekturen und sonstige Varianten aus andern Hss. B.'s Dissertation wurde im Juli desselben Jahres der Fakultät eingereicht. In diesem Jahr erschien auch der dritte Band von Sommers Ausgabe, enthaltend den ersten „Teil" des Lancelot. Seither (Herbst 1911) ist noch der 4. Band mit dem zweiten „Teil" des Lancelot erschienen. Als Wechssler die Lancelot-Ausgabe seinen Schülern empfahl, mußte er bereits wissen (ev. hätte er wissen sollen), daß Sommer eine Ausgabe des Romans vorbereitete. B. erfuhr (ehe er die Dissertation einreichte oder zwischen dieser Zeit und der Drucklegung?) von Sommers Plan. Die Nachricht, daß „Sommer sich darauf beschränke, eine Londoner Hs. (δ) abzudrucken", beruhigte die Marburger, zumal nachdem H. Becker, der Herausgeber der zweiten Branche, „mit Sommer Rücksprache genommen und sich überzeugt hatte, daß unsere Arbeit von der des Herrn Sommer durchaus verschieden ist." Becker soll darüber „Näheres mitteilen". B. wußte, wenigstens zur Zeit, da er seine Dissertation drucken ließ, fast genau, welcher Art Sommers Ausgabe sein würde. Er hatte ja die Hs. δ, die Sommer abdruckte, ebenso wie alle andern „bekannten Hss." benutzt; er hatte „einen größeren... Passus sämtlicher Hss. einer genauen Vergleichung unterzogen". Er mußte also wissen, wie sich seine „kritische Ausgabe" zu Sommers Ausgabe verhalten würde. Die Marburger mußten also auch wissen, ob ihre Ausgabe neben derjenigen Sommers noch nötig sein würde oder ob sie eventuell Sommer den guten

---

[1]) „Ein Versuch einer kritischen Ausgabe" ist dasselbe. Jede „kritische Ausgabe" ist nur ein Versuch, den Originaltext zu rekonstruieren. Von einem Versuch eines Versuchs kann man vernünftigerweise nicht reden.

[2]) Die in den Bänden selbst angegebenen Daten sind irreführend.

Rat erteilen sollten, seine Ausgabe zu sistieren; im allgemeinen ist in der Tat der Abdruck einer einzelnen Hs. nicht mehr nötig, wenn eine kritische Ausgabe erscheint.

Was bietet uns nun die vorliegende Ausgabe? Angeblich ist sie eine „kritische Ausgabe nach allen bekannten Hss.“, welche die erste Branche des Lancelot enthalten. Die Hss. werden aufgezählt, vermutlich nach Wechsslers „Vorarbeiten“. Es sind ihrer 28. Hätte B., was er vor der Drucklegung tun konnte, auch Sommers Angabe (vgl. I p. XXVII f., XXXII) eingesehen, so hätte er bemerken können, daß er 5 Hss. ausließ, nämlich Brit. Mus. Lansdowne 757, Cheltenham N°s 1046, 3630, 8230 und eine Hs. in Privatbesitz (Henry Yates Thompson, London), welch letztere eine der ältesten und besten zu sein scheint.[3]) B. erwähnt allerdings auch Hss., die in Sommers Liste fehlen; doch führt letzterer nicht „alle bekannten Hss.“, sondern nur die von ihm „geprüften“ an. Ich glaube, daß es in den Bibliotheken Italiens noch Lancelothss. gibt, die den beiden Gelehrten entgangen sind (doch stehen mir z. Z. keine Kataloge zur Verfügung). Für eine „kritische Ausgabe“ sollten auch die alten Drucke berücksichtigt werden, wenn sie auch meistens, nicht notwendig immer, jüngere Hss. repräsentieren (p. IV); denn oft sind jüngere Hss. besser als ältere, oder bieten sonst Interesse.[4])

Die heutige Wissenschaft verlangt von einer kritischen Ausgabe, daß das Hss.-Verhältnis möglichst genau untersucht werde und die Resultate womöglich in Form eines Stammbaums zusammengefaßt werden; sie verlangt aber namentlich auch, daß der Herausgeber dem Leser die ganze Situation exponiere und ihm die Kontrolle seiner Resultate ermögliche. Sind die Resultate so unsicher, daß ein Stammbaum nicht aufzustellen ist, so muß auch dies dem Leser demonstriert werden. B. aber erklärt uns zum voraus (p. VI): „Die genaue Darlegung und Begründung der Hss.-Beziehungen untereinander, die als Dissertation [War denn diese Darlegung und Begründung die ganze Dissertation, oder ist B. nur nicht im Stande, sich klar auszudrücken? doch wohl das letztere!] der philosophischen Fakultät in Marburg vorgelegen hat, verzichte ich hier abzudrucken, um damit nicht die Ausgabe unnötig zu belasten [dabei umfaßt die ganze gedruckte Dissertation etwa 66 Seiten!]. An ihrer Stelle mag die am Schluß angefügte Tabelle jedem eine

---

[3]) Noch eine andere Hs. in Privatbesitz (Ch. F. Murray) scheint auch den ganzen Lancelot zu enthalten (erwähnt von P. Meyer, *Rom.* 1911 p. 138).

[4]) Man nehme nur den Fall des Prosa-Tristan. Wäre die Hs. B N fr. 103 verloren gegangen, so wären die Tristandrucke die einzigen Repräsentanten einer besonderen Fassung, die tatsächlich wichtiger ist als die Vulgata.

Nachprüfung ermöglichen.“ Wenn diese Untersuchung unnötiger Ballast für die Leser sein soll, war sie es denn nicht ebenso für die philosophische Fakultät in Marburg? Ich will nicht auf die Frage eintreten, ob es angeht, daß eine gedruckte Arbeit, die ausdrücklich als Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde und als der philosophischen Fakultät vorgelegt bezeichnet wird, mit der handschriftlich eingereichten, wirklich vorgelegten Dissertation nicht übereinzustimmen hat (so daß eigentlich nicht Rechenschaft gegeben wird, wofür das Diplom wirklich erteilt wurde). Ich möchte nur behaupten, daß ein kritischer Text als solcher keine Autorität haben kann, wenn nicht dem Leser die Mittel zur Kontrolle gegeben werden, d. h. wenn ihm nicht, außer den Resultaten der Untersuchung des Handschriftenverhältnisses, auch die Begründung derselben vorgelegt wird. Die Vorlegung der Begründung ist nicht unnötiger Ballast, sondern eine Hauptsache. Die „Tabelle“ am Schluß gibt uns einen im Text ganze 11 Zeilen umfassenden Passus nach sämtlichen Hss. (p. VIII ist in unverständlichem Deutsch von „dem Abdruck des entsprechenden Passus aller Hss.“ die Rede; ein Objekt zu „entsprechenden“ ist aus dem Vorhergehenden nicht zu ergänzen). Daß diese 11 Zeilen dem Leser zur Kontrolle genügen sollen, ist denn doch eine lächerliche Zumutung. Dann müßten wohl 11 Zeilen Text ebenso gut dem Herausgeber zur Konstatierung des Handschriftenverhältnisses genügt haben! Anderseits kann doch der debutierende Herr Bräuner keineswegs so viel Autorität beanspruchen, daß man seinen Resultaten ohne Begründung Glauben schenken soll. Wir haben das Recht, sogar von wirklichen Autoritäten die Begründung ihrer Behauptungen zu verlangen.

B. teilt die Hss. in 4 Gruppen, stellt aber zwei Hss. *(n p)* abseits, die er nicht „einer bestimmten Gruppe zuweisen kann.“ Über das Verhältnis der Gruppen zueinander erfahren wir nichts, trotzdem gerade davon die Textrekonstruktion abhängig sein sollte. Es wird einfach eine Gruppe als die beste ausgegeben. Dieselbe mag wirklich die beste sein; aber bewiesen wird nichts, sondern nur an den Autoritätsglauben appelliert; und die Autorität ist ein Doktorand! Das Verhältnis der Hss. innerhalb je einer Gruppe wird nur ganz kurz und ohne jegliche Begründung indiziert, und der Leser erhält nicht das geringste Mittel zur Kontrolle, so daß gerade diese Angaben wirklich als unnötiger Ballast bezeichnet werden dürfen. Sie sind es um so mehr, als tatsächlich von 3 Gruppen nur je 1 Hs., die innerhalb der betr. Gruppe die beste sein soll, und von der besten Gruppe nur 3 Hss. für die Rekonstruktion des Textes überhaupt benutzt wurden (auch die 2 den Gruppen nicht zugeteilten Hss. wurden abgewiesen). Wie wenn die andern Hss. ganz nutzlos

wären![5]) Es macht sich gut, wenn man schreiben kann, man habe den kritischen Text „nach allen bekannten Hss." hergestellt. Aber man wird eine solche Angabe kaum für berechtigt halten können, wenn man sieht, daß von 28 Hss. tatsächlich nur 6 für die Herstellung des kritischen Textes benutzt wurden, und aus den andern auch nicht eine einzige Variante angeführt ist. Daß B. für sich selbst „einen größern Passus sämtlicher Hss. einer genauen Vergleichung unterzog" und durch einige „Stichproben" „sich von der Richtigkeit seiner Ergebnisse überzeugte", ist ja eine große Beruhigung! Aber in der Wissenschaft sollte nicht der Glaube selig machen. Die „kritische Ausgabe nach allen bekannten Hss." besteht in Wirklichkeit aus einem Abdruck einer Hs. *(e)*, die B. die beste zu sein schien, korrigiert mit Hilfe von 5 andern Hss. *(abc di)*. „Geändert habe ich den Text von *e* nur, wenn die Änderung durch die Hss. *abc d i* gerechtfertigt war." Unter welchen Bedingungen aber solche Änderungen als gerechtfertigt galten, erfahren wir nicht. B. scheint von Fall zu Fall geurteilt zu haben. Jedes Versehen, jeder Unsinn von *e*, der zu einer Änderung des Textes Anlaß gab, wird in den Fußnoten gebucht; aber von den 5 andern oben genannten Hss. werden nur wenige Varianten gegeben und auch diese werden unifiziert. Von 22 Hss. wird, wie gesagt, gar nichts angeführt. Selbst der Unsinn von *e* wird also höher geschätzt als der Unsinn der andern Hss., ja höher sogar als vernünftige Abweichungen der letztern. Nur ganz wenige Varianten finden sich unter dem Text. Es gibt eine Seite ohne jegliche Varianten, mehrere Seiten mit nur 1, 2, 3 winzigen Varianten. Beim heutigen Stand der Wissenschaft muß unbedingt für kritische Ausgaben ein vollständiger Variantenapparat gefordert werden: einerseits damit der Leser in Stand gesetzt werde, die Herstellung des Textes beständig zu kontrollieren, anderseits weil auch die Änderungen der Kopisten oft sehr interessant und lehrreich sind. Nach meiner Ansicht darf die Marburger Lancelot-Ausgabe keinen Anspruch auf die Benennung „kritische Ausgabe" erheben. Sie bringt uns wieder auf das Niveau jener schönen Zeit zurück, da Hippeau florierte, der bekanntlich auch „kritische Ausgaben" lieferte. Es wäre nicht die geringste Entschuldigung zu sagen, daß man an einen Doktoranden keine

[5]) Daß auch solche, sogar an sehr wichtigen Stellen, allein die richtige Überlieferung haben, kann ich zufällig in einem Fall sicher feststellen, nämlich für die Hs. *f* (B N 751), zu der sich noch die B. unbekannt gebliebene Londoner Hs. Lansdowne 757 gesellt!. Vgl. E. Brugger in dieser Zs. 29 p. 87 ff., sowie O. Sommer in *Mod. Phil.* V 292. Der betr. Passus gehört allerdings nicht der ersten Branche an.

höheren Anforderungen stellen dürfe. Wenn kritische Ausgaben für Doktoranden zu schwierig sind (und in der Regel werden sie es sein), so sollen sie dieselben andern überlassen.

Und nun kommen wir zu der Frage zurück: Wie nimmt sich die Marburger Ausgabe neben der Sommerschen aus? Ich hielt es für die Pflicht eines Referenten, die beiden Ausgaben zu vergleichen. Ich habe mich aber dabei auf die ersten 10 Seiten von B.'s Ausgabe beschränkt, da ich dies für genügend halte. Die Abweichungen der Sommerschen Ausgabe von der Bräunerschen führe ich unter dem Texte an.[6] Es sind dies nicht nur sämtliche Sinnvarianten; sondern ich hätte noch die Mehrzahl derselben weglassen dürfen, da sie nur ganz minime Sinnesnuancen geben. In einer Reihe von Abweichungen (darunter auch der einzigen größeren: 3/23—26) braucht Sommers Text keineswegs schlechter zu sein als B's „kritischer". Nur ganz wenige unter den hier zitierten wenigen Abweichungen des „kritischen" Textes sind wirkliche Korrekturen gegenüber dem Sommerschen (die aber der Leser von Sommers Ausgabe z. T. von selbst hätte machen können). Von irgend welcher Bedeutung ist keine einzige. V o n v e r s c h w i n d e n d w e n i g e n A u s n a h m e n a b g e s e h e n s t i m m t S o m m e r s T e x t m i t d e m „k r i t i s c h e n" ü b e r e i n. Ja, bei der Lektüre des Merlin-Passus, bei dem ich aus eigenem Interesse die beiden Texte verglich, zeigte es sich mir, d a ß B's T e x t b i s w e i l e n s o g a r d u r c h S o m m e r s T e x t k o r r i g i e r t w e r d e n m u ß; denn p. 33/9 muß auf *bien* noch *del sentir* folgen, wie in Sommers Text; sonst hat der Satz keinen Sinn (vgl. auch 33/18); aber das notwendig zu ergänzende *del sentir* wird von B. nicht einmal in der Varia Lectio angeführt. Vielleicht findet es sich in keiner von seinen 6 Hss.; aber dies würde nur wieder beweisen, daß diese für die Herstellung eines kritischen Textes nicht genügen. Die von Sommer abgedruckte Hs., δ, gehört zu den 22 Hss., welch B. für die Herstellung des Textes und des Variantenapparates gänzlich ignorierte. Sie gehört aber zu der besten Gruppe, und B. selbst sagt (p. VII): „*b c* δ gehen auf eine *e* [der dem „kritischen Text" zugrunde gelegten] sehr nahe stehende

---

[6]) 1/6: *totes*] *boines;* 1/10 *Galaaz*] *Galahos*; 2/1 *Gaunes*] *gaule*; 2/7 *par force de Romains*] om.; 2/12 *a fin*] om.; 2/21 *norriz*] *neis*; 3/10 *avoit esté*] *lauoit*; 3/23—26] das kursiv gedruckte fehlt; 4/4 *les*] *le*; 4/5 *car*] *Mais*; 4/6 *s'estoient traït*] om.; 4/10 *Se vancha*] *sauancha*; 4/24—25 *aseioir* — *Claudas*] wie in *e*; 5/16 *tres*] *droit*; 5/17 *l'oz estoit... logiee*] *il sestoient ... logies*; 6/8 *chaitis*] *castiax*; 6/15 *toz*] ad. *iours*; 8/27 *a un vendredi a soir*] om.; 9/1 *mises et*] *sor les cheuaus et il furent*; 9/2 *seneschal*] ad. *et son chastel*; 9/6 *archices*] *traities*; 9/8 *Ne*] *que*; 9/15 *a bien*] *& bien*; 9/18 *menoit*] *seoit sour*; 9/19 *chaçoit*] *menoit*; 9/24 *des*] *del*; 9/25 *encor*] *entour*; 9/26 *li rois et sa companie*] om.; 9/27 *pié*] *chief*; 10/9 *la tenoient*] *lapeloient*; 10/19 *seneschal*] ad. *a qui il auoit son chastel commande*; 10/21 *li*] *et li*; 10/22 *fiances*] *couenences.*

Hs. zurück". *b* und *c* wurden zur Verbesserung von *e* benutzt, δ aber nicht. Weshalb, erfährt man nicht. Es ist einstweilen noch nicht bewiesen, daß δ schlechter ist als *e*.

Varianten, welche auch literarhistorisch von Belang sind, gibt es in der ersten „Branche" nur in dem von Merlin handelnden Passus und bei der Erwähnung der drei schönsten Frauen Großbritanniens.

Indem der Verfasser des Lancelot die Zauberei des Fräuleins vom See als von Merlin stammend erklärt, gibt er ein *Résumé* der Geschichte Merlins, wahrscheinlich mit Benutzung eines verlorenen Merlinromans, und fügt dazu das *Enserrement Merlin*. Da jenes *Résumé* mehrfach im Widerspruch zu Roberts Merlin stand, welcher Roman aber im Gralzyklus dem Lancelot vorausging, so fiel es mehreren Kopisten (ich wußte, als ich meine Abhandlung über das *Enserrement Merlin* schrieb, nur von einem) ein, diesen Passus durch ein *Résumé* von Roberts Merlin zu ersetzen. Der Kopist der Hs. Thompson beginnt mit der Änderung schon Sommer 19/29, Bräuner 31/3, und kehrt zur normalen Version zurück Sommer 21/9, Bräuner 34/20. B., der diese Hs. nicht kannte, weiß davon natürlich nichts; Sommer zitiert leider nur den ersten und letzten Satz; aber von einer Ausgabe, die nicht kritisch sein will, kann man schließlich den Abdruck einer 5 Hs.-folios umfassenden Variante nicht wohl verlangen. In andern Hss. beginnt die Abweichung erst Sommer 20/2, Bräuner 31/15, und die Rückkehr zum Normaltext findet schon Sommer 21/6, Bräuner 31/17 statt. Sommer, der den Mund auch etwas zu voll nahm, als er behauptete, alle von ihm aufgezählten Hss. „geprüft" zu haben (denn er führt tatsächlich, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur Varianten aus den Londoner Hss. an), erwähnt hier als abweichende Hs. nur B. N. 754 (*c* bei Bräuner) und verweist auf meinen Abdruck des Merlin-*Résumés* nach dieser Hs. (in dieser Zs. 31 p. 277—81). B. (p. 31) nennt als abweichende Hss. *d c*. Sollen wir daraus schließen, daß dies die einzigen abweichenden Hss. sind? *d* ist der Chef einer Gruppe, der „*d*-Gruppe", welche 4 Hss. umfaßt. Wir erfahren nicht, wie sich die übrigen Hss. der Gruppe hier verhalten, mit Ausnahme von η, dessen Text uns B. mitteilt, als Ersatz für denjenigen von *d* (er sagt einerseits: „da *d* hier oft Lücken hat", aber anderseits p. VI: „η ist eine fast wortgetreue Abschrift von *d*". Wie ist dies möglich, da η die Lücken von *d* nicht hat und doch nicht von sich aus ausgefüllt hat?). Wir dürfen also daraus vielleicht folgern, daß auch die Hss. *o* und *q* hier mit η und *d* übereinstimmen, daß also die ganze Gruppe zusammengeht. Aber so ganz selbstverständlich ist dies wohl nicht, da ja *c* auch als die einzige Hs. einer Gruppe die Abweichung aufweist; wenigstens hat *e*, der Chef dieser Gruppe, die normale Fassung. So wird

der Leser über alles im Unklaren gelassen. Das Beste ist aber folgendes! B. sagt: „Während *d c* sie [die Geschichte Merlins] folgendermaßen erzählen"; dann folgt als Ersatz für *d* der ganze abweichende Text von η (welche Hs. ja fast eine wortgetreue Abschrift von *d* sein soll). Jeder Leser muß daraus schließen, daß der abweichende Text von *d* resp. von η, auch so ziemlich derjenige von *c* ist. Dann muß man aber fragen: Warum wird denn an Stelle des lückenhaften *d* nicht einfach der Text von *c* mitgeteilt, zumal da *c* nach B. eine der besten Hss. der besten Gruppe, besser als *d* und *a fortiori* besser als η ist, die beide eine schlechtere Gruppe repräsentieren? Mein Abdruck der Abweichung der Hs. *c* ist B. natürlich unbekannt geblieben; doch kannte er ja die Hs. selbst. Indem ich nun aber meinen Abdruck mit dem von B. mitgeteilten Text der Hs. η *(d)* vergleiche, sehe ich, daß die beiden Texte keineswegs, wie aus B. zu schließen ist, fast gleich lauten, sondern fast vollständig verschieden sind, und daß die Abweichung der Hs. *c* mehr als dreimal so lang ist wie diejenige der Hs. η *(d)* (zwar sind beide Versionen *Résumés* von Roberts Merlin; nur ist die eine viel ausführlicher als die andere)! Hier können wir also unsern Herausgeber *in flagranti* ertappen. Eine literarhistorisch wichtige Variante von mehreren Seiten Umfang wird also gar nicht erwähnt resp. ganz eigenmächtig als identisch mit einer Variante von kaum ein Drittel jenes Umfangs ausgegeben, während von der Hs. *e* jedes auch noch so kleine Versehen des Schreibers in den Fußnoten verzeichnet wird, als ob diese Hs. die Heilige Schrift wäre! Und dieser Herausgeber sagt in der Einleitung, seine Leser täuschend, ganz allgemein: „Ich habe außerdem in die Anmerkungen die Sinnesvarianten aufgenommen, die die verschiedenen Hss. geben" (p. VII). Bei einer literarhistorisch so wichtigen Stelle hätten sämtliche Varianten, also auch noch die lückenhafte Lesart von *d* und die Lesarten von *o* und *q* angeführt werden sollen. Ein Herausgeber, der selbst nicht unterscheiden kann, ob Varianten literarhistorisch von Wichtigkeit sind oder nicht, hätte um so mehr Ursache gehabt, gewissenhaft alles anzuführen. Sage ich zu viel, wenn ich erkläre, daß diese „kritische Ausgabe" unzuverlässig, irreführend, minderwertig, ja geradezu miserabel ist? Und ein solcher zweifelhafter Gelehrter appelliert bei der Fixierung des Hss.-Verhältnisses und der Herstellung des Textes an das blinde Vertrauen der Leser!

Wir kommen nun zum *Enserrement* selbst, das ich seiner Zeit hier abgedruckt habe (Bd. 30 p. 173—75) nach *e* (Jonckbloet's Text), mit den interessanten Varianten von *c* (B. weiß natürlich von dieser Publikation nichts). Hier mag nun der Leser B's „kritischen Text" nicht nur mit δ (Sommer), sondern auch mit *c*

vergleichen, d. h. mit einer der 5 Hss., die B., neben *e*, zur Herstellung des Textes und für den Variantenapparat berücksichtigte. Unter den Varianten von *c* sind allerdings die umfangreichern, mehrere Zeilen umfassenden angeführt, aber dafür eine ganze Menge kleinerer, die durchaus Sinnesvarianten sind, nicht. Man sieht also, daß die Varia Lectio bei B. nicht deshalb so klein ist, weil die Hss. nicht variieren, sondern nur deshalb, weil B. die meisten Varianten nicht aufzunehmen geruhte. Dabei schien es ihm aber von Wichtigkeit, *une parti*[7]) *avant (e)* in *avant une partie* (mit Hilfe von *a b c*) zu korrigieren und jenes in die Fußnoten zu setzen (p. 34), (ähnlich p. 42 *toz apareilliez* für *apareilliez toz* u. dgl. mehr), als ob da ein Unterschied wäre. *C'est bonnet blanc et blanc bonnet!* Die Anspielung auf die Befreiung Merlins durch *Perlevax* (p. 36) gehört in den kritischen Text, obschon sie nur durch die Hs. *c* bezeugt ist. Das habe ich in meiner Abhandlung über das *Enserrement Merlin* bewiesen. Die wichtige Tatsache, daß einst auf den Lancelot eine Gral-Queste, deren Held nicht Galaad, sondern Perceval (Perlesvaus) war (und auf diese verweist jene Stelle), sollte doch endlich nicht mehr ignoriert werden. Sie ist ja schon in G. Paris' *Manuel* konstatiert. Die Auslassung des Passus erklärt sich sehr leicht daraus, daß er im Galaad-Gralzyklus, der die Befreiungsepisode fallen ließ, unpassend geworden ist. Vielleicht gebührt auch der Hs. *c* eine noch wichtigere Stellung als die ihr von B. zugewiesene.[8])

Ein literarhistorisch wichtiger Passus, bei welchem uns ebenfalls zufällig eine gewisse Kontrolle von B.s Arbeitsweise ermöglicht wird (was B. nicht gemerkt hat), ist auch die Erwähnung der 3 schönsten Frauen Großbritanniens (p. 48). B. hat natürlich keine Ahnung von der Wichtigkeit dieses Passus und weiß auch nicht, daß darüber schon allerhand geschrieben worden ist (vgl. Brugger in dieser Zs. 30 p. 176 f., und besonders Sommer in *Mod. Phil.* V, p. 293 ff.). Nach B.s Text, d. h. nach Hs. *e*, war die eine dieser schönsten Frauen „die Tochter des *Roi Mehaignié*, d. h. des Pelles, welcher der Vater des Perlesvax war, desjenigen, welcher die großen Wunder des Gral sah, den gefährlichen Sitz an der Tafelrunde besetzte und die Abenteuer des *Reiaume Perilleus Aventureus*, d. h. des Königreichs Logres,

---

[7]) Druckfehler! Nach Jonckbloet wenigstens hat *e* : *partie*.

[8]) Interessant ist, daß *d* (oder die ganze *d*-Gruppe?) hier auf Gauvain's Unterredung mit dem eingeschlossenen Merlin anspielt, eine offenbare Angleichung an die (pseudohistorische) Merlinfortsetzung, d. h. an den jüngsten Bestandteil des Galaad-Gralzyklus. Hs. *i* (oder die ganze *i*-Gruppe?) hat die ganze Merlingeschichte inkl. *Enserrement* gestrichen. Es war das einfachste Mittel, um die Widersprüche zu Roberts Merlin, ev. auch zur Galaad-Queste aufzuheben. Man vermißt nichts nach der Streichung.

zu Ende führte. Sie war seine [d. h. des Perlesvax] Schwester und hatte den Beinamen *Amide*; ihr rechter Name war *Heliabel*". Interessant ist hier vor allem wieder, daß der Lancelotroman hier noch Perlesvax, nicht Galaad, als Gralhelden kennt, d. h. daß der Passus auf einen Gralzyklus zurückgeht, der eine Perlesvaus-, nicht eine Galaad-Gralqueste enthielt, auf den Lancelot-Perlesvaus-Gralzyklus (vgl. meinen Stammbaum der Gralzyklen in dieser Zs. 29 p. 138; er muß auch zum Verständnis des folgenden benutzt werden). Varianten werden von B. nur aus Hs. *d* angeführt, nämlich: *fu fille au roi Pelles de Listenois qui fu aieuls a Galaaut, a celui qui* etc.[9]) Wir sehen, daß *d* eine Angleichung an die Galaad-Gralqueste versucht hat; nach der letztern, aber noch nicht nach dem Perlesvausroman, der den Pelles doch auch schon kennt, ist Pelles der Großvater *(aieuls)* des Gralhelden Galaad (nach *d* ist es also nicht mehr *Perlesvax*, sondern *Galaaut*, der die Wunder des Gral sah etc.). Den Beinamen *de Listenois* hat Pelles auch in der Vulgata-Merlinfortsetzung, welch letztere bekanntlich erst nach der Ersetzung Perlesvaus' durch Galaad in den Gralzyklus eingeführt wurde (Sommer, alte Ausgabe p. 133, 370, 384 etc., neue Ausgabe p. 125, 346, 359 etc.); doch mag er an unserer Stelle ursprünglich sein, und müßte dann in den kritischen Text aufgenommen werden. Für *sa suer* steht in *d* : *sa mere*. Heliabel konnte eben nicht als Schwester des an Perlesvaus' Stelle getretenen Galaad aufgefaßt werden, da Galaad, der auch in bezug auf Abstammung ein Unikum war und sein mußte, keine Schwester hatte und keine haben durfte. In den Galaad-Gralzyklen ist die Tochter des Königs Pelles die Mutter Galaads und spielt als solche resp. als Geliebte (oder eher *amante*) Lancelots eine wichtige Rolle, an die sich der Kopist von *d* erinnerte. Daß die Tochter des Königs Pelles in den Galaad-Gralzyklen Heliabel hieß, ist allerdings nicht sicher, nicht einmal wahrscheinlich; aber wenn nicht *Heliabel*, so hieß sie *Helaine*, und diese ähnlichen Namen konnten konfundirt werden.[10]) Die von Sommer abgedruckte Hs. ꝺ hat die erste „Korrektur" ähnlich wie *d*: *au roi mahaignie*; *Che fu li rois Pelles qui fu peires a amite meire galaat chelui qui vit* etc.,

[9]) *Galaaut*, eigentlich der Name, den man gewöhnlich *Galehout* schreibt, steht hier für *Galaad* (umgekehrt steht für *Galaaz*, B. p. 1, in Sommers Text *Galahos*).

[10]) Ich kann den Namen *Helaine*, den P. Paris erwähnt, z. Z. nirgends belegen; er ist mindestens sehr selten, so oft andrerseits *la fille au roi Pelles* erwähnt wird. Es fragt sich, ob er nicht aus unserer Triade stammt durch Verwechslung von *Helyabel* mit der zweiten Schönheit, der *Helaine sans per*. Andrerseits wurde in der O'-Queste Pelles' Tochter und Galaads Mutter (unter dem Einfluß unserer Triade) *Amide* genannt (Sommer l. c. p. 295 n.), und vielleicht liegt im Prosa-Tristan (Löseth § 300) derselbe Fall vor, wenn daselbst die Tochter des Königs Pelles und Mutter Galaads *Helyabel* heißt.

enthält aber nicht die zweite „Korrektur“ von *d*, so daß also nach δ Amite erst als Mutter, dann als Schwester Galaads bezeichnet wird; δ repräsentiert also vermutlich eine Zwischenstufe zwischen den durch *e* und *d* repräsentierten Fassungen. Nach Sommers Angabe (*Mod. Phil.* V, 293) wurde Perlesvaus nur in folgenden Hss. durch Galaad ersetzt: *d*, *o*, *q*, *g*, β, *t* (sie gehören B.'s *a*-Gruppe, *d*-Gruppe und *i*-Gruppe an); „nur in 1—2 Fällen“ (d. h. Hss.) soll „Schwester“ in Mutter korrigiert sein; dagegen wurde in den alten Drucken *cele fu sa suer* ganz gestrichen. Perlesvaus resp. Perceval findet man nach Sommer in folgenden Hss.: *m*, *n*, *p* (116 ist nämlich vermutlich Druckfehler für 112), *h*, *r*, *b*, *i*, *f*, *s*, *e*, *k*, γ, *u* (diese Hss. repräsentieren B's *a*-, *e*- und *i*-Gruppe), Cheltenham 8230, Thompson und den Drucken. Von den Drucken abgesehen (über diese vgl. das soeben gesagte), wird der Wortlaut dieser Versionen ungefähr mit demjenigen von B.'s kritischem Text übereinstimmen. In e i n e r Hs. (Sommer nennt sie nicht) soll Amide nicht die Tochter, sondern die Gattin des Pelles sein (was Unsinn ist). Eine Besonderheit bietet endlich die Hs. α, welche Folgendes hat: *la fille al roi pelles le roi Mahaingne lo oncle galaad qui uit... cele fu sa soer* etc. Das Wort *galaad* steht aber über der Zeile, und darunter steht *parceuau*, d u r c h s t r i c h e n. Es ist ganz klar, daß der Schreiber dieser Hs. in seiner Vorlage *parceuau* fand und von sich aus „korrigierte“.[11]) V o n a l l e n d i e s e n w i c h-

---

[11]) Sommer schreibt dieser Lesart eine besondere Bedeutung zu (*the passage is of the greatest possible critical value*: p. 295) und hält sie für die ursprüngliche, weil aus ihr hervorgehe, daß hier dieselbe Verwandtschaft zwischen Perceval und dem verwundeten Fischerkönig existiere wie in „Chrétien und andern Versionen“ (er meint die Verwandtschaft Neffe—Onkel; da scheint er aber gerade Chrétien nicht gut zu kennen; denn dieser machte den Helden zum Vetter des Fischerkönigs). Es sei mir bei dieser Gelegenheit erlaubt zu bemerken, daß ich diese Ansicht für sehr unsicher oder gar falsch halte. Ich kann mir sehr wohl denken, daß der Schreiber von α, wie er in seiner Vorlage den ganzen Satz las, beabsichtigte, *Parcevau* durch *Galaad* zu ersetzen, und deshalb schon *oncle* für *pere* schrieb, dann aber in einem gedankenlosen Moment doch *Parcevau* kopierte, und, den Fehler gleich erkennend, den Namen durchstrich und durch Galaad ersetzte; *oncle* paßt nämlich als Bezeichnung der Verwandtschaft von Pelles und Galaad; denn es hat dieselbe Bedeutung wie *aieuls* in Hs. *d*. Beide Wörter konnten sowohl Großvater wie Onkel bedeuten, ebenso wie *nies* die zwei Bedeutungen Enkel und Neffe hatte (Sommer scheint dies nicht zu wissen, wie aus seinen Bemerkungen l. c. p. 297 hervorgeht, wo aber gerade ein beweisender Fall vorliegt). Gegen Sommers Ansicht spricht nun 1. daß die von Sommer für ursprünglich gehaltene Lesart einen schwerwiegenden Widerspruch enthält (Pelles = Onkel des Perceval und Vater der Heliabel; aber Perceval und Heliabel = Bruder und Schwester), also notwendig eine Korrektur erheischt, wodurch ihre Autorität dahin ist; 2. daß die Hs. α auch sonst keine große Autorität zu besitzen scheint, und es nicht wohl einzusehen ist, daß sämtliche andern Hss., die hier Perceval erwähnen, entweder

tigen Tatsachen erfährt man aus B. nichts (außer der Variante von *d*). Die gleichen „Korrekturen" müssen von verschiedenen Kopisten unabhängig vorgenommen worden sein; andernfalls müßte B.'s Handschriftenfiliation falsch sein; denn die Varianten unserer Stelle gruppieren sich, wie wir sahen, gar nicht im Einklang mit der Gruppierung der Hss. nach B.

---

gegenüber α eine Gruppe bilden, oder von sich aus darauf verfielen, *oncle* in *pere* zu korrigieren, während doch der oben erwähnte Widerspruch ebensogut durch andere Korrekturen gehoben werden konnte. Allerdings glaube ich mit Sommer, daß die sonst nirgends zu findende Verwandtschaft Percevals mit Pelles resp. mit dem Gralkönig (Sohn — Vater) die Folge eines Irrtums, einer Konfusion ist; aber dieser Irrtum dürfte bis auf den Archetypus unserer Lancelothss. zurückgehen. Dieser Archetypus ist ja keineswegs das Original des Prosa-Lancelot; er ist höchstens das Original des Lancelot des aO[1]-Galaad-Gralzyklus; über ihm steht aber der Lancelot des O-Galaad-Gralzyklus, und über diesem wieder der Lancelot des Lancelot-Perlesvaus-Gralzyklus (vgl. meinen Stammbaum). Nicht die Vergleichung mit Chrétien, sondern die Vergleichung einerseits mit dem ältern Perlesvausroman, der dritten Branche des Perlesvaus-Gralzyklus (wo Perlesvaus der Neffe des Pelles ist [welch letzterer in diesem Roman zum erstenmal erscheint, aber noch nicht Fischerkönig, sondern Bruder des letztern ist]), anderseits mit den verschiedenen Galaad-Gralzyklen, (in welchen Perceval immer noch der Neffe des Pelles [hier Fischerkönig] ist), macht es sehr wahrscheinlich, daß Perlesvaus auch in dem jüngeren Perlesvaus, der 4. Branche des Lancelot-Perlesvauszyklus, auf welchen, wie wir sahen, die Triade von den schönsten Frauen zurückgehen muß, d. h. in der zwischen dem Perlesvaus-Gralzyklus und dem Galaad-Gralzyklus liegenden Zwischenstufe, der Neffe des Pelles war. Im älteren Perlesvaus ist Percevals Vater *Alain le gros*; seine Onkel mütterlicherseits (!) sind *Pelles* und der (ungenannte) Gralkönig und ein dritter, der wohl wegen seiner unsympathischen Rolle im Galaad-Gralzyklus fallen gelassen wurde. Im letzteren Zyklus (O) wurde nun die Gralverwandtschaft auf die väterliche Seite übertragen; der Gralkönig und Pelles wurden dadurch zu Brüdern des *Alain le gros*; den drei Brüdern wurde ein Vater gegeben, der etwa dieselbe Rolle hat wie der Vater des Fischerkönigs bei Chrétien (dies dürfte Chrétienscher Einfluß sein). Für den Vater und den einen Bruder mußten Namen erfunden werden; der betr. Redaktor lehnte sich an den Namen *Pelles* an und schuf wohl willkürlich die Namen *Pelle(h)an* und *Pellinor* (man hatte gern ähnliche Namen für Verwandte; so heißen z. B. im *Beaumains*-Roman 4 Brüder: *Persant*, *Percard*, *Pertolepe*, *Perimones* [Malory b. VII ch. 12]; dies sind jedenfalls auch erfundene Namen; im *Blancandin* heißt der Bruder des *Alimodes Acimodes* v. 4468 f., 5175 f.; vielleicht war eine gewisse [indirekte?] Reminiszenz an die durch Alliteration oder noch stärkern Gleichlaut verbundenen Verwandtennamen der Germanen, vorhanden). Neben den ähnlich klingenden Namen *Pelles*, *Pellean*, *Pellinor* wurde immerhin; aber nicht ebenso häufig (!), der nicht ähnlich klingende Name *Alain* und dessen Träger noch beibehalten. Die ähnlich klingenden Namen wurden, wie zu erwarten war, in unsern Texten öfters konfundiert; die normale, ursprüngliche Verteilung ist aber folgende: *Pellean* = Vater des Fischerkönigs, *Pelles* = Fischerkönig, *Pellinor* = Vater des (im Galaad-Gralzyklus nicht mehr so wichtigen) Perceval. Dem *Alain le Gros* wurde, vielleicht gerade weil sein Name allein stand und auch an *Perceval (Pellesvaus!)* nicht anklang, die ursprüngliche

Aus unserer Prüfung (die uns zwar nicht B. selbst ermöglicht hat) geht hervor, daß B.'s Ausgabe nichts weniger als eine kritische Ausgabe im heutigen Sinn des Wortes, vielmehr eine Karrikatur einer solchen ist. Sie bietet nur den Abdruck einer guten Hs. (*e*), deren Text bisweilen, aber doch nur selten, und fast immer nur bei Bagatellen, in durchaus nicht einwandfreier Weise (nach dem Gutdünken eines ganz unerfahrenen Herausgebers), mit Hilfe von ein Paar andern Hss. korrigiert wird, aus welchen außerdem in, wie es scheint, ganz willkürlicher Auswahl einige Varianten mitgeteilt wurden. Sommers Text, der nicht als kritisch ausgegeben wird, ist ein Abdruck einer ebenfalls guten Hs. (δ), die, wie von B. zugegeben wird, *e* sehr nahe steht, mit Varianten aus den übrigen Londoner Hss., ausnahmsweise auch andern Hss. So braucht es niemand Wunder zu nehmen, daß die beiden Ausgaben einander gleichen wie ein Ei dem andern. Es ist eitel Spiegelfechterei, wenn B., im Namen Beckers, behauptet, „daß unsere Arbeit von der des Herrn Sommer durchaus verschieden ist". B. erlangte dadurch, daß er im ganzen wichtigere Hss. benutzen konnte, einen gewissen Vorteil gegenüber Sommer. Aber die bemerkenswerten Abweichungen seiner Ausgaben von der Sommers hätten auf etwa 2 Seiten Platz gehabt. Dies wäre allerdings vielleicht zu wenig gewesen für eine Inauguraldissertation. Was aber B. uns bietet, ist in Wirk-

---

Rolle genommen, ohne daß ihm dafür eine neue gegeben wurde; er ist im Galaad-Gralzyklus durchaus Nebenperson und wird daher nur noch ganz selten erwähnt (Beispiele bei Sommer, *Mod. Phil.* V 305 und *Vulgate-Version* vol. I p. XII). Wenn in der pseudo-historischen Merlinfortsetzung, welche hier wahrscheinlich Angaben des Lancelot (die z. T. verloren gegangen sein mögen) verarbeitete, Alain neben Pelles (oder Pellehan) als *roi mehaignié* bezeichnet wird, so mag entweder Konfusion mit einer von diesen Personen stattgefunden haben, oder Alain mag hier noch einen Zug seiner ursprünglichen Funktion (Vater Percevals) bewahrt haben, einen Zug, der aus Chrétien entlehnt worden sein dürfte, in dessen Roman bekanntlich Percevals Vater in ähnlicher Weise *mehaignié* ist wie der Fischerkönig. Mit Berücksichtigung all des hier Gesagten dürfen wir wohl vermuten, daß in der Triade des jüngern Perlesvaus die Schwester des Perlesvaus bezeichnet wurde als *la fille au roi Alain le gros pere Perlesvaus celui qui vit* etc., im O-Galaad-Gralzyklus als *la fille au roi Pellinor de Listenois le pere Perlesvaus celui qui vit* etc. Im O¹-Galaad-Gralzyklus trat nun, wie auch sonst oft, Konfusion zwischen *Pellinor* und *Pelles* ein und es entstand: *la fille au roi Pelles de Listenois le Roi Mehaignié le pere Perlesvaus celui qui vit* etc. (der Beiname *de Listenois* kommt in Verbindung mit *Pellinor* viel häufiger vor als in Verbindung mit *Pelles*). In der pseudohistorischen Merlinfortsetzung (Sommers neue Ausgabe p. 159) erscheint die Triade wieder; die dritte Schöne ist *la fille au roi Pelles de Listenois* und Nichte des *Alain* und des *Pellinor* (aber ihr Name und ihre Verwandtschaft mit Perceval werden nicht mehr erwähnt). Im Prosa-Tristan, der die Triade, aber vermehrt durch *Iseut*, auch enthält, scheint es nur zu heißen: *la fille au roi Pelles* (Löseth § 336). Die Merlin- und die Tristanfassung gehen auf die jüngste Lancelotfassung zurück.

lichkeit doch nicht mehr. Denn wenn auf 2 Seiten ebensoviel gegeben werden kann, wie auf 55 Seiten gegeben wird, so sind eben 53 Seiten „unnötiger Ballast". Neben Sommers Ausgabe oder vielmehr an Stelle derselben hat nur eine wirklich kritische, von einem tüchtigen und erfahrenen Herausgeber veranstaltete, mit einem vollständigen Variantenapparat versehene Ausgabe ihre Berechtigung. Eine pseudokritische aber, wie es die vorliegende ist (und die nachfolgenden werden kaum viel besser sein; denn die Hauptschuld an dem Fiasko dieser Ausgaben trägt der Lehrer, der unerfahrenen jungen Leuten eine zu schwierige Aufgabe zumutete und ihnen eine ganz verwerfliche Methode vorschrieb), muß mehr Schaden als Nutzen stiften: deshalb, weil sie etwas vorspiegelt, was sie nicht leistet, und weil sie geeignet ist, die Unternehmung einer wirklich kritischen Ausgabe und der dazu nötigen Vorarbeiten zu hemmen.

Die Marburger Ausgabe muß aber auch vom moralischen Gesichtspunkt aus beurteilt werden. Schon seit manchen Jahrzehnten vermißte man immer schmerzlich eine Ausgabe der großen Prosaromane, vor allem des Lancelot. Da unternahm es endlich Sommer, den ganzen ungeheuren Vulgata-Galaad-Gralzyklus herauszugeben. Die 6 riesigen Bände sind ein geradezu monumentales Unternehmen, das eine Arbeitskraft und einen Arbeitseifer voraussetzt, wie sie wunderselten zu finden sind. Sommer schlug dabei den einzig vernünftigen Weg ein, vor der Hand den genauen Abdruck einer guten Hs. zu geben. Die unter dem Text beigefügten Varianten, die wegen ihrer Unvollständigkeit sehr zu wünschen übrig lassen, wird man als Gratisbeilagen beurteilen müssen. Von Sommers Ausgabe mußte der 3 Bände umfassende Lancelot der wichtigste Teil sein, da die übrigen Teile bereits in Ausgaben, wenn auch nicht kritschen, existierten[12].) Jetzt auf einmal, zur Unzeit, als Sommers Ausgabe bereits zu erscheinen begonnen, stürzen sich, unter Wechsslers Führung, eine Anzahl Doktoranden gerade auf diesen Lancelot und setzen eine Konkurrenzausgabe ins Werk, die natürlich, so unvollkommen, so miserabel sie auch als „kritische Ausgabe" zu werden verspricht, dennoch, und zwar ohne Sommers Schuld und ohne der Marburger Verdienst, Sommers Ausgabe etwas überlegen ist resp. sein wird, da ja jeder Marburger Herausgeber nur einen minimen Teil des Ganzen zu bearbeiten hat und da (dies gilt von den folgenden Teilen der Ausgabe) jeder auch noch Sommers Ausgabe zur Verfügung hat, folglich alles, was diese enthält, verwerten kann. Es handelt sich also um eine regelrechte Verdrängung der so verdienstvollen Ausgabe Sommers.

[12]) Allerdings erst im Jahre 1910 erschien die kleine *Mort Artu*; doch konnte der Herausgeber, Bruce, sich damit mehr oder weniger entschuldigen, daß er vor Sommers Ankündigung die Vorarbeiten gemacht hatte.

Undank ist der Welt Lohn, mag sich Sommer sagen. Wer möchte das Vorgehen des Marburger Professors billigen? Müssen wir das Erscheinen der Marburger Ausgabe nicht bedauern?

Einen Trost wird Sommer vor der Hand haben. Die Publikation der Marburger Ausgabe in Form von Dissertatiönchen hat viele Nachteile. B., resp. Wechssler, hat den Nachteil, der darin besteht, daß der Roman in Stücke zerrissen wird, gefühlt, und entschuldigt sich damit, „daß das Verhältnis der einzelnen Hss. zu einander nicht im ganzen Roman dasselbe bleibt, und daß dieses Verhältnis für wenigstens jede Branche von neuem festgestellt werden muß“ (p. III). Wissen aber die Herren, ob die Änderung des Handschriftenverhältnisses jeweils mit dem Beginn einer neuen Branche zusammenfällt? Kann die Änderung nicht mitten in einer Branche stattfinden und dann auf den Anfang der folgenden übergreifen etc.? Übrigens wird die Einteilung in Branches doch wohl etwas willkürlich werden, da der Redaktor des Lancelot, wenn er auch von Branches spricht (Sommers Ausgabe *Part I* p. 429 n.), doch den Roman nicht selbst in Branches eingeteilt hat (eine Einteilung in Branches kennt meines Wissens nur der Perlesvaus). Aber ein noch größerer Nachteil! Wenn so fortgefahren wird, wie B. begonnen hat, so muß die ganze Ausgabe sage und schreibe etwa vierzig Dissertationen von dem Umfang der vorliegenden umfassen.[13]) Ich gratuliere! Mit Ausnahme der jüngsten unter uns wird niemand das Ende erleben. In Zukunft könnten allerdings die Dissertationen vielleicht doppelt so lang gemacht werden, ohne daß sie deshalb zu schwer wiegen würden. Es gäbe dann immer noch ihrer zwanzig, und bis diese da sind, werden wenigstens Teile von Sommers Ausgabe Geltung haben. Noch gibt es unter den arthurischen Prosaromanen eine Menge wichtige Texte, die unediert sind; der ungeheure Prosa-Tristan mit Meliadus und Palamedes, die romantisch-pseudohistorische Merlinfortsetzung der Hs. B. N. fr. 337, gewaltige Stücke aus den verschiedenen O'-Galaad-Gralzyklen, portugiesische, spanische und italienische Versionen.[14]) Man würde da vor der Hand keine kritischen Ausgaben brauchen; also könnten sich hier sehr wohl Doktoranden betätigen. Aber niemand rührt diese Texte an. Ist es da nicht ganz unsinnig, daß jetzt mit einem Aufgebot von ca. 40 Mann eine zweite Ausgabe des ungeheuren Lancelotromans unternommen wird, die von der ersten eben erst erschienenen kaum abweicht? Möchte man in Marburg jetzt noch, so weit

---

[13]) Die 3 „Teile“ des Lancelot sollen nach Sommer fast gleich groß sein. Die ersten beiden füllen in Sommers Ausgabe je ca. 400 Quartseiten. Dies macht für alle drei 1200 Seiten. Die von B. veröffentlichte erste Branche umfaßt kaum 30 solche Seiten, also nur den 40. Teil des Ganzen.

[14]) Die *Prophecies Merlin* erwähne ich nicht, weil eine Ausgabe derselben vorbereitet wird.

es tunlich ist, die Fortsetzung des Unternehmens einstellen, einsehend, daß dasselbe ebenso unnütz wie unschön ist! Durch die Lektüre von B.'s Ausgabe bin ich in meiner Ansicht nur bestärkt worden, daß bei den großen Prosaromanen, die Sommer herausgegeben hat, vor der Hand nur die einzelnen Hss., wenigstens diejenigen, die nicht in Paris sind, mit Sommers Text genau kollationiert werden sollten, damit dem Unternehmer einer wirklich kritischen Ausgabe die Arbeit erleichtert würde.

Von den Korrekturen, die B. am Text von *e* vornimmt, betreffen, wie schon gesagt, viele solche Bagatellen, daß sie wirklich keine Fußnoten verdienten. So hat z. B. S. 25 die Hs. *e*: *forelz*[15] *sauvage*. War es da nötig, *sauvages* kursiv gedruckt in den Text aufzunehmen und eine Fußnote zu machen wie „*e* : *sauvage (c a b d i)*?. Warum nicht einfach *sauvage[s]* ohne Fußnote? Was die andern Hss. haben, ist doch in einem solchen Fall gleichgiltig. Oder Seite 21 im Text *contraval* (kursiv), in der Fußnote „*e* : *tot contraval (c a b d i)*, oder S. 8 im Text kursiv »*fait il*«, in der Fußnote „*e* : fehlt *(a c d i)*. Die gewissenhafte Notierung solcher gleichgiltigen Bagatellen ist namentlich auch deshalb lächerlich, weil daneben, wie wir sahen, sehr wichtige, sogar Seiten lange Varianten gar nicht erwähnt werden. Sollte sie dazu dienen, dem Leser volles Vertrauen einzuflößen? Bisweilen werden dialektische Eigentümlichkeiten der Hs. wie Fehler korrigiert, z. B. 1. Sg. *acroistra* (S. 6), *revestira* (S. 7), *s'aperance (a — es)* (S. 19), *el* (statt *ele*) S. 21); auch graphische Eigentümlichkeiten wie *affaire* (korrigiert in *a faire*: nach *i a b!!*). Dagegen sind wirkliche Fehler im Text stehen geblieben oder gemacht worden: *sougieté* (statt *sougiete*) (S. 2), *anconreoit* (statt *an conreoit*) (S. 35), *la ama* (statt *l'aama*) (S. 35, A. 4), *s'en troblioit* (statt *s'entr'oblioit* (S. 35, A. 5), *parmis* (statt *parmi* oder *par mie* (S. 38/6), *traist* (statt *traï(st)* (S. 38/15), *li* statt *l'i* (S. 38/15 und 38/20), *aitant* (statt *a itant*) (S. 46), *mi* (statt *m'i*) (S. 49/23) etc., oder fehlerhafte Schreibungen: *bois Enval*, statt *Bois-en-Val*) (S. 10). Sehr unpraktisch ist es, daß die Zeilen des Textes nicht numeriert sind, so daß der Zitierende und der die Zitate nachsehende gezwungen werden, die Zeilen zu zählen.

Hinter dem Text finden sich noch 19 kurze Anmerkungen zu demselben. Solche hätte B. ebenso gut ein Paar Hundert schreiben können. Wie er aus den zahlreichen handschriftlichen Varianten nur ein Paar, und zwar zumeist ganz gleichgiltige für die Varia Lectio auswählte, so wurden auch für die erklärenden Anmerkungen nur ein Paar unwichtige Stellen ausgesucht, während das Wichtige ohne Erklärung ausgeht. Alles nur für den Schein! Von den 19 Anmerkungen sind die meisten schülerhaft und wertlos. B. glaubt sich merkwürdigerweise entschul-

[15]) Nicht *foretz*?

digen zu müssen, daß er charakteristische Schreibungen wie *fussient*, *regratees*, *toiche* etc. nicht änderte. Es ist recht unbequem, wenn man von einer Schreibung der herausgegebenen Hs. wie *chessir* (35/15) erst in den Anmerkungen am Schluß Kenntnis bekommt (die Erklärung des *ch* ist übrigens falsch; Wechsel von *ch* und *j* ist lothringisch; vgl. z. B. *Parise la duchesse* p. XIV); 10/13 ff. ist durchaus nicht unklar und widerspruchsvoll: „Jener Wald..... übertraf alle Wälder Galliens und Kleinbritanniens als[16]) kleine Wälder [d. h. soweit es kleine Wälder waren] [in besserem Deutsch: er übertraf alle, auch die kleinsten, Wälder Galliens und Kleinbritanniens an Kleinheit]; denn er war nur... lang und... breit." In 19/8 ist *de France* ganz klar: Ban ist ja mit Weib und Sohn auf dem Wege zu König Artus in G r o ß b r i t a n n i e n !

Der D i a l e k t der Hs. e weist nicht, wie in der Einleitung (p. VIII) gesagt wird, nach dem nordöstlichen Frankreich hin, sondern etwa nach dem Grenzgebiet von Champagne, Burgund und Lothringen.

B. teilt uns in der Einleitung (p. VIII) mit: „Die vorkommenden N a m e n habe ich im Text einheitlich geschrieben [Wozu denn? Die Orthographie der übrigen Wörter wurde doch auch nicht uniformiert], und im Register am Ende ihre verschiedenen Schreibweisen angegeben." B. hat sich die Sache schon dadurch recht bequem, den Lesern aber unbequem gemacht, daß er im Register bei den Namen immer nur für den ersten Beleg die Seite angibt und bei allen denjenigen, die mehrmals vorkommen, einfach ff. hinzufügt. Wer z. B. wissen will, was in der ersten Branche über *Aramont* oder über *Guenievre* gesagt wird, der kann in beiden Fällen die Ausgabe von Anfang bis zum Schluß lesen, trotzdem *Aramont* (Bezeichnung 1 ff.) nur auf den ersten Paar Seiten, *Guenievre* (Bezeichnung 3 ff.) nur S. 3, 47, 48 genannt wird. Aber noch schöner ist es, daß e t w a d i e H ä l f t e d e r i m T e x t v o r k o m m e n d e n N a m e n (nach meiner ungefähren Schätzung) i m R e g i s t e r f e h l e n ![17]) Sodann finden wir Fehler: *Artur* (trotzdem im Text immer nur *Artus*, *Artu* vorkommt), *Enval* (statt *Bois-en-Val*), und eigentliche Stupiditäten wie „*Diane*, *See der* —, *10*" (dabei ist doch nicht nur vom Diana s e e die Rede, sondern es wird auch gesagt, daß Diana Königin von Sizilien war, für eine Göttin gehalten wurde etc.), „*Gaule*, *König von* —

---

[16]) *si comme* wie einfaches *comme* z. B. 41/8.

[17]) Es fehlen z. B. *Poinces Anthoines* (4 etc.), *Sezile* (10), *Vergile* (10), *Grant Bretaigne* (30) (aber *Bretaigne la Menor* ist da), *Bretons* (30), *Anglois* (30), *Irlande* (31) (aber *Escoce* ist da), *Tintajuel* (34), *Egerne* (34), *Morgant* (35), *Darnantes* (36), *Franc* (48), *Perlesvax* (48), *Reiaume Perilleus Aventureus* (48) (dagegen der ähnlich gebildete Name *Mostier Reial* ist da), *Heliabel* (48) (H.'s „Beiname" *Amide* ist da), *Outre les Marches de Galone* (48), *Listenois* (48), *Vincent* (49) und vermutlich noch andere (ich habe nicht lange gesucht).

1 ff.“ (dabei beginnt der Roman mit den Worten: *En la marche de Gaule et de la Petite Bretaigne avoit deus rois*, und nachher wird *Gaule* noch oft genannt ohne Verbindung mit König), „*Logres, Die Hauptstadt des Königs Artur, 3 ff.*“ (dabei liest man auf der zitierten Seite 3 in Zeile 3: *le roiaume de Logres*, und in Zeile 5: *la terre de Logres*) (Logres war der Name Englands und seiner Hauptstadt; vgl. auch S. 47—48). Varianten der Eigennamen werden unter dem Text niemals angeführt. In einem kritischen Text sollten bei Eigennamen stets sämtliche Varianten sämtlicher Hss. (es kommt da auf die Wichtigkeit der Hss. nicht so sehr an) angegeben werden, und alle Varianten sollten auch ins Namenregister aufgenommen werden. Was nun B.'s Namenregister an Varianten bringt, ist einfach lächerlich. Hie und da sind ein Paar Varianten hinter dem Ordnungswort eingeklammert; aber an welchen Stellen und in welchen Hss. sie vorkommen, erfährt man nicht. Daß sie nicht alle aus *e* (der Hs., deren Namen ja B. im Text „einheitlich geschrieben“ hat) stammen, kann man daraus erschließen, daß auch hinter Namen, die im Text nur einmal vorkommen, Varianten eingeklammert sind. Aber daß ganz willkürlich aus ein Paar Hss. ein Paar Varianten ausgewählt wurden, nur damit etwas dastehe, das muß jeder einsehen, der weiß, wie außerordentlich zahlreich die Varianten der Eigennamen in den Hss. sind. Wenn man nur Sommers Hs. δ zur Vergleichung heranzieht, so findet man auch, daß in dieser Hs. sehr oft die Eigennamen anders lauten als in *e*; aber bei B. findet man keine einzige dieser Varianten verzeichnet. Zu dem einfachen Namen *Amide*, der im ganzen Lancelot nur einmal erscheint, erwähnt Sommer gelegentlich (*Mod. Phil.* V 293 n.) aus Lancelothss. fünf Varianten; B. kennt keine. S. 2/1 korrigiert B. *Gaules* von *e* mit Recht in *Gaunes*; aber im Register figuriert *Gaules* dennoch nicht als Variante von *Gaunes.*[18]) Und da geniert sich B. nicht, ganz allgemein zu behaupten, er habe im Register der Eigennamen „ihre verschiedenen Schreibweisen“ angegeben. Selbstverständlich gibt es zu den zahlreichen im Register fehlenden Namen keine Varianten in der Ausgabe. Das Namenregister ist also eine unglaublich liederliche und absolut wertlose Arbeit, eine Schmiererei. B. scheint es darauf abgesehen zu haben, den Leser zum Narren zu halten. Jedermann folgere nun selbst, wie viel Vertrauen man seiner Textkritik entgegenbringen darf! Die Namensformen, welche (nach *e*) in den „kritischen“ Text aufgenommen wurden, sind durchaus nicht immer die richtigen.[19])

---

[18]) Es handelt sich hier um Konfusion ähnlich klingender Namen; (vgl. den umgekehrten Fall Bräuner S. 10, A. 2); ebenso bei *Galaad-Galaaut-Galahos* (vgl. oben A. 9).

[19]) So ist z. B. *Gannes* (bei Sommer) richtiger als B's *Gaunes* (vgl. die Etymologie in meiner Abhandlung „*Alain de Gomeret*“),

Ein Glossar der lexikalisch bemerkenswerten Erscheinungen gibt es nicht.

Die literarhistorische Forschung wird nur durch folgenden Passus der Einleitung bereichert (p. VIII): „Ob dieser Darstellung der Geschichte des Königs Claudas eine historische Tatsache zugrunde liegt, entzieht sich meiner Entscheidung. Immerhin aber scheint mir diese Erzählung, die ja offenbar dem eigentlichen Lancelotroman erst später vorausgeschickt wurde, einer alten Chronik entnommen zu sein. Dafür spricht sowohl die genaue Ort- und Zeitbestimmung der einzelnen Vorgänge wie auch besonders der eigenartige Chronikstil: es liegt ein Rhythmus von großem Wohlklang in der Zusammenfügung der einzelnen Sätze, und auf jedem Satzende liegt ein starker Ton.“ Was das Letztere für einen Sinn hat, „entzieht sich meiner Entscheidung.“ Ich habe noch nie gehört, daß sich „der Chronikstil“ durch „einen Rhythmus von großem Wohlklang“ auszeichnen müsse, glaubte sogar, daß im allgemeinen das Umgekehrte der Fall sei, und einen andern „Rhythmus“ als in andern Prosaromanen habe ich in dem vorliegenden Text nicht entdecken können, ebenso wenig einen stärkeren „Ton auf dem Satzende“ als sonst im Französischen. Aber das finde ich auch, daß der Stil (im weiteren Sinn, d. h. die „innere Form“, die Darstellungsmanier und Behandlung des Stoffes) besonders dieser Partie des Prosa-Lancelot sich, abgesehen von einer gewissen höfischen Tünche, von dem Stil der höfischen Romane unterscheidet: er ist viel kraftvoller, männlicher, nicht so flach, nicht maniriert. Ich verweise vor allem auf den Schlußteil der ersten Branche: auf die Charakteristik des Claudas, seine Reise an Arthurs Hof und seinen Disput mit Arquois. Während die Arthur-Dichter im allgemeinen (ausgenommen Wolfram, der seinen eigenen Weg ging) die Personen, welche unsympathische Rollen haben (Feinde des Helden und seiner Partei) nach märchenhafter Schablone ganz schwarz malen, hat unser Dichter in Claudas einen würdigen Feind seines Helden und dessen Vaters geschaffen, einen Felon, der imponiert und in seiner Art nobel ist, wie Ganelon im Rolandslied, und hat auch den Charakter nicht nur beschrieben (diese Beschreibung ist noch am wenigsten ursprünglich), sondern ihn in den Handlungen und dramatisch lebhaften Reden der Person

---

Aguisent (Sommer) richtiger als B's *Aguiscant* (vgl. Galfrid: *Anguselus*; Wace: *Aguisel*), *Ysodons* (Sommer) richtiger als B's *Essoudans* (die Stadt *Issoudun*), *Igerne* (Sommer) richtiger als B's *Egerne* (34) (vgl. Galfrid: *Igerna*; Wace: *Ygerne*), *Winchent*, *Winsant*, *Witsand*, *Witsant* (Sommer) richtiger als B's *Vincent* (49, 52) (es handelt sich offenbar um den Hafenplatz *Wissant* [Etymologie vermutlich nordisch *hvit sand*] im Dep. *Pas de Calais*, der in Chansons de geste öfters erwähnt wird; vgl. Langlois, *Table des noms propres;* Konfusion ähnlich klingender Namen).

hervortreten lassen. Diese Darstellungsmanier ist diejenige des Nationalepos (besonders in der Blütezeit), nur ausnahmsweise der Chronik (bei diesen Ausnahmen wird sich immer ein Einfluß des Nationalepos nachweisen lassen). Ich habe schon in meinem *Alain de Gomeret* p. 5, A. 2, geäußert, daß die Vorgeschichte des Prosa-Lancelot vielleicht historische Elemente enthalte, nämlich Erinnerungen an die Kämpfe der Bretonen gegen Alanen, Westgoten und Franken, und daß mit *Claudas*, König von Berri, Vasall des Königs von *Gaule*, *qui or est apelee France*, vielleicht der Frankenkönig Chlodwig gemeint war. Daß höfische Romandichter, zumal in Vorgeschichten, wo am ehesten das Bedürfnis, den romantischen Stoff an etwas Historisches (resp. sagenhaftes) anzuknüpfen, sich einstellte, zu ihnen zugänglichen in der Vulgärsprache abgefaßten Chroniken oder zu Chansons de geste griffen, ist nicht wunderbar. So ist z. B. die *Mort Artur*, die den Schluß von Roberts Gralzyklus gebildet zu haben scheint, vermutlich großenteils aus einer Chronik (eines gewissen Martin) entlehnt, welche ihrerseits eine Mort Artur in Form einer Chanson de geste benutzt haben dürfte (daß die Geschichte von Arthurs Tod, der wirkungsvollste Teil von Galfrids Historia zuerst im Stil und wohl auch in der äußern Form einer Chanson de geste bearbeitet sein mochte, ist gewiß leicht verständlich: wurden es doch auch das Epitome des Julius Valerius, die Geschichte von Horn und Rimenhild, die von Bueve de Hamtone, vom Schwanritter, von Godefroi de Bouillon etc., lauter nicht nationale Stoffe. Jedenfalls ist die Darstellungsweise der Chansons de geste noch aus der Prosa des Didot-Perceval, speziell der Modena-hs., leicht zu erkennen (vgl. J. L. Weston, *Sir Perceval II* 140 und meine Besprechung in dieser Zs. 36 p. 55 A.). Im Roman *Partonopeus* wurde der Held zum Neffen des Königs *Cloevis* von Frankreich, des Sohnes des *Chilperic* und des Enkels des *Maroveus* (= *Merowech*, latinisiert) gemacht und werden Kämpfe der Franken unter *Cloevis* und dessen Sohn und Nachfolger *Lohier* gegen die Normannen (*Norois*) unter *Sornegur*, deren Schauplatz die Normandie ist, ausführlich geschildert. *Cloevis* und *Lohier* sind jedenfalls Ludwig IV. (936—54) und dessen Sohn und Nachfolger Lothar (954—86), konfundiert mit Chlodwig I. (481—511) und dessen Sohn und Nachfolger Chlothar I. (511—561); ihre Gegner repräsentieren wohl auch sowohl frühere Normannenhäuptlinge wie spätere Herzoge der Normandie. Der Partonopeus-Dichter dürfte für diese romantisch geschilderten Ereignisse auch eher eine Chanson de geste als eine Chronik benutzt haben; er machte sich allerdings den Stil der Chanson de geste nicht sehr zu eigen. Im Prosa-Tristan finden wir bekanntlich eine lange Vorgeschichte, die neben zahlreichen romantischen auch historische und sagenhafte Elemente enthält. Da sind vor allem bemerkenswert die Könige von *Gaule*:

Maroveus, *Childeric* und *Clodoys (Clodeus*, *Cloovis*, *Cleovis*, *Clovis)* oder *Clodoveus (Clodoveis*, *Clodovois)*, welch letzterer namentlich als der erste christliche König von Gallien Erwähnung findet (vgl. Löseth § 7 und Register). Eine Chanson de geste, deren Held ein Nachkomme Chlodwigs (unter dem Namen *Floovent*, d. h. *Chlodowinc*) ist, hat sich, stark romantisiert, erhalten (der Held ist darin der Sohn Chlodwigs; aber auch über Chlodwig selbst muß es Chansons de geste gegeben haben; vgl. G. Paris, *Manuel*, besonders § 15; und Rajna, *Origini;* die beiden Gelehrten kannten das Wilhelmslied noch nicht, wo es heißt [Suchiers Ausgabe v. 1263 ff.]: *Il li set dire de geste les chançuns: De Clodoveu le premier rei Francur*, *Ki creeit primes en Deu nostre seignur*, *E de sun fiz Flovent le poignëur etc.* Daß auch Bretonenkämpfe zu Chansons de geste Anlaß gaben, beweist die uns erhaltene *Chanson d'Aquin.*[20]) Die vom Lancelotdichter benutzte Chanson dürfte den fränkischen, also anti-bretonischen Standpunkt vertreten haben; dann war Claudas darin schon als Frankenheld imponierend geschildert. Wie viel von der Geschichte des Claudas im Prosa-Lancelot als möglicherweise aus einer Chanson de geste entlehntes Material überhaupt in Betracht gezogen werden darf, ergibt sich am besten durch die Vergleichung mit dem Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven. Was beiden Romanen gemeinsam ist (dazu gehört der Name Claudas nicht), stammt zweifellos nicht aus einer Chanson de geste. Auch J. L. Weston (*Perceval I* 250 n. 2) hält die Figur des Königs Claudas für sehr alt; aber ein Irrtum ist es, wenn sie meint, es sei eine sehr alte arthurische Figur. Als solche ist Claudas relativ jung, wohl nicht älter als der Prosa-Lancelot in seiner ältesten (Prosa-)Form.

Kehren wir nach diesem Exkurs nochmals kurz zu Bräuner zurück! Als von ihm benutzte Hilfsmittel führt er 5 Werke an (p. IX), an erster Stelle: *La Grande Encyclopédie, Paris 1903!* Wurden alle 31 Bände benutzt? Und was läßt sich eigentlich aus diesem Werk für eine Ausgabe des Lancelot holen? Allgemeine Bildung?

Daß ich mich hier so ausführlich mit B.'s ganz minderwertiger Dissertation beschäftigte, rührt nur daher, daß sie den Anfang e ner Ausgabe bildet, die, wenn sie vollendet werden soll, ungeheure Dimensionen annehmen wird. Mein Blick ging über die vorliegende Dissertation hinaus.[21])

E. Brugger.

---

[20]) Daß der Prosa-Tristan neben *Clodoys* auch *Claudas* als verschiedene Person kannte, beweist natürlich nichts gegen meine Hypothese. Denn es ist bekannt, daß Claudas aus dem Lancelot entlehnt ist.

[21]) Seit ich dieses Referat geschrieben habe, ist einerseits der 5. Band von Sommers *Vulgate Version*, also der dritte (letzte) seiner Lancelot-Ausgabe, anderseits der von H. Becker bearbeitete zweite Teil der Marburger Ausgabe (Heft 6 der „Marburger Beiträge") er-

Huon le roi de Cambrai. *Li Abecés par ekivoche et li significations des lettres*, édition critique par A r t u r L å n g f o r s. Helsingi 1911. Suomalaisen tiedeaka-

---

schienen. Dasselbe enthält doppelt so viel Text wie Bräuners Ausgabe, und bekundet somit etwas größern Fleiß. Aber die von mir an dieser gerügten Fehler sind zumeist auch in Beckers Ausgabe vorhanden. Die Einteilung der Hss. nach Becker weicht von der Bräunerschen nicht wenig ab; doch kann der Leser nicht erkennen, welche Gruppierung die richtige ist, oder ob mit dem Beginn der zweiten „Branche“ die Hss. sich tatsächlich anders gruppieren. Auch Becker verzichtete „aus Raummangel“ auf den Abdruck der „Filiation“ (p. VI) (er meint die B e g r ü n d u n g der Filiation; eine Filiation, d. h. einen Stammbaum, gibt er ja p. 21). Als Ersatz dafür sollen auch wieder im Anhang mitgeteilte „entsprechende Passus“ (p. XIII) dienen; sie umfassen 15 Zeilen der Ausgabe. Ein Plus gegenüber Bräuners Arbeit sind aber die „Untersuchungen zur Filiation“, ein achtzehn (!) Seiten umfassender textkritischer Kommentar zu jenen 15 Zeilen. Die hier vorgenommenen Vergleichungen hätte jeder Leser ohne Beckers Hilfe, und auch ohne etwas niederzuschreiben, mit Leichtigkeit selbst machen können. Für diese unnütze Zugabe war kein Raummangel! Diese „Untersuchungen“ können dem Leser nur insofern interessieren, als sie ihm einen Einblick in die Arbeitsweise des Herausgebers gewähren. Der Eindruck, den man bekommt, ist aber ein sehr ungünstiger: das Verfahren ist unglaublich schwerfällig, umständlich, weitschweifig, und namentlich auch sehr oft unlogisch und unsicher. Die Filiation basiert zum großen Teil auf „Vermutungen“, denen „sich“ der Herausgeber immer „anschließt“ (seinen eigenen Vermutungen!) (Auch Becker drückt sich, noch haufiger als Bräuner, so seltsam aus, daß man meinen könnte, Marburg läge nicht innerhalb des deutschen Sprachgebiets). Zur H e r s t e l l u n g der Filiation wurden von Becker nur 2 Abschnitte von 92 und 17 Druckzeilen in allen Hss. untersucht. Von diesen 109 Zeilen abgesehen, wurden nur 6 aus 27 Becker bekannten Hss. überhaupt g e l e s e n , nämlich *e*, *b*, *w*, *ð*, *a*, *d* (Bräuner benutzte *e*, *a*, *b*, *c*, *d*, *i*); „v e r e i n z e l t e Stellen wurden auch in der Hs. *c* nachgeschlagen“ (*c* ist aber eine der besten Hss.: „An Wert halten sich die Hss. c und e die Wage“; für eine längere Lücke der dem kritischen Text zugrunde gelegten Hs. e wurde der Text von c gewählt; „bei einer etwaigen Neuauflage gedenke ich die Hs. c durchgängig zu verwerten“ [sic!]: p. 135). Das nennt sich eine kritische Ausgabe nach allen bekannten Hss.! Kritischer Text und Variantenapparat scheinen ebenso unzuverlässig zu sein wie bei Bräuner. Grammatikalische und orthographische Fehler sind im kritischen Text häufig. Angenehm dürfte die Inhaltsangabe des Textes sein; Bräuner gibt keine; so etwas hätte aber in allen Teilen der Marburger Ausgabe einheitlich durchgeführt werden sollen. Die auf den Text folgenden „Anmerkungen“ sind wertlos. Beckers Text enthält relativ viele Stellen, zu denen Anmerkungen nötig oder wünschbar wären; aber gerade diese Stellen gingen leer aus. Was der Herausgeber nicht verstand, überging er stillschweigend. Wie interpretierte er wohl das zweimal erscheinende Partizip *abohorgés?* (es ist natürlich *a Bohorges* zu schreiben; Bourges ist die Hauptstadt von Claudas' Reich Berri). Das Verzeichnis der Eigennamen ist auch lückenhaft, immerhin nicht in demselben Maße wie dasjenige in Bräuners Ausgabe. Im großen und ganzen ist Becker ein „würdiger“ Nachfolger Bräuners.

Es ist klar, daß die Marburger, die nun Sommers Ausgabe benutzen können, am Rande ihres Textes die Seitenzahlen derselben angeben sollten. Aber Becker nahm nicht so viel Rücksicht auf den Leser.

temian kustantama. 8⁰. 31 S. (Annales Academiae scientiarum Fennicae ser. B, tom. IV, no 3.)

Im Jahre 1906 veröffentlichte A. Långfors Huons des Jongleur-Königs von Cambrai kurzes Gedicht: „*li ave Maria en roumans*“, 1907 Huons „*Li regrès nostre dame*“, 1909 gemeinsam mit W. Söderhjelm „*La vie de saint Quentin*“ desselben Verfassers; nunmehr liegt von ihm eine kritische Ausgabe von Huons „*Li abecés par ekivoche et li significations des lettres*“ vor. Dieses Gedicht hatte bereits 1842 A. Jubinal seinem „*Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux*“ (II 275—290) einverleibt. Während er aber von den zwei Pariser Hss. den Text der Bibl. nat. f. fr. 837 (= A) abdruckte und von f. fr. 12471 (= C) nur einige Varianten mitteilte, hat L. die Hs. C seinem Texte zugrunde gelegt und eine vollständige Variantensammlung beigefügt. Allerdings hat er im Text öfter als nötig die Lesarten von C durch die von A ersetzt, was ich nicht billigen kann. Die ganz mit Recht bevorzugte Hs. C mußte getreu wiedergegeben werden, bis auf solche Fälle, wo die Hs. A erweislich die echtere Lesart bot. Ich vermag nicht zuzugeben, daß das z. B. zutrifft für *Tout* 28 st. *Cest* (= *Cist*) *C*, für *Icil* 31 st. *Et cil C*, für *tans* 34 st. *jours C* usw.

Der Text des „abecé“ bietet ähnlich wie der des „ave“ und des „regret“ mancherlei Unklarheiten, um deren Aufhellung sich der Herausgeber redlich und mehrfach mit Erfolg abgemüht hat. Seine Anmerkungen bringen überdies manche wertvolle Nachweise aus der einschlägigen Literatur. Das Glossar hätte meiner Ansicht nach etwas reichhaltiger sein können. Terminologien wie *abecé* 31, 372, 429, *trais* 87, 183, 351; *pié* 98, 171, 174, *constructions* 401, Formen wie *paistre* 140 n. pl.: *paistre* inf., Belege wie *traïteur* 323, *treceeur* 324, *mors* 73 p. p.: *mors* sbst. n. s. hätten aufgenommen zu werden verdient.

Da das „abecé“ Huons in der Überschrift ausdrücklich als *par ekivoche* bezeichnet wird, vermißt man in L.'s Ausgabe ungern irgendwelche Angaben, wie der Dichter diese Bezeichnung aufgefaßt und gehandhabt hat. Eine Prüfung der Reimbindungen ergibt, daß keineswegs in allen oder auch nur in der Mehrzahl beide Reimwörter völlig gleichlauteten. Die Reimverhältnisse des „abecé“ liegen vielmehr wesentlich schlichter, wie im „ave“. Im „ave“ begegnet nur 1 männlicher einfacher Vokalreim: *les II. A : Maria* 63, das „abecé“ hat deren 5: *B a : en A* 39, *honnesté : aé* 259, *Juï : par Y* 375, *Juiu : Diu* 103 und den ekivoken Reim *O : o!* 199.

Dazu kommen im „ave“ 3 männliche Vokal- und Konsonant-Reime, 11, 79, 59 (der letzte ekivok), im „abecé“ 2: 323, 277. Alle übrigen männlichen Reime beider Gedichte sind mindestens reiche. Unter den einfach reichen sind 34 ekivoke im „abecé“, (99, 131, 35, 359, 47, 193, 383, 61, 7, 245, 401, 337, 95, 147, 377, 107, 9, 349, 75, 141, 411, 121, 105, 101, 13, 127, 87, 163, 45, 73,

157, 79, 51, 151, 113, 351), 19 im „ave“ (27, 233, 203, 67, 289, 145, 269, 225, 249, 125, 281, 23, 261, 199, 25, 65, 85, 51, 253).

Unter den zweisilbigen 31 im „abecé“ (23, 153, 187, 63, 367, 33, 53, 49, 55, 25, 69, 31, 161, 67, 111, 155, 59, 389, 81, 119, 65, 191, 317, 37, 89, 123, 137, 181, 213, 21, 215), 39 im „ave“ (41, 29, 217, 195, 33, 95, 259, 159, 295, 169, 49, 157, 155, 87, 287, 143, 97, 37, 163, 239, 151, 83, 301, 21, 5, 73, 119, 213, 35, 275, 7, 71, 139, 39, 293, 205, 187, 135, 127).

Von den drei- und mehrsilbigen Reimen sind im „abecé“ 5 ekivok (*a venir : avenir* 159, *parchemin : par chemin* 5, *paradis : para dis* 205, *doit* [*le C amer : trouva*] *le C amer* 43, *crestienés : Xpïenés* 341), 2 nicht ekivok (*estampis : est crampis* 313, *depechiés : despeciés* 125), im „ave“ 15 ekivok (*gracia : grace i a* 75, *reposa : repos a* 285, *corona: corone a* 201, *spiritu* 109, *deservi* 17, *de laver : de l'aver* 81, *de venir : devenir* 61, *de peciés : depeciés* 133, *maintenir : main tenir* 173, 255, *maintenront : main tenront* 257, *esperis* 113, *escacier* 305, *se Maria : AVE Maria* 1, *rose et li lis : voce et li lis* 283), 2 nicht ekivok (*espuisiés : ne puisiés* 227, *tressuër : ressuër* 207).

Unter den weiblichen Reimen begegnen an einfachen 16 im „abecé“, davon 2 ekivok (*oste* 17, *œvre* 27) und nur 3 im „ave“, wovon aber keiner ekivok; alle übrigen sind mindestens reich. Von den reichen sind ekivok zunächst 10 im „abecé“ (*male* 135, *pere* 219, *chiere* 143, 445, *fine* 419, *vainne* 117, *painne* 221, *poise* 145, *monde* 83, *paistre* 139) und 20 im „avec“ (*mue* 177, *voie* 291, *dire : d'ire* 43, 153, *sire : s'ire* 127, *mire* 263, *ciere* 273, *face* 123, *sace* 271, *dame : d'ame* 111, *fine* 179, *gemme* 189, *sainne* 265, *monde* 191, *samble* 117, *membre* 165, *n'uevre* 9, *mainnent* 231, *certes* 311, *proie* 103), und weiter ekivok von den leoninischen und über leoninischen: 12 im „Abecé“ (*que j'oie : le joie* 93, *s'apuie : l'apuie* 209, *en vie : envie* 189, 441, *envoie : en voie* 1, *a l'une : la lune* 185, *de l'ache : se lace* 97, *aprendre : a prendre* 29, *con sire : consire* 413, *la sente* 3, *le forme* 57, *convient retraire : c'on voit retraire* 19) und 18 im „ave“ (*amie : n'a mie* 277, *envie : en vie* 237, *envoie : en voie* 93, *en tire : en t'ire* 309, *veüe* 303, *m'anoie : manoie* 167, *la löe* : l'*alöe* 247, *cele Marie : se marie* 3, 69, 147, *mendie : m'en die* 137, *repaire* 141, *degite : d'Egite* 267, *com pere : compere* 215, *malmise : mal mise* 243, *celestre : cele estre* 115, *l'amertume : de l'amer tume* 91, *cascune eure* 175). D. h. im ganzen haben ekivoke Reime im „abecé“ 95 von 223 Reimpaaren, im „ave“ 112 von 156, dem „ave“ käme also die Bezeichnung *par ekivoche* weit eher zu als dem „abecé“.

In der Einleitung stellt Långfors in dankenswerter Weise die ihm bekannten lateinischen und französischen Abecedarien zusammen und deutet an, daß Huon wohl inhaltlich durch *l'ABC Plantefolie* oder Ferants *l'ABC nostre dame* beeinflußt sei, während sein Gedicht wegen der ekivoken Reime an eine kürzlich von Pierre Champion wiederabgedruckte *ballade de l'ABC* erinnere.

Greifswald. E. STENGEL.

Das Altfranzösische Adamsspiel (Mysterium aus dem XII. Jahrhundert). In das Deutsche übersetzt von Elisabeth Grahl-Schulze, mit einem Geleitwort von Dr. Gustav Körting, o. ö. Professor an der Universität zu Kiel. Kiel, Walter G. Mühlau, 1910. 48 S. 8⁰.

Die Arbeit, der meine Ausgabe vom Jahre 1907: *Das Adamsspiel, Anglonormannisches Mysterium des XII. Jahrhunderts*, 2. verb. Aufl. (Rom. Bibl. Nr. 6) zugrunde liegt, ist nach dem Geleitwort „eine treue und sprachlich wohlgelungene Wiedergabe des Urtextes" und zwar, wie hinzugefügt werden muß, in gebundener Rede, wodurch die Schwierigkeit der Übertragung wesentlich vergrößert wurde. Daß es der Verfasserin oft nicht gelungen ist, die Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten, zu beseitigen, mag aus den folgenden Bemerkungen hervorgehen.

Was zunächst das Versmaß betrifft, so sind die paarweis gereimten Achtsilbner des Urtextes, in dem schon ein jambischer Rhythmus vorherrscht, in fünffüßige Jamben übertragen, und zwar ohne Reim, der nur so weit beibehalten ist, als die Propheten ihre Reden (mit Ausnahme zweier, S. 37, Z. 34 : 35 und 38, 15 : 16) mit einem Reimpaar schließen. Die Wahl dieses Versmaßes, das durch seine Verwendung im klassischen Drama dem deutschen Ohr am geläufigsten ist, kann nur gebilligt werden. Die Zehnsilbner dagegen, die der Dichter zu einreimigen Strophen von je vier Versen verbunden an besonders wichtigen Stellen anwendet, erscheinen als sechsfüßige Jamben, fast stets mit weiblicher Cäsur nach dem dritten Fuße und zu Strophen von je zwei Reimpaaren (neuere Nibelungenstrophe?) vereinigt. Zwei Strophen (9, 24—10, 5) und zwei Reimpaare (11, 11—17) jedoch, die im Urtext ebenfalls aus Zehnsilbnern bestehen, sind wieder als Blankverse übersetzt; ebenso die drei einreimigen Strophen von je vier Achtsilbnern (44, 33—45, 6; 45, 9—12), die bei dem Dichter alle denselben Reim aufweisen. Schließlich sei noch erwähnt, daß die vielleicht aus einem lateinischen Mysterienspiel stammende trochäische Strophe mit der Reimstellung aa bb (38, 5—8) in demselben Versmaß mit gekreuzten Reimen wiedergegeben ist.

Daß die Verfasserin bei der Herstellung des Versmaßes eine Prokrustesarbeit verrichten mußte, ist selbstverständlich. Nicht alle Verse folgen freilich den obenerwähnten Versmaßen. Wohl von dem richtigen Gedanken ge'eitet, daß ein Trochäus im ersten Fuße den Rhythmus stört, sind dem ersten Verse, wo Gott den Dialog mit dem Rufe: „Adam" beginnt, die Worte: „Ich ruf' dich" vorgesetzt; doch ist dieser Versanfang in 9, 24 (Adam) und 15, 16 (Eva) stehen geblieben. Indessen hat V. 1 durch den Zusatz einen Versfuß zu viel. Da Gott sich 8, 27 mit „*Escote*" an Adam wendet (vgl. auch 12, 7; 14, 23), so lag es

auch hier näher, durch „Hör', Adam" das richtige Versmaß herzustellen, zumal die hochbetonte Senkung im ersten Fuß weniger störend wirkt, da sie aus einem einsilbigen Wort besteht. Ferner haben einen Jambus zu viel V. 12, 19—20 und 43, 20—21; während in 18, 6; 31, 13—14; 34, 6—7 ein Jambus, in 9, 24—26; 18, 16—17; 36, 16 eine Senkung fehlt. Leicht zu bessern sind 7, 4—5 (streiche „O"); 24, 16, 18 (l. soll'n st. sollen); 31, 18 (l. uns're st. unsere); 32, 27 (l. opf're st. opfere). Falsch ist der Rhythmus in 10, 4, 22, 21, 32, 16—17, 34, 23 (wárum); 14, 31 (dastéhen); 22, 26 (dastéht); 22, 19 (wóhin); 22, 22 (Abréchnung); 29, 5 (demü'tig); 29, 9 (treulós); 31, 21 (die Betonung A'ltar ist heute kaum noch gebräuchlich); 42, 29 (antwórte); sowie in 11, 29; 14, 33; 15, 16; 18, 11; 19, 1, 10—11; 23, 8; 32, 6, 28—29; 33, 29—34, 1; 35, 8. In 27, 23 (tückischen) und 27, 28 (ehernem) mag der Anapäst an Stelle des Jambus, wenn beabsichtigt, gelten. Ferner fehlt nach dem dritten Fuße die überzählige Silbe in 9, 14; 10, 29, 32; 11, 4; 24, 26, 28, 29, 30, 32, 34, 35; 29, 3, 10, so daß diese Verse den Bau der wohl beabsichtigten neueren Nibelungenstrophe recht fühlbar stören. — Als unreine Reime verzeichne ich: hat 9, 14; 10, 29; 27, 22, 30; 30, 20 (: Rat; Tat; Verrat; Missetat; Tat); steht: verrät 11, 3 : 4; gesagt: gebracht 24, 26 : 27; hart: gespart 28, 16 : 17; an : getan 30, 28 : 29; kein Reim ist natürlich: Maientraum: anzuschaun 27, 7 : 8; erhebt: schlägt 31, 3 : 4. — Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß sich der Dichter nur ganz vereinzelt ein wenig fühlbares Enjambement erlaubt. Es wäre daher auch in der Übertragung das Enjambement besser vermieden worden in 7, 9 : 10; 7, 20 : 21 : 22; 13, 19 : 20; 15, 21 : 22; 23, 4 : 5, 30 : 31; 24, 21 : 22; 31, 15 : 16, 21 : 22; 35, 12 : 13; 42, 23 : 24.

Zu der Frage: Hat die Verf. den Urtext immer richtig verstanden und wiedergegeben? ist zu bemerken, daß der bekannte Grundsatz: „So treu wie möglich, so frei wie nötig" zu wenig befolgt ist, wie zahlreiche Stellen beweisen, wo die Übertragung entweder dem Urtext inhaltlich nachsteht oder einen anderen Sinn ergibt oder gar die Überlieferung ganz unberücksichtigt läßt.

7, 3 : 4: „Geschaffen hab' ich dich Aus Staub der Erde!" und 7, 7: „Nach meinem Bilde schuf ich dich — aus Staub!" Zwar heißt es 1. Mos. III, 19: *quia pulvis es, et in pulverem reverteris*, doch ist uns aus der Schöpfungsgeschichte die Erschaffung des Menschen aus Erde oder einem Erdenkloß allein geläufig, wie auch der Text 7, 4 *de limo tere* und 7, 7 *de tere* bietet.

7, 11, 12: „Sieh her! Die Frau hab' ich dir zugesellt, Sie ist dein Weib, du sollst sie Eva heißen" *(Je t'ai duné bon cumpainun: Ce est ta femme, Eva a noun).* Der allgemeine Begriff (Weib) sollte im ersten Verse stehen, der engere (Frau) im zweiten.

11, 18: „Ei, das möcht' ich schon!" Diese Antwort Adams verträgt sich nicht mit den beiden folgenden (11, 19: Satan:

„Ich weiß es aber!" 11, 20: Adam: „Was soll das denn mir?"), man erwartet das Gegenteil, wie schon Ad. Anm. 113—116 bemerkt ist. Die dort vorgeschlagenen Besserungen verdienten Beachtung.

12, 5: „in Kürze" gibt nicht *priveiment* = „unter vier Augen" wieder.

12, 16: „Das hat mein Schöpfer mir ja nicht verboten." Adam sagt: Ich werde meinen Schöpfer niemals kränken (*Mon creator ne*[*n*] *offen*.*rai*). Verwechselung von *offendrai* mit *defendrai?*

14, 11: „Auf andre Weise kann ich dir's auch sagen"; der Teufel meint: Ich wollte dir's schon kürzlich (neulich) sagen *(Jol te quidai dire l'autr'er)*, denn er kommt zum zweitenmal zu Adam.

14, 12: „Gärtner"; l. Pfründner *(provender)*. Gärtner nennt der Teufel den Adam erst 14, 18.

16, 9—10: Eva: „Freimütig ist er." Satan: „Nenn' es lieber stolz!" Das Wortspiel des Textes *(Eva: Il est mult francs. Diabolus: Ainz est mult sers)* kommt in der Übersetzung nicht zur Geltung. Wie kommt die Übersetzerin dazu, hier „stolz" einzusetzen? Es scheint fast, als ob Ad., Anm. 223 die Veranlassung dazu gegeben habe. Dort stehen die Besserungsvorschläge *nus fers* und *nen est fers* zu *Il est plus dors que n'est emfers*, dem vorhergehenden Verse, die nebenbei bemerkt, nicht beachtet sind, obwohl „zäher als die Hölle" (16, 8) sinnlos ist. Zu der Verwechselung müßte dann noch das Mißverständnis *fers* „stolz" statt „Eisen" gekommen sein.

16, 21: „Deswegen habe gute Acht auf dich!" Der Teufel sagt: *Por ço fait bon traire a toi* = deshalb läßt er (*tun corrage* im vorhergehenden Verse) dich das Gute erwerben, also etwa: So läßt er dich das bessre Teil erwählen.

16, 25: Eva: „Wer darf's wissen?" Satan: „Der Adam nicht!". Diese Frage Evas paßt nicht in den Zusammenhang. Eva fragt vielmehr, als der Teufel ihr sagt: 16, 24: „Doch wissen darf es niemand!": Wer sollte es erfahren? *(Ki le deit saver?)*; darauf der Teufel: Auch Adam nicht! *(Neïs Adam)*.

16, 30: „er stört uns nicht!" Die Worte des Textes: der uns nicht hört *(qui(l) ne nus ot)* halte ich wegen des folgenden Verses: *Parlez en halt, n'en savrat mo(l)t* für besser. Der Teufel tut geheimnisvoll, daher die Aufforderung Evas, laut zu sprechen. In der Übersetzung 16, 31 „Sprich nur recht laut", ist daher „recht" störend.

19, 2: „Laß uns doch nehmen, was wir haben können!" Eva sagt: *Pernum ço bien, que nus est prest.* Durch die freie Übersetzung, wofür ich den Grund nicht sehe, geht der auch sonst in dem Stück erkennbare naive Ton der Worte: *que nus est prest* (da keiner da ist) verloren.

21, 7: „Wie kann ich beten, da doch Gott mich haßt.“ Adam sagt: Wen soll ich bitten, daß er Hilf' mir brächte *(Qui prei[e]rai jo ja que m'aït).* Verwechselung von *aidier* mit *haïr?*

21, 30—32: „Nun bin ich elend, elend durch dein Werk. Durch deinen Rat erkor ich mir das Übel, Aus großer Höhe stürzt' ich in die Tiefe“ geben: *Ore sui periz par ton conseil. Par ton conseil sui mis a mal, De grant haltesce sui mis a val* wieder. Die Wiederholung von *par ton conseil* und *sui mis* kommt in der Übersetzung nicht zum Ausdruck, und doch sind derartige Wiederholungen von Worten oder Gedanken unserem Texte eigentümlich.

22, 4: „Wenn wir nicht unserm Herrn und Schöpfer glauben.“ L. da wir .... glaubten *(Quant a deu ne portames foi).*

22, 33: „Hab' ich denn so Geringes dir geschenkt?“ Gott fragt ironisch: Hast du denn viel dabei gewonnen? *(As tu gaires g[a]ainnié?).*

23, 29: Nach diesem Verse fehlt ein Vers: Verflucht wird er um deinetwillen sein *(Mal[e]aite iert por ta sentence).*

24, 12: „Nun gut, dem öden Feld geb' ich euch preis, Daß ihr es baut für euren Unterhalt.“ Gott sagt: *Jo toi rendrai ta deserte, Jo t'en donrai por ton servise*, also etwa: Ich werde deinen Lohn dir dafür geben, Ich werde deine Dienste dir vergelten. Sollte *deserte* „öde“ statt „Lohn“ diese freie Übertragung veranlaßt haben?

27, 12: „Doch schlimmen Rat ersann ich.“ Eva gab ihm den Rat, also: dem bösen Rate folgt' ich *(Creï conseil).*

28, 9: „Schlimm wird fürwahr den Menschen dereinst dein Erbteil sein!“ Es muß wenigstens „ihr“ Erbteil lauten *(Ja ne sav[e]ras vers home bien atraire).*

34, 8: „Das weißt du selber.“ Kain sagt: *Tost le sav(e)ras*, Gleich, bald wirst du es erfahren. *Tost* sollte in der Übersetzung nicht fehlen, denn Kain wiederholt noch einmal 34, 10: *Jol toi f[e]rai mult tost savoir.*

35, 7: „Im Sande sollst du tot zu Boden sinken!“ Die Worte des Textes: Tot sollst du heute (hier) im Sande liegen *(Mort remaindras oi au sablon)* sind vorzuziehen.

35, 24: „Ich töt' dich doch, das sag' ich dir bestimmt!“ Den Wortlaut des Textes: Ich werd' dich töten, denn ich mißtraue dir *(Jo toi ocirai, jo toi defi)* verlangt der vorhergehende Vers: *Ja ne t'avra mestier fiance*, „Nicht Nutzen wird dir bringen dein Vertrauen.“

36, 12: Nach diesem Verse fehlt ein Vers gleichen Inhalts wie 36, 11: So lang du lebst, bist du von mir verflucht *(Toz jorz avras malaie[ï]çon).*

37, 9: „Als Opfer bracht' ich ihn dem Herren dar.“ Abraham hat es nicht getan, er sagt auch nur: *Jol voleie offrir por sacrefise*, Ich wollte ihn (dem Herrn) zum Opfer bringen.

39, 14: „Doch was ihr tatet, wird er euch vergelten." L. das was ihr tatet, wird einst ruchbar werden *(Ço que faïstes tut parra).*

39, 22: „Und sie, die Herren des Gesetzes sind" l. Meister des Gesetzes *(maistre de la loi)*, d. h. die Schriftgelehrten.

39, 25: „Wird er an's Kreuz geschlagen wie ein Dieb"; *cume laron* = wie ein Schächer, Räuber, Mörder, denn auf dem Diebstahl stand in Israel nicht der Tod am Kreuz.

41, 10: „Und jeder wird ihn fürchten auf der Welt" gibt den Text wieder. Die Lesart war aber nach Ad. Anm. 846, 47 aus metrischen und inhaltlichen Gründen nicht zu halten.

41, 11: „Doch er, den ich bewundrungsvoll verehre"; l. Er, der mich solches Wunder lehrte *(Cil de cui ai si grant merveille).*

41, 16: „An Himmelsstrahlen wird man ihn erkennen"; l. die Kön'ge werden ihn daran erkennen *(Pois si f[e]ra as rais certain).*

43, 11: „Du scheinst mir alt und überreif zu sein" gibt den Text *(Tu me sembles viel meür)* wieder; doch wäre die treffende Besserung Toblers *(devineor* st. *viel meür*, vgl. Ad. Anm. 898) hier am Platze.

44, 14: „Das ist sonnenklar." In dem Zusammenhang: *Pres est li tens, n'est pas lointeins, Ne tarzera, ja est sor mains* kann der letzte Satz nur bedeuten: bald wird sie erscheinen, nicht etwa: das liegt auf der Hand, das ist klar.

45, 2, 3: „Ich ließ sie werfen in die Glut des Feuers, Groß war der Ofen, fest und stark gefügt." Logischer und dem Wortlaut des Textes *(Chi fis mettre en foc ardant. Le fouc estoit mult fier e grant)* entsprechender ist: – in die Glut des Ofens. Das Feuer war sehr stark und mächtig.

45, 11, 12: „Ihr Antlitz strahlt in solchem Glanz, so rein! Sie schienen Gottes Söhne selbst zu sein." Die Worte beziehen sich, wie die Bibel zeigt, auf den Engel Gottes, der die drei Männer im feurigen Ofen tröstete. Auch aus metrischen und grammatischen Gründen mußte die Stelle in Ad. Anm. 944, 45 gebessert werden. Die Besserung ist jedoch in der Übersetzung nicht berücksichtigt. Ad. Vers 945 hat übrigens auch nur: *le filz de deu puissant.*

Eine größere Freiheit muß der Übersetzung zugestanden werden, wenn die Verse durch den Reim gebunden werden sollen; allerdings muß der Sinn dabei möglichst gewahrt bleiben. In den gereimten Strophen begegnen gleichfalls Stellen, die von diesem Gesichtspunkte aus zu beanstanden sind:

8, 33: „In Wonne wirst du wandeln, ich schütz' dich unverwandt." Gott sagt: *Tu iers en joie, ja ne te lasseras.*

24, 26: „Zum Unheil fiel das aus, was leichthin ich gesagt." Eva sagt: *Que en paine met* [*e*] *moi e mon lignage.*

27, 7: „O Paradieseswonne, schön wie ein Maientraum" *(Oi! paradis, tant bel maner!)* ergibt trotz der freien Übertragung keinen Reim mit „anzuschaun" (27, 8).

28, 10: „Gestürzt hast du sie alle in ew'ge Angst und Pein." Adam sagt: *Mes a raison serras tot tens contraire.*

Zu der sprachlichen Form der Übersetzung bemerke ich folgendes:

Wenn auch die Rollen der Teufel dazu bestimmt sein mochten, in den Pausen die Zuschauer zu belustigen, so diente doch das Adamsspiel seiner ganzen Anlage nach zur Erbauung. Seine Sprache ist wie sein Gesamteindruck ernst und würdig. Die Übersetzerin geht daher m. E. zu weit, wenn sie den Dialog auf den Ton der gewöhnlichen Umgangssprache zu stimmen sucht und den Personen Redensarten in den Mund legt, durch welche die Sprache des Stückes an wirklichem Wert nicht gewinnt. *Fui tei de ci!* sagt Adam dreimal zum Teufel; es ist wiedergegeben mit „Mach' daß du wegkommst!" 14, 32; „du sollst dich packen" 15, 1, „Pack dich doch fort!" 15, 7. Ich würde die entsprechenden Worte Matth. 4, 10: „Hebe dich weg von mir, Satan" vorgezogen haben. Ähnliche, dem Ton des Stückes unangemessene Redensarten sind: 30, 25: „Wär meine ganze Habe bald keinen Groschen wert!" *(En poi de jorz avra poi que doner).* 30, 28: „Was ich mit meinem tue, das geht nur mich was an" *(E jo del mien f[e]rai ma volenté).* 32, 14: „Ach, laß die Faselei doch endlich sein" *(Ja est ço fable).* 32, 23: „Du bist wohl ganz verrückt!" *(Or oez furor!).* 32, 26: „Dein Rat ist soviel wert wie'n faules Ei" *(Icist conseil ne v(e)alt un oef).* 35, 5: „Nun glaubst du wohl, ich werd' mir's bieten lassen?" *(Pensez vus donc que nel te rende?).* 35, 6: „Den Lohn, den zahl' ich dir jetzt gründlich heim" *(Jo t'en rendrai le gueredon).* Freilich fragt auch der Teufel einmal Adam 14, 21: „Schuf er dich nur, daß du den Bauch dir pflegst?" *(Forma il toi por ventre faire?),* wo ich indessen dem *ventre faire* nur den Sinn: „sich satt essen" beilegen möchte; denn Ausdrücke jener Art dürften sich mit der ernsten Handlung des Adamsspiels nicht vereinbaren lassen, vielmehr den Eindruck der ursprünglichen Dichtung auf den Leser oder Hörer verwischen. Dasselbe gilt auch von den alltäglichen Wendungen in den kürzeren Reden und Antworten, wofür nur wenige Proben: 16, 6: „Dickköpfig ist er" *(Un poi est durs),* worauf der Teufel antwortet: „Du kriegst ihn schon klein" *(Il serra mols).* 11, 14: „Ei nun, was quälte mich!" *(Ne se(n) rien que m'enoit).* 11, 20: „Was soll das denn mir?" *(E moi qu'e[n] chalt?);* 11, 22: „Ich hab' ja nichts davon!" *(Rien ne me valt);* 11, 23: „Doch hast du was!" *(Il te valdra);* 14, 9: „Nun Adam, nun, wie wär's? Bist du bekehrt?" *(Adam, que fais? Changeras tun sens?);* 16, 27: „O nein, beileibe nicht!" *(Nenil, par veir);* 32, 11: „Fällt mir garnicht ein!" *(Nenil, por voir);* usw. — Auch die häufige Verwendung unpoetischer Flickwörter (11, 28 „ein bischen"; 13, 15; 25, 27 „garnichts"; 14, 15 „überhaupt"; 14, 16; 16, 11; 32, 11 „garnicht"; 15, 16;

16, 11; 19, 4; 43, 13 „mal"; 16, 1; 43, 2; 44, 7 „Nun schön"; 32, 29 „Schön denn" u. a.) gereichen der Sprache der Übersetzung nicht zum Vorteil, da sie den reinen Ton der Dichtung stören. Ebensowenig Wiederholungen zur Herstellung des Versmaßes wie 8, 27 „komm her, tritt her zu mir"; 24, 9 „so schnell und bald"; 27, 17 „Was ich auch tu' und schaffe"; 42, 6 „Aufs Gute richtet euer Sinnen, Trachten". Als unedlen Ausdruck beanstande ich auch 18, 26: „Gauner" *(paltonier)*.

Es ist ferner auf eine Anzahl von Sonderheiten hinzuweisen, die dem deutschen Sprachgebrauch zuwiderlaufen.

Das Zeitwort „treffen" begegnet in verschiedenen Verbindungen: 8, 32: „Nicht treffen wird dich Kälte, noch je der Hitze Strahl"; 10, 5: „Nie wird euch Tod, nie wird euch Krankheit treffen"; 10, 19: „nicht treffen kann er (der Tod) dich"; 24, 14: „Und wo ihr seid, wird euch die Sorge treffen"; 25, 35: „Und wenn des Todes Schatten euch getroffen"; 28, 6: „Dort trifft uns größter Jammer und alles Herzeleid"; 29, 11: „traf uns des Fluches Wucht"; 42, 5: „Daß euch kein Leid und Jammer treffen kann". Wenn auch der Tod uns treffen kann, auch des Todes Schatten, der Hitze Strahl und des Fluches Wucht, so kann uns doch nicht Kälte, nicht Fieberschauer oder Krankheit treffen, und auch wohl kaum Sorge, Herzeleid, Leid und Jammer.

9, 4: „den Schätzen, die sie (die Welt) hält st. enthält.

15, 5: „In Streit — bringen mit" st. entzweien mit.

18, 20—21: „ich glaub ihm nicht! Auch nicht das Kleinste" st. Geringste.

Ähnlich 27, 17: „ach, es ist ja so klein" st. gering. 39, 18: „Der Kleinen" st. Geringen.

19, 5: „Wenn du nicht schmeckst" st. kostest.

19, 9: „machst dich noch feige" st. zeigst.

21, 33: „Aus der (der Tiefe) nicht Menschenkraft mich lösen kann." Man kann aus der Tiefe heben, ziehen, retten, aber nicht lösen.

22, 6: „weiß keinen Rat als Sterben müssen" klingt hart.

22, 19: „Wohin hast du dich verirrt?" st. Wie hast du gefehlt?

22, 20: „Wer hat dein reines Herz von dir genommen?" st. Wer hat des Herzens Reinheit dir genommen?

24, 29: „Das schlimme Tier" (die Schlange), wo „falsche" am Platze ist.

25, 3: „Auf dich fällt jetzt die Schärfe meines Zorn's." Die Schärfe kann nicht fallen, sondern treffen.

25, 9: „Böse Nachbarschaft gewähren" st. böse Nachbarschaft halten oder eine böse Nachbarin sein.

27, 28: „Mit ehernem Finger schreibt man einst deine Sünd' in's Buch." Man schneidet etwas in eherne Tafeln ein, schreibt höchstens mit ehernem Griffel, nicht mit ehernem Finger.

28, 14: „eh' jener Fluch verblaßt." Wenn man verblassen auch bildlich gebrauchen wollte, so bedeutet es noch nicht: ausgelöscht werden, ganz verschwinden, eh jener Fluch von mir genommen wird.

29, 11: „wie bitter traf uns des Fluches Wucht." Des Fluches Wucht kann etwa tödlich, aber nicht bitter treffen.

38, 29: „den Krieg vernichten" st. beenden.

39, 19: „die müden Herzen lachend machen." Man kann müde Herzen erquicken, betrübte Herzen nur lachend machen.

40, 5: „ihren Stolz und Ruhm im Staub vernichten." Man sagt in den Staub ziehen, treten, legen, nicht im St. vernichten.

41, 6: „schwer verwirret" st. ganz verwirret.

44, 34: „ein Mensch, der lebend ist" st. ein Lebender.

Mitunter begegnen auch ungewöhnliche Wortstellungen: 14, 10: „Dein Sinn, ist er so töricht wie vorher?" 14, 14: „Hast irgend eine andre Freude du?" 26, 15: „Zu rühren an der (so) Frucht vom Baum des Lebens." 35, 23: „Nicht Nutzen wird dir bringen dein Vertrauen."

Von einzelnen grammatischen Ungenauigkeiten und geringeren Versehen fallen noch auf: 8, 16: „Sei ihm ein Freund, ein guter Kamerad." Gott wendet sich mit diesen Worten an Eva, also sollte er sagen: eine Freundin; ebenso sagt Eva 24, 24: „ich war ein Tor st. Törin und 24, 31: „Weh' dem, dem die Verruchte ein Rat und Helfer ist." Sie könnte doch nur eine Ratgeberin und Helferin sein.

10, 3: „Und bleiben dürfen wir?" Man vermißt „darin".

10, 19: „Du brauchst den Tod nicht fürchten" st. zu fürchten.

12, 22: „Gut' und Uebles"; 17, 9; 19, 12: „Gut' und Böses" kann kaum als Notbehelf gelten.

18, 19: „Er wird dein Sinn und Wissen ganz verwandeln" st. deinen Sinn.

23, 10: „Nun wähnst du wohl vielleicht" ist ein Pleonasmus; ebenso 44, 9: „wohl niemals schon."

25, 15, 16: „sie" (das Weib ist in 25,1 Subjekt) st. es. Ebenso 25, 17, 18: „ihr" st. ihm.

26, 1: „herab" st. hinab; ebenso 29, 16: „heraus" st. hinaus.

27, 13: „Es quält die bittre Reue." Das fehlende Objekt ist leicht einzuführen: Mich quält die bittre Reue.

27, 15: „war ich im Hirne krank" wohl besser am Hirne.

30, 23: „daß man's verstehen tut."

35, 20: „doch sterben mußt du doch!" Zweimal „doch"!

37, 8: „verbot mir, daß ich's tat" st. es zu tun.

37, 15: „der Feinde Tor'." Die Abkürzung des Akk. Plur. ist unmöglich.

37, 32: „noch einstmal" st. noch einstmals kann Druckfehler sein.

38, 12—15: In diesen Versen sind statt der männlichen die sächlichen Fürwörter zu setzen, denn sie stehen für „ein Reis“ 38, 11.

42, 22: „Aus Jesse Stamms“ st. Aus Jesses Stamm.

An dieser Stelle möchte ich auch einen Punkt in der Wiedergabe der Bühnenanweisungen erwähnen, die im Urtext teils im Konjunktiv Präsentis, teils im Futurum stehen. Sie sind vielfach mit dem reinen Konjunktiv, doch auch mit sollen, mögen und dem Futurum, ohne immer mit dem Urtext übereinzustimmen, übersetzt. Da der reine Konjunktiv im Hauptsatze der Prosa uns nicht geläufig ist, so würde ich überall den Indikativ gebraucht haben. Zu der Übersetzung selbst habe ich noch einige Berichtigungen anzuführen: 6, 2: „es soll umgeben sein von einem Vorhang und seidenen Decken“ (l. von Vorhängen und seidenen Stoffen) *(cortine et panni serici)*. Der Leser könnte versucht sein, an den Vorhang unseres Theaters, der damals unbekannt war, zu denken. 6, 5: „Es sollen wohlriechende Blumen und Sträucher gepflanzt sein,“ l. Es sollen w. Blumen und Laubwerk geflochten, also Kränze aufgehangen werden *(serantur odoriferi flores et frondes)*.

6, 23: „Gott setzte also den Menschen in den Garten,“ l. Gott schuf den Menschen *(Formavit igitur dominus)*. 7, 1: Hinter Adam fehlt: „der antwortet“ *(Qui respondeat)*. 14, 7: „darnach“, l. nach einer kurzen Weile *(et facta aliquantula mora)*. 22, 7: Statt: „der Chor singe“ l. dann beginnt der Chor: Während (Gott im Garten) ging *(Tunc incipiat chorus: Dum deambularet)*. 29, 25—26: „metallene Krüge und Becken“, l. Kessel und metallene Becken (Pfannen) *(caldaria et lebetes)*. 29, 29: „grobe Gewänder“, l. rote Gewänder *(rubeis vestibus)*. 30, 21: hinter Abel fehlt: wie um ihn zu verhöhnen und er sagt ihm *(quasi subsan[nan]s, et dicet ei)*. 36, 28—29: „nachdem er sich auf einen Schemel gesetzt hat“ l. nachdem er eine kurze Weile auf einem Schemel (oder besser Bank) gesessen hat *(cum sederit in scamno aliquantulum)*. 42, 27: „Judengemeinde“, l. Judenschule *(sinagoga)*.

Die Verf. setzt zu den Lektionen, Chorgesängen und Weissagungen der Propheten die betreffenden Bibelstellen, die natürlich im Urtext nicht stehen; doch fehlen einige. Der Vollständigkeit wegen seien sie hier ergänzt und berichtigt: 6, 23: 1. Mos. II, 7; („Gott setzte“ usw. ist ein Versehen); 26, 23: l. 1. Mos. 3, 22 st. 1. Mos. 3, 17; 39, 35: l. 4. Mos. st. 3. Mos.; 40, 15 setze: vgl. Dan. st. Dan.; 41, 1: vgl. Hab. 3, 1—2; 42, 18: l. Jes. 11, 1 st. 1, 11; 44, 11: Jes. 7, 14; 44, 28: vgl. Dan. III, 91—92. Zu 36, 24 wäre die Bemerkung angebracht, daß die Worte den Anfang der pseudo-augustinischen Predigt bedeuten, denn aus dem Druck kann der Leser keine Aufklärung gewinnen. Überhaupt wären die Worte des lateinischen Textes besser durch andern

Druck erkennbar gemacht worden. So ist z. B. nicht zu ersehen, ob die Strophe 38, 5—8 im Urtext lateinisch oder französisch geschrieben ist.

Wenn nun auch stellenweise der Sinn des Urtextes verfehlt ist, und die Verdeutschung vom sprachlichen Standpunkte manchmal zu wünschen übrig läßt, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß der Verfasserin auch manche geschickte Übertragung gelungen ist. Freilich dürften sich diejenigen, „welche Interesse haben für die Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Dramas“ (Geleitwort S. 5), und welche den Urtext nicht lesen wollen oder können — für die letzteren ist doch in erster Linie die Übersetzung bestimmt — nach der vorliegenden Verdeutschung kein richtiges Bild von dem Urtext machen können.

Das Druckfehlerverzeichnis, das nur aus einer bezw. zwei Berichtigungen besteht, läßt sich durch eine größere Anzahl Fehler verschiedener Art bereichern. Hier seien nur einige, für die Übersetzung wichtigere verzeichnet: 15, 6 l. rauben st. raubend; 26, 15 l. die st. der; 39, 17 l. jäh st. je; 44, 2 l. ein st. im; 44, 8 l. ein st. mein; 44, 13 l. ist st. schon; 45, 11 Komma st. Ausrufungszeichen. — 18, 23—24 kein Zwischenraum zwischen den beiden Zeilen.

Düren. K. Grass.

Finsler, Georg. *Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien. Frankreich. England. Deutschland.* B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1912. 8⁰. XIV + 530 SS.

Hirzel, Rudolf. *Plutarch.* (Heft IV von *Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike* ges. und hgg. von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski.) Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Th. Weicher, Leipzig. 1912. 8⁰. 4 Bll. + 211 SS. (Mit 3 Abbildungen.)

Zwei Untersuchungen, die sich stofflich nah berühren, die beide verfolgen wollen, wie wichtiges Erbe der Alten von den späteren Jahrhunderten aufgenommen und verwaltet worden ist. Finsler gibt ein dickes Buch, Hirzel muß sich bei dem für die Fülle seines Materials beschränkten Raum damit begnügen, eine raschere, mehr skizzenhafte Übersicht zu bringen, in der die Namen und Daten sich ein wenig drängen, in der aber nichts wesentliches übergangen zu sein scheint. In einer Reihe geschickt herausgelöster Kapitel zeigt er nach einer knappen Biographie und Charakteristik Plutarchs sein Nachwirken im Altertum, im Mittelalter und in der Moderne. Die bedeutendste Auferstehung erlebt Plutarch wohl in Frankreich, wo er in der Übersetzung Amyots geradezu dem nationalen Schrifttum einverleibt und wo auf lange Zeit hinaus das gesamte Altertum nur

mehr in seinem Spiegel geschaut wird. Nach Brunetière konstatiert Hirzel den ungeheuern Einfluß, den Plutarch dort, besonders auch auf die klassische Tragödie des XVII. Jahrhunderts ausgeübt hat. Ihren Höhepunkt erreicht die Wirkung vor, während und nach der großen Revolution, wo sie sich, wie Hirzel mit Recht betont, gar nicht mehr abschätzen läßt, so ausgedehnt und intensiv ist sie, wo sie die Grenzen der Literatur vollends durchbricht und das tätige, private und öffentliche Leben in einem Maße beeinflußt, wie das nur selten einem Schriftsteller und Historiker vergönnt sein wird. Betrachtungen über die Bedeutung, die Plutarch auch für uns Menschen von heute noch haben kann, beschließen die Monographie. —

Die Vorzüge von Finslers Buch sind seit seinem Erscheinen so allgemein von der Kritik anerkannt worden, daß ich hier nicht mehr hervorzuheben brauche, wie solid es gemacht ist, mit welchem Fleiß die Dokumente gesammelt, wie treffend sie gedeutet sind, wie klar, übersichtlich, frisch und anregend die Darstellung ist, die den ausgedehnten Stoff glücklich bewältigt hat. Ein gelehrtes und schönes Buch, dem man weite Verbreitung wünschen darf.

Sehr ausführlich ist die *Querelle des anciens et des modernes* behandelt und besonders der Streit zwischen Charles Perrault und Boileau, in dem sie sich auf eine Kritik Homers und Pindars zuspitzt. Doch scheint mir in diesem Teil, als hätte Finsler die Situation nicht ganz durchschaut, als hätte er nicht recht gesehen oder wenigstens nicht energisch genug herausgearbeitet, wie schwierig Boileaus Lage war, da er, der natürlich die Vorurteile seiner Zeit teilte, aus seinen eigenen Überzeugungen und auch aus seiner Ästhetik heraus bei aller Verehrung für die Alten die These Perraults von der Überlegenheit der Modernen eigentlich kaum ablehnen konnte. War er doch nicht weniger als Perrault stolz darauf, die ewigen Wahrheiten des Christentums zu besitzen, die den tumben Heiden noch unbekannt waren, stolz auf die Ehre, der französischen Nation und dem glorreichen XVII. Jahrhundert, diesem Gipfelpunkt menschlicher Kultur anzugehören, und besonders stolz auf das Glück, Untertan des größten, erhabensten, genialsten, siegreichsten etc. Monarchen aller Zeiten zu sein, dessen Lob seine Leier in den Superlativen höfischer Unterwürfigkeit verkündete. Und da ihm die Dichtkunst eine geistige Tätigkeit bedeutete, eine Funktion des Intellektes etwa wie die Geometrie, so hätte er logischerweise anerkennen müssen, daß sie sich wie die Wissenschaften von Stufe zu Stufe entwickeln und vervollkommnen kann und daß die Dichtkunst des XVII. Jahrhunderts ganz im Sinn seiner Theorie der Nachahmung allerhand Chancen hat, die antike zu übertreffen, allein schon deshalb, weil sie sich an so ausgezeichneten Mustern wie Homer etc. schulen konnte.

Aus diesen Verlegenheiten, die der kränkelnde, alt und griesgrämig gewordene Boileau selbst wohl fühlte, erklären sich die Mängel, Mißgriffe und Unebenheiten der *Réflexions sur Longin.* Finsler leugnet sie zwar oder schwächt sie doch sehr stark ab, aber ohne einen überzeugenden Beweis für seine besondere Auffassung zu bringen. Die *Réflexions* sind wirklich zerfahren und gewunden, sie drücken das Niveau der Diskussion durch ihren verärgerten unsachlichen Ton herab, der sich in recht unerquicklichen persönlichen Angriffen breit macht (man denke nur an die erste *Réflexion*, die überhaupt nichts anderes enthält als Grobheiten für den lebenden und Bosheiten für den toten Perrault). Die Abwehr besteht im großen und ganzen darin, daß Boileau die von seinem Gegner bewunderten mittelmäßigen Autoren wie Chapelain lächerlich macht und da hatte er leichtes Spiel. Vor allem mißverstehen die *Réflexions* durchaus, worum es sich in der Frage der Würdigung Homers handelt, genau so, wie Perrault das mißverstanden hatte. Die ästhetische Verteidigung steht bescheiden im Hintergrund und wo sie versucht wird, ist sie meist unglücklich; sie ließ sich ja auch mit den Rezepten Boileaus gar nicht durchführen. Mit den Kern der Ausführungen, wenn man sie recht betrachtet, bildet der Nachweis, daß Homer 1. keine anatomische Dummheit gesagt hat, wie ihm Perrault vorwirft (die Beine des Menelaus) — 2. keine technische (Hammer und Ambos zum Vergolden) — 3. keine Unanständigkeit (Nausikaa-Episode) — 4. keine geographische Dummheit (Lage der Insel Syros) — 5. keine zoologische (das Alter des Hundes). Die zweite *Réflexion*, in der die «*cinq énormes bévues*» Perraults breit und mit viel Gelehrsamkeit erörtert werden, ist bezeichnend für den Geist, in dem sie alle abgefaßt sind. Wenn wir heute Homer einschätzen oder ihn verteidigen wollen, werden wir uns gar nicht erst fragen, ob Perrault oder Boileau recht hat, ob ein Hund nach dem Zeugnis von Aristoteles, Plinius und anderen Autoritäten 20 Jahre lang leben kann oder nicht, sondern wir werden Homers Wert in anderen Eigenschaften suchen als in seinen Kenntnissen und seinen Vorstellungen von Schicklichkeit. Und ich meine, gerade für Finslers Absicht, der doch darlegen will, wie Homer in den verschiedenen Zeiten wirkte und gesehen wurde, wäre es von großer Wichtigkeit gewesen, auf dieses Mißverständnis hinzuweisen, in dem damals so ziemlich alle, Angreifer wie Verteidiger, befangen waren.

Vielleicht hätte Finsler in diesem Kapitel noch ganz kurz die Homertravestien nennen können, die anonyme Ilias-Travestie von 1657, ferner Nougiers *Odyssée à la mode* von 1650 und Picous *L'Odyssée d'Homère* von 1650. Nicht ihrer literarischen Bedeutung wegen! Sie stehen noch tief unter dem öden Machwerk Marivaux', von dem Finsler bekennt, daß er es nicht zu Ende hat lesen können (ich fühle ihm das lebhaft nach). Aber

weil sie immerhin symptomatisch sind für die antike-feindliche Stimmung, die sich zu regen begann und weil ihre rohen Späße das Publikum auf die Unehrerbietigkeiten der Perrault und Genossen mit vorbereiten halfen. —

Bonn. H. Heiss.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. t. VI ième. 1910. Genève. A. Jullien. 8^{0}. 384 S.

Dufour, Théophile. *Quelques Lettres de J.-J. Rousseau.* (1766 bis 1769.) Genève. A. Kündig. 1910. 8^{0}. 60 S.

Auch der 6. Band der *Annales* weist die gleiche geschmackvolle Ausstattung auf wie die früheren Bände und ist wiederum mit einem Porträt Rousseau's geschmückt. Es handelt sich auch diesmal um eine wesentliche Bereicherung der Rousseauforschung und zwar in biographischer Hinsicht. Der Aufenthalt in England, vom 11. Januar 1766 bis 21. (?) Mai 1766 erfährt eingehende Beleuchtung.

Louis-J. Courtois hat die Früchte seines Fleißes in zwei Hauptabschnitte gegliedert: *Première Partie* : *Le Séjour de J. J. Rousseau en Angleterre*, p. 3—102, und *Lettres inédites*,[1]) p. 103—291. Dazu treten beachtenswerte *Appendices*, p. 293—313.

Für den ersten Hauptabschnitt, der in knapper Form nur so weit ausholt, als zum unbedingten Verständnis erforderlich schien, erklärt der Verfasser im Vorwort, daß es ihm lediglich um die übersichtliche Zusammenstellung der Dokumente zu tun war, und daß folglich die Kapiteleinteilung in bezug auf Ungleichheit des Umfangs mit Tadel verschont bleiben möge: *il s'agit d'une œuvre documentaire plutôt que d'une œuvre littéraire, dont l'harmonieuse ordonnance risquerait de faire seule le prix.*

Die von Courtois gelieferten Bausteine sind solid und ermöglichen dank der exakten Orientierung einen Ausbau der Rousseau-Biographie, die besonders nach der psychologischen Seite hin noch manche Vertiefung dringend wünschenswert erscheinen läßt. Rousseau bekundet an diesem Wendepunkt seines Lebens eine berechtigte Alterswürde und zugleich trotz der Veränderungssucht in bezug auf seinen Aufenthalt eine Beschaulichkeit in Rückblicken auf sein Lebenswerk, die selbst seinen fanatischen Gegnern Bewunderung abnötigen muß. Auffallend wirkt sein vornehmes Verhalten in Geldfragen, insbesondere in der abwartenden Haltung, die er betreffs der englischen Königspension und seinen übereifrigen Fürsprechern gegenüber einnimmt, die angesichts der unsicheren Zukunft des aus der Heimat Geflüchteten noch mehr ins Gewicht fällt.

---

[1]) Daß diese Angabe nicht ganz zutrifft, bestätigt Courtois selbst durch häufigen Hinweis auf Varianten in Hachette's Ausgabe.

Zwei Briefstellen müssen dem vorurteilsfreien Leser einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Am 13. Mai 1767[2]) (Brief an Edmond Jessop) verteidigt sich Rousseau, alle Schriftstellereitelkeit abstreifend, gegen die hartnäckige Verkennung seiner edelsten Absichten: *J'ai livré mes écrits à la censure publique, elle les traite aussi tendrement que ma personne. A la bonne heure je ne prétends point avoir eu raison. Je sais seulement que mes intentions étoient assez pures, assez droites, assez favorables à l'humanité pour devoir m'obtenir quelque indulgence. Mes erreurs peuvent être grandes, mes sentimens auroient dû les racheter. Je crois qu'il y a beaucoup de choses sur lesquelles on n'a point voulu m'entendre; telle est l'origine du droit naturel sur laquelle vous me prêtez des sentimens qui n'ont jamais été les miens. C'est ainsi qu'on aggrave mes fautes réelles de toutes celles qu'on juge à propos de m'attribuer injustement. Je me tais devant les hommes et je remets ma cause entre les mains de Dieu qui voit mon cœur.* Fünf Tage später, kurz vor der Abfahrt nach Calais, schreibt er noch entsagungsvoller an den gastfreundlichen Davenport:[3]) *J'ai trop senti le neant des choses de la vie pour donner aucun prix à rien de ce qui s'y passe. Mais il est vrai que je suis encore assez enfant à mon age pour regretter quelquefois mes belles années, et je vous réponds que si elles avoient à renaitre, je ne serais pas assez sot pour les employer derechef à occuper le public de moi. Heureux du moins de ce que mes fautes passées m'ont rendu sage avant la mort.* Was den 2. Teil der *Annales*, die *Lettres inédites* anbetrifft, so hat der Herausgeber sich nach reiflicher Überlegung dafür entschieden, fünf Gruppen aufzustellen: A. *Lettres de Jean-Jacques Rousseau.* B. *Lettres de Davenport à Rousseau.* C. *Lettres de divers à Rousseau.* D. *Lettres de divers à Davenport.* E. *Lettres de divers à Hume.* Denn er ist der Ansicht, daß die *Tables* (p. 303, 304) zur Orientierung ausreichen und daß die Physionomie verschiedener Korrespondenten bei einer Absonderung ihrer Briefe kräftiger hervortreten würde als »par la dispersion de ces mêmes pièces« (p. 105). Ob diese Ansicht unanfechtbar ist, bleibe dahingestellt. — Die Bibliographie (p. 315—364) erheischte diesmal ungewöhnliche Kraftanspannung. Die Fülle der zu berücksichtigenden Veröffentlichungen nötigte bisweilen zu fast unverständlich kurzer Anzeige. Auch die Polemik hat mehrmals scharf einsetzen müssen. Wer in raschem Fluge die gedrängten Inhaltsmusterungen an sich vorübergleiten läßt, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß das Charakterbild Rousseaus bei den verschiedenen Nationen und Vertretern verschiedener Wissenszweige immer noch argen Schwankungen je nach hell oder dunkel ausgesetzt ist. Eine einheitliche Klärung wird

[2]) P. 157—158.
[3]) P. 162.

vielleicht auch niemals erzielt werden können. Stark widerspruchsvolle Naturen, denen die straff disziplinierte Jugenderziehung gefehlt hat, können sich nie zu einer harmonischen Weltanschauung durchringen. Die posthume Forschung stößt somit immer auf schwer lösbare Rätsel. Der Versuch, Persönlichkeiten innerhalb ihres Zeitrahmens zu beurteilen, wird auch immer nur annähernd glücken.

Die Rousseau-Publikationen sind nach den Nationen rubriciert. Es muß somit befremden, daß Georg Brandes[4]: *Voltaire in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen und Jean-Jacques Rousseau*, nicht unter der Rubrik „Dänemark" angeführt ist. Die deutsche Ausgabe (Berlin, Marquardt, 1909) scheint hierfür bestimmend gewirkt zu haben. Aber die Kritik der Broschüre [durch Bernard Bouvier] ist ausgezeichnet; sie erfrischt durch unerschrockene Ehrlichkeit: *Un grand nom peut couvrir parfois une médiocre marchandise.*

Charles Werner[5]) wird man unbedingt beipflichten müssen, wenn er die Parallele ablehnt, die Albert Schinz in seiner 1909 in Chicago erschienenen Schrift: *Jean-Jacques Rousseau, a Forerunner of Pragmatism*, mit William James aufstellt. Das hieße Kants Einfluß vollständig verkennen: *il serait téméraire de vouloir faire dériver de Rousseau ce qu'il y a de profondément original dans la pensée de Kant*..... Und welche Kluft gähnt zwischen Rousseau's *truth* im *Emile*, und James' Schlagwort „*cash-value*."

Scharfe Zurückweisung erfährt der Amerikaner W. A. Dunning[6]) für seine tendenziöse Verkennung von Rousseaus „*Political theories*." Der Kritiker (Albert Schinz) findet den passenden Schlußakkord für seine berechtigte Entrüstung: *Voici un bien petit Rousseau devant un bien grand professeur.* Ist aber die Interpretation von „*nimble logic*" durch „*logique de salon*" unanfechtbar?

Großes Verdienst hat sich Alexis François durch eine Reihe mehr oder weniger ausführlicher Anzeigen erworben. Wir heben insbesondere hervor: Die Besprechungen von J. Barbey d'Aurevilly, *Critiques diverses*[7]) und René Doumic, *Georges Sand, dix conférences sur sa vie et son œuvre*[8].) die recht freimütig ausgefallen sind. Für die fanatische Richtung Barbey's und seiner Parteigänger prägt er das beschauliche Trostwort: *Heureusement que ces grosses voix, qu'on écoute par divertissement pour savoir jusqu'où ira leur violence injurieuse, n'ont jamais effrayé personne!* — An Doumic rügt er die Voreingenommenheit, die er mit Jules Lemaître teilt: *La vie d'Aurore Dupin est étudiée ici de beaucoup plus près que son œuvre, avec l'intention assez évidente*

---

4) P. 317.
5) P. 323—325.
6) P. 325—326.
7) P. 327.

de rendre manifeste l'échec de l'idéal de Rousseau chez ses disciples les plus authentiques.

An der Hand Gustave Lanson's[9]) illustriert François den von der *Nouvelle Héloise* abhängigen Wert der *Lettres d'amour* von *Roland et Marie Philipon.* Zu der *Histoire secrète de l'Académie de Dijon* nach den Überlieferungen des Präsidenten Richard de Ruffey[10]) entwirft er eine charakteristische Übersicht. — Die wohlgemeinte Arbeit der Italienerin Violani Cambi: *Le Idee de J. J. Rousseau sulla donna*[11]) begrüßt er wohlwollend. Man vermißt aber den Hinweis auf das höchst interessante Fragment: *Sur les Femmes*, das im e r s t e n Bande der *Annalen* (p. 202—205) von Théophile Dufour veröffentlicht worden ist.

Drei weitere Anzeigen von Gaspard Vallette: *Edme Champion, J. J. Rousseau et la Révolution française*,[12]) von Lucien Pinvert: *Henri Rodet, Le Contrat social et les Idées politiques de J. J. Rousseau*,[13]) sowie von Giorgio del Vecchio über einen Artikel der *Rivista filosofica, vol. XI, fasc. V* und *suppl.*[14]) sind gleichfalls lehrreich ausgefallen.

Aus der C h r o n i q u e heben wir insbesondere hervor: den ausführlichen Hinweis auf die Doppeljahrhundertfeier der Geburt Rousseau's (28. Juni), den Abdruck eines Briefes des späteren Ludwig XVI.[15]) vom 23. Juni 1762 (p. 369) sowie die kurze Notiz über Rousseau's angebliche Versuche zur Flugtechnik. In einem Artikel der Frankfurter Zeitung (vom 19. Nov. 1909) ist bezug genommen auf die *Correspondance Grimm* des 15. Juni 1762. Grimm ist der einzige, der solcher technischer Bemühungen Rousseau's Erwähnung tut: *Dans le même temps*,[16]) *il s'occupait d'une machine avec laquelle il comptait apprendre à voler; il s'en tint à des essais qui ne réussirent point; mais il ne fut jamais désabusé de son projet pour souffrir de sangfroid qu'on le traitât de chimérique. Aussi ses amis, avec de la foi, peuvent s'attendre à le voir quelque jour planer dans les airs.* Der witzelnde

---

[8]) P. 333.

[9]) P. 344—346.

[10]) P. 346—347.

[11]) P. 352.

[12]) P. 330—332.

[13]) P. 340—344. Diese Schrift kennzeichnet insbesondere Rousseau's Ansichten über den Krieg und seine Vorliebe für die „Kleinstaaten". Mit Recht wird der von Rodet neugeprägte Ausdruck: *parvulisme* als gut geglückte Wortschöpfung bezeichnet.

[14]) P. 353. Domenico Rodari studiert hier den Einfluß Burlamaqui's auf Rousseau.

[15]) P. 369—370 — Seite 344 sind auch charakteristische Äußerungen Napoleons über Rousseau zitiert.

[16]) *Corr. litt. V.*, p. 99—106. Nach Rousseau's Rückkehr aus Venedig. Daß Grimm Rousseau unfreundlich beurteilt, geht schon aus der Äußerung hervor: *Il avait quitté tous ses anciens amis, entre lesquels je partageais son intimité avec le philosophe Diderot: il nous avait remplacés par des gens du premier rang......*

Schlußsatz hat Anlaß zu einer Anmerkung De Musset-Pathay's geboten, der an ein Grimm'sches Phantasieprodukt zu glauben scheint: *C'est la seule trace de ce prétendu projet, qui a l'air d'être imaginé par Grimm pour amener la plaisanterie qui en termine le récit.* — Wer die betreffende *Correspondance* objektiv prüft, wird De Musset-P. kaum zustimmen.

Auf S. 313 der *Annales* (VI) wird bekannt gegeben, daß die Veröffentlichung der *Lettres inédites* durch Courtois einige Monate früher erfolgt ist, als die Publikation Dufour's und dem Bedauern Ausdruck verliehen, daß diese doppelte Veröffentlichung der gleichen Dokumente, wenn auch völlig unabhänigg von einander, erfolgt ist.

Dufour's Ausgabe enthält zahlreiche Anmerkungen und bibliographische Nachweise, die für Leser der kleinen, schön gedruckten Broschüre manchen Fingerzeig enthalten.

München. M.-J. Minckwitz.

Tedeschi, A. *Ossian, "l'Homère du Nord" en France.* Milano, Tipografia Sociale, 1911. 124 S.

Wir sind gewohnt, das 18. Jahrhundert als das Zeitalter der nüchternsten Verstandeskultur zu betrachten. Damit scheint die jäh aufschießende und lang anhaltende Begeisterung jener Zeit für die nebelhaft romantische und phantastische Dichtungsart Ossians in schroffem Widerspruch zu stehen. Das Rätsel löst sich erst, wenn wir uns darüber klar werden, daß es sich hier um eine Reaktion gegen den Rationalismus der Zeit handelt, um den schroffen Gegensatz gegen die Überspannung der menschlichen Vernunft als führender Geistestätigkeit auf Kosten von Gefühl und Phantasie, und daß diese Gegenströmung, die mit Rousseau mächtig einsetzt, über die Revolution, ihre politische Äußerung, hinaus bis in die Romantik wirksam ist. Genau so lange wie diese Gefühlskultur, wie ich sie nennen möchte, von 1760—1830, hat auch der Einfluß Ossians in der Literatur geherrscht. Bezeichnender Weise ist Rousseaus „*Nouvelle Héloïse*", die von demselben Geiste getragen wird, nur ein Jahr nach Ossian erschienen (1761); und ebenso charakteristisch ist es, daß Voltaire, der letzte große Vertreter der Aufklärung und Gegner Rousseaus, seinen beißenden Spott über Ossian ausgoß und eine Satire gegen ihn schrieb. Goethe veröffentlichte mit bewußten Anklängen an Ossian nicht lange danach seinen „*Werther*", dem ebenfalls ein europäischer Erfolg beschieden war. Alle diese Werke haben jene Zeitstimmung nicht hervorgerufen, sondern sie sind die Ausflüsse der nach dem Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen notwendigen Kontraströmung gegen den einseitigen Rationalismus der vorangegangenen Zeit.

Eine solche Verknüpfung der Tatsachen ist in dem vorliegenden Buche nicht klar ausgesprochen, geht aber notwendig aus ihm hervor. Tedeschis gründliche Untersuchung befaßt sich mit Ossians Schicksalen und Einflüssen in Frankreich während der ganzen Dauer seiner Wirksamkeit (1760—1830). Die Einleitung berichtet die bekannte Geschichte von der Erschaffung dieses falschen Barden aus dem dritten Jahrhundert durch den jungen Schotten James Macpherson, und zeigt, wie die Stimmung für seine Aufnahme geradezu in der Luft lag und ihm von vornherein einen Welterfolg sicherte. Die hierher gehörigen Tatsachen, die Übersetzungen, Kritiken, Nachahmungen und Gegenschriften, der Erfolg und die Einflüsse Ossians sind bisher noch nicht mit solcher Vollständigkeit und Ausführlichkeit zusammengestellt und behandelt worden. Gegenüber der englischen Biographie Macphersons von Saunders und deren französischer Besprechung von Mme Barine stellt Tedeschi die Tatsache sicher, daß Ossian in Frankreich sofort nach seinem Erscheinen großen Erfolg hatte. Nur die Nachahmungen ließen eine Weile auf sich warten. Man brauchte in Frankreich länger als in Deutschland, um sich dem nordischen Geiste anzupassen. Aber die erste Aufnahme war begeistert genug, und die einzige Kritik, die bereits 1762 Zweifel an der Echtheit zu äußern wagte, die des „*Journal des Savants*", verhallte ungehört.

Tedeschi unterscheidet eine Zeit der Vorbereitung (1760—76), eine Zeit der unbedingten Herrschaft Ossians (1776—1800) und die Zeit der eigentlichen Romantik im 19. Jahrhundert. Unter der großen Zahl von Einflüssen und Nachahmungen, die im zweiten Teil besprochen werden mußten, befindet sich kein einziges Meisterwerk und kaum ein berühmter Name. André Chénier und Lebrun erklären sich als Freunde der Antike schroff gegen den Homer des Nordens.

Im 19. Jahrhundert treten jedoch fast alle berühmten Namen der Zeit in Beziehung zu Ossian. Für Mme de Staël ist noch 1800 *(De la Littérature)* Ossian der Vertreter der Literatur des Nordens, wie Homer der des Südens. Auch Chateaubriand gehört in seiner Jugend zu Ossians unbedingten Verehrern, und die Einflüsse sind neben denen „*Werthers*" unverkennbar. Später freilich deutete er an, daß er sich in einem Jugendirrtum befunden habe. Ossian begleitete wie „*Werther*" Napoleon auf seinen Feldzügen. Die Kritik, die seit dem vergessenen Aufsatz des „*Journal des Savants*" fast ganz geschwiegen hatte, regte sich erst wieder um 1800 in der „*Décade*", die gegenüber der Frau von Staël Shakespeare als Vertreter der nordischen Dichtkunst die Palme zuerkennt. Die eigentlichen Romantiker bleiben aber trotzdem alle Verehrer Ossians. Nodier, Lamartine und Hugo, Vigny und Musset fühlten sich naturgemäß zu ihm hingezogen, und ihre Werke weisen hier und da Spuren seines Stiles

auf. Auch George Sand und Mme de Girardin unterliegen noch dem Zauber der nordischen Gesänge. Dann aber flaut die Begeisterung rasch ab. Die Kritik zerstört mit Villemain und Taine endgültig das Märchen von der Echtheit der Dichtungen, und die Teilnahme für sie verschwindet so plötzlich wie sie gekommen ist. Nichtsdestoweniger bleibt Macphersons Werk eine der bedeutsamsten und wirksamsten Erscheinungen der Literatur seiner Zeit.

Das Buch ist in einer Sprache geschrieben, die sich durch Vielseitigkeit und einen teilweise etwas fremdartig klingenden Reichtum des Wortschatzes auszeichnet. Die über das erlaubte Maß hinausgehende Zahl von Druckfehlern wirkt etwas störend. Ist z. B. das Wort *clergemann* durch einen zweifachen Druckfehler entstanden oder ist es ein bewußt verstümmeltes Fremdwort aus dem Englischen?

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Barre, André, *Le Symbolisme. Essai historique sur le mouvement symboliste en France, de 1885 à 1900, suivi d'une Bibliographie de la Poésie symboliste.* Paris, Jouve et Cie, 1912, 8⁰, 414 p. pour la partie historique et 294 p. de bibliographie. 12 frcs.

Quoique les études touchant le symbolisme soient déjà très nombreuses, il n'existait aucun travail d'ensemble sur cet important mouvement littéraire.

Les copieuses recherches que vient de publier M. Barre comblent donc une sérieuse lacune. Elles sont conçues à un point de vue purement historique, car l'auteur est d'avis que l'on ne peut faire œuvre de critique sans partialité. Ma conviction est tout autre: je ne crois nullement que l'histoire littéraire doive simplement s'efforcer de „réunir une collection de documents habilement noués". C'est pourtant ce que M. Barre a voulu réaliser, et c'est ce qui donne parfois à son œuvre l'aspect d'une très belle collection de fiches. Heureusement, il dépasse souvent le but qu'il s'était assigné et nous satisfait alors entièrement.

Les origines du symbolisme, les influences qui en déterminèrent l'éclosion, sont très heureusement précisées.

C'est tout d'abord la renaissance de l'idéalisme en philosophie et toute une efflorescence de théories scientifiques nouvelles s'efforçant de nier le positivisme ou de corriger ce qu'il possédait de trop étroit dans son dogmatisme. A ces tendances qui se font jour vers 1880, tout particulièrement en France et en Angleterre, correspond, en littérature, une réaction contre les écoles parnassienne et naturaliste. Le plus souvent, le Parnasse n'avait

paru s'émouvoir que devant la beauté extérieure, devant l'harmonie des lignes ou l'éclat des couleurs, sans chercher, au delà de la matière sensible, la pensée mystérieuse du monde ou l'énigme de son existence.

Une restriction me semble nécessaire au sujet de L e c o n t e d e L i s l e, que M. Barre enveloppe dans la foule des parnassiens formalistes, quoiqu'il lui reconnaisse quelque philosophie. Leconte de Lisle se rattache au groupe marmoréen par son objectivité et son affectation d'impassibilité. Mais pour celui qui l'a lu avec une réelle attention, il n'existe peut-être pas de poète français plus profond, plus assoiffé d'idéal, pas de poète qui ait tenté, avec une plus douloureuse énergie, de pénétrer l'énigme insaisissable de l'univers. A ce point de vue, l'auteur de *In Excelsis*, le penseur inquiet de *Bhagavat* (Une plainte est au fond de la rumeur des nuits) et de tant d'autres poèmes altérés d'infini, mérite d'être considéré comme un précurseur des symbolistes. Il a douté, plus que ne l'avait fait avant lui, aucun romantique, de l'existence réelle des choses: il inclinait à croire que l'illusion seule est vraie et que nous ne pouvons atteindre d'autre monde que celui des vaines apparences. Par là, il annonçait déjà des penseurs tels que Villiers de l'Isle-Adam ou Stéphane Mallarmé. Ce qui le distinguait de ceux-ci, c'était la faculté extraordinairement aiguë de pénétrer la réalité accessible qu'il méprisait et dont il ne pouvait libérer ses rêves grandioses — d'où son profond pessimisme — tandis que les symbolistes, soustraits à l'influence de l'époque réaliste, pouvaient s'abandonner sans réserves aux plus subjectives songeries.

J'ajouterai que Leconte de Lisle, dont les œuvres ne furent sans doute pas le bréviaire des poètes nouveaux, exerça cependant sur ceux-ci une influence directe et peut être profonde, car Villiers de l'Isle-Adam, Verlaine et Mallarmé faisaient partie du groupe qui pendant longtemps se réunit chez Catulle Mendès, chez Banville, et plus souvent, chez Leconte de Lisle, qu'ils entouraient de leur admiration dévote. On trouve des réminiscences des *Poèmes Antiques* dans les *Fleurs du Mal* et dans les *Poèmes Saturniens.*

Selon moi, M. Barre, qui a noté avec précision les causes de la réaction contre le Parnasse, n'a pas montré suffisamment ce que les novateurs lui doivent, et comment, peu à peu, ils s'en détachèrent. Les rapports du symbolisme avec le naturalisme étaient moins complexes. Comme le dit l'auteur, les nouveaux venus n'ont guère connu que le mépris pour cette école qui déforme la nature et n'aperçoit l'univers que sous les apparences du laid. La réaction se manifeste d'abord avec éclat dans la peinture, qui fuit la banalité, projette dans la nature l'âme de l'artiste et affirme contre la servilité du reportage la puissance et l'audace de l'individualisme.

Antérieurement déjà, des œuvres importantes des littératures anglaise et américaine avaient puissamment agi sur les mentalités françaises. Edgard Poe admirait surtout, dans le génie, l'étrangeté qu'il considérait comme un signe d'originalité. Mais il veut qu'on y atteigne par l'amour qui tend à s'unir à la beauté suprême. Et pour réaliser cette alliance, l'enivrement de la musique est indispensable.

En même temps, les philosophes et les penseurs allemands: Fichte, Schelling, Novalis, accréditaient l'idée que le moi est le véritable créateur du monde. Ils ébranlaient violemment toute croyance en l'existence absolue des êtres et justifiaient philosophiquement la valeur du subjectivisme. Mais ainsi, l'homme qui avait cru un instant connaître l'univers et pénétrer ses lois, se retrouve plus que jamais au seuil de l'inconnu. Le mystère, immensément agrandi, l'attire et se présente à lui comme un des éléments les plus sublimes de la poésie qui s'efforcera, plus que jamais, d'étreindre l'inconscient et l'inconnaissable.

Il faudra au poète, pour réaliser ce but, un vocabulaire et une syntaxe adaptés aux tendances nouvelles: l'harmonie du vers, fuyant toute cadence préétablie, s'efforcera de se mouler continuellement sur tous les mouvements de la pensée et de l'émotion. Aussi le symbolisme, né d'une révolution philosophique qui modifiait profondément la conception du monde et de la vie, ne devait-il pas se distinguer seulement par son caractère intellectuel et sensible; il allait tenter une profonde réforme du lexique, de la syntaxe et de la prosodie.

Revenant en arrière, M. Barre montre aussi comment le symbolisme se retrouve, sous une forme différente, à d'autres époques de la littérature française, dans l'école de Lyon, par exemple.

Il en fait voir des traces chez Chateaubriand, Lamartine Vigny, Hugo, et va jusqu'à suggérer, non sans apparence de raison, que „Vigny est sans doute l'aïeul de Mallarmé, comme Lamartine est celui de Verlaine".

On ne s'attendait guère à trouver Ste Beuve parmi les précurseurs de l'école nouvelle: M. Barre nous fait voir comment, dans certaines de ses poésies, et surtout dans la préface de ses *Consolations*, le sévère critique se montre réellement novateur et original. Le passage concernant Balzac est des plus intéressants. *Séraphita* et *Louis Lambert* sont des œuvres extrêmement curieuses. Les théories spiritualistes de Louis Lambert sont trop complexes pour être exposées ici, mais ses projets de réforme linguistique, plus étonnants et plus caractéristiques encore, méritent une attention toute particulière. Pour arriver à exprimer les idées et les sensations singulièrement raffinées qu'il observait en lui, le héros de Balzac propose la création d'un vocabulaire et d'un style complètement nouveaux, l'essort d'une poétique dont M. Barre résume ainsi les principes:

1⁰. Les spécialistes, et par conséquent les poètes, n'ont rien et ne peuvent avoir rien de commun avec le vulgaire.

2⁰. La folie n'est pas un délire de l'intelligence, mais la traduction, devant des ignorants, des secrets de l'absolu.

3⁰. A une révolution philosophique correspond une révolution linguistique.

4⁰. L'idée et le terme se confondent. Le verbe est une source d'inspiration nouvelle, une puissance créatrice d'images, un moyen de révéler l'infini.

Il existe une remarquable analogie entre la mentalité de Louis Lambert et celle de Gérard de Nerval, dont les meilleurs poèmes, écrits entre deux crises de folie, ont soustrait l'art au joug de la raison en cherchant à suggérer des états d'âme plutôt qu'à développer une idée avec quelque suite.

Baudelaire, qui profite de toute l'évolution antérieure, est le grand ancêtre du symbolisme. Son goût décidé pour l'artificiel, pour tout ce qui touche à la décadence, et surtout, son angoissant pessimisme, ne représentent qu'une des directions de l'école nouvelle; mais l'amateur de vocables précieux, d'harmonies subtiles, de sensations rares et mystérieuses, a exercé une puissante influence sur le symbolisme.

La série des grands précurseurs est close après Villiers de l'Isle-Adam dont l'œuvre hermétique apparaît comme une synthèse des principales tendances de la jeune esthétique spiritualiste. Disciple chrétien de Hegel, il est persuadé qu'il n'existe qu'une réalité certaine, la pensée. Le privilège de l'artiste est de concevoir le monde mystérieux en opposant à la réalité méprisable et utilitaire la réalité idéale et sublime. Son style dont la musicalité surprenante est éminemment suggestive, cherche à évoquer le divin et l'inconnaissable. Après les œuvres de cet aristocratique penseur, on peut dire que le symbolisme est né.

* * *

Le chapitre consacré aux milieux symbolistes me satisfait beaucoup moins que les précédents. Peu intéressantes sont les indications fournies sur les cercles littéraires, les *Hydropathes*, les *Hirsutes*, *Nous autres*, *Le Chat noir*, les *Décadents*, les *Jeunes*, les *Zutistes*, les *Jemenfoutistes*. L'auteur ne dégage pas du tout de façon suffisante les rapports qui existent entre ces cercles et le mouvement auquel ils se rattachent. On peut en dire autant de l'histoire à la fois méticuleuse et squelettique des premières revues décadentes ou symbolistes. Beaucoup de détails, de dates, de noms, c'est presque tout ce qu'on peut y glaner. Ce qu'il fallait établir c'était l'action exercée par ces revues et la nature des œuvres, qu'on y publiait. Or ce but apparaît ici tout accessoirement.

Les pages concernant les groupements d'école sont plus substantielles. D'après M. Barre lui-même, le cercle des décadents, rapidement dissous, ne put exercer la moindre influence sur le monde des poètes. Pourtant, le terme de *décadent*, donné vers 1885 à tous les novateurs indistinctement, fut relevé et adopté par un groupe plus ou moins compact. La désignation de *symboliste* est un peu postérieure; acceptée d'abord par quelques poètes seulement, elle devait peu à peu faire fortune et désigner la presque totalité des réformateurs. Pendant la période de pleine activité du symbolisme, M. Barre distingue quatre groupes à peu près limités: les *décadents*, auxquels présidait Verlaine; les *symbolistes* qui se groupent vers 1886 avec un programme plus conforme aux théories de Mallarmé ou de Moréas; *l'école symboliste et harmoniste*, qui se groupe la même année autour de René Ghil et de Stuart Merrill; enfin, *l'école romane française*, fondée en 1891 par J. Moréas. Comme le dit M. Barre, cette classification est plus historique que fondamentale. Les tendances symbolistes sont extrêmement variées, mais elles sont dominées par l'idéalisme et l'individualisme.

Dans son chapitre sur le *Symbolisme et la Presse*, l'auteur s'attache longuement aux polémiques des premières années. Il y a là beaucoup de documents précieux et même indispensables; mais aussi des critiques sans valeur ni pénétration. Elles perdent, en tout cas, de leur intérêt par l'accumulation: tous ces résumés empilés les uns sur les autres se répètent de la façon la plus fastidieuse ou se contredisent dans un pénible désordre. Pourquoi ne pas mettre seulement aux prises les manifestes et les ripostes essentiels, ce qui n'empêchait pas de réserver une place dans les appendices à de moins importantes polémiques.

La publication de deux œuvres réellement curieuses devait rendre célèbres les nouveux venus et provoquer les violentes satires qui les accusaient de manquer d'originalité réelle, de remplacer les idées par les mots, de torturer la syntaxe, d'écrire une langue incompréhensible et nullement française. Ces deux œuvres providentielles, que l'on peut considérer à volonté comme une charge violente ou comme une apologie, c'étaient le roman de J. K. Huysmans, *A. Rebours*, confession d'un dégéneré, d'un perverti du corps et de l'esprit: c'étaient les *Déliquescences, poèmes décadents* d'Adoré Floupette, commentaire ironique et pourtant bienveillant de la névrose littéraire.

Les principales défenses du symbolisme sont celles publiées par Jean Moréas, et particulièrement le manifeste du 18 septembre 1886, où il répond à diverses objections tout en exposant dans ses grandes lignes le programme de l'école dont il se faisait le champion.

L'auteur étudie ensuite les trois maîtres du symbolisme, trois poètes doués de tempéraments essentiellement différents,

et qui se rallient chacun à des disciplines nettement distinctes, si même ils combattent pour une cause commune.

Impulsif et rêveur, tendre et violent, plein de bon sens et déraisonnable, Verlaine est avant tout amoureux, sensuel et mystique. Son tempérament domine son œuvre; il ne cherche pas à la maîtriser; la logique restreint la portée de l'œuvre; la rhétorique l'étouffe. Le cœur doit parler, et non le cerveau, l'émotion, et non la pensée. Verlaine veut la sincérité, il veut chanter sa chanson; tout le reste pour lui n'a pas d'importance. Aussi est-il l'ennemi de toute règle étroite, de tout pédantisme. Il ne prétend pas même reconnaître l'existence d'une école décadente, moins encore en être le chef. Favorable, dès les débuts, au symbolisme, il le condamne vertement dès qu'il voit Moréas et Ghil développer de longues théories et se disputer la prééminence. Il est loin de nier le génie de Moréas, mais il considère Ghil comme un „pédant", un „crétin". Quant aux doctrines de ces jeunes gens, il n'y voit que l'obscurité, le néant. Comme eux, cependant, il veut suggérer, et non préciser, évoquer la nuance, et non peindre; il préfère à la précision, le rêve et l'indécis, mais il s'affirme amant de lumière et de clarté „je suis fou de claires paroles", dit-il dans ses *Épigrammes* (XXII). Cette clarté est toute personnelle; elle sera suffisante si le poème obéit à la loi suprême du rythme musical qui doit transcrire la musique de l'âme.

La prosodie de Verlaine est relativement conservatrice, quoiqu'elle ait servi de point de départ à des innovations nombreuses. Il ne croit pas à l'avenir du vers libre, mais celui-ci lui est sympathique comme tout ce qui se rébelle contre les règles et tend à assouplir le rythme:

> Que l'ambition du vers libre hante
> De jeunes cerveaux épris de hasards,
> C'est l'ardeur d'une illusion touchante.
> On ne peut sourire à leurs écarts.

Une certaine régularité du nombre lui semble indispensable pour qu'il y ait vers français. Il croit la rime nécessaire, accepte qu'elle descende parfois jusqu'à l'assonance, donne toutes les places possibles à la césure, rompt l'ordre traditionnel des rimes masculines et féminines et commet parfois des enjambements d'une extravagance réelle. Il se montre plus révolutionnaire en se permettant l'usage fréquent des rythmes impairs et notamment des vers de 11 et de 13 syllabes tels que:

> Et les maisons / dans leur ratatinement terrible
> Epouvantent / comme un sénat de petites vieilles.

ou:

> Dans un palais / soie et or, / dans Ecbatane,
> De beaux démons, / des satans / adolescents
> Au son / d'une musique / mahométane
> Font litière / aux sept péchés / de leurs cinq sens.

Il obtient ainsi des effets déroutants, produit une impression d'inquiétude qui charme ou qui exaspère.

Je crois bon d'ajouter que ce dernier genre de vers n'était pas absolument neuf, et que de Banville, notamment, en donne des exemples dans son *Petit Traité de Versification française*, mais ce n'étaient alors que des essais auxquels l'usage n'avait pas encore accordé droit de cité.

Verlaine crée peu de néologismes: il préfère les mots d'un usage courant, mais il leur fait produire des effets nouveaux en les associant de façon inattendue et même insolite. Sa syntaxe prétend se rapprocher du langage de la conversation; elle en possède l'imprévu et l'incorrection, ce qui ne l'empêche pas d'être souvent singulièrement précieuse. L'illogisme du poète et sa personnalité curieuse accentuent cette étrangeté.

Les longs développements de M. Barre sur l'amour et le mysticisme de Verlaine ne me satisfont guère. Ils ne sont pas plus instructifs que la lecture rapide de quelques poèmes. Présenté comme il l'est, l'exposé est banal; les vers cités le rendent presqu'inutile; l'auteur ne tient ici nul compte de la chronologie et nous offre fatalement une image absolument imparfaite de la psychologie du poète et de son évolution.

Peut-être eût-il été intéressant de comparer l'émotivité de Verlaine à celle de Lamartine ou d'Alfred de Vigny. Ce parallèle est établi avec B a u d e l a i r e , mais je ne crois pas que l'auteur ait bien saisi les analogies essentielles qui rapprochent les deux poètes: il parle des jouissances insolites étalées avec vanité dans les *Fleurs du Mal*. C'est là se méprendre sur le sens intime de ces palpitants poèmes. Il est vrai que Baudelaire ne sait détacher les yeux du spectacle de la décadence humaine et de l'image de la mort, mais de cette contemplation se dégage, par une protestation indignée de l'être supérieur, un idéalisme sublime. Voilà pourquoi je ne crois pas exact l'assertion de M. Barre: „Baudelaire est un pervers réaliste; Verlaine, un pervers idéaliste.“ Je les crois idéalistes tous deux; mais tandis que la personnalité de Baudelaire se révolte contre la réalité qui l'étouffe, Verlaine apparaît presque libéré de toute conception objective et se sert, lorsque sa sensualité ne s'y oppose pas, d'une forme éthérée et vraiment nouvelle.

S t é p h a n e M a l l a r m é représente une direction toute différente de l'école nouvelle. Pour lui, l'art et la spontanéité sont inconciliables; l'émotion du cœur est primitive, inférieure, indigne d'un poète vraiment cultivé; l'émotion intellectuelle mérite seule de provoquer ses efforts.

Mallarmé se rapproche de Verlaine par son idéalisme; mais c'est un idéalisme infiniment plus subtil, moins instinctif, frère de celui de Villiers de l'Isle-Adam. Il est en même temps plus absolu, car il reconnaît seulement l'existence du monde spirituel,

d'où découle l'illusion, unique vérité que nous puissions atteindre et que nous apercevons en nous. C'est ainsi que le subjectivisme raisonné de Mallarmé va rejoindre le subjectivisme spontané de Verlaine.

Pour mettre en valeur, dans un poème, ses impressions et ses pensées, Mallarmé les annote, comme s'il s'agissait d'un travail scientifique; puis à chaque idée ou à chaque image déjà perçue, il ajoute les images secondaires qui en sont le développement. Il n'abandonne pas cette tâche aux hasards de l'inspiration: Il prétend parvenir au but par l'emploi conscient de métaphores, d'allusions et d'incroyables artifices de lexicographie, de syntaxe et de grammaire. L'écrivain doit alors choisir, classer, discipliner les images.

C'est ici que se manifeste tout particulièrement l'originalité de Mallarmé.

Ce penseur impénitent, cet observateur infatigable, est d'avis que nos pensées et nos impressions possèdent, dans le fouillis de leur conception, au moment même de leur naissance, une force merveilleuse, car elles s'entrelacent, se pénètrent et se soutiennent entre-elles. Nous avons pris l'habitude de séparer nos idées et de les présenter successivement, analytiquement. Pour rendre à l'impression toute son intensité primitive, il faudra donc exprimer toutes les visions, toutes les idées simultanément, substituer, en un mot, la synthèse à l'analyse.

Mallarmé trouve la justification de cette théorie dans la discipline musicale où des parties diverses, des instruments variés jouant simultanément, augmentent la puissance évocatrice de l'œuvre sans que son unité en soit affaiblie.

Pour évoquer dans des conditions vraiment supérieures l'illusion qui domine l'écrivain, celui-ci doit s'efforcer de l'exprimer autrement que par la sécheresse du nom: „Nommer un objet, c'est supprimer les trois quarts de la jouissance d'un poème qui est faite du bonheur de deviner peu à peu; le suggérer, voilà le rêve.“

Le style artistique diffère essentiellement du style parlé ou *conversation*. Ce dernier s'emploie dans les journaux et dans toutes les œuvres simplement utiles ou divertissantes.

La vieille dispute entre le vers et la prose trouve chez lui une intéressante solution: „Le vers, dit-il, est partout dans la langue où il y a rythme... Dans le genre appelé prose, il y a des vers, quelquefois admirables, de tous rythmes. Mais en vérité il n'y a pas de prose: il y a l'alphabet et puis des vers plus ou moins serrés, plus ou moins diffus. Toutes les fois qu'il y a effort ou style, il y a versification.“

Mallarmé n'est pourtant pas favorable au vers libre; il accepte le vers parnassien perfectionné, diversifié, vivifié, selon les procédés de Verlaine. Comme celui-ci, il pense que le vers est un

chant, une phrase musicale; mais ce chant s'exprime au moyen de mots qui doivent être habilement choisis pour faciliter l'éclosion de „correspondances." Il les „purifie" souvent en leur rendant leur sens étymologique, et sacrifie fréquemment leur valeur à leur sonorité.

Quant à son extraordinaire syntaxe, elle n'a pas simplement pour but, comme l'ont cru les non-initiés, la nouveauté ou l'étrangeté: plus rapprochée des constructions latines ou germaniques que de celles du français, elle est essentiellement synthétique et rigoureusement en rapport avec les théories de l'auteur sur la condensation des images et sur l'expression simultanée des idées.

Somme toute, comme le dit M. Barre en une formule concise où tous les mots portent, „pour ce théoricien du symbolisme, l'œuvre littéraire n'est en définitive qu'une association volontaire de suggestions individuelles synthétiquement exprimée par une orchestration érudite de mots rares." Je regretterai cependant que M. Barre ait cru devoir négliger complètement les vers clairs de Mallarmé, sous prétexte que l'originalité seule de celui-ci intéresse une histoire du symbolisme. Les vers clairs de Mallarmé ne seraient-ils pas originaux? Et n'y a-t-il pas une sorte d'injustice inconsciente dans le choix par trop exclusif de l'historien? Les poèmes limpides permettent, mieux que les autres, de pénétrer la personnalité sensible de l'écrivain, et celle-ci est loin d'être indifférente. Le sonnet *Apparition*, pour ne citer qu'un exemple, n'est pas seulement intéressant à ce point de vue, mais aussi parce qu'on y observe aisément la transition de la mentalité parnassienne à la mentalité symboliste.

En dépit de cette restriction, j'estime que le difficile chapitre de Mallarmé est présenté de façon vraiment supérieure, avec une large compréhension des questions traitées.

Le troisième grand poète du symbolisme, Jean Moréas (Papadiamantopoulos) possède un tempérament intermédiaire entre l'impulsif Verlaine et le théorique Mallarmé. On distingue, dans son évolution, quatre stades assez nettement délimités. Au début, Moréas écrit les *Syrtes* et les *Cantilènes* dans le style nouveau.

Nous savons que Moréas se fait le champion des novateurs dans les manifestes du *Figaro* et du *Symboliste*. Au point de vue philosophique, le phénomène concret, la réalité sensible, n'ont pas d'existence en soi: ce ne sont que des apparences, des images qui traduisent une des formes de l'Idée, du principe supérieur dont elles tirent leur essence.

Cette doctrine possède le même caractère spiritualiste que les précédentes, quoiqu'elle se rapproche davantage encore de la théorie platonicienne des Idées.

Mais „L'Idée ne doit point se laisser voir, privée des somptueuses simarres des analogies extérieures; car le caractère essen-

tiel de l'art symboliste consiste à ne jamais aller jusqu'à l'Idée en soi.“ Moréas expose également quelles réformes sont nécessaires pour permettre à la langue française de réaliser cette conception si différente de celle des classiques ou des parnassiens: syntaxe complexe, souple, et hardie, „impollués vocables“, ancienne métrique vivifiée par la liberté absolue des césures, les rythmes impairs, le mélange des rimes féminines et masculines, la restauration de l'hiatus.

Peu de temps après, Moréas, incomplètement satisfait de ses efforts, publie son *Pèlerin passionné*, précédé d'une préface où, s'attachant peu aux symboles, il préconise vivement le retour à la langue et aux procédés proscrits par la Renaissance. C'est ce qu'on a appelé sa manière moyenâgeuse. En même temps, il propose l'emploi du vers libre, c'est-à-dire, de mètres inégaux dont le souffle se règle sur l'inspiration poétique; la rime, devenue secondaire, sera riche ou pauvre, descendra jusqu'à l'assonance et parfois même, sera totalement omise. Dans le poème d'*Agnès*, par exemple, on trouve une strophe dont les vers ont respectivement 11, 19, 9, 9, 12, 7, 13 et 7 syllabes.

On trouve également dans le *Pèlerin passionné*, des vers de 14, 15, 17 pieds, des rimes obtenues par la répétition du même mot, un mélange symétrique ou asymétrique de rimes, d'assonances et de vers blancs, ainsi que les hiatus et les élisions admises par la prosodie du XVIe siècle. La rythmique de Moréas apparaît donc ici beaucoup plus révolutionnaire que celle de Verlaine ou de Mallarmé. Désormais les dernières règles sont tombées; la liberté de l'écrivain est complète.

Dans sa troisième manière, renonçant à une discipline qui lui convenait peu, Moréas abandonne presque complètement la recherche des symboles, allégories ou analogies. Il constate, d'ailleurs, que le symbolisme s'est plongé dans une obscurité de plus en plus impénétrable; les nouveautés aboutissant aux barbarismes, la musique, au chaos. Et le Grec, inconsciemment avide de lumière et de clarté, prend conscience de sa propre personnalité, revient à des vers presque réguliers, et fonde l'école romane qui prétend écrire dans une langue purement française et ne dédaigne pas les archaïsmes ou les tournures chères à Ronsard et à du Bellay.

Dans sa quatrième manière, Moréas continuant l'évolution commencée, revient au classicisme le plus pur; il abandonne les nouveautés linguistiques et rythmiques, renonce aux vers libres, aux „impollués vocables“, donne à ses poèmes un caractère de plus en plus objectif pour atteindre à des sentiments généraux d'une élévation philosophique grandiose.

Telles sont les *Stances*, dont la beauté sereine et sublime a captivé les poètes mêmes dont il reniait l'idéal, et forcé l'admiration de tous les critiques.

Dans leur harmonie souple et chantante, aussi bien que dans le demi-voile qui atténue leur clarté, les *Stances* ont gardé quelques-unes des qualités les plus précieuses de la poésie nouvelle. M. Barre a parfaitement exposé l'évolution quelque peu déconcertante de Jean Moréas. Mais il l'a considérée presqu' exclusivement en elle-même, sans montrer suffisamment ses points de contact avec les contemporains.

J'ajouterai que la croyance de Moréas aux Idées platoniciennes en opposition avec les doctrines purement subjectives de Mallarmé était une base solide, un élément de réalité qui devait lui permettre de revenir progressivement à une conception objective et classique du monde.

* * *

Après avoir étudié les trois grands poètes qui synthétisent les principales tendances du symbolisme, M. Barre s'occupe des disciples ou des successeurs. Il fait d'heureux efforts pour mettre de l'ordre et de la clarté dans l'inextricable fouillis de la littérature contemporaine.

La tâche était des plus difficiles, car aucun des auteurs modernes n'a subi l'influence exclusive d'un maître. La classification de M. Barre ne prétend donc pas être absolue; elle tient compte des tendances essentielles et répartit les poètes en trois groupes: les *verlainiens*, les *mallarméens* et les *néo-classiques*.

Les verlainiens eux-mêmes sont répartis en deux groupes correspondant à deux tendances de Verlaine; le premier est celui des *mélancoliques*, parmi lesquels l'auteur place Louis le Cardonnel, Ephraïm Mikhaël, Albert Samain, Georges Rodenbach et Maeterlinck.

Il est évident qu'une telle classification présente quelques inconvénients, lorsqu'il s'agit d'écrivains aussi éclectiques que Samain, aussi personnels que Rodenbach et surtout Maeterlinck dont le génie est celui d'un maître. Mais il est incontestable que la forme rythmique de ces auteurs se rapproche beaucoup de celle de Verlaine.

Les chapitres sur le Cardonnel et Mikhaël sont bien pâles; celui sur Maeterlinck, excellent; le merveilleux symbolisme de *Serres chaudes* et des *Douze chansons*, l'angoisse de l'humanité errante devant le troublant mystère de l'inconnaissable, s'y révèlent dans toute leur grandeur. Je regrette toutefois que le théâtre ait été complètement écarté de cette étude; il y avait, dans ces pièces plus poétiques que scéniques, des éléments symboliques extrêmement originaux et du plus haut intérêt, dont il était désirable de tirer parti. La difficulté était mince, car on sait que le théâtre symbolique est peu abondant.

Le deuxième groupe de verlainiens se recrute parmi les *excentriques*, tels que Charles Cros ou Tristan Cor-

bière. Je m'étonne quelque peu de trouver en cette compagnie le rêveur Francis Jammes, l'ingénu plein de charme et de naturel, dont M. Barre ne me semble pas avoir compris la réelle individualité. Enfin, Arthur Rimbaud, le fantasque inventeur de la couleur des voyelles, l'auteur troublant de *Bâteau ivre*, trouveur affolé de nouveautés et de singularités. Il ne dépasse pas les audaces du vers verlainien, mais pousse jusqu'aux dernières limites les procédés synthétiques de Mallarmé, et crée, d'autre part, une prose poétique, rythmée et allitérée qui sera bientôt l'un des modèles des partisans du vers libre.

Les mallarméens se divisent en deux écoles: les *harmonistes* et les *verslibristes*. Chef des harmonistes, René Ghil, s'inspirant du sonnet fantaisiste de Rimbaud: „*A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles*“......, établit une théorie de la coloration des voyelles. Il associe ensuite chacun des sons du langage aux timbres des divers instruments d'un orchestre. Selon Ghil, les flûtes longues donnent le *ou*, les soprani et les contraltos le *a*, les cuivres le *u*, etc.; les sons *oû*, *ou*, *iou*, *oui*, combinés avec les consonnes *f*, *l*, *s*, correspondent aux longues flûtes primitives, etc. Pour appliquer ces principes à l'art de la poésie, il suffit de rattacher à tel „groupe de sons, tel ordre de sentiments ou d'idées“. Par exemple, *â*, *a*, *ai*, *r*, *s*, correspondant aux séries hautes des sax, évoquent les tumultes, gloires, ovations, tandis que d'autres vibrations plus douces évoquent la tendresse, la contemplation, etc., etc. Il est curieux de constater que René Ghil ne prétend pas indiquer ces correspondances à un point de vue purement subjectif; il ne les donne pas comme des impressions personnelles et variables, mais il accorde à ces théories, qu'il codifie en de vastes tableaux, une valeur strictement scientifique; il prétend d'ailleurs ramener vers la science, la poésie que les décadents menaient vers d'autres destinées.

On comprend aisément qu'un système semblable devait entraîner le droit de jouer à la raquette avec le vocabulaire, le style et la syntaxe, qui ne tendent plus à exprimer que des sensations, des idées orchestrées où il serait inutile de rechercher la clarté classique. Les doctrines d'Edouard Dubus ne sont pas sans analogies avec celles de Ghil, mais elles présentent un caractère plus général et moins affirmatif.

Fervent disciple de Mallarmé, Albert Mockel s'est intéressé aux efforts de Ghil, de Dubus et de Kahn. Mais, penseur subtil et indépendant, il a publié sur le symbolisme de pénétrantes études où il se place au dessus des questions d'école. Il est d'avis que la poésie contemporaine se propose, par le lien du symbole, de relier le monde immatériel des lois, au monde sensible des choses. Le vers d'A. Mockel est essentiellement musical.

Stuart Merrill, qui fut longtemps l'élève des instrumentistes, n'a gardé de cette discipline, dans ses vers souvent délicats et parfois angoissants, qu'un sens affiné de l'harmonie rythmique et l'aptitude au vers libre.

L'étude que M. Barre consacre à Emile Verhaeren, ce poète grandiose de la force et de la vie, est des plus heureuses. Sa place n'était pourtant point parmi les disciples de Ghil. Le rythme ardent et déchaîné de Verhaeren dépend plus que de toute autre chose, de son tempérament fougueux. Il eût été désirable d'insister davantage sur les influences du milieu et des artistes belges, de faire ressortir la puissante action exercée par les peintres sur le brillant créateur d'images.

En tête du groupe des *verslibristes* se place tout naturellement Gustave Kahn. M. Barre lui accorde la paternité du vers libre que d'autres lui refusent en alléguant divers précédents. En vérité, il y a diverses espèces de vers libres modernes et ceux de Jean Moréas, par exemple, sont très différents de ceux de G. Kahn. Ce qui est certain, c'est que ce dernier a créé un vers libre basé sur une théorie personnelle et qu'il est le champion infatigable d'une école rythmique.

Son opinion est que le vers français, même classique, a pour principe inconscient une unité rythmique consistant en un fragment, le plus court possible, figurant un arrêt de voix et un arrêt de sens. Le vers qu'il préconise réunit simplement ces cellules organiques par des allitérations ou des assonances. Le rythme dépendra de ce qu'il appelle l'accent d'impulsion; absolument personnel il sera infiniment variable, comme les émotions qui le feront naître. La longueur du vers, de même que celle de la strophe, dépendra, elle aussi, essentiellement du mouvement de la pensée ou du sentiment, et non d'une règle immuable et préétablie. Comme conséquence secondaire de cette prosodie, le *e* muet final de chaque unité rythmique est traité comme à la fin d'un vers régulier et ne compte pas dans la mesure. M. Barre ne dit pas si G. Kahn a employé les procédés susdits dans ses premières œuvres. Quelques mots sur l'évolution de sa technique étaient désirables.

Pour Jules Laforgue, le but essentiel de l'art est de dégager le nouveau qui se cache au fond de l'inconscient, source unique de la vie. Une poésie basée sur ces deux principes est nécessairement indépendante des règles et des traditions et traite la langue, le vers et la strophe avec la plus absolue liberté. Il faut encore, citer, parmi les meilleurs verslibristes, Francis Vielé-Griffin, Edouard Dujardin, Adolphe Retté et Henri de Régnier.

N'était la forme de son vers, H. de Régnier, qui s'efforça d'"académiser le symbolisme", devrait s'apparenter plutôt aux *néo-classiques*. Ceux-ci se divisent en deux groupes de poètes

d'une réelle valeur: les *indépendants* avec Ferdinand Hérold, Pierre Quillard, Laurent Tailhade et d'autre part, *les disciples romans* de Moréas avec Ernest Raynaud, Maurice du Plessys et Raymond de la Tailhède.

M. Barre a négligé, dans son étude, la foule des petits poètes, et si même certains possèdent un réel talent, il faut le féliciter d'avoir concentré l'attention sur des chefs d'école et sur des auteurs vraiment en vue.

Il écarte cependant de son histoire du symbolisme et même de la partie bibliographique quelques écrivains d'une certaine importance, sous prétexte que ceux-ci se sont tenus à l'écart des manifestations symbolistes ou se sont prononcés en faveur de théories divergentes. Cette raison tout extérieure ne me paraît pas suffisante pour exclure du mouvement, des poètes notables, qui, consciemment ou non, s'y rattachent à plus d'un point de vue. Tels sont Emmanuel Signoret, Fontainas, Henri Barbusse, Charles Morice et surtout Charles Guérin dont les admirables recueils de poèmes ne sont pas même cités.

M. Barre ne parle qu'accidentellement de la prose rythmée. Une telle abstention me semble absolument injustifiée, car le poème en prose tel qu'on le connaît aujourd'hui est un genre important qui doit beaucoup au mouvement nouveau. M. Barre rend compte en deux lignes de l'œuvre entière de Paul Fort. Ce laconisme se justifie d'autant moins que les poèmes de cet auteur sont écrits en vers, malgré la disposition typographique à peu près semblable à celle de la prose. Paul Fort a créé une forme personnelle très originale; il a joué et joue encore un rôle important dans la jeune littérature et je suis d'avis, qu'il devait figurer dans l'histoire du symbolisme et non seulement dans la bibliographie.

La classification adoptée pour les auteurs traités est favorable à la clarté de l'exposé; mais les groupements personnels autour des principaux novateurs, de Mallarmé, par exemple, sont totalement négligés.

La chronologie est donnée avec une grande précision jusqu'au chapitre de Verlaine (p. 157). A partir de ce moment, elle fait presque complètement défaut, de sorte qu'il serait nécessaire, pour y suppléer, de feuilleter sans trêve le volume, de faire de pénibles et continuelles recherches dans la partie bibliographique. Indépendamment de cette erreur, l'évolution du mouvement ne ressort pas toujours clairement; on souhaiterait de plus fréquents parallèles entre les écrivains; malgré l'amplitude et la profondeur des deux premiers chapitres sur les origines, les diverses théories apparaissent trop souvent, dans la suite, rattachés

à la personne de l'auteur plus encore qu'à une évolution organique de la poésie.

Dans ses conclusions dernières, M. Barre, qui s'est défendu d'écrire un travail critique et s'est sévèrement abstenu, dans toute son étude, de laisser soupçonner ses opinions personnelles, critique maintenant, au pas de course, les principales réformes et décide péremptoirement de leur valeur. Il affirme que les symbolistes ont renouvelé le lyrisme en l'élargissant, mais il parle de l'erreur du verslibrisme, de l'échec de la réforme lexicologique, il décide des défaites et des victoires, il procède à la distribution des prix.

Et vraiment, il me semble que l'on peut admettre une bonne partie de ses conclusions; mais pourquoi les présenter en termes si brefs, soutenues par un raisonnement nécessairement insuffisant et trop général. Je ne puis admettre que l'on se prononce sur des questions aussi complexes et aussi difficiles autrement qu'à la suite d'une discussion approfondie de chacun des systèmes. C'est ce que n'a point fait l'auteur, qui s'est contenté d'exposer très habilement les développements des poètes eux-mêmes. Une analyse personnelle des théories de Kahn et de Ghil s'indiquait tout particulièrement.

M. Barre a pourtant précisé très heureusement la plupart des tendances du symbolisme ainsi que les caractères qui le différencient des précédentes écoles. Je signalerai une lacune: il eut fallu, à côté de l'*idéalisme* et du *subjectivisme*, montrer les rapports étroits du mouvement nouveau avec l'*impressionnisme* pictural ou littéraire, que l'on peut rapprocher du phénoménisme en philosophie. Le but des impressionnistes est de reproduire la vision, l'émotion première, dans toute sa force et sa complexité primitives, et non dans l'ordre établi par la réflection. Mallarmé reconstituait, par l'intelligence et la volonté, la synthèse de cette impression, tandis que Verlaine atteignait à ce but par la spontanéité. Avec des mentalités très différentes et des procédés absolument opposés, l'un et l'autre obéissent à une loi unique. Je suis d'accord avec M. Barre pour reconnaître que l'individualisme et l'idéalisme dominent toutes les divergences des poètes symbolistes; mais ces termes très généraux, peuvent s'appliquer à peu près au même titre à d'autres écoles; en y ajoutant celui d'*impressionniste*, la détermination devient plus précise, sans me paraître pourtant trop exclusive. J'ajouterai que les tendances impressionnistes expliquent l'importance prépondérante de la musique dans les poèmes modernes.

La magnifique bibliographie qui fait suite à l'exposé historique (2612 volumes ou articles cités!) rendra de précieux services. Elle est extrêmement bien conçue et remarquablement complète, à part quelques lacunes déjà signalées. Cependant l'auteur a fait précéder de deux astérisques les ouvrages ou articles de

première utilité et d'une astérisque les ouvrages ou articles simplement intéressants. Pour ma part, il m'est absolument impossible de découvrir le principe qui a guidé l'auteur dans ses appréciations. Des œuvres que je considère comme vraiment importantes ne sont pas signalées à l'attention du lecteur. Une telle classification présente plus d'inconvénients que d'avantages.

M. Barre s'est assigné une tâche des plus difficiles. Il lui était impossible de ne point commettre quelques fautes et quelques oublis, mais son œuvre est solide, consciencieuse et des plus utiles; l'érudition y est forte, la documentation, extrêmement précise. Dans les relations entre la philosophie et la littérature, l'auteur fait preuve de connaissances étendues et d'une compréhension pénétrante. Les savants trouveront ample moisson dans le livre de M. Barre; les poètes s'y intéresseront; mais peut-être ceux-ci reprocheront-ils à l'auteur de ne pas avoir compris, ou d'avoir volontairement délaissé ce qui fait le meilleur de leur personnalité: leur inspiration poétique. M. Barre affirme que le symbolisme ne fut nullement un atelier de technique. A le lire, on ne s'en douterait guère. Il conclut en disant que le mouvement dont il vient de retracer l'évolution possède sa place marquée dans l'histoire des lettres françaises, parce que ses poètes ont donné accès à des terres que d'autres ensemenceront. Pour ma part, je pense, que les plus heureux novateurs ont créé une poésie comparable en force et en beauté à celle des romantiques les plus favorisés. Mais c'est le temps qui décidera.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Neuere Belletristik.

de la Brète, Jean. *Un Obstacle.* Paris. Librairie Plon. 302 p. 3 fr. 50.

Rachilde. *Son Printemps.* Roman. Paris, Mercure de France. 314 p. 3 fr. 50.

Mallarmé, Camille. *Le Ressac.* Paris. Bernard Grasset. 1912. 416 p. 3 fr. 50.

Poiteau, Emile. *La meilleure part.* Roman. 2. Ed. Paris, Bernard Grasset. 264 p. 3 fr. 50.

Plat, Paul. *Le Frein.* Roman. Paris, E. Sansot et Cie. 224 p. 3 fr. 50.

Paul-Margueritte, Lucie. *La Déception Amoureuse.* Paris, Albin Michel. 281 p. 3 fr. 50.

Unter diesen Romanen sind: einer, der ein allgemeines Problem behandelt, einer, der eine seelische Entwicklung ohne Beschränkung auf die Beziehungen der Geschlechter schildert, und vier, die aus dem Gebiet dieser Beziehungen ihre Themata

wählen. Das gibt allerhand zu denken. Aber würde eine Zufallsauslese deutscher Romane ein anderes Verhältnis aufweisen?

Das allgemeine Problem stehe voran. In *Un obstacle* geht Jean de la Brète der Frauenbewegung zu Leibe. Er schildert zwei sehr begeisterte, sehr tätige Vertreterinnen der absoluten Gleichstellung von Mann und Frau, die beide das Rechtsstudium erwählen, um in der Advokatur ihren Lebensberuf zu finden. Die Art, wie sie ihre Sache verfechten, ist bestimmt durch die hervorragende Qualität ihrer Charaktere. Beide aber werden an ihren Zielen irre. Nicht nur durch die Sehnsucht nach enger Gemeinschaft mit anderen, obwohl auch Liebe und Ehe mitbestimmend wirken; vielmehr wirkt die Erkenntnis, daß die Fähigkeiten der Frau, die geistigen wie die körperlichen, sie nicht in eine Linie mit dem Manne stellen. Après avoir travaillé jusqu'à la lassitude, nous verrons la distance entre nos efforts et ceux de l'homme, auquel simplement son organisation physique permet d'atteindre le but avant nous. Eine Reform, die facilite la vie matérielle de la femme und auch noch weitere Rechte ihr einräumt, wird übrigens nicht verworfen. Natürlich ist nicht das ganze Problem behandelt, aber doch ein wichtiger Ausschnitt. Und die Art, wie es angefaßt wird, ist sehr geschickt. Auch hat es de la Brète verstanden, mit der sachlichen Erörterung eine Handlung zu verbinden, die zwar nicht besonders reich gestaltet ist, aber doch Leben und Farbe gibt.

Es folge das Buch, das einen ganzen Menschen schildern will. Eine Art Jugendgeschichte oder doch ein Ausschnitt aus einer solchen ist's, den Rachilde in *Son Printemps* gegeben hat. Ein junges Mädchen, in ländlicher Einsamkeit unter der Obhut einer verständnislosen Großmutter aufwachsend, verliert im zarten Entwicklungsalter unter der Einwirkung von Begegnissen, die ihr Frohsinn und Lebenslust nehmen, schließlich allen Halt, auch den der Religion, und findet ein tragisches Ende. Manches ist absonderlich; dennoch würde ich nicht wagen von Unwahrscheinlichkeiten zu sprechen. Der Boden, auf dem dieses Leben erwächst, rechtfertigt auch das, was auf den ersten Blick sehr eigentümlich klingt. Freilich kommt keine Darstellung von allgemeingültiger Bedeutung heraus, sondern nur eine von singulärem Inhalt. Vieles in der Schilderung von Land und Leuten, von Anschauungen und Gemütsbewegungen ist übrigens nicht nur sehr interessant (auch unter dem religiösen Gesichtspunkt), sondern auch recht fein beobachtet und sehr wirksam erzählt.

Unter den Büchern, die von der „Liebe" handeln, steht Mallarmés *Le Ressac* billig voran. Wir finden eine besondere Nuance des großen Problems: ein ganz selbständiges junges Mädchen, das allein in der Welt dasteht, verlobt sich einem Manne, dem derartige Selbständigkeit einer Frau unmöglich

scheint. Er bricht mit ihr; sie verbringt trostlose Monate qualvollen Leids im alten Siena. Was sie dort in der wundersamen Stadt sieht und lernt, was sie im Verkehr mit Menschen erfährt und erkennt: das bildet den eigentlichen Gegenstand der Erzählung. Der Untreue kehrt schließlich zurück und wird wieder angenommen, trotz der klaren Erkenntnis der konfliktebergenden Seelenverschiedenheit. Vermag man auch den Rahmen der Erzählung weder neu noch eigenartig zu finden; wird man auch den Gang der Handlung als in manchen Partieen etwas schleppend, die Darstellung als reichlich breit, die Herbeiführung der Lösung als etwas gewaltsam beurteilen: die Schilderung der Stadt und ihrer Schätze, die Charakteristik der Persönlichkeiten, namentlich der im Mittelpunkt stehenden, ist sehr hübsch, oft sehr fein und anmutend. Schauplatz und Menschen interessieren also; und das ist die Hauptsache. Jedenfalls ist — fast möchte man sagen: trotz der wenig glücklichen Wahl des Problems — ein Buch erwachsen, das wirklichen Inhalt hat.

Poiteau's *La meilleure part* ist sehr moralisch gestimmt. Ein junger Arzt von vorzüglichen Eigenschaften ist vor die Wahl zwischen zwei Mädchen gestellt, von denen das eine reich aber innerlich ganz hohl ist, das andere arm, aber tüchtig, arbeitsfroh und menschenfreundlich. Man wundert sich eigentlich, daß er so lange Zeit braucht, um sich zu entscheiden, zumal sein Vater wie seine Schwester ihn mit deutlichen Ratschlägen unterstützen. Endlich fügen es die Umstände, daß er hinreichend aufgeklärt wird, um endgültig die Rechte zu wählen. Pars bona mulier bona. Man sieht: eine Geschichte mit guter Absicht und durchaus reinem Inhalt, auch gar nicht schlecht erzählt. Aber die Moral tritt viel zu absichtlich heraus, als daß sie nicht die Kunst schädigen sollte. Mehr moralische Erzählung als Roman.

In *Le Frein* gibt P. Flat insofern dem Ehebruchsproblem eine eigenartige Wendung, als er die theoretische Erörterung dominieren, die Handlung zurücktreten läßt. Es kommt ihm anscheinend darauf an, den Standpunkt der strengen Moral, des Christentums, gegenüber der Frage zur Geltung zu bringen. Daher bilden den Hauptinhalt Gespräche des äußerst vortrefflichen Abbé Maynard mit sämtlichen Beteiligten in verschiedenen Stadien der Entwicklung. Dabei finden sich gute psychologische Beobachtungen; aber einerseits gehen die Gespräche gar nicht auf den Grund der Sache, anderseits ist über den langen Dialogen die Handlung dermaßen zu kurz gekommen, daß man von einem Roman füglich überhaupt nicht mehr sprechen kann.

Eine ganze Reihe von Situationen aus den Beziehungen zwischen Mann und Weib hat L. Paul-Margueritte skizziert. Er bringt sie alle unter den im Titel *La déception amoureuse* angedeuteten gemeinsamen Gesichtspunkt, obwohl nicht gerade jede einzelne sich ihm leicht unterstellt. Natürlich werden alle

möglichen Formen des Verhältnisses der Geschlechter herangezogen, die legitimen wie die illegitimen; aber eigentlich schlüpfrig ist keine der kleinen Geschichten. Die meisten sind gewandt-einige sogar recht gewandt pointiert, manche zeigen auch psychologischen Scharfblick; andere bleiben an der Oberfläche; viel mehr als „Skizze" im engeren Sinn des Wortes ist kaum eine.

Gießen. M. SCHIAN.

G. Gagnier. *Survivance du Culte Solaire dans les coiffures féminines en Brétagne, Auvergne, Savoie, Bourbonnais, etc.* Paris, Champion, Libraire. [1910] 1 fr. 50.

Der Folklorist findet in dem kleinen Essai auf vier Tafeln einige mehr oder weniger gut ausgeführte Abbildungen weiblicher Kopfbedeckungen, für die er dankbar sein wird, namentlich da sie zum Teil aus schwer zugänglichen Quellen stammen. Im übrigen ist der Wert der Schrift sehr zweifelhafter Natur. Verfasser will alle diese Kopfbedeckungen als symbolisch — als Sonnensymbole — betrachten. Nun ist es sicher, daß Kulte gelegentlich auf die Kleidung eingewirkt haben können, mithin auch mittelalterliche und moderne Tracht manches enthalten kann, was derartigen Ursprung hat. Wir kommen in unserem Fall damit aber ins Gebiet des wissenschaftlich unbeweisbaren. Jedenfalls müßten wir die größten Umwege annehmen; denn wir wissen heute, daß die Volkstrachten durchaus nichts primitives und uraltes sind, sondern auf überlebte Trachten der höheren Stände zurückgehen. Und welche Einflüsse können nicht hier gerade bei Teilen der Frauentracht mitgespielt haben! G. hat derartiges nicht erwogen und macht sich auch sonst seine Beweisführung sehr leicht. So gleich auf der ersten Seite, wo er eine Kopftracht aus der Normandie mit der Tiara eines Isisbildes vergleicht, von der er sagt: cette tiare est ... indubitablement phallique et par conséquent solaire. Ich kann weder die Ähnlichkeit der Kopfbedeckungen schlagend finden, noch sehe ich die Tiara der Isis als zweifellos phallisch an — und hinter die Gleichsetzung *phallique = solaire* wird man erst recht ein großes Fragezeichen setzen müssen.

Lassen wir uns also lieber an den Abbildungen als reinem Anschauungsmaterial genügen und bleiben wir dem Phantom der symbolischen Deutung fern.

Gießen. KARL HELM.

Schneegans, H. *Les Avantages d'un Séjour à l'Étranger* pour l'étude des langues modernes. Conférence faite aux Cours de Vacances de l'Université de Grenoble, le 28 août 1911. Grenoble, Comité du Patronage des Étudiants Étrangers.

Dieser in französischer Sprache vor einem internationalen — zum größten Teil deutschen — Studentenpublikum gehaltene Vortrag will die Fragen beantworten, ob es für die Studenten der romanischen, speziell der französischen Philologie notwendig ist, ins Ausland zu gehen, und welche Vorteile sie aus ihrem Aufenthalt in Frankreich ziehen können. Die Aussprache wird durch die vielseitigen Hör- und Sprechmöglichkeiten günstig beeinflußt. Eigene Anschauung von Land und Leuten ist neben dem Studium von Grammatik und Literatur eine nützliche Vorbereitung für die Berufstätigkeit des zukünftigen Lehrers, ebenso eine gute Hilfe für alle, die sich sonst mit Französisch befassen. Ein Überblick über die in Frankreich gehaltenen Ferienkurse, die die Kenntnis Frankreichs vermitteln wollen, zeigt, was man auf diesem Gebiete besser als in Deutschland „profitieren" kann. Vorlesungen über neuere Literatur und Übersetzungsübungen sind für alle Besucher angenehm und nützlich. Der Volkscharakter enthüllt sich bei der Beobachtung einer Menge scheinbar unwesentlicher Einzelheiten, Vorurteile werden berichtigt — kurz man kann im Ausland vielerlei lernen.

Im ganzen wird das Niveau der Zuhörer ziemlich niedrig eingeschätzt: wer an Ferienkursen teilnimmt, muß die meisten vorgebrachten Lehren und Beispiele schon kennen. Es kam dem Vortragenden offenbar nur darauf an, auf die verschiedenen, für Fremde berechneten Belehrungsmöglichkeiten in Frankreich hinzuweisen, den Veranstaltern der Ferienkurse in Grenoble den Dank eines Deutschen Universitätsprofessors auszusprechen, und an ungewöhnlicher Stelle seiner Überzeugung von der Notwendigkeit der praktischen Vorbildung der Neuphilologen Ausdruck zu geben. Nur der Anfang des Vortrags ist für die Studierenden der romanischen, speziell der französischen Philologie mehr als für andere Hörer bestimmt. Hier ergreift S. das Wort im Streit um die Vorbildung der Neuphilologen, und diesen Punkt möchte ich hervorheben, weil die Anregung, die er gibt, wichtig ist, wenn man auch seinen Schlußfolgerungen vielleicht nicht immer beistimmen wird. Romanische Philologie wird definiert als: „la science qui cherche à connaître l'esprit des peuples romans, de la France avant tout, dans leur langue et dans leur littérature." Das Ideal wäre nicht nur ein gleich eindringendes Studium von Literatur und Sprache, sondern das Verständnis des besonderen Geistes, der besonderen Kultur des Volkes mit dem man sich beschäftigt; französische Geschichte, französische Kunst, Eigentümlichkeiten des französischen Landes zu kennen wäre auch an sich, nicht nur zum vollen Verständnis der Literatur wünschenswert.

Als Streben nach Erkenntnis aller Äußerungen des geistigen Lebens eines Volkes fassen die klassischen Philologen ihr Studium auf. Sollen wir Neuphilologen, so fragt man sich, diesem als ideal erkannten Ziel nicht nachgeben? Warum nicht? Weil es nicht zu erreichen ist? Weil sprachliche und literarhistorische Schulung allein die geeignete Vorbereitung für den Beruf des Lehrers des Französischen ist? Weil die anderen Gebiete als Hilfswissenschaften der Philologie definiert werden müssen?

Für die Altphilologen, sagt S., sei das ideale Ziel erreichbar, weil es sich um eine vergangene und daher abgeschlossene Welt handle: für uns Neuphilologen nicht, weil die selbständigen Wissenschaften, die hier in Frage kämen, so ausgebildet und kompliziert, die Gegenstände so der Veränderung unterworfen seien, daß sie sich in den Rahmen der Philologie nicht fügen. Das letzte wird man zugeben. Aber was tut der Rahmen zur Sache? Empfiehlt S. doch dann dem zukünftigen Lehrer des Französischen das Studium der angegebenen „Hilfswissenschaften", die Beschäftigung mit allen Äußerungen der geschichtlich gewordenen Kultur Frankreichs auf das nachdrück-

lichste. Die Möglichkeit diese für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben, werde ihm auf deutschen Universitäten sehr selten gewährt; auf dieser Möglichkeit beruhe der Hauptvorteil des Auslandsaufenthalts für den Neuphilologen.

Gießen. ARTHUR FFANZ.

Le Roy, Georges. *Grammaire de la Diction Française.* Paris 1912. Librairie classique Paul Delaplane.

Wenn man ein von einem erfahrenen Schauspieler und Redelehrer geschriebenes Lehrbuch der „*Diction française*" zur Hand nimmt, so sucht man darin ganz bestimmte Dinge; nämlich eine Belehrung darüber, worin sich im Französischen die Vortragsrede von der Alltagsrede unterscheidet, und praktische Anweisungen darüber, was man zu tun hat, um sich dem Ideal eines kunstmäßigen Vortrags französischer Rede zu nähern. Verfasser unseres Büchleins ist Mitglied der Comédie française, deren Sprechtraditionen, weil sie für Frankreich vorbildlich sind, besonderes Interesse bieten, und er verspricht in der Vorrede, nicht über den Gegenstand nur im allgemeinen zu plaudern, wie es gewöhnlich geschieht, sondern: *à exposer sans phrases, avec ordre et progression, ce qui de l'art de dire peut s'apprendre dans un livre.* Man erwartet ein auch für die Leser dieser Zeitschrift nützliches Buch.

Die Erwartung wird nicht erfüllt. Die zum Teil wertvollen Angaben, die beim Studium der französischen Vortragskunst nützlich sein können, könnte man auf 30 Seiten zusammendrucken. Dahin gehören einige Vorschriften über die Klangfarbe der Vokale (108, 116, 128, 135, 138 R., 144, 154, 155, 171), über die Phrasierungsmittel (Einschnitte im Vers — die „*Ponctuation*", kommt im Alexandriner nach jeder Silbe, mit Ausnahme der 7. vor, — Hervorhebung einzelner Begriffe, Stimmbewegung — z. B. auch 90 — wirkungsvolle Pausen) und anderes. Aus diesen Belehrungen lernt man gern, wenn man auch über die Richtigkeit der beobachteten Tatsachen öfters im Zweifel sein kann. (Bleibt z. B. das *e* in *les*, *des*, *ces*, *mes* etc. immer offen?) Aber die Beobachtungen und die praktischen Vorschriften verschwinden in der Fülle des Unnötigen. Die Kürze ist nur scheinbar, die „*ordre*" und „*progression*" ist weiter nichts als Pedanterie.

Unnötig scheinen mir zuerst die vielen pompös klingenden moralischen und künstlerischen Forderungen, mit denen auch ein französischer Schüler nicht viel wird anfangen können. Morallehre ist eben etwas anderes als Vortragslehre: auch wenn man, wie der Verf., die Forderung aufstellt, daß nur die Wiedergabe der vom Vortragenden ehrlich nacherlebten Dichtung als Kunst zu bezeichnen ist. Es wird nichts gewonnen, wenn der Teil, der von der Phrasierung handelt, dem Begriff der „*sincérité*" untergeordnet wird. Der Gegenstand wird dadurch nicht erhabener, nur die Darstellung wird unklar. Es ist auch wirklich schwierig, die Gedächtnisübungen oder die Alliterationen oder die stummen *e* unter „Ehrlichkeit" unterzubringen; denn was haben sie damit zu tun?

Zum Widerspruch aber fordert das Buch vor allem deshalb heraus, weil der Schein der Wissenschaftlichkeit erweckt wird, und weil die Lehren in die Form grammatischer Regeln gezwängt sind, mit Ausnahmen und Anmerkungen. Ebensohäufig wie diese anspruchsvollen Regeln für den Zweck des Buches unnötig sind, ebensohäufig sind sie falsch. Ein Beispiel für viele: Punkt 21—23 ist überschrieben: *Inspiration nasale et buccale.* Darin steht — eingeteilt in drei Regeln und drei Anmerkungen — folgendes: Im Prinzip soll man durch die Nase einatmen. Die Nasen-Schleimhäute haben Desinfektionskraft. Die Mundatmung ist nicht ungefährlich. Organische Wucherungen

muß man durch den Arzt beseitigen lassen, sonst werden Stimme, Gedächtnis, Zahngesundheit und Körperwachstum ungünstig beeinflußt. Trotzdem verlangt die „*Diction*" manchmal die Mundatmung, in Fällen, wo es nicht möglich ist, den Mund rechtzeitig zu schließen. Besonders beim Verlassen des Saales nach anstrengendem Vortrag muß man sich der Regel fügen und durch die Nase einatmen. — Das meiste ist für den Zweck des Buches unnötig, und was man wissen will, ist falsch. Solange man spricht, wird nur durch den Mund eingeatmet.[1])

So geht es meist. Am schlimmsten ist der Abschnitt, der die „Phonetik" der Vortragssprache behandelt. Auf die Regeln im einzelnen einzugehen, lohnt sich nicht. Der ganze gelehrte Apparat von Kunstausdrücken, die der Phonetik entnommen sind, macht nur die vereinzelten für den Diseur verwendbaren Angaben, z. B. über die *Liaison*, unübersichtlich und wäre besser weggeblieben.

„*La diction étudie la langue parlée d'après la langue écrite.*" Dieser Grundgedanke ist richtig. Die künstlerische Überlieferung und das Streben nach Deutlichkeit bringen es mit sich, daß die Abweichungen der Vortragssprache von der Umgangssprache zum großen Teil auf das Schriftbild zurückgehen. Man geht von den langsam gesprochenen, deutlich artikulierten Einzelworten aus. Die Abweichungen von diesem Idealtypus, die in der zusammenhängenden Rede vorkommen, sind „*erreurs*", auch „*erreurs graves*". Sie sind in der Alltagssprache häufiger als im gehobenen Vortrag. Nun wären wir sehr dankbar, wenn recht ausführlich davon gehandelt würde, welche „groben Fehler" zu vermeiden seien. Das geschieht aber nur ganz selten (z. B. 108). Aber ein ganzes phonetisches System, auf die französische Orthographie aufgebaut — da muß ja etwas Unmögliches herauskommen. Oder etwas Banales. Was nützt es mir, wenn ich erfahre, daß *e* mit accent aigu ein geschlossenes *e* bedeutet, daß die Cédille dem vor *a*, *o*, *u* stehenden *c* den Lautwert *s* gibt? Ist das Buch für Leute bestimmt, die noch nicht französische Schrift lesen können?

Im zweiten Teil, der „*sincérité et harmonie*" überschrieben ist, befindet sich der Verfasser schon mehr auf seinem Gebiet. Wenn wir von der leidigen Unterordnung unter moralische Begriffe absehen, ist das, was über die Phrasierungsmittel gesagt wird, wohl beherzigenswert. Aus dem im Anfang versprochenen dritten Teil, der das Äußere, Haltung, Gesten behandeln sollte, ist nur ein Anhang geworden. Darin sind die Zitate aus Legouvés geistreicher Plauderei: *L'art de la lecture* und Fénélons klassischen: *Dialogues sur l'éloquence* wertvoll. Auch sonst steht das, was trifft, häufig in den Anmerkungen.

Ausführliche und zuverlässige Belehrung gibt das Buch nur über die verschiedenen Kunstausdrücke, deren Worterklärung die Sacherklärung oft ersetzt. Wer das Werkchen gelesen hat, kann jedenfalls über französischen Vortrag mitreden.

Ich bin überzeugt, daß der mündliche Unterricht des Herrn Le Roy in Pariser Gymnasien wesentlich anders aussieht; da kann er an Beispielen vorsprechen, was er erläutern will: *les meilleurs leçons restent les leçons orales.*[2]) Im Interesse der jungen Pariser ist das zu wünschen.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

[1]) H. Gutzmann, *Verhandlungen des Kongresses f. innere Med.* 1902. 508 ff.

[2]) Er verweist auf sein Beispielbuch: *La Diction française par les Textes*: „*dont les différentes parties serviront à l'application des règles réunies dans le présent volume.*" Paris, Delaplane.

Ségur. *Un drame historique: 1812.* Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Max Pflänzel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1911.

Eine ältere Ausgabe von Ségurs Werk: *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812* brachte Auszüge aus allen zwölf Büchern in vier Bändchen. Diese Ausgabe hat sich für den Schulgebrauch nicht als praktisch erwiesen; man las höchstens das erste, darum auch allein in zweiter Auflage erschienene Bändchen. Diese neue Ausgabe enthält nur Teile aus dem 4., 8. und 11. Buch und ermöglicht so einen Überblick über den gesamten Feldzug. Durch diese energische und zweckbewußte Auswahl ist außerordentlich viel gewonnen. Der Schüler kann nunmehr den Zug nach Moskau, den Brand der Stadt, den Rückzug mit der furchtbaren Katastrophe an der Beresina, er kann den ganzen, so überaus anschaulich gehaltenen, dramatisch komponierten Aufbau des Werkes vollständig erleben und so einen nachhaltigen Eindruck von der Lektüre dieses mit künstlerischer Kraft verfaßten Buches gewinnen. Der Lehrer, der mit seinen Schülern die Ausgabe liest, sollte bestrebt sein, bis an das Ende zu kommen und zugleich die Gemüter der Knaben empfänglich zu machen für die Größe und Wildheit der welthistorischen Tragödie. Die Darstellung Ségurs gibt Gelegenheit genug zu verständigen und eindrucksvollen Bemerkungen über Krieg und Kultur, Persönlichkeitsmacht und Menschenschicksal. Auch über Sprache, Stil und Erzählungskunst läßt sich an der Hand des Ségurschen Textes mancherlei sagen.

Der verständnisvolle Herausgeber hat die Ausgabe mit zwei kurzen, sachlich und formell vortrefflichen Einleitungen, einer biographischen und einer geschichtlichen Einleitung, sowie mit sehr zweckdienlichen, nirgends überflüssigen Anmerkungen versehen. Das Büchlein darf mit Fug und Recht als bemerkenswertes Muster einer Schulausgabe, wie sie sein soll, gerühmt werden.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Miszellen.

Zu altfranz. *disner.*

Das *i* von afranz. *disner* konnte Meyer-Lübke im etym. WB. 2670 als ‚nicht erklärt' bezeichnen und die von ihm dort gegebene Erklärung scheint er selbst, nach seiner Ausdrucksweise zu schließen, nicht für besonders sicher zu halten. Vielleicht ist folgende Erklärung richtig.

Da *desjeuner* bei Wace, umgekehrt *digne* bei Guill. de Berneville vorkommt, wie Godef. belegt, und der Mangel noch älterer Belege Zufall sein kann, da ferner das prov. nur *disnar* hat, so darf man die Verallgemeinerung der endungsbetonten (und der stammbetonten) Stammform und die Ausbildung zweier selbständiger Paradigmen *desjeune-desjeuner* und **desne-*desner* schon für sehr frühe Zeit annehmen.

Nun nahm man in Frankreich wie anderswo höchstwahrscheinlich ursprünglich nur zwei eigentliche Mahlzeiten am Tage ein, *disner*, auch *mangier* genannt, und *souper* (Schultz, Höfisches Leben[2]. I, 360; ders., Das häusliche Leben der europäischen Welturvölker, 297 f.; Zeller, Die täglichen Lebensgewohnheiten im afranz. Karlsepos, 32; Müller, O., Die täglichen Lebensgewohnheiten in den altfranz. Artusromanen, 10). Die erste Mahlzeit nahm man gewöhnlich nach dem Anhören der Frühmesse, jedenfalls im Laufe des Vormittags, die zweite am späteren Nachmittag, frühestens wohl um 3 Uhr, gewöhnlicher aber erst am Abend ein, da man darnach zur Ruhe ging (Zeller 32 f.; Müller 11). Die zweite Mahlzeit bildete also den Abschluß des Tagewerkes, während sich die erste innerhalb desselben befand da die ihr vorangehende Frühmesse doch zum Tagewerk gerechnet werden muß. So konnte die erste als Tagesmahlzeit aufgefaßt werden, im Gegensatze zur zweiten der Abendmahlzeit. Wenn dies der Fall war, so konnte man bei **desner*, womit man das Einnehmen des ersten Mahls bezeichnete, an *di* ‚Tag' denken und es darnach zu *disner* umgestalten.[1]) In *desjeuner* mußte dies, auch wenn es noch ungefähr dieselbe Bedeutung wie **desner* hatte, nicht eintreten, weil hier *des-* als Präfix erkannt wurde; in **desner* konnte es nicht mehr als Präfix gefühlt werden, weil man *-n-* nicht wohl als Stamm betrachten konnte.

Die angenommene Angleichung konnte natürlich nur eintreten, wo *di* noch geläufig war. Nun scheint es im 12. Jahrh. auf franz. Boden nur mehr im Westen bekannt gewesen zu sein,[2]) da die von

[1]) Von *dies* wollte schon Bovillus das ganze Verb ableiten, worauf mich der Herausgeber dieser Zs. freundlich aufmerksam macht. Auch dachte, wie P. Paris, R. 8, 95 mitteilt, ein ihm bekannter 'savant qui n'est pas romaniste', an *di cœnare*.

[2]) Darauf machte schon einmal Prof. Meyer-Lübke mündlich aufmerksam.

Godef. aus dem 12., 13. Jahrh. gegebenen Belege fast ausnahmslos dem Westen (einschließlich des pic. Gebietes) angehören, aber im 10., 11. Jahrh., in dem die Kreuzung mit **desner* stattgefunden haben kann, ja wird, wenn sie nicht schon früher eintrat, in dieser Zeit war *di* auch noch im Osten bekannt, wie das Auftreten in den Eiden, in der Eulalia und im Leodegar zeigt.

JOSEF BRÜCH.

Rom. **afannare* ‚sich abmühen'.

In rom. **afannare* steckt gewiß an. *anna* ‚arbeiten', das zu *onn* ‚Arbeit', ‚Jahreszeit für Feldarbeit' gehört. welches wieder zu got. *asans*, ahd. *aran* ‚Ernte', nhd. *Ernte* zu stellen ist. Ein **afanna* wird zwar von Cleasby-Vigfusson nicht angeführt und ebensowenig von Fritzner, darf aber angenommen werden, da *af-* ein lebendiges Präfix ist und sich seine Verbindung mit *anna* auch begrifflich leicht erklärt (vgl. nhd. *sich abarbeiten*, *abmühen*). *f* in **afanna* war, wie Konss. im Auslaute des ersten Zusammensetzungsgliedes regelmäßig (Noreen, *Altnord. Gram.* I, § 36, 1) stimmlos und **afanna* mußte das von Meyer-Lübke postulierte **afannare* ergeben. — Die auch im Rom. noch klar zu erkennende ursprünglich engere Bedeutung ‚auf dem Felde arbeiten' (s. Diez, 7) tritt auch im an. noch deutlich neben der allgemeinen hervor (vgl. auch die Bed. des Subst. bis ins nhd.). Nord. Herkunft wird durch *nn* gesichert, da das zugrunde liegende germ. *zn* im got. als *zn*, im westgerm. als *rn* und nur im an. als *nn* erscheint. Infolgedessen muß Nordfrankreich der Ausgangspunkt sein und die dahin gehende Vermutung (Meyer-Lübke, *WB.*) bestätigt sich.

blatum ‚Getreide'.

Das gegen Diezens *ablatum* von Meyer-Lübke *Wb.* 1160 erhobene Bedenken des Bedeutungsabstandes wird m. E. durch den Hinweis auf nhd. *Getreide* > ahd. *gitregidi* (zu *tragan*) entkräftet. Der Ansatz *ablatum*, Pl. *ablata* erklärt 1. die Doppelheit des Ausgangs, wie schon Diez hervorhob, 2. die Doppelheit der Bed. ‚Getreide' und ‚Schutt'; zu letzterer vgl. fz. *combres* ‚Schutt' > gall. **comboros*, eig. ‚das Zusammengetragene' (Meyer-Lübke, *Zs. f. rom. Phil.* 19, 276). Das -*v*- des friaul. *blave* hat schon Meyer-Lübke erklärt; afz. *emblaer* ‚besäen' aber wurde wohl nach *essaver* ‚entwässern' zu *emblaver* umgestaltet. Beide Verba bezeichnen Tätigkeiten bei der Bestellung, von denen die eine bei nassen Äckern der anderen vorausgehen muß; sie werden daher öfters von Bauern in einem Satze gebraucht worden sein und so war die Angleichung möglich. Das von God. weiterhin belegte *embloier* ‚besäen' beruht wohl auf Anlehnung an *soier* ‚couper le blé', das Gegenteil von *emblaer*, *desblaer* ‚récolter le blé', ‚moissonner' konnte hierbei die Vermittlung hinsichtlich der Bedd. gewähren. Die von God. vereinzelt belegten *emblaver*, *embloier* ‚hindern' entstammen wohl einfach der Angleichung an die Nebenformen des anderen *emblaer*; *déblayer* endlich hat sein *i* von *balayer*. — Aus Frankreich, wo unser Wort eine so reiche Formenentfaltung erlebte, wanderte es nach Italien. Meyer-Lübke findet die Wanderung eines Wortes für Getreide aus Frankreich nach Norditalien ‚sachlich auffällig'; allein man darf auf *guaime* und das oben besprochene **afannare* hinweisen.

JOSEF BRÜCH.

Zur Stellung des französischen attributiven Adjektivs.

Wiederholt ist darauf hingewiesen, daß sich moderne französische Schriftsteller nicht immer an die übliche Wortstellung der Prosa binden. Gute, sorgfältige Stilisten weichen bewußt davon ab, um durch die Stellung von Adjektiven, die Farbe, Nationalität, Herkunft oder Religion bezeichnen, vor dem dazu gehörigen Substantiv eine besondere Wirkung, eine bessere Schattierung des Gedankens zu erzielen. Darin liegt scheinbar eine große Willkürlichkeit, aber eine Betrachtung folgender, bei gelegentlicher Lektüre gefundener Beispiele wird zeigen, daß die Inversion dieser Adjektive auf tieferen Gründen beruht, daß die Adjektive vorangestellt werden, weil der Schriftsteller empfindet, daß sie in seinen Sätzen nicht mehr die ihnen zukommende individuelle, sondern eine allgemeinere Bedeutung haben.

Wenn Morian (*L'épreuve du feu*: *Revue des deux mondes* 15. 7. 11) schreibt: „*Dans les bras de sa j a p o n a i s e petite maman*", so wählte er die Inversion, um zu bezeichnen, daß er nicht von einer wirklichen Japanerin spricht, sondern nur von einer nach japanischer Art gekleideten Frau. Ganz so erklärt sich die Voranstellung der Adjektive in den folgenden Sätzen von Lavedan: „*Fuyant donc ce Luna-Park aux a m é r i c a i n e s délices, j'ai été fini ma soirée à la foire de Neuilly*" (*Illustration* 3. 7. 09). „*Au fond* [*de la roseraie de Bagatelle à Paris*] *se déroule, avec une i t a l i e n n e grâce, l'hémicycle de la pergola*" (das. 10. 7. 09). „*L'Arc de triomphe qui prend de loin une r o m a i n e allure de grand Hubert-Robert*" (das. 22. 5. 09). Gleichmäßig handelt es sich hier um etwas in amerikanischer, italienischer oder römischer Art Gehaltenes; die Vergnügungen des Pariser Lunaparks sind nicht echt amerikanisch, Hubert-Robert war ein Franzose, der antike Denkmäler in eigentümlicher Manier malte, und die Pergola in Bagatelle ist gleichsam von italienischer Anmut. Ganz ähnlich sagt Marcel Prévost von einem Platz in Paris, der einen provinzialen Eindruck macht: *La p r o v i n c i a l e place Possoz est bouleversée* (*La nouvelle couvée*; *Revue des deux mondes* 1. 5. 12 p. 105). Auch das Wort *parisien* hat in den folgenden Beispielen den abgeschwächten Sinn Pariser Art durch die Inversion bekommen: "*L'exquise Vieille Allemagne nous révéla en ce frivole et p a r i s i e n dessinateur un lettré délicat*" (*Le Figaro* 28. 10. 09). „*A défaut de l'élégante et p a r i s i e n n e journée des Drags, Tours a sa journée de verdict*" (Georges Claretie im *Figaro* 30. 6. 12). Die *Journée des Drags*, die in Neuilly, nicht in Paris gefeiert wird, verläuft also elegant und nach Pariser Art. Eigentümlicher ist Leroy-Beaulieus Wendung: „*Leur a s i a t i q u e idiome touranien*" (*Revue des deux mondes* Bd. 150, S. 857). *Asiatique* ist hier ganz überflüssig, da *touranien* diesen Begriff mit einschließt; aber der rhetorischen Figur des Chiasmus zuliebe wurde asiatique hinzugefügt, und ihm als dem am wenigsten bezeichnenden Wort mußte die abschwächende Stellung vor dem Substantiv gegeben werden. Um eine Schwächung anderer und unter sich wiederum verschiedener Art handelt es sich bei der Inversion von *chrétien* in den folgenden Sätzen. „*Ces légendes immémoriales des trépassés sont restées peu chrétiennes dans la c h r é t i e n n e Bretagne*" (Anatole France, *Pierre Nozière* S. 299). „*C'est un sentiment profondément religieux leur zèle qui rassemble les soldats de l'Armée du Salut . . . on profite de cette occasion pour adresser à ces hôtes de passage quelques c h r é t i e n n e s paroles.* (Comte de Haussonville, *Revue des deux mondes*. 1. 2. 10.) Anatole France hat dem Ausdruck durch die Veranstellung eine ironische Färbung gegeben, während Haussonville es als selbstverständlich hinstellt, daß man christliche oder doch in christlichem Sinne gehaltene Worte an die Gäste der Heilsarmee richtete. Es ergibt sich also, daß auch diese Art Adjektive der allgemeinen Regel folgen: weil sie meistens verstandesmäßig

distinguieren, wie Gröber sagt, folgen sie dem Substantiv so gut wie immer; weil sie gelegentlich rhetorisch oder affektisch gebraucht werden, stehen sie mitunter vor dem Substantiv.

Hannover. R. PHILIPPSTHAL.

Zur Frage der philosophischen Lektüre in den neueren Sprachen.

Thesen des Oberrealschuldirektors Dr. W. Ricken zu Hagen i. W. für die westfälische Direktorenkonferenz 1911.

1. In dem Kleinen und Kleinsten das Große zu sehen, vielgestaltige Einzeläußerungen auf das zugrunde liegende Prinzip zurückzuführen, ist die wahre Kunst des Philosophierens und die würdigste, nicht genug zu empfehlende Aufgabe des wissenschaftlichen Pädagogen, für die dieser viel wirksamer ausgebildet werden sollte.

2. Auf den Stoff kommt es dabei weit weniger an als auf den Menschen, der vor den Schülern steht. Fehlt ihm das nötige Organ oder die notwendigste Ausrüstung, so richtet der sonst vielleicht brauchbare Lehrer mit der besten philosophischen Lektüre nichts aus. Der philosophisch interessierte Lehrer dagegen findet Philosophie in jedem Korn, das er ‚packt" und zieht philosophische Anregung für seine Schüler aus jedem Unterrichtsstoff und jedem Zweige seines Unterrichtsfaches (der neusprachliche Lehrer z. B. auch aus Grammatik, Wortschatz usw.).

3. Mehrere der Fächer, für die als Unterrichtssprache die Muttersprache vorgeschrieben ist, eignen sich mehr zu rechtem Philosophieren als die neueren Fremdsprachen, wenn auch einige den letzteren günstige Seiten der Frage nicht verkannt werden sollen. Vermag man als Vertreter der Religionslehre, des Deutschen, der Geschichte, der Mathematik, der Physik, Chemie, Biologie, Erdkunde Lehrer mit dem in Leitsatz I gekennzeichneten Philosophiervermögen vor die Klasse zu stellen, so braucht man um eine gute philosophische Vorbildung unserer Schüler nirgendwo besorgt zu sein.

4. Wenn man die Oberrealschule und das Realgymnasium beklagt hat, weil sie der Plato-Lektüre entbehren, und gerade darum forderte, daß sie (in Zukunft!) durch neufremdsprachliche philosophische Lektüre unbedingt ein Gegengewicht schaffen müßten, so ist dagegen zunächst zu sagen, daß die Organisation dieser Schulen einer Beschäftigung mit Plato nicht hinderlich ist, und daß unzweifelhaft der Oberrealschüler von philosophisch klaren, didaktisch gewandten Lehrern im deutschen und geschichtlichen oder im Religionsunterricht (oder in allen dreien), nötigenfalls im Anschluß an eine gute Übersetzung, in die Gedankenwelt des griechischen Idealisten wirksam eingeführt werden könnte.

5. Trotzdem soll auch die neufremdsprachliche Lektüre zu der in Leitsatz 1 gekennzeichneten echt philosophischen Anregung möglichst zu benutzen weiter versucht werden. — —

Doch ist zu beachten:

a) Jedes klassische Dichtwerk, ob klein oder groß, ob in Poesie oder Prosa, hat echt philosophischen Gehalt. („Nennen wir Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherem Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt." — Goethe.) Wahre Dichtwerke sind in der rechten Hand immer Anknüpfungspunkte für tiefe und gedankenreiche Interpretation gewesen.

b) Was außer diesen Werken der größten Meister aus jeder Literatur dem Unterricht zugrunde gelegt werden soll, muß — wie übrigens auch jenes Größte — möglichst so beschaffen sein, daß es Lehrer wie Schüler zum Gebrauch der fremden Sprache reizt und befähigt.
c) Daher sei der Lektürestoff nicht bloß wertvoll, würdig und bildend, sondern auch ausgezeichnet durch einen möglichst hohen Grad innerer Anschaulichkeit und dramatischer Lebendigkeit, oder wenigstens — auf der Oberstufe — durch kräftige Weckung der inneren Anteilnahme des Schülers.
d) Von philosophisch verwertbarer Prosalektüre werden sich deshalb am meisten geistvolle Essays des 19. und 20. Jahrhunderts empfehlen, in denen die Gegenwart beschäftigende psychologische und ethische Fragen, Probleme des persönlichen und sozialen Lebens lebendig, warm und klar erörtert werden.
e) Unter dem Namen „Philosophie" segelt übrigens viel Blendwerk, das für die Schule durchaus unfruchtbar ist. Abstrakte und theoretische Philosophie zumal dürfte nur für den Fall zugelassen werden, daß sich ausnahmsweise ein ganz besonders geeigneter Lehrer hierfür fände.
f) Der Lehrer muß seinen Kräften und Interessen gemäß w ä h l e n dürfen. Es würde dem fremdsprachlichen Unterricht nur schweren Schaden bringen, wenn der Neusprachler sich irgendwie einen Zwang zum Vorschlag „philosophischer Lektüre" unterworfen fühlte. Es gibt doch genug würdige Stoffe die einer tiefen philosophischen Interpretation nicht unbedingt bedürfen.

Zu Brugger's Besprechung der Ausgabe des festländischen Bueve de Hantone, Fassung I.

In Heft 6 und 8 von Band 39 (S. 155—84) dieser Zeitschrift hat E. Brugger meine Ausgabe der Fassung I des festländischen Bueve de Hantone einer Besprechung unterzogen, die mir zu einigen Bemerkungen Anlaß gibt. Er behandelt zuerst die Einleitung und faßt sein Urteil folgendermaßen zusammen (S. 164): „Sie ist wahrhaftig kein Meisterstück und keine vorbildliche Leistung, sondern eine unordentlich und flüchtig hingeworfene Arbeit". Untersuchen wir, wie B. zu diesem harten, meine wissenschaftliche Persönlichkeit aufs äußerste bloßstellenden Urteil gekommen ist.

Zunächst hat er festgestellt (S. 156), daß als Nummer der Handschrift 25 519 statt 25 516 angegeben ist. Er nennt das einen „unangenehmen Fehler", während ein Blick auf meinen von ihm angeführten Aufsatz im Toblerbande, wo die Zahl richtig steht, ihm gezeigt hätte, daß ein Versehen vorliegt. Ich hatte dies mir sehr bedauerliche Versehen bereits längst bemerkt und für die Liste der „Verbesserungen" im letzten Bande vorgemerkt. — Die Beschreibung der Handschrift ist sodann Herrn B. zu unvollständig. Aber die wenigen von ihm vermißten Einzelheiten finden sich in früheren Beschreibungen der Handschrift, die von Herausgebern anderer Teile derselben herrühren und die von mir auch aufgeführt sind. Hinzufügen kann man noch den Catalogue général des manuscrits français von Omont.

In der Einleitung habe ich nachgewiesen, daß in der uns erhaltenen Fassung von I ein Teil (B, mehr als 3000 Verse) aus einer anderen Fassung (III) herübergenommen ist. Nach B.s Behauptung soll ich mich darüber ganz widerspruchsvoll ausgedrückt haben. Als Beweis führt er (S. 157) folgende Sätze an: „Nach p. XII hat der Abschnitt B

ursprünglich nicht zu unserer Fassung (I) gehört; aber auf derselben Seite heißt es, daß jenes Drittel unserer Fassung noch in TCV vorliege; nach p. V stimmt ein Abschnitt von III mit dem entsprechenden von I überein; und nach dem oben zitierten Satz der Vorrede ist Fassung I zwar hauptsächlich in P[1], aber doch zum Teil auch in 4 andern Hss. überliefert. Nach p. XI ist P[1] die einzige Handschrift, welche unsere Fassung vollständig überliefert; nach p. LII liegt der größte Teil unseres Gedichtes nur in einer Handschrift P[1] vor; p. LIII aber heißt es, daß wir von der Fassung I nur einen Teil besitzen, während fast ein Drittel derselben nicht auf uns gekommen ist.“ Obwohl diese Sätze aus dem Zusammenhang gerissen sind, so sprechen sie doch klar und deutlich das oben angegebene Verhältnis aus. Nämlich: vor der uns erhaltenen Fassung I hat es eine ältere gegeben, die ein späterer Redaktor dadurch verändert hat, daß er einen Teil derselben (sei es, daß er ein unvollständiges Manuskript vor sich hatte, oder weil ihm die andere Darstellung besser gefiel) durch ein fremdes Stück (B) ersetzte, welches er aus einer anderen, damals zirkulierenden Fassung (III) entnahm. Leo Jordan, welcher meine Ausgabe ebenfalls besprochen hat (Deutsche Lit. Ztg. 1912, 673—5) hat meine Worte ganz richtig verstanden. Er sagt (Sp. 674): „St. hält die von ihm mit I benannte Fassung für die älteste der kontinentalen, die ursprünglich auch vollständig gewesen wäre, worauf dann aus unbestimmbaren Gründen ein Teil der Fassung III einen verlorenen Teil von I ersetzt hätte. Auch ich halte dies für den wahrscheinlichen Hergang.“ Und gleich darauf: „... so daß sich hier das nicht einmal ganz seltene Verhältnis wiederholt, daß die ältere Fassung an irgend einer Stelle eine jüngere kopiert.“ B. dagegen hat, wie seine in die obigen Sätze in Klammern eingefügten Bemerkungen beweisen, das Ganze mißverstanden; daher hält er sich für berechtigt an seine oben angeführten Worte ..... auf uns gekommen ist“ die Behauptung zu schließen: „Das ist eine Konfusion, wie man sie schöner nicht ausmalen kann.“

B. hat weiter auszusetzen, daß ich trotz des oben dargelegten Verhältnisses die in der Handschrift P[1] überlieferte Fassung von I ganz herausgegeben habe. „Was hätte“, fragt er, „die Auslassung von B gemacht? Eine Inhaltsangabe hätte doch genügt, um die inhaltliche Lücke auszufüllen.“ Ich habe getan, was an meiner Stelle jeder verständige Mensch getan hätte, nämlich die Fassung I so herausgegeben, wie sie uns überliefert ist.

Hierauf wendet sich B. zu dem Abschnitt „Die Sprache und Metrik des Gedichtes.“ Er bemängelt zunächst die Überschrift und verlangt die Fassung: „Metrik und Sprache“ (!). In diesem Abschnitt erkläre ich gleich zu Anfang (S. XII): „In betreff dieser Frage kann ich mich kurz fassen, da einer meiner Schüler, Herr Leopold Behrens, mit einer Dissertation über diesen Gegenstand beschäftigt ist. Ich beschränke mich daher hier auf die Hauptpunkte.“ Als solche behandle ich folgendes. Zunächst untersuche ich, was sich aus der Silbenzählung für die Sprache des Dichters ergibt, gebe dann eine Reimtabelle und stelle endlich fest, welchen Aufschluß uns die Reime über die lautlichen und flexivischen Merkmale der Sprache des Dichters geben. Ich tat dies, da sich nach den Ergebnissen die Behandlung des Textes in meiner Ausgabe richten mußte.

Über diesen Abschnitt bemerkt B. nun (S. 159) folgendes: „Es ist klar, daß über die Metrik und Sprache der Teile A und B, die nach St.s eigener Aussage von zwei verschiedenen Dichtern stammen, getrennt gehandelt werden sollte.“ Dies ist aber eine *petitio principii*. B. vergißt, daß der verschiedene Ursprung der beiden Teile ja erst nachgewiesen werden mußte, daß ich also, so weit dies dazu nötig war, B. heranzuziehen gezwungen war. B.s Vorwurf ist also unberechtigt.

Abgesehen von dieser grundsätzlichen Ausstellung macht B. aber noch zahlreiche einzelne. So (S. 159): ,,S. XV werden Belege aufgezählt für die Einsilbigkeit des *ie* in den Verbalendungen *-iés* und *-iemes.* Ich hätte lieber Belege für die Zweisilbigkeit gewünscht.“ Diesen Wunsch begreife ich nicht. B. teilt nicht mit ,,daß es sich um Imperfektendungen handelt; bei diesen ist doch Zweisilbigkeit Regel, Einsilbigkeit Ausnahme. Weiter (S. 160): ,,Wenn St. sich kurz fassen wollte, so hätte er die Erwähnung von ganz gewöhnlichen Formen wie *donra* etc. bleiben lassen können. Viel eher wäre die Erwähnung von *gardront* hier am Platze gewesen.“ Auch diese Bemerkung ist mir völlig unverständlich, da es sich doch in b e i d e n Fällen um den Ausfall des organischen *e* handelt. B. zählt dann noch einige Erscheinungen auf, die ich hätte erwähnen können. Diese werden sämtlich nebst vielen weiteren in der genannten Dissertation zur Sprache kommen.

Die aus dem Reime sich ergebenden lautlichen und flexivischen Eigentümlichkeiten (s. o.) führe ich in 19 Absätzen auf. Beim Druck habe ich 16 und 17 in e i n e n zusammengezogen und dabei leider vergessen, wie dadurch nötig wurde, 18, 19 in 17, 18 zu ändern. B. tritt dies Versehen natürlich mit Behagen breit (S. 160). — Von diesen Absätzen oder ,,Paragraphen“ sagt er sodann (S. 160): ,,Sie sind von sehr ungleicher Länge, was aber nur von Unordnung und Systemlosigkeit herkommt.“ B. scheint demnach zu verlangen, daß ordentliche und systematische Paragraphen stets von gleicher Länge sein müssen. Er fügt hinzu: ,,überhaupt ist hier alles wie Kraut und Rüben durcheinander.“ Er scheint damit zu meinen, daß die flexivischen Erscheinungen nicht ausschließlich h i n t e r den lautlichen behandelt worden sind, sondern gelegentlich aus praktischen Gründen zusammen mit den lautlichen, z. B. die Endung *-ois* in der 2. Pers. Plur. des Futurs unter *oi* aus . u. a. So sage ich unter Nr. 4, daß die Endung *-arem* in lautgesetzlicher Entsprechung als *-er* erscheine (z. B. *bacheler*). B. behauptet nun (S. 161), diese Bemerkung betreffe nicht die Lautlehre, sondern die Wortbildung (!).

In dem Absatz 16 habe ich eine Reihe von höchst auffallenden Reimen zusammengestellt, die alle in festländischen Texten selten oder kaum vorkommen, dagegen sich sämtlich in agn. Dichtungen finden. Wenn man nun bedenkt, daß unsere Sage in England entstanden und dort auch zuerst dichterisch behandelt ist, daß also die festländischen Bearbeiter ihren Stoff schriftlich oder mündlich aus England bezogen haben müssen (ein anderer meiner Zuhörer, Herr Pätz, wird demnächst in einer Dissertation darüber handeln), so liegt die von mir ausgesprochene Vermutung, daß der Verf. von I eine agn. Vorlage gehabt und diese auch z. Teil formell benutzt hat, sehr nahe. Ich erwähne dabei, daß G. Paris in dem Festband ,,*Furnivall's Miscellany*“ 1901 für das von Andresen in der *Zs. f. rom. Phil.* (13, 85—98) veröffentlichte Bruchstück des ,,Amadas et Idoine“ auf Grund der gleichen Kriterien ebenfalls eine agn. Vorlage nachgewiesen hat. B. bestreitet die Berechtigung meiner Vermutung und führt (S. 160 bis 61) als Gegenbeweis an: ,,In dem uns erhaltenen agn. Bueve, mit dem doch auch die nordische, die kymrische und die englische Bearbeitung meistens wörtlich übereinstimmen, sind die Verse, welche nach St. aus der agn. Vorlage beibehalten wurden, nicht vorhanden.“ Letzteres erklärt sich dadurch, daß unsere Fassung älter ist als jene. Die über die fremden Bearbeitungen aufgestellte Behauptung B.'s ist völlig unrichtig, und über die Form von deren agn. Vorlagen wissen wir ganz und gar nichts. Wenn nun B. trotzdem bei seiner abweichenden Meinung beharrt, so bleibt ihm das natürlich unbenommen; verwahren aber muß ich mich gegen den Tadel, der also zugleich auch G. Paris trifft, daß ,,dies nicht eine gute Methode“ sei. Er fügt apo-

diktisch hinzu: „Das methodisch Korrekte ist vielmehr, Textverderbnis anzunehmen und Besserungsvorschläge zu machen.“

Endlich bekämpft B. auch meine Datierung der Fassung I und nennt meine Gründe „elementar“ (S. 163). Ich nehme an, daß die Fassung I (selbstverständlich die alte) „um 1200“ entstanden sei, was also auch Anfang des 13. Jahrhunderts bedeuten kann. Als Beweise für seine spätere Datierung führt er an: 1) dreimaliges Vorkommen von weiblichem ***mon***, ***ton***, ***son*** vor einem Vokal. Dies findet sich aber, und zwar gerade im Osten, einzeln schon im 12. Jahrhundert, daher erst recht zu Anfang des dreizehnten (s. Högberg, *Zs. f. rom. Phil.* 36, 491 sq.). — 2) „Der Dichter zeigt diejenigen religiösen Anschauungen, die am deutlichsten in den jüngeren Gralromanen zum Ausdruck kommen und die man vor der Entstehungszeit der letzteren in weltlichen Dichtungen niemals findet. Alle Geschehnisse werden auf Gottes Willen zurückgeführt, namentlich vollbringt der Held seine Taten nicht aus eigner Kraft, sondern durch Gottes Gnade“. Die letztere Behauptung ist unzutreffend; unsere Fassung hat durchaus kein ausgeprochen theologisch-kirchliches Gepräge, wie wir dies z. B. in II kennen lernen werden. Sodann ist es falsch, daß ein derartiger Geist sich vor dem 13. Jahrhundert in weltlichen Dichtungen nicht finde; zahlreiche alte Epen zeigen ihn, so das Rolandslied, Girart von Rossillon und viele andere. Also beide Beweise sind hinfällig.

Das ist alles, was B. über die Einleitung zu sagen hat, und auf diese Gründe hin nennt er sie „eine unordentlich und flüchtig hingeworfene Arbeit.“

Er wendet sich sodann zum Text und erklärt (S. 164): „Auf ihn ist glücklicherweise viel größere Sorgfalt verwendet worden“. Trotzdem hat er auch hier sehr vieles auszusetzen. Zunächst, daß ich auch hier, wie in dem Aufsatze des Tobler-Bandes und in der Ausgabe des agn. Boeve den ganzen Stoff in 22 Kapitel geteilt habe, was links neben dem Text angegeben ist. B. drückt seinen Tadel (S. 164) folgendermaßen aus: „Links vom Rande liest man, bei konzentrierter Aufmerksamkeit, in winziger Schrift und sehr großen Zwischenräumen: Kap. I, Kap. II etc. Zwischen v. 7925 und 7926 liest man sogar: Kap. XVIII fehlt [dieser Abschnitt ist eben in Fassung I ausgelassen]. Man schlägt sich die Hand an die Stirn: Was kann er nur meinen?“ Diese Einteilung in Kapitel wird sich später bei der Untersuchung der Sage als sehr nützlich erweisen. B. hätte sie aber, falls sie ihm unangenehm war, ignorieren können, statt sich die Hand an die Stirn zu schlagen. Er schilt aber noch weiter über denselben Gegenstand: „Wenn man ein bestimmtes „Kapitel“ aufschlagen will, so muß man es mit der Laterne suchen“ (!).

Daran schließt sich folgende Ausstellung (S. 164): „Rechts vom Text sieht man auch von Zeit zu Zeit Hieroglyphen. Es sind die Foliozahlen“. In allen guten Ausgaben, die auf einer einzigen Handschrift beruhen, werden doch Blatt und Spalte der Handschrift am Rande mit 1a, 1b usw. oder ähnlich angegeben. B. fügt hinzu: „Hätte man vor die erste, 1a, das Wörtchen *fol.* gesetzt, so wäre auch dem Anfänger geholfen gewesen.“ Was soll man zu derartigen Beanstandungen sagen? Ist das ernsthafte Kritik oder Nörgelei?

B. wiederholt dann die Klage, daß in der Einleitung kein Kapitel von der Orthographie handle. Ich habe ausdrücklich erklärt, daß mein Schüler auch diese berücksichtigen werde.

Weiter (S. 165): „Von einer musterhaften Ausgabe verlangt man, daß die von den Kopisten gewählten Abbreviaturen aufgezählt und beschrieben, namentlich aber die Auflösungen, wo mehr als eine Möglichkeit besteht, begründet werden“. Nach dieser Forderung gibt es bis jetzt überhaupt noch keine „musterhafte“ (gemeint ist wohl „mustergültige“) Ausgabe, denn jene Forderung ist in keiner bisherigen er-

füllt; mit Recht, denn was hier gefordert wird, gehört in ein Lehrbuch der Palaeographie.

Auch an der Interpunktion hat B. auszusetzen, nämlich daß ich vor *si* „und" nicht immer ein Komma setze. Er erklärt (S. 165): „Ich halte diese Neuerung für verwerflich. Sie ist nicht logisch und erschwert dem Anfänger das Verständnis (!). Lieber verzichte man doch ganz auf Interpunktion!" Trotz dieses Zornausbruches möchte ich doch ganz bescheiden bemerken, daß ich *si* „und" genau so wie das gleich bedeutende *et* behandelt habe. Übrigens ist die Interpunktion in altfranzösischen Texten ja überhaupt ganz konventionell.

Auf S. 166 teilt B. seine Ansicht über die Regeln mit, nach welchen die Ausgabe eines Textes, der in nur einer Handschrift erhalten ist, gestaltet werden muß, und er, der, wie wir gesehen, so pedantisch auf korrekte Anordnung und Gruppierung hält, kommt mitten unter den Textverbesserungen in der Bemerkung zu v. 3688 unvermutet noch einmal auf diese Frage zurück. Seine Ansicht weicht z. T. von der meinigen ab, und er tut natürlich so, als ob die seinige die allein mögliche und allein richtige sei, d. h. er wirft mir alle Einzelheiten, in denen mein Text durch die Befolgung meiner Methode von der durch die seinige geforderten Form abweicht, als ebenso viele Fehler vor. Es ist hier nicht der Ort, mich mit ihm über diese prinzipielle Frage auseinanderzusetzen. Ich will nur einen der hierher gehörigen Punkte hervorheben. B. erklärt (S. 171) meine Schreibung *gäignier, bäillier* (nfr. bâiller) für „zweifellos falsch", obwohl auch er zugibt, daß *ai* zwei Silben darstellt. Er verlangt die Schreibung [*a*]*ai*. Er scheint danach nicht zu wissen, daß im Picardischen jeder vortonige Diphthong mit *i* als zweitem Bestandteile (hier sekundär vor mouilliertem *l*, *n*) zu *i* wird, daß also *gäignier* für unsern Text die richtige Form ist. Unbegreiflich ist es mir nun, wie B. trotz seiner soeben angeführten Forderung gleich darauf (S. 171 unten) erklären kann: „*Gräillier* v. 472 ist richtig", da doch hier genau der gleiche Fall vorliegt, indem dies die picardische Form von *graeillier* ist.

Es folgt nun eine Reihe von einzelnen Änderungsvorschlägen inbetreff des Textes. Eine *editio princeps* wird nie einen endgültigen Text bringen können, und ich bin weit davon entfernt, zu wähnen, daß mir dies gelungen sein sollte, bin daher für jede Verbesserung sehr dankbar. Ich halte es nun für meine Pflicht, und es macht mir eine besondere Freude, zu erklären, daß von den Vorschlägen meines gestrengen Rezensenten einige recht beachtenswert und durchaus diskutabel sind. Gegen andere lassen sich allerdings erhebliche Einwendungen machen, und wieder andere sind als falsch zurückzuweisen. Ich kann sie an dieser Stelle natürlich nicht alle erörtern, beschränke mich daher auf einige Beispiele der letzteren Art.

Zu v. 301 fragt B.: „Heißt es in der Hs. wirklich *luine lusant*?" Er kennt doch sicher das parasitische *i*, das sich in unserem Text oft hinter *a*, *o*, *u* findet (*boine*,, *fuisse* u. a.). Damit erledigt sich auch B.s Bemerkung zu v. 2801: „Das handschriftliche *guit (jacuit)* hat in der gesprochenen Sprache nie existiert und ist in *giut* zu korrigieren, wobei entweder *i* palatale Aussprache des *g* andeuten soll oder aber der wallonische Diphthong *iu* vorliegt." Beides ist falsch; der Laut *dj* wird in unserem Text auch vor *a*, *o*, *u* oft durch *g* wiedergegeben, z. B. *menga* v. 393 u. ö.; *borgois* v. 501 u. ö.; *gut* (*jacuit*) v. 461 u. a. Sodann vergißt B. daß die *iu*-Formen nur bei der *debui*-Gruppe vorkommen. *Guit* mit parasitischem *i* muß also bleiben; die Form kommt sogar noch einmal, v. 10013, vor.

In v. 347 heißt es in meinem Text: *Doon sevirent ... Molt bien armé sor les cevaus de pris.* B. fordert *servirent.* Er hat also nicht erkannt, daß **sequebant* vorliegt, das vortrefflichen Sinn gibt, auch im

Glossar richtig angegeben ist, und setzt gegen die Handschrift *servirent* ein, was zu dem folgenden paßt wie die Faust aufs Auge.

In v. 1290 sq. erfahren wir, daß Bueve den Danemont getötet und dessen Pferd seinem Diener Hermenfroi zur Aufbewahrung übergeben hat. Dieser erklärte sich dazu bereit und (v. 1300) *Si le repuis entre deus espinois*, d. h. er verbarg es an jener Stelle. B. verlangt gegen die Handschrift *se* statt *le*.

Die Stelle v. 2758 *Puis que tes est ..., Jou le te doins* übersetzt B.: „ich gebe ihn dir zum Gatten, da er doch einmal der deinige ist", und fügt hinzu: „*tes*, die satzunbetonte Form, steht offenbar für *tuens*; unser Kopist hat übrigens *ue* öfters durch *e* ersetzt, z. B. *treve* von *trover*." Beide Erklärungen sind falsch; in prädikativer Verwendung kann nie die satzunbetonte Form des Pron. poss. gebraucht werden; sollte sodann auch *e* für *ue* stehen können, so bliebe immer noch das Fehlen des *n* unerklärt. *Tes* ist selbstverständlich *talis*.

V. 2987 lautet: *U voit Buevon, molt durement l'apele. U* ist natürlich = *ubi* und hat hier, wie sehr häufig in derartigen Sätzen, die Bedeutung „als". B. schlägt statt dessen gegen die Überlieferung *Il* vor, mit der Begründung: „Schreibung ähnlich".

Der von Bueve schwer verwundet zu Boden geworfene Braidimont fordert seine Leute edelmütig auf, seinen Gegner in Ruhe zu lassen (v. 3024 sq.): *laissiés Buevon aler .. Si vaillans hom devroit tous jors durer; N'ara mais mal dont le puisse garder.*" Also der König erklärt, jenem seinem Gegner kein Leid antun zu wollen. Diesen schönen Gedanken zerstört B., indem er, wieder im Gegensatz zur Überlieferung, *le* in *se* verändert.

Zu v. 3388: *il arivent gent de lontain päis* verlangt B.: „Man lese *arive* statt *arivent*; denn das grammatikalische (so!) Subjekt ist unpersönlich". B. läßt sich hier durch den nfr. Sprachgebrauch zu einem Fehler verleiten; der Plural *arivent* steht wegen des Kollektivbegriffs *gent* und *il* ist nicht Neutrum sondern Nom. Plur., welcher pleonastisch neben dem pluralischen Subjekt steht. Also wiederum ein unberechtigtes Abweichen von der Handschrift.

Zu v. 3472: *Ja n'i giroit, se li voil avoier* erklärt B.: „St.'s Übersetzung: „Er werde nie bei mir liegen, bis ich ihn zu mir zulassen wolle" ist unmöglich. Daß eine sympathische Königin einem treuen Diener, der gar noch den Namen Bonefoi hat, das Versprechen abnehme, nie wider ihren Willen ihr beizuliegen, und daß sie überhaupt die Möglichkeit des „Zulassens" in Betracht zieht, ist für jeden, der die Anschauungen der mittelalterlichen Dichter kennt, ganz undenkbar. Aber auch grammatikalisch (! s. o.) ist die Übersetzung unmöglich: *i* kann doch nicht auf die erste Person bezogen werden." Der erste Satz beweist, daß B. die ganze Stelle nicht verstanden hat. Von Bonefoi ist dort gar nicht die Rede, und damit fallen alle auf dieser falschen Annahme fußenden Folgerungen weg. In der Szene sind nur Bueve und Josiane zugegen. Letztere erklärt, sie wolle in Bueve's Heimat diesen zum Gatten nehmen (v. 3468). Sie fährt dann fort: *Jou en ai un* (sc. Gatten) ... *Sarrasins est ... Et jou li dis molt bien al commenchier* (sc. der Ehe), *Ja n'i giroit, se li voil avoier.* Meine Übersetzung ist also durchaus richtig, und der in zweiter Linie angeführte Gegengrund beweist nur, daß B. auch hier den afr. Sprachgebrauch nicht genügend kennt, denn *i* kann sehr wohl ein Pron. pers. der 1. oder 2. Person in Verbindung mit der Präp. *a*, *od*, *en* u. dgl. vertreten (s. Jürgensmann, Die französischen Ortsadverbia in pronominaler Verwendung, Göttinger Diss. 1907, S. 36—37. Die dort gegebenen Beispiele können leicht vermehrt werden.

In der Beschreibung von Açopart heißt es v. 3920: *Cors si velu* (sc. *ot*) *et tant de poil i a, Si bien s e cevre, ja tant ne plovera Que il le sente*; also wenn er sich in sein langes Haar hüllte, so wurde er im

Regen nicht naß. B. will wieder von der Überlieferung abweichen und *le* statt *se* lesen.

Ich möchte die Geduld der Leser nicht länger in Anspruch nehmen. Diese Proben werden auch genügen, um meine oben ausgesprochene Behauptung, die Vorschläge B.'s zur „Verbesserung" des Textes seien von sehr ungleichem Wert, zu beweisen. Ich will nun nicht in B.'s Fehler verfallen und auf Grund meiner Darlegungen seiner Leistung ein Prädikat erteilen; das überlasse ich dem Leser.

ALBERT STIMMING.

Antwort.

Stimmings weitläufige Entgegnung kann leider meinerseits nicht, wie ich es gern möchte, bloß in ein paar Sätzen erledigt werden. Immerhin kann ich, um Raum zu sparen, nicht auf alles eingehen; ich lasse insbesondere das weg, wo ich mich wiederholen müßte, und wo ich glaube, daß ein bloßer Vergleich mit meinem Referat (nicht bloß mit St.'s unvollständigen Zitaten aus demselben!) den Leser veranlassen wird, mir Recht zu geben. Daß St. mein ungünstiges Urteil über seine „Einleitung" mißfallen hat, kann ich wohl begreifen; aber ich kann auch jetzt, nachdem ich seine Einwände gelesen habe, gar nichts davon zurücknehmen, da ich meine Behauptung klipp und klar bewiesen habe.

Daß St. die Nummer der Hs. P[1] unrichtig angab, hielt selbstverständlich auch ich nur für ein Versehen; aber unangenehm ist das Versehen doch für diejenigen, welche die Hs. nachschlagen wollen etc. Ich habe St. keinen Vorwurf aus seinem Versehen gemacht. Dürfen Rezensenten Versehen nicht einmal mehr e r w ä h n e n ? St. ist wahrlich ein empfindlicher Herr! Was die Beschreibung der Hs. betrifft, so habe ich nur gerügt, daß nicht einmal das Datum der für den größten Teil des Textes einzigen Hs. erwähnt wird. Ist das Verlangen, daß der Herausgeber dasselbe erwähne, und uns nicht zwinge, es in andern Büchern (die ich übrigens selbst genannt habe) nachzusehen, wirklich unstatthaft.

Daß es nach St.'s Ansicht von Fassung I zwei „Fassungen" oder „Redaktionen" gab, e r f ä h r t m a n e r s t a u s d e r E n t g e g n u n g , nicht schon aus der „Einleitung". Wo ist aber der Beweis? Was für Gründe gibt es für die Annahme von zwei „Redaktionen" der Fassung I? Worin unterschied sich nachweisbar die ältere von der jüngeren, abgesehen davon, daß in dieser ein längerer Abschnitt der ältern durch ein aus Fassung III herübergenommenes Stück ersetzt ist? Die jüngere „Redaktion" wird nur durch Hs. P[1] repräsentiert. Was steht der Ansicht entgegen, daß der K o p i s t von P[1] selbst jenes Stück in seine Vorlage eingeführt hat? Hört ein Kopist, der eine Hs. genau abschreibt (so genau wie es im Mittelalter Sitte war), auf, ein Kopist zu sein, wenn er eine Zeitlang, statt seiner Hauptquelle zu folgen, einer andern Hs. folgt? Ist er dann „Redaktor"? Ich mache einen Unterschied zwischen Kopist und Redaktor, St. nicht. Nicht genug, daß St. die von mir nachgewiesene Konfusion und evidenten Widersprüche in seinen hierauf bezüglichen Aussagen (ohne Argumente! es war eben nicht möglich, welche zu finden!) leugnet: er fährt in seiner Entgegnung mit widerspruchsvollen Redensarten weiter und verschlimmert die Konfusion. Während er in seiner „Einleitung" (p. LIII) wörtlich sagt, „daß wir von der Fassung I n u r e i n e n T e i l [A] b e s i t z e n , während fast ein Drittel derselben [das Aequivalent von B] n i c h t a u f u n s g e k o m m e n i s t" [dieser Satz ist in der Einleitung gesperrt gedruckt!], behauptet er jetzt (Alinea 4), er habe „die Fassung I so herausgegeben, wie sie uns überliefert

ist". Dort behauptet er also, wir besitzen von Fassung I nur Teil A, d. h. von Fassung I sei uns nur Teil A „überliefert"; nun gibt er aber außer A auch B [das aus Fassung III „herübergenommene" Stück] heraus, und behauptet ruhig, er habe Fassung I so herausgegeben, w i e s i e u n s ü b e r l i e f e r t i s t ! ! ! Wenn das nicht der direkteste Widerspruch ist, so weiß ich nicht mehr, was überhaupt Widerspruch ist.

Indem St. den Abschnitt B, der nach seinen eigenen Worten nicht zu Fassung I gehört, sondern „aus einer anderen Fassung (III) herübergenommen" ist und nach seinen eigenen Worten „nicht von demselben Verfasser stammt wie A", sondern von dem Redaktor III gedichtet wurde, zugleich mit A als Fassung I herausgab, anstatt ihn für den der Fassung III zu widmenden Band zu reservieren, hat er keineswegs „getan, was an meiner [Stimmings] Stelle jeder verständige Mensch getan hätte", sondern das gerade Gegenteil hiervon. Ich appelliere an den gesunden Menschenverstand und das Gerechtigkeitsgefühl der Leser! St. antwortet nicht auf meine Frage, ob wir nun das Stück B, wenn Fassung III herausgegeben wird, n o c h e i n - m a l bekommen sollen.

Nach „.... am Platze gewesen" (Alinea 7) hätte noch zitiert werden sollen: „wenn denn schon solche z w e i f e l h a f t e Formen in den Text aufgenommen wurden"; daß *donra* und *gardront* nicht auf dieselbe Linie zu stellen sind, halte ich wirklich nicht für nötig zu begründen. In Reim No. 4 zitierte St. *bacheler*, *solers* doch wohl kaum, um das banale Lautgesetz, daß *a* in offener Stelle zu *e* wurde, zu illustrieren, sondern um zu zeigen, daß das Suffix *-er* noch nicht durch das Suffix *-ier* ersetzt ist. Rechnet St. Suffixvertauschung zur Phonetik? Er hätte sich das Ausrufungszeichen ersparen können.

Mit meiner Kritik betr. sog. Anglonormannismen [St. hat bei der Zitierung meiner Argumentation das wichtigste weggelassen] soll ich [völlig unbewußt!] auch G. Paris „getadelt" haben, da dieser „auf Grund der gleichen Kriterien" für ein Fragment von *Amadas et Idoine* anglonormannischen Ursprung nachgewiesen habe. Damit werde ich geschlagen! Mir ist leider „*Furnivall's Miscellany*" nicht zugänglich; aber das Fragment von *Amadas et Idoine* habe ich gelesen, und nachdem ich aus St.'s Entgegnung gesehen habe, in welcher Weise er mit den Tatsachen umgeht, erlaube ich mir einstweilen daran zu zweifeln, ob ich mit meinem „Tadel" auch G. Paris getroffen habe.

Was die Zeitbestimmung betrifft, so kam es mir vor allem darauf an, zu konstatieren, daß St. nichts bewiesen hat. Nur beiläufig erwähnte ich meine Ansicht, die, da sie sich vor allem auf den allgemeinen Eindruck stützte, allerdings auch ungenügend begründet ist. Es ist aber nicht die Pflicht des Referenten, die Arbeit, die dem Herausgeber zukommt, zu leisten. Mein erstes Argument nehme ich nach St.'s Bemerkung zurück, nicht aber das zweite. Der Vergleich mit Rolandslied und Girart hinkt außerordentlich. Von „theologisch-kirchlichem Gepräge" sagte ich nichts.

Was St. anführt, ist bei weitem nicht „alles, was B[rugger] über die Einleitung zu sagen hat".

Amüsiert hat es mich, daß St. mir sagt, ich hätte, anstatt mein Erstaunen darüber zu äußern, daß am Rande des Textes eine Kapiteleinteilung angebracht ist, die sich nur auf eine in der Ausgabe gar nicht erwähnte Schrift bezieht, diese Einteilung einfach „ignorieren können". Es würde wohl manchem Autor passen, wenn die Rezensenten gleich s ä m t l i c h e Mängel seiner Werke „ignorieren" möchten, statt sie zu nennen. Viele Rezensenten tun es ja. Leider!

Ich habe nicht darüber geklagt, daß kein Kapitel von der Orthographie [sc. der Hs.] handle; ich finde vielmehr sogar St.'s Abhandlung über „Sprache und Metrik" der Dichtung überflüssig, da doch sein Schüler dasselbe in ausführlicherer Darstellung bringen wird; bis dahin hätten wir uns schon gedulden können. Ich vermißte nur ein Kapitel „über das bei der Herstellung des Textes von St. beobachtete orthographische System" (p. 164 f.) (dies ist doch unzweideutig ausgedrückt und kann jeder verstehen, wer es verstehen will). Selbstverständlich gehört dies in eine Ausgabe, und geht eine Dissertation über die Sprache des Dichters und des Kopisten nichts an.

Wenn ich sage: „Lieber verzichte man doch ganz auf Interpunktion!", so ist das ein „Zornausbruch"! Welche Phantasie!

Wenn allenfalls noch *gäignier*, *bäillier* gelesen werden könnte (mit Rücksicht auf den ostfranzösischen Übergang von vortonigem *ai*, *ei* in *i*), so ist doch *gäig* und *fëuté* ausgeschlossen, da hochtoniges *ai* und vortoniges *eu* nirgends zu *i* resp. *u* wird. Folglich liegt auch in jenen Wörtern jedenfalls (in der Sprache des Kopisten) dieselbe Kontraktion vor wie in diesen. *Graillier* durfte ich mit Recht von den andern trennen, da hier *äi* schon alt ist (vgl. auch nfz. *griller*, *gril* neben *gagner*, *gain*; allerdings existierte auch die Nebenform *graaillier*).

Ich muß sämtliche Einwendungen St.'s, die auf die Einleitung und die orthographische Behandlung des Textes Bezug haben, als m. E. nichtig zurückweisen, auch diejenigen, auf die ich hier nicht eingetreten bin (einzige Ausnahme ist die Bemerkung über *mon*, *ton*, *son*, die aber nicht direkt auf St.'s Ausgabe Bezug hat).

Von meinen Bemerkungen zum Text und zu St.'s Anmerkungen bespricht St. in seiner Entgegnung nur wenige, darunter auch ganz unwichtige. Ich folgere nichts daraus und tadle nichts; ich darf aber wohl den Grad der Unvollständigkeit konstatieren: von 139 Absätzen wurden 10 besprochen. Von St.'s Bemerkungen akzeptiere ich diejenigen zu V. 347, 2987, 3024, 3472, und danke ihm für die Aufklärung. Ablehnen muß ich diejenigen zu 2801 (in Hs. P^1 scheint das parasitische *i* nicht, oder dann sehr selten vorzukommen; *luine lusant*, welches für *lune luisant* verschrieben sein kann, wäre ein schlechter Beleg), 1290 sq., 2758 (an *tes* = *talis* habe ich auch gedacht; aber ich finde, daß es sich auf das vorhergehende nicht beziehen kann; daher schlug ich vor, *t*[*u*]*e*[*n*]*s* zu lesen, welches paßt); auch in 3920 ziehe ich meine Auffassung vor, und in 3388 kann ich St. nicht beistimmen, bevor mir weitere Belege gezeigt werden.

E. Brugger.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. November 1912.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Catalogue des ouvrages d'Henri Estienne conservés au département des imprimés de la Bibliothèque nationale. 1912. In-8, col. 1 à 50. [Extrait du t. 48 du catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Les notices comprises dans cet extrait ont été revisées et coordonnées par M. *Emile Dacier*, bibliothécaire.]

Catalogue général de la librairie française, continuation de l'ouvrage d'Otto Lorenz, rédigé par D. Jordell. (Période de 1840 à 1885: 11 volumes.) T. 23. (Table des matières des t. 21 et 22, 1906—1909.) 1er fascicule: A. Enfants. Paris, D. Jordel, 8, rue de Louvois. 1912. In-8 à 3 col., 224 p.

Gauchat, L. et *Jules Jeanjaquet* Bibliographie linguistique de la Suisse Romande. Tome premier. Extension du français et question des langues en Suisse. Littérature patoise. Avec une carte et sept Facsimilés. Neuchatel, Altinger Frères 1912 [Glossaire de la Suisse Romande]. (Eine Musterleistung, ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit und Sorgfalt.)

Lasteyrie, R. de et *A. Vidier.* Bibliographie annuelle des travaux historiques et archéologiques publiés par les sociétés savantes de la France, dressée sous les auspices du ministère de l'instruction publique, 1908—1909. Paris, Impr. nationale; libr. Leroux. 1911. In-4 à 2 col., 207 p.

Tourneux, G. A. Bibliographie verlainienne. Contribution critique à l'étude des littératures étrangères et comparées. Préface de *F. Piquet.* Leipzig, E. Rowolhlt. 1912. In-16, XVI-172 p.

Richard, A. Notes biographiques sur les Bouchet, imprimeurs et procureurs à Poitiers au XVIe siècle. Poitiers, impr. G. Roy. 1912. In-8, 20 p. [Extrait du «Bulletin de la Société des antiquaires de l'Ouest». 2e trimestre 1912.]

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Bulletin du Dictionnaire générale de la langue wallonne [*Sommaire*: *Notre Orthographe. On demande un mécène*, par *Jules Feller. Archives dialectales.* — 20. La Saboterie au pays wallon, notice et vocabulaire, par *Jules Feller*; chanson des sabotiers, par *Joseph Calozet* (dialecte d'Awenne). — 21. Deûs vîserîyes: Lé vì tchaudron, Lé vîye baye (dialecte de Neuville-sous-Huy), par *Henri Gaillard*; traduction et notes, par *Jean Haust. Notes d'Étymologie et de Sémantique*: 47. fr. frouer, w. frawe, froûteler, frawtigner, 48. w. swîme, swîmer, waymer, wîmat. par *Jules Feller*; — 49. w. *rawète*, 50. w. tchal'mê, par *Jean Haust. Livres et Revues*, par *Jules Feller. Le Phonographe et les Patois*, par *Jean Haust. Communications reçues* (9e liste).]

Revue des Études Rabelaisiennes X, 2/3: [*Sommaire*: Rabelais et Théophile Gautier, par *Béatrix Ravà*. P. 185. — Les lettres de Rabelais écrites par Vrain-Lucas, par *Henri Clouzot*. P. 212. — Notes pour le commentaire, par *Emmanuel Philipot*, *G. Cohen*, *J. B.*, *J. Plattard*. P. 225. — Rabelaesiana, par *L. Sainéan*. P. 258. — Rabelais dans la littérature enfantine, par *J. B.* P. 283. — Flaubert lecteur de Rabelais, par *Jean Plattard*. P. 288. — Rabelais réputé poète par quelques écrivains de son temps, par *Jean Plattard*. P. 291. — *Compte-Rendu*. P. 305: *Gilbert Chinard*. L'exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle (Paul Laumonier). — *Chronique*. P. 316—320)

Fosseyeux, *M.* La vie au XVIIe siècle: Deux académiciens collectionneurs [In: Mercure de France 1er août 1912]. (Handelt über Callières und Ballesdens.)

Oberlin. La Vie de J.-F. Oberlin, 1740—1826, de *D.-E. Stœber*. Refondue sur un plan nouveau, complétée et augmentée de nombreux documents inédits: par *Camille Leenhardt*. Nancy Berger-Levrault. Paris, libr. de la même maison, 1911. In-8, VII-572 p. avec 9 planches hors texte. 10 fr.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Bergmann, *K.* Die gegenseitigen Beziehungen der deutschen, englischen und französischen Sprache auf lexikologischem Gebiet. Dresden und Leipzig 1912. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). [Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. XVIII. Heft.]

Roure, *R. du*. La langue française au Canada [In: La Revue hebdomadaire 22 juin 1912].

Macé, *A.* La prononciation du latin. Paris, Klincksieck. 147 p.

Brunot, *F.* L'autorité en matière de langage [In: Die neueren Sprachen XX, 5].

Ante, *Elis.* Sprachl. Untersuchung der Mysterien La Passion d'Arnoul Greban, Siege d'Orleans, Destruction de Troie la Grant. (Orthographie, Lautlehre, Formenlehre.) Heidelberger Diss. 1912. 134 S. 8⁰.

Blohm, *H.* Grammatische und metrische Studien über die Chanson de geste: „Charles le Chauve“. Greifswalder Dissert. 1912.

Iburg, *C.* Über Metrum und Sprache der Dichtungen Nicole de Margivals [In: Rom. Forsch. XXXI, 2. S. 395—485]. (Auch Rostocker Dissert.)

Kahle, *K.* Die Sprache der Chronique Rimée des Troubles de Flandre. Münster. Diss. 1912.

Müller, *H.* Sprachliche Untersuchung der Apokalypse der Kerr-Handschrift. Münster. Dissert. 1912.

Bergamini, *Cost.* Sur la consonne française *h*: note philologique. Naples, L. Pierro et fils. 1912. 12 S. 8⁰.

Ebeling, *G.* peut-être [In: Archiv für n. Spr. 129½. S. 206—214].

Herzog, *E.* Historische Sprachlehre des Neufranzösischen. Heidelberg, Carl Winter, 1913. Mk. 4 [Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek. IV].

Höring, *A. Franklin*. Zur Geschichte des Possessivpronomens im Französischen. Heidelberger Dissertation 1912.

Lang, H. R., *Seignor* as Vocative singular [In: Romanic Review III 2/3].
Scherk, O. Über den französischen Akzent. Berliner Dissert. 1912. VIII, 143 S. 8⁰.
Voretzsch, K. Zu *mon, ton, son* vor Feminin [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 600].

Portier, É. Essai de sémantique: *confondre, confus, confusion, confusément* [In: Rev. de Phil. franç. XXVI, 3].

Brüch, J. Zu Meyer-Lübkes Etymologischem Wörterbuch [In: Z. f. rom. Phil. XXXVI, 577—585].
Clédat, L. Note sur les images dans les noms de plantes [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI, 3].
— Dictionnaire étymologique de la langue française. Paris, Hachette et Cie. 4 fr.
Gauchat, L. Etymologies. 1. *bœrnā*, 2. *dèsuvi*, 3. *tyoupèr* [In: Bulletin du Gloss. de la Suisse Romande XI, 3].
Gilliéron, J. L'Aire Clavellus d'après l'atlas linguistique de la France. Résumé de conférences faites à l'Ecole pratique des hautes études en 1912. Neuveville, canton de Berne (Suisse). En vente à la librairie Beerstecher. 1912. In-8, 33 p. avec tableau et cartes. [Etude de géographie linguistique.]
Göhri, K. Die Ausdrücke für Blitz und Donner im Galloromanischen (Fortsetzung) [In: Rev. de dialectol. rom. IV, 2].
Jeanroy, A. Prov. *escolh* [In: Romania XLI, 415—418].
Kluge, F., mlat. *warantia* = frz. *garance* [In Ztschr. f. deutsche Wortforschung XIV, 1/2].
Kreiter, H. Die von Tiernamen abgeleiteten Pflanzennamen im Französischen. Gießener Dissertation 1912.
Marre, A. Petit vocabulaire des mots de la langue française d'importation hispano-portugaise. Chalons-sur-Saône. 68 S. 8⁰.
Meyer-Lübke, W. und *J. Jud.* Zum Romanischen Etymologischen Wörterbuch [In: Arch. f. n. Spr. 129½ S. 228—235].
Meyer-Lübke, W. Lat. *brunda* und franz. *bronde* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 598].
— Lat. *arillus* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 599].
— Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lief. 5. Heidelberg 1912, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.
Rühlemann, M. Etymologie des Wortes *harlequin* und verwandter Wörter. Hallenser Dissert. 1912.
Thorn, A. Chr. Quelques dénominations du ‚cordonnier' en français [In: Arch. f. n. Spr. 129½. S. 81—133].

Groß, P. Die Konstruktion des doppelten Akkusativobjekts im Französischen. Göttinger Dissertation 1912.
Kalepky, Th. Zu *être* mit folgendem reinen Infinitiv [In: Die neueren Sprachen XX, 4].
Winkler, E. Zum appositionalen Genitiv [In: German.-Roman. Monatsschrift IV, 7].

Béretta, A. Toponymie de la Drôme. La toponymie historique et etymologique, son caractère documentaire, ses origines (fin) [In: Bulletin de la Soc. dép. d'archéol. et de statist. de la Drôme XLV].
Gaurichon, J. Contribution à l'étude des étymologies celtiques de certains vocabulaires topographiques. [Congrès (septième) préhistorique de France. Session de Nîmes. 1911.]

Hale, Wm. Gardner. The harmonizing of grammatical nomenclature, with especial reference to Mood-Syntax. Concluding article [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII].

Lerch, Eugen. Prädikative Participien für Verbalsubstantiva im Französischen. C'était son rêve accompli, das war die Erfüllung ihres Traumes. Halle a. S. M. Niemeyer 1912 [Beiheft 42 der Zs. f. rom. Phil.].

Muret, E. Effets de la liaison de consonnes initiales avec *s* finale, observés dans quelques noms de lieu valaisans [In: Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse Romande XI, 3].

Bascan, L. Manuel pratique de prononciation et de lecture françaises. Phonétique, Transcriptions phonétiques. Rambouillet (Seine-et-Oise), Institut de phonétique française. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 1912. In-16, 228 p. 3 fr. 25. 2 s, 6 d, 2 fr. 50 M.

Grégoire, A. Influence des consonnes occlusives sur la durée des syllabes précédentes [In: Revue de phonétique I].

Martinon, Ph. La prononciation de l'E muet [In: Revue de phil. franç. et de littér. XXVI, 2].

Quiehl, Karl. Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. 5. Aufl. VI, 304 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 5 Mk.

Schinz, A. Les Accents dans l'écriture française. Etude critique de leurs diverses fonctions dans le passé et dans le présent. Paris, H. Champion. 1912. In-8. 87 p.

Uhlemayr, B. Zur Frage der Vereinheitlichung der Aussprachebezeichnung [In: Die neueren Sprachen XX, 3].

Viëtor, Wilh. Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 8. Aufl. XVI, 132 S. mit 21 Fig. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. 1912. 2.50 Mk.

Baldensperger, F. Notes lexicologiques, 2me série [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI, 2].

Gillot, H. und *Gust. Krüger.* Dictionnaire systématique français-allemand. Französisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausgabe für Deutsche. I. Band, 2. Abteilung. Dresden und Leipzig 1912. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 9.20 Mk.

Levy, E. Provenzal. Suppl.-Wörterb. 29. u. 30. Heft. Leipzig, Reisland.

Van Cuyck. Nouveau Vocabulaire contenant les mots usuels avec leur prononciation figurée. Français-Néerlandais. Paris, Garnier frères. Petit in-16, à 2 col., 360 p. [Vocabulaires Garnier.]

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Bernhardt, A. Die altfranzösische Helinandstrophe. Dissert. Münster 1912.

Blohm, H. — S. oben p. 116.

Borinski, K. Antike Versharmonik im Mittelalter und in der Renaissance [In: Philologus LXXI, 1].

Iburg, C. S. oben p. 116.

Lote, G. Le Silence et la ponctuation dans l'alexandrin français [In: Rev. de Phonétique I].

— Le Numérisme et l'égalité numérique des vers [In: la Phalange, 20 janv. 1812].

Spire, A. La technique du Vers français [In: Mercure de France 1er août 1912].

Verrier, P. La mesure des durées rythmiques dans les vers [In: Revue de Phonétique p. p. l'Abbé Rousselot et H. Pernot. II, p. 69—75].
— L'isochronisme en musique et en poésie [In: Journal de Psychol. normale et pathol. IX, 3].

Gay, Lucy M., Sources of the *Académie de l'Art. Poétique* of Pierre de Deimier: Peletier du Mans [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII, 3].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Brod, R. Die Mundart der Kantone Château-Salins und Vic in Lothringen (Schluß) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 513—545].
Dauzat, A. Notes sur la syntaxe du patois de Vinzelles [In: Annales du Midi. Juillet 1912].
Denizot, J. Vocabulaire patois, Sainte-Sabine et ses environs [Société d'archéologie de Beaune 1910].
Franz, A. Studien zur wallonischen Dialektsyntax. Teildruck. Habilitationsschrift der Universität Gießen. Cöthen-Anhalt 1912 [Die vollständige Arbeit erscheint in der *Zs. f. franz. Spr. und Lit.*].
Gauchat et *Jeanjaquet* Bibliographie. S. oben p. 115.
Gilliéron, J. et *E. Edmont.* Table de l'Atlas Linguistique de la France. Paris, H. Champion 1912. 35 fr.
Koblichke, J. Über volkstüml. Französisch aus dem Pariser Landkreis. Progr. Warnsdorf, 1912. 13 S. 8⁰.
Liégeois, É. Nouveau complément du Lexique Gaumais. Liége 1912 [Extrait du Bull. de la Soc. de Litt. Wallonne t. 54].
Michalias, R. Mots particuliers du dialecte d'oc de la commune d'Ambert, Puy-de-Dôme (à suivre) [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI, 2. 3].

Désormaux, J. Mélanges savoisiens, VIII. L'argot des ramoneurs [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI, 2].
Sainéan, L. Les sources de l'argot ancien. 2 vol. Paris, H. Champion. 15 fr. (t. 1er des origines à la fin du XVIIIe siècle, t. II. Le XIXe siècle).

Charles-Roux, J. Le Jubilé de Frédéric Mistral. Cinquantenaire de Mireille. Arles, 29—30—31 mai 1909. Avec une héliogravure, 509 illustrations, dont 130 portraits de F. Mistral, de 1852 à 1912 et 73 autographes du Poète. Paris, A. Lemerre 1912. 562 S. gr. 4⁰ (Eine überaus reich ausgestattete, des Meisters würdige Jubiläumsgabe).

Guérin, P. Contes patois lus en séance publique de l'Académie de Nîmes. La Lèbre et lou Présiden de Casso, lu par M. Max Raphaël à la séance du 1er juin 1911. Vouiage de très miaouquié à Paris, lu par M. P. Guérin, à la séance du 4 juin 1912. Nîmes, impr. A. Chastanier. 1912. In-8, 16 p.
Marcelin, R. Les Lutins de Roquemartine, opéra-comique provençal en trois actes. Avec la traduction française en regard, et un avant-propos de Louis Charrasse (livret seul). Carpentras, impr. Batailler; docteur S. Marcellin, 4, rue Piquepeyre. Marseille, libr. P. Ruat. In-8, 114 p. 1 fr. 50.
Mistral, Fr. Les Olivades. Poésies inédites. Paris, A. Lemerre. 10 fr.
Rosset. Dix conférences en patois de la banlieue parisienne [In: Annales de l'Université de Grenoble XXIII, 2, (1911)].

Weiske, H., Régis Michalias. Auvergnatische Lieder verdeutscht. 42 S. 8⁰. Progr. Königsberg.

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Beaunier, A. Les devoirs de la critique [In: Rev. des deux mondes. 1er oct. 1912].

Chauvin, A. et *G. Le Bidois. Littérature (la) française,* par les critiques contemporains. Choix de jugements recueillis. Du moyen âge au XVe siècle. Villemain, Sainte-Beuve, Saint-Marc, Girardin, Prévost-Paradol, Nisard, G. Boissier, S. de Sacy, Cousin, G. Paris, Brunetière, Faguet, Lanson, etc. Nouvelle édition, complètement refondue, adoptée pour les bibliothèques populaires et scolaires. Paris, Belin frères. 1912. In-16, XII-558 p.

Destefanis, M. La femme écrivain en France: moyen âge et renaissance. Alessandria 1912. 43 S. 8⁰.

Flake, Otto. Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. IV, 130 S. 1912 [Aus: Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner].

Grenier, A. Historia de la literatura francesa. Version castellana de Manuel Machado. Paris, Garnier frères. 1912. In-18 jésus, 839 p.

Steiger, H. Euripides, seine Dichtungen und seine Persönlichkeit. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher), Leipzig, 1912. 2.50 Mk. [Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Gesammelt und herausgeg. von O. Crusius, O. Immisch, Ph. Zielinski].

Wurzbach, Wolfgang von, Geschichte des französischen Romans. 1. Band von den Anfangen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Heidelberg 1913. Carl Winter. [Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher.] 7 Mk.

Anglade, J. Nostradamica. I. Encore le Moine des Iles d'Or [In: Romania XLI, 321—330].

Brown, Arthur C. L., On the independent Character of the Welsh *Owain* [In: The Romanic Review III 2/3].

Bruce, J. D. Arthuriana [In: Romanic Review III 2/3].

Cohen, G. La scène de l'aveugle et de son valet dans le théâtre français du moyen âge [In: Romania XLI, 346—372].

Delehaye, H. Les légendes de S. Eustache et de S. Christophe [In: Le Muséon N. S. XIII, 1].

Fabre, C. Guida de Rodez, inspiratrice de la poésie provençale (1212—1266), suite et fin [In: Annales du Midi. Juillet 1912].

Foerster, W. Keltismus in der Monser Percevalhandschrift [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 611].

Grudzinski, St. Vergleichende Untersuchung und Charakteristik der Sage vom Findelkind, das später Kaiser wird [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI, 546—576].

Ilvonen, Eero. Les demandes d'amour dans la littérature française du moyen âge [In: Neuphilol. Mitteilungen 1912 Nr. 5/6].

Jones, W. L. King Arthur in History and Legend. Cambridge, The University Press. 1912. Sh. 1.—.

Lloyd, E.-J. The Mabinogion as Literature [In: Celtic Review III Nr. 26, S. 164—174, à suivre].

Loth, J. Contributions à l'étude des Romans de la Table Ronde (Suite): V. Morgan Tut. VI. Le Cornwall et le roman de Tristan, (à suivre) [In: Revue Celtique XXXIII 2/3].

Macaigne, R. La vie de sainte Geneviève et la Passion de saint Denys [In: Rev. des questions histor. Juillet 1912].

Mâle, E. Les rois mages et le drame liturgique [In: Gazette des Beaux-Arts 52e année II].

Meyer, H. Die Predigten in den Miracles de Nostre Dame par personnages [In: Rom. Forsch. XXXI, 2. S. 706—714 (Fortsetzung folgt)].

Merk, C. J. Anschauungen über die Lehre der Kirche im altfranzösischen Heldenepos. Tübinger Dissert. 1912.

Post, C. R. The sources of Juan de Mera [In: Romanic Review III 2/3].

Rajna, P. Strade, pellegrinaggi ed ospizi nell'Italia del Medicevo [Atti della Società italiana per il progresso delle scienze 1911].

Reckzeh, E. Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des Frauenideals in der französischen Literatur am Ausgang des Mittelalters. Diss. Greifswald 1912.

Schneider, H. Die Geschichte und Sage von Wolfdietrich. Untersuchungen über ihre Entstehungsgeschichte. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1913. VIII, 420 S. 8⁰.

Tacke, O. Die Fabeln des Erzpriesters von Hita im Rahmen der mittelalterlichen Fabelliteratur. Nebst einer Analyse des „Libro de buen amor" [In: Rom. Forsch. XXXI, 2].

Veitz, J. Fabliaux. III. Priester und Weib darin [In: Časopis pro Moderní Filologii II, 5].

Weber, C. Die Prosafassungen des „Couronnement de Louis", des „Charroi de Nîmes" und der „Prise d'Orange". Hallenser Dissert. 1912.

Weyh, W. Neuere Forschungen über Ursprung und Entwickelung der Grallegende [In: Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 48,1/2].

Wilhelm, Fr. Zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen im 12. Jahrhundert [In: Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance I, 2. S. 247 f.].

André, P. Le modernisme dans la poésie lyrique. Bruxelles, Éd. de la Belgique artistique et littéraire. 1912.

Babinger, G. Die Wanderungen und Wandelungen der Novelle von Cervantes El curioso impertinente, mit spezieller Untersuchung von Brosses Le curieux impertinent [In: Rom. Forsch. XXXI, 2].

Barthou, L. Chateaubriand et Victor Hugo [In: Annales Romantiques IX, 1. Auch: Revue Bleue du 2 déc. 1911].

Caillet, L. Le Guignol lyonnais et Louise Labé, d'après deux ouvrages récents de M. Tancrède de Visan. Limoges. Ducourtieux et Gout. 1912. In-8, 10 p. avec 1 gravure [Extrait du «Limoges illustré» de 1911.]

Chaponnière, P. L'influence de l'esprit mondain sur la tragédie du dix-huitième siècle [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

Codebo, Mlle P. O. Esquisses littéraires. Dijon, L. Venot. 1911. In-8, 61 p.

Counson, A. La Belgique romano-germanique [In: La Belgique artist. et littér. 1er octobre 1912].

Debré, Anselm. Die Darstellung der Weltgeistlichen bei den französischen Romantikern. XI, 104 S. gr. 8⁰. Barr, 1912. Berlin, Mayer & Müller.

Drweska, H. Quelques interprétations de la légende de Salomé dans les littératures contemporaines. Étude de littérature comparée. Thèse. Montpellier 1912. 162 p. in-8⁰.

Fagniez, G. La femme et la société française dans la première moitié du XVIIe siècle. La femme dans la famille [In: Rev. des deux mondes 15 juillet et 1er août 1912].

Faguet, E. Le réalisme des romantiques [In: Rev. des deux mondes 1er avril 1912].

Feichtinger, W. M. Die Rolle des „Vertrauten" in der klassischen Tragödie der Franzosen. Progr. Wien 1912. 33 S. 8⁰.

Gazier, A. Les moralistes français du XVIe au XVIIIe siècle: La doctrine de La Rochefoucauld; Mme de Sablé; Jacques Esprit [In: Revue des cours et conférences XX, 29].

— Les moralistes français du XVIe au XVIIIe siècle: Le Chevalier de Méré et Pascal [ib. XX, 31].

— Les moralistes français du XVIe au XVIIIe siècle: Les „Pensées" de Pascal [In: Rev. des cours et conférences XX, 31].

— Intensité de la vie morale de 1670 à 1680 [In: Revue des cours et conférences XX, 35].

Guillon, E. et *G. Bettex.* Le Léman dans la littérature et dans l'art. Paris, Plon-Nourrit. 8⁰. Fr. 5.

Jacquot, A. Documents sur le théâtre sous le gouvernement du prince Charles Alexandre de Lorraine. Lettre-préface de M. Jules Claretie. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911. In-8, 40 p. un portrait et une gravure.

Lefranc, A. La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance: Le roi et la cour [In: Rev. des cours et conférences XX, 29].

Marquiset, A. Ballanche et Mme d'Hautefeuille. Paris, H. Champion. 1912. 269 p. 8⁰.

Morf, H. Friedrich der Große als Aufklarer [Sonderdruck aus „Wissen und Leben". Verlag Rascher & Cie., Zürich].

Schomann, E. Französische Utopisten und ihr Frauenideal. XXIV, 256 S. 8⁰. Berlin, Felber 1911 [Normannia, 7. Bd.].

Strowski, F. Musset, Lamartine et Hugo après 1830 [In: Revue des cours et conférences XX, 30].

Tougard, A. *Documents* concernant l'histoire littéraire du XVIIIe siècle conservés aux archives de l'Académie de Rouen, publiés avec introduction, notes et table. T. 1. Rouen, A. Lestringant. Paris, A. Picard, 1912. In-8, XVI, 294 p.

Tronchon, H. «Préromantisme» allemand et français: Herder et Creuzé de Lesser adaptateurs du «romancero del Cid» [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XIX, 3].

Vaudon. Études littéraires sur le XIXe siècle. Avec une introduction de M. *Léon Gautier.* Nouvelle édition. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8, 379 p.

b) Einzelne Autoren.

Ballanche. S. oben *Marquiset.*

Bartholmieu, Marc, collaborateur de Guilhem Molinier p. *A. Thomas.* [In: Romania XLI, 418—419].

Baudelaire, le critique et le poète, p. *F. Strowski* [In: Revue des cours et conférences XX, 35].

Boisrobert. — *Fr. Tenner.* François le Metel de Boisrobert als Lustspieldichter und Vorläufer Molières I. Progr. Gera. 1912. 31 S. 8⁰.

Bossuet. Les Fêtes de Bossuet à Meaux. Conférence faite aux facultés catholiques de Lyon, le 8 mars 1912; par monseigneur *Théodore Delmont.* Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8⁰, 43 p. [Extrait de la revue «l'Université catholique»].

Chateaubriand et ses récens historiens p. M. *Victor Giraud* [In: Rev. des deux mondes 15 juillet 1912].

— Nouvelles Études sur Chateaubriand. Essais d'histoire morale et littéraire; par *Victor Giraud.* (La Genèse du «Génie du christianisme». Les Années de jeunesse et la Crise religieuse. Deux épisodes de la biographie de René. Chateaubriand commis voyageur en bas. La traversée en Amérique, d'après un document inédit. Les Reliques du manuscrit des «Martyrs». Lettres inédites à Frayssinous

et aux frères Bertin. Le Sillage de Chateaubriand.) Paris, Hachette et Cie. 1912, In-16, IX-335 p. 3 fr. 50.

Chateaubriand. — *A. Helly.* Notes sur Muse de Vichet et sa correspondance avec Chateaubriand [In: Bulletin de l'Ac delphinale 5e série, t. IV].

— Les «Menteries» de Chateaubriand par le Docteur *Potiquet.* Paris L. Laisney.

— *L. Hogu,* Documents sur le séjour à Athènes de Chateaubriand [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

Corneille. — *Augusta Marchi.* Corneille e Alfieri: note, appunti, raffronti. Alba, tip. Vertamy. 1912. 28 S. 8⁰.

Desmarets. — *R. Gebhardt.* Jean Desmarets sieur de Saint-Sorlin als dramatischer Dichter. Diss. Erlangen 1912. 160 S. 8⁰.

Du Bartas. Influence de Du Bartas sur la littérature néerlandaise (thèse); par *A. Beekman.* Poitiers, impr. A. Masson. 1912. In-8, 212 p.

Dupin, J. — *L. Karl.* Un moraliste bourbonnais du XIVe siècle et son œuvre. Le roman de Mandevie et les mélancolies de Jean Dupin. Avec deux planches. Paris, H. Champion, 1912. 60 S. 8⁰.

Esprit, Jacques. S. oben p. 122 *Gazier.*

Ferrarino. — *Bertoni, Giulio.* Ferrarino da Ferrara [In: Romania XLI, 405—412].

Flaubert und seine „Versuchung des hl. Antonius". Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie von *Thdr. Reik.* Mit einer Vorrede von *Alfr. Kerr.* VI, 187 S. 8⁰. Minden, J. C. C. Bruns, 1912. 3 Mk.

— *Flaubert* et le théâtre p. *R. Dumesnil* [In: Mercure de France 16 juillet 1912].

Florian als Novellist. Studien zur französ. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von *O. Hackel.* I. Teil. Progr. Brüx. Leipzig, Fock. 18 S. 8⁰.

Gautier, Théophile: le théoricien de l'Art pour l'Art p. *F. Strowski* [In: Rev. des cours et conférences XX, 31].

— *Gautier, Théophile,* poète p. *E. Henriot* [In: Les Annales romantiques IX, 3].

Girardin, Mme de. — *É. Faguet.* Le vicomte de Launay [In: Rev. des deux mondes 15 sept. 1912. S. 369—392].

Hautefeuille, Mme d'. S. oben p. 122 *Marquiset.*

Hugo, L. Séché. Madame Victor Hugo pendant l'Exil [In: Revue de Paris 1er oct. 1912].

— *Eug. Rigal* Encore «Le Satyre» et la philosophie de Victor Hugo [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

— *F. Avalle.* Victor Hugo, studio letterario. Catania, N. Giannotta. 1912. 134 S. 8⁰.

— *L. Séché.* Les Albums de Mme Victor Hugo [In: Les Annales Romantiques IX, 3].

— S. oben p. 122 *Strowski.*

Labé, Louise. S. oben p. 121 *Caillet.*

Lamartine. — *G. Allais.* Lamartine et les Harmonies [In: Revue des cours et conférences XX, 29. 32].

— S. oben p. 121 *Strowski.*

— *Remsen Whitehouse.* Le mariage protestant de Lamartine [In: Annales Romantiques IX, 1].

La Rochefoucauld. S. oben p. 122 *Gazier.*

Leconte de Lisle. — *E. Stemplinger.* Die Études latines von Leconte de Lisle [In: Philologus LXXI, 2].

Magnon, Joannes, ein Zeitgenosse P. Corneilles. Greifswalder Dissertation. 1912.

Méré, Chevalier de. S. oben p. 122 *Gazier.*

Millevoye. Un précurseur du romantisme Millevoye (1782—1816). Essai d'histoire littéraire; par *Pierre Ladoué.* Paris, Perrin et Cie. 1912. Petit in-8, XVI-413 p. 5 fr.

Montaigne. — *A. Hämel,* Michel de Montaignes Ansichten über Erziehung und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Beilage zum Jahresbericht der Handels-Realschule von W. Adam in Würzburg. 1912. 16 S. 8⁰.

Musset. S. oben p. 122 *Strowski.*

Molière. — *E. Berneburg.* Charakterkomik bei Molière. Marburg a. L. 1912. A. Ebel [Marburger Beiträge zur romanischen Philologie X].

Montaigne. — *Ch. Beck.* Le Voyage de Montaigne et l'évolution du sentiment du paysage. Essai de psychologie sociale [In: Mercure de France. 16 juillet 1912].

Montesquieu. — *C. Oudin.* Le Spinozisme de Montesquieu. Etude critique. Paris, Pichon et Durand-Auzias. 167 S. 8⁰.

Morellet. L'Affaire de l'abbé Morellet en 1760; par *Daniel Delafarge.* Paris, Hachette et Cie. 1912. In-8, VIII-81 p.

Ninon de Lenclos p. *Emile Magne.* Paris, Nilsson. 1 vol. 18⁰. 3 fr.

Pascal. S. oben p. 122 *Gazier.*

Prudhomme, Sully. — *W. Brangsch.* Philosophie und Dichtung bei Sully Prudhomme. XVI, 205 S. 8⁰. Berlin, E. Felber, 1911 [Normannia 7. Bd.].

Racine. — *Gowzague Truc,* Le cas Racine (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

Ronsard. — *H. Vaganay.* Du nouveau sur Ronsard [In: Les Annales Fléchoises et La Vallée du Loir. XIII. Mai-juin 1912].

Rousseau, Jean-Jacques. — Strophes de *Fabre des Essarts* dites à Ermenonville le 23 juin 1912; par Mme Eugénie Nau, de l'Odéon. Laval, impr. E. M. Lelièvre. Paris, libr. de la même maison. 1912. Petit in-8 carré 6 p. [Bicentenaire de Jean-Jacques Rousseau].

Rousseau, J.-J. Revue de Metaphysique et de Morale 20, 3. mai 1912: *E. Boutroux,* Remarques sur la philosophie de Rousseau. — *H. Höffding,* Rousseau et la religion. — *D. Parodi,* Les idées politiques de Rousseau. — *C. Bouglé,* Rousseau et le socialisme. — *M. Bourguin,* Les deux tendances de Rousseau. — *J. Jaurès,* Les idées politiques et sociales de J.-J. Rousseau. — *R. Stammler,* Notion et portée de la „Volonté générale" chez J.-J. Rousseau. — *E. Claparède,* Rousseau et la conception fonctionnelle de l'enfance. — — *L. Lévy-Brühl,* Quelques mots sur la querelle de Hume et de Rousseau. — *V. Delbos,* Rousseau et Kant. — *J. Benrubi,* Goethe et Schiller continuateurs de Rousseau. — *G. Dwelshauvers,* Rousseau et Tolstoi.

— *Rousseau, J.-J.* p. *E. Bovet* [Aus: Wissen und Leben. 15 juillet 1912].

— *Rousseau* und die deutsche Literatur. Von *R. Groeper* [In: Zs. f. d. deutschen Unterricht XXVI, 7].

— *R. Groeper.* Rousseau und die deutsche Pädagogik [In: Neue Jahrbücher XV. Jahrg. 29. und 30. Bandes 6. Heft].

— *L. Schmid.* J.-J. Rousseau und die Religion [In: Schweizerische theol. Zs. XXIX 3/4].

— Rousseausche Ideen in E. M. Arndts Fragmenten über Menschenbildung. 34 S. 12⁰. 0,40 Mk. [Pädagogisches Magazin. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 477. Heft].

— *Rousseau* devant l'érudition moderne p. *A. Schinz* [In: Modern Philology X, 2].

— *E. v. Sallwürk.* Zum Gedächtnis Jean-Jacques Rousseaus, geb. am 28. 6. 1712. 20 S. 12⁰. 0,30 Mk. [In: Pädagogisches Magazin. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 473. Heft].

— La Conversion de Jean-Jacques Rousseau; par *John Viénot.* Montbéliard. Société anonyme d'impr. montbéliardaise. Paris, bureaux

de la «Revue chrétienne», 83, boulevard Arago. 1912. In-8, 11 p. et gravures.

Rousseau. — *H. Ellis* (Francis Latouche trad.) L'influence actuelle de Rousseau [In Mercure de France. 1er août 1912].

— *G. Fonsegrive.* J.-J. Rousseau [In: La Revue hebdomadaire. 22 juin 1912].

— Contre la glorification de Rousseau [In: La Revue critique des Idées et des Livres 25 juin 1912].

— *Mme Fr. Macdonald.* La Légende des Enfants de Rousseau [In: Revue bleue. 29 juin 1912].

— *L. Proal.* La Psychologie de J.-J. Rousseau: les armes et la bile [In: Le Correspondant. 25 juin 1912].

— Rousseau romantique et Rousseau calviniste p. *A. Schinz* [In: La Revue du mois. 10 juin 1912].

— *L. Colin.* J.-J. Rousseau: du Panthéon à la grotte de Lourdes [In: Revue Catholique et Royaliste. 20 juin 1912].

— *V. L.* J.-J. Rousseau infirme n'a jamais eu d'enfants. Imp. Robaudi, Nice.

— Rousseau créateur, les sources intérieures de son génie p. *A. Bazaillas* [In: Mercure de France, 16 juin 1912].

Mme de Warens légataire de Jean-Jacques [In: Les Annales Romantiques IX, 3. S. 227—231].

— *K. Storck.* Rousseau und die Musik [In: Der Türmer 14, 10].

— *P. Sakmann, J.-J. Rousseau.* Berlin, Reuther & Reichard. 8⁰ [Die großen Erzieher von R. Lehmann. Bd. V].

— *Rousseau* von *H. Schoop* [In: Süddeutsche Monatshefte 9, 11].

— *Rousseau, J.-J.* von *A. v. Gleichen-Russwurm* [Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 25].

— *Rousseau, J.-J.*, à Londres et à Wootton p. *L. Guimbaud* [In: Mercure de France. 16 juillet 1912].

— *H. Tournier.* J.-J. Rousseau à Môtiers-Travers. Paris, E. Cornély. 50 S. 8⁰. Fr. 1,50.

— *E. Rod.* L'affaire J.-J. Rousseau. Paris, Perrin. 5 fr.

— *Rousseau, J.-J.*, et Houdon [In: Mercure de France. 1er juillet 1912].

Sablé, Mme de. S. oben p. 122 *Gazier.*

Saint-Pierre, l'abbé de, p. *Emile Faguet* [In: Rev. des deux mondes. 1er août 1912. S. 559—572].

Sand, G. — *R. Doumic.* Dix années de la vie de George Sand [In: Rev. des deux mondes. 15 avril 1912].

Sévigné, Madame de. — *Clara Friedmann.* La coltura italiana di Madame de Sévigné [In: Giornale storico della letteratura italiana LX, 1—72].

Staël, Madame de. — *J. M. Carré.* Madame de Staël et Henry Crabb Robinson, d'après des documents inédits [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

Stendhal. Victor de Musset et Henri Beyle Stendhal à l'armée de réserve (1800); par le capitaine *Cavard.* Limoges, Charles-Lavauzelle Paris, libr. de la même maison. 1912. Petit in-8, 23 p.

Verlaine. S. oben p. 115 *Tournoux.*

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Album de paléographie et de diplomatique. Fac-similés de documents relatifs à l'histoire du Midi de la France et en particulier de la ville de Toulouse p. p. *Fr. Galabert,* reprod. p. *Cl. Lassalle.* 1 fasc. Paris, H. Champion 1912.

Bail en langue d'oc de travaux pour l'église de Calvisson (1482) p. p. *E. Bondurand* [Mémoires de l'Académie de Nîmes. 7e série, t. XXXIII].

Chansons religieuses en latin et en français p. p. *P. Meyer* [In: Bulletin de la soc. des anc. textes XXXVII, 2].

Une *chanson française du XIIIe siècle* (Cf. Romania XLI, 265 ss.) p. *Edmond Faral* [In: Romania XLI, 412—414].

Chartes de Saint-Maurice de Vienne, de l'abbaye de Léoncel et de l'église de Valence. Supplément aux recueils imprimés publiés par le chanoine Ulysse Chevalier. Valence, impr. J. Céas et fils. Paris, A. Picard. 1912. In-8, 36 v. [Collection de Cartulaires dauphinois, t. 10, 1re livraison.]

Comptes consulaires de Grenoble en langue vulgaire (1338—1340), publiés avec un lexique et un index des noms propres, par Mgr *A. Devaux*. Œuvre posthume complétée et augmentée d'une introduction par *Jules Ronjat*. Avec deux fac-similés du manuscrit d'après les photographies de M. l'abbé P. Senequier-Crozet. Montpellier, Impr. générale du Midi. 1912. In-8, 243 p.

The *Oldest Monuments* of the French Language (The Strasburg Oaths, The Prose of St. Eulalie, The Passion of Christ, The Life of St. Leger). — The Life of Saint Alexis. Translated with Notes. Oxford, Jos. Thornton & Son. London, Simpkin, Marshall & Co. 56 S. 8⁰. Sh. 3. 6.

Die *Metzer Banrollen des XIII. Jahrhunderts*. III. Teil. Herausgegeben von *K. Wichmann*. Verlag der Gesellschaft fur Lothringische Geschichte und Altertumskunde in Metz 1912 [Quellen zur lothringischen Geschichte VII].

Restori, Ant. Noterelle Provenzali. I: Peire de la Cavarana. D'un serventes faire; II: Raimbautz de Vaqueiras. Domna, tant vos ai preiada [Dalla Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana. Anno XX. 1912. Fasc. 6.—].

Aigar et Maurin. — *Giulio Bertoni*. Note al testo di Aigar e Maurin [In: Romania XLI, 401—405].

Apokalypse. S. oben p. 116 *Müller*.

L'*Appendix Probi* e il glossarietto latino-greco del papiro Sault. Seconda edizione. Roma, Loescher & Co. 1912. 9 S. 8⁰. Cent. 30 [Testi romanzi per uso delle scuole a cura di E. Monaci No. 11].

Aucassin et Nicolette. Chant-fable du XIIe siècle mise en français moderne p. *G. Michaut*. Préface de *J. Bédier*. Nouvelle édition. Paris, Fontemoing & Cie. 2 fr. 50.

Barlam und Josaphat. — Die provenzalische Prosa. Redaktion des geistlichen Romans von Barlaam und Josaphat, nebst einem Anhang über einige deutsche Drucke des XVII. Jahrhunderts. Halle a. S. Max Niemeyer 1912. VIII, 154 S. 8⁰.

Benoit de Sainte-Maure. Le Roman de Troie. Publié d'après tous les manuscrits connus p. *L. Constans*. T. VI. Paris, Firmin-Didot 1912 [Société des anciens textes].

Chanson à la vierge en vers alternés français et latin p. p. *P. Meyer* [In: Bull. de la soc. des anc. textes XXXVII, 1].

Chanson à Jésus-Christ en sixains latins et français [In: Bull. de la soc. des anc. textes XXXVII, 1].

Charles le Chauve. S. oben p. 116 *Blohm*.

Charroi de Nîmes. S. oben p. 116 *Weber*.

Chronique Rimée des Troubles de Flandre. S. oben p. 116 *Kahle*.

Couronnement de Louis. S. oben p. 121 *Weber*.

— *P. Linnenkohl*. Branche I und II des Couronnement Louis. Gegenwärtiger Stand der Forschung. Rostocker Dissertation 1912.

Destruction de Troie la Grant. S. oben p. 116 *Ante*.

Ebrulfusleben. — *F. Danne*. Das altfranzösische Ebrulfusleben (eine Dichtung aus dem 12. Jahrhundert). (Textausgabe nach dem Manuskript 19 867 der Nationalbibliothek zu Paris, mit Einleitung

und Anmerkungen. Dissert. Münster 1912 [Die ganze Arbeit wird in Bd. XXXII, 3 der Romanischen Forschungen erscheinen].

Le *Grand Olympe*, eine alchimistische Deutung von Ovids Metamorphosen. Von *P. Kuntze.* Diss. Halle 1912.

Greban, Arnoul. La Passion. S. oben p. 116 *Ante.*

Guillaume de Machaut et l'*Ovide moralisé* p. *A. Thomas* [In: Romania XLI, 382—400].

Huon le Roi. Le vair palefroi. Avec deux versions de la Male Honte, par Huon de Cambrai et par Guillaume. Fabliaux du XIII[e] siècle, édité par A. Långfors. XV, 68 p. Paris, H. Champion. 1912 [Les Classiques français du Moyen Age].

Lancelot. Der altfranzösische Prosaroman, v. Lancelot del Lac. II. Branche: Les enfances Lancelot (2. Tl.). III. Branche: La doloreuse garde (1. Tl.). Versuch e. krit. Ausgabe nach allen bekannten Handschriften v. *Heinr. Bubinger.* Dazu e. Anhang: Bräuner, Gerh.; Über das Verhältnis der Handschriften des altfranzösischen Prosaromans v. Lancelot del Lac in der 1. Branche (La reïne as granz dolors). Nachtrag zu Heft 2 der Marburger Beiträge. 127 S. m. 1 Taf. 1912. 5,50 Mk. [Marburger Beiträge zur rom. Phil. Heft 8].

Marie de France, Six lais d'Amour. Modernisés en regard de l'original p. *Ph. Lebesgue.* Paris, E. Sansot et Cie. 3 fr. 50.

Mulomedicina Chironis. — *A. Werk.* Bemerkungen eines Tierarztes zur Mulomedicina Chironis [In: Rheinisches Museum N. F. LXVII, 1. S. 147—149].

Nicole de Margival. S. oben p. 116 *Iburg.*

Peire de la Cavarana. S. oben p. 126 *Restori.*

Prise d'Orange. S. oben p. 121 *Weber.*

Raimbautz de Vaqueiras. S. oben p. 126 *Restori.*

Roland. — *A. Monteverdi.* Un episodio della battaglia di Roncisvalle nella poesia castigliana e portoghese [In: Studi di Filologia Moderna V, 1/2].

— *J. Bédier.* De l'autorité du manuscrit d'Oxford pour l'établissement du texte de la Chanson de Roland [In: Romania XLI, 331—345].

Saint Osith. — *A. T. Baker.* An Anglo-French life of Saint Osith. Cambridge, University Press [From: The Mod. Language Review, Vols. VI and VII].

Siege d'Orleans. S. oben p. 116 *Ante.*

Tristan. S. p. 120 *Loth.*

— *G. T. Northup.* The italian origin of the Spanish Prose Tristram Versions [In: Romanic Review III, 2/3].

— *E. Brugger.* Zum Tristan-Roman [In: Arch. f. n. Spr. 129 1/2. S. 134 bis 150]. (I. Der Name *Kanelangres.* II. Zur Harfner-Episode. III. Zu einer Stelle der Berner *Folie.* IV. Zu Tristans Tod.)

Villey, P. Les Sources d'Idées. XVI[e] siècle: Textes choisis et commentés. Paris, Plon-Nourrit et Cie. Fr. 1,50.

Balzac, H. de. Œuvres complètes. III. La Comédie humaine. Texte revisé et annoté; par Marcel Bouteron et Henri Longnon. Illustrations de Charles Huard, gravées sur bois par Pierre Gusman. Etudes de mœurs: Scènes de la vie privée. III: Albert Savarius. La Vendetta. Une double famille. La Paix du ménage. Madame Firmian. Etude de femme. Paris, Louis Conard. 1912. Petit in-8, 423 p. 9 fr.

— *Balzac, Honoré de.* Physiologie des Alltagslebens. Unveröffentlichte Aufsätze. Eingeleitet u. hrsg. v. W. Fred. Mit Lichtdr. u. Strichätzgn. nach den Originalen v. Daumier, Monnier u. a. V, 312 S. 8⁰. München, G. Müller, 1912, 4 Mk.

Balzac. — *A. Bettelheim.* Ein Brief Balzacs [In: Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 30].

Boileau. Œuvres complètes. T. 1er. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 318 p. 1 fr. 25 [Les principaux Ecrivains français].

Bossuet. Œuvres choisies. T. 1er: Notice sur Bossuet. De l'instruction de Mgr le Dauphin. De la connaissance de Dieu et de soi-même. Discours sur l'histoire universelle. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, XXIV-435 p. 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].

Bourget, P. — *F. J. Lardeur.* La vérité psychologique et morale dans les romans de Paul Bourget. 1 vol. in-12. Paris, Fontemoing.

Brosse. S. oben p. 121 *Babinger.*

Chateaubriand. Amours. Avec une introduction et les parenthèses; par *Pierredon.* Paris, E. Sansot et Cie. 1912. In-18, 195 p. 1 fr. 50 [Nouvelle Bibliothèque de variétés littéraires].

— Correspondance général publiée avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles p. *Louis Thomas.* T. II. Paris, H. Champion 1912.

— Textes choisis et commentés p. *A. Beaunier.* 2 vol. Paris, Librairie Plon [Bibliothèque française. XIXe siècle].

Corneille. — *G. Collas.* Les sentiments de l'Académie française sur la tragi-comédie du *Cid*, d'après le ms. de la main de Chapelain conservé à la Bibliothèque nationale avec les corrections, une introduction et des notes. Paris, 1912. XII, 91 S. 8⁰.

Cyrano. — *H. Dübi.* Zu *Cyranos L'autre monde* [In: Arch. f. n. Spr. 129 1/2].

Diderot. Zweite Satire (Rameaus Neffe), nach dem im J. 1891 gefundenen Originale übers. v. Gust. Rohn. IV, 195 S. 8⁰. Wien, J. Eisenstein & Co., 1913. 2,50 Mk.

Du Bellay, J. Divers Jeux rustiques et autres œuvres poétiques de Joachim Du Bellay, publiés sur l'édition originale de 1558 et augmentés des lettres de l'auteur, avec une notice de Guillaume Colletet, une bibliographie et des notes par *Ad. Van Bever.* Paris, E. Sansot et Cie. 1912. In-18, 288 p. [La Pléiade française.]

Dumas. — *J. Janin.* La première d',,Antony" [In: Les Annales Romantiques IX, 3].

Duval, A., lettres et documents inédits p. p. *P. Bonnefon* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].

Elomire hypocondre von *Ph. Aug. Becker* [In: Arch. f. n. Spr. 129 1/2. S. 175—187].

Estienne, Charles. Les Abusez und ihre Quelle (Gl'Ingannati) nebst Beiträgen zur Stellung der letzteren in der Weltliteratur, von *A. Kuhnke.* Breslauer Dissert. 1912. 40 S. 8⁰.

Flaubert. — *H. Lucas.* Salammbô. Pages retrouvées [In: Les Annales Romantiques IX, 3].

Fontenelle. Textes choisis et commentés, par *Emile Faguet.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912. Petit in-8, II-339 p. avec portrait. 1 fr. 50 [Bibliothèque française XVIIIe siècle].

Friedrich des Grossen Dichtungen aus den ersten schlesischen Kriegen [In: Arch. f. n. Spr. 129 1/2 S. 188—205].

Hugo, Abel und seine französische Übersetzung spanischer Romanzen. Ein Neudruck zur Geschichte der franz. Romantik, m. Einleitg. hrsgb. von *L. Pfandl.* XXXVI, 103 S. 8⁰. 3,50 Mk. [Normannia. Berlin, E. Felber].

Hugo, V. Œuvres poétiques, odes. Avec 2 dessins de Georges Rochegrosse, gravés à l'eau-forte par F. Jasinsk. Paris, E. Fasquelle. 1912. In-32, VI-403 p.

— Han d'Islande. E. Flammarion. 1912. In-16, 403 p. 3 fr. 50.

— *Mme Victor Hugo.* Lettres à sa sœur Julie I [In: Revue de Paris 1er oct. 1912].

Hugo. — Les Feuilles d'automne. Les Chants du crépuscule. Les Voix intérieures. Les Rayons et les Ombres. Paris, E. Flammarion. 1912. In-16, 436 p. 3 fr. 50.
— Victor Hugo et le «Roi s'amuse» p. *Péladan* [In: Annales romantiques IX, 2].
— *R. Garlinzoni.* L'épopée napoléonienne dans l'œuvre de Victor Hugo. Ivrea, E. Mazzone. 27 S. 8⁰.
— *M. Benedetti.* L'estetica romantica nel Ruy Blas di V. Hugo. Perugia, Tip. G. Guerra. 38 S. 8⁰. L. 1.
La Fontaine, textes choisis et commentés p. *Edmond Pilon.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. VI, 334 S. 1 fr. 50 [Bibliothèque française XVIIe siècle].
— *P. Toldo.* Fonti e propaggini italiane delle favole del La Fontaine [In: Giorn. stor. della letterat. ital., vol. LIX, 1912, p. 1—109].
— *P. Toldo.* Come il La Fontaine s'ispirasse al Boccaccio. Napoli 1912 [Estratto dal volume degli Studii pubblicati in onore di Francesco Torraca nel XXXVI anniversario della sua laurea].
Lamartine, A. de. Historia de los girondinos, escrita en francès. Tomo primero. Tomo tercero. Tomo quinto. Tomo sexto. Paris, Garnier Hermanos. 4 vol. in-18 jésus. Tomo primero, XX-403 p. et portrait; tomo tercero, 443 p.; tomo quinto, 431 p.; tomo sexto, 379 p.
— *Barthou* Sur un manuscrit de Lamartine (Milly ou la Terre Natale) (Documents inédits) [In: Annales Romantiques IX, 2].
— Une poésie inédite de Lamartine p. p. *L. Séché* [In: Annales Romantiques IX, 2. S. 128].
La Mennais. L'Homme et l'Ecrivain. Pages choisies; par *F. Duine.* Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8, 351 p. avec gravures, portraits et fac-similé.
Molière in deutscher Sprache. Übers. v. *Otto Hauser*, *Udo Gaede* u. *Erich Meyer.* 2. Bd. (388 S.) 8⁰. Weimar, A. Duncker Verl. 1912. 4.— Mk.
— *Arnavon, J.* La Mise en scène des femmes savantes. Préface de *Maurice Donnay.* Paris, Société anonyme des publications périodiques, 13, quai Voltaire. 1912. In-16, XIII-201 p. 3 fr. 50.
— *A. Brun.* Molière et les dialectes du Midi à propos de M. de Pourceaugnac [In: Mémoires de l'Ac. de Vaucluse 2e sér., t-XI.]
Montesquieu. Textes choisis et commentés; par *Fortunat Strowski.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912. Petit in-8, II-312 p. avec un portrait. 1 fr. 50. [Bibliothèque française. XVIIIe siècle.]
Musset, A. de. Les Nuits complètes. Paris, A. Girard. In-12, 45 p. 50 cent.
Napoléon I. Correspondance inédite conservée aux archives de la guerre, publiée par *Ernest Picard.* T. 2: 1808-1809. Limoges, Charles-Lavauzelle. Paris, libr. de la même maison. 1912. In-8, 860 p. 15 fr. [Publié sous la direction de la section historique de l'état-major de l'armée.]
Noël du Faill. — *R. Förster.* Die sogenannten facetiösen Werke Noëls du Faill. Ein Beitrag zur Kenntnis der französischen Essay- und Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts. Leipziger Dissertation 1912.
Racine, J. Athalia. Treta de la Escriptura sagrada y traduida en versos catalans; per Dom Miquel Ribes, prebere, religios, prior de Riquer, prior claustral y vicari general del couvent y abadia de Sant-Miquel de Cuxa, 1774. Perpignan. impr. J. Comet. 1912. In-16, 128 p. et 1 grav.
Ronsard. — *Jusserand* La Marie de Ronsard [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3].
Rousseau, J.-J. Œuvres complètes. T. 12: Correspondance (suite et fin). Mélanges. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 371 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Rousseau. — *P.-M. Masson.* Sur les sources de Rousseau [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XIX, 3].

Saint-Gelais. — *J. Mohr* Äneisübersetzung von Octavien de Saint-Gelais. Diss. Leipzig 1911. 117 S. 8⁰.

Scribe. — *J. Rolland* Les comédies politiques de Scribe. Paris, E. Sansot. 3 fr. 50.

Sévigné, Mme de. — *B. M. Woodbridge.* A propos d'un Prisonnier à Pierre-Scize, visité par Mme de Sévigné [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVII, 3].

Stendhal. Œuvres complètes. Édition définitive publiée d'après les manuscrits sans la direction de *Édouard Champion*. Avec une bibliographie stendhalienne, par *Henri Cordier*. Paris, H. Champion. 35 vol. à 5 fr.

Taine, Hippolyte. Napoleon. (5. Aufl. Deutsch v. L. Wolf, hrsg. und eingeleitet v. Hans Landsberg.) VIII, 100 S. kl. 8⁰. Berlin, Pan-Verlag 1912. 1,50.

Voltaire. Kandide. Berlin, 1782. Bey Christian Friedrich Himburg. Mit 5 Heliograv. nach Kupfern v. Chodowiecki. XXXV, 218 und 155 S. München, G. Müller. kl. 8⁰. 1912. 8.— Mk.

— Romans. Edition complète. T. 1 et 2. Paris, E. Flammarion. 1912. 2 vol. in-8 jésus. T. 1, 344 p.; t. 2, 372 p. Chaque vol. 95 cent. [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers.]

— *Ch. Charrot.* Quelques notes sur la «Correspondance» de Voltaire (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XIX, 3].

— Œuvres complètes. T. 17: Dictionnaire philosophique. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 482 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— Merope. Tragodie. Fur die deutsche Bühne übertr. v. *Frdr. Castelle.* (64 S.) kl. 8⁰. Münster, Aschendorff 1912. —.60 Mk.

— *L. Jordan.* «L'Orphelin de la Chine» en trois actes [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIX, 3. S. 635—639]. (S. auch *Jordan* Arch. f. n. Spr. 129¹/₂. S. 224—228).

Zola, Emile. Doktor Pascal. Roman. Übersetzung. Neue Ausg. in 1 Bde. 590 S. 8⁰. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1912. 3.— Mk.

— *J. G. Patterson* A Zola Dictionary. The Characters of the Rougon-Macquart Novels of Emile Zola. With a Biographical and Critical Introduction. Synopsis of the Plots. Bibliographical Note, Map, Genealogy, etc. London, Routledge. XL, 232 S. 8⁰.

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Baumann, P. Über die Vereinfachung und Vereinheitlichung der grammatischen Terminologie [In: Die neueren Sprachen XX, 3].

Oréans, Karl. Der französische Unterricht an höheren Schulen. (96 S.) 8⁰. Berlin, Weidmann 1912. 2.— Mk.

Pflüger, M. Englisch und Französisch auf dem Gymnasium [In: Zs. f. d. Gymnasialwesen LXVI, 71—77].

Schneegans, H. Studium und Unterricht der romanischen Philologie. Heidelberg, Carl Winter, 1913. Mk. 3,60.

Stiller, O. Sprachenpflege, System August Scherl [In: Zs. f. d. Gymnasialw. LXVI, 78—80].

Tappert, W. Französische Lektüre. Kanon I [In: Die neueren Sprachen XX, 5].

Tesson, L. Quelques aperçus du mouvement de réforme de l'enseignement des langues vivantes aux États-Unis [In: Die neueren Sprachen XX, 5].

Wähmer. Neusprachliche Methode im Hinblick auf Hochschulreife der Abiturienten und ihre Bedeutung für die Organisation der

realistischen höheren Schulen [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht XI, 3].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Bauer, Ernst. Französische Reimgrammatik. Regelreime zum spiel. Erlernen und sicheren Festhalten der Schwierigkeiten im Französischen. Nach mnemotechn. Grundsätzen verf. 36 S. 8⁰. Ludwigsburg (J. Aigner) 1912. —.80 Mk.

Bock, Mor. u. *Wilh. Neumann.* Lehrgang der französischen Sprache f. Realschulen, Realgymnasien u. verwandte Lehranstalten. 2. Tl. VI, 189 S. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder 1912. geb. 1.90 Mk.

Boerner, O. u. *H. Gaßner.* Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Gaßner, Elementarbuch.) Mit 5 Vollbildern u. 1 (farb.) Münztaf. VI, 176 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner 1912. 1.60 Mk.

Boerner, O. u. *M. Mittell.* Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. 3. Tl., Klasse V. Livre du maître, hrsg. v. M. Mittell. 39 S. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner 1912. 1.50 Mk. [Nur direkt an Lehrer. — Tl. 4 ist schon früher erschienen.]

— *Cl. Pilz* u. *M. Rosenthal.* Lehrbuch der französischen Sprache f. preußische Präparandenanstalten und Seminare. II. Tl. Livre du maître. 28 S. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner 1912. 1.50 Mk. [Nur direkt an Lehrer.]

Breymann, H. Französisches Lehr- und Übungsbuch f. Gymnasien. 8. Aufl. Überarb. v. Dr. Karl Manger. 2 Tle. 8⁰. München, R. Oldenbourg 1912. Geb. 5.15 Mk. 1. Tl.: Übungsbuch. X, 217 S. geb. in Leinw. 2.85. — 2. Tl.: Grammatik. VIII, 166 S. geb. in Leinw. 2.30 Mk.

Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht. Französisches Übungsbuch für die Oberstufe (Ausgabe A) für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Dritte neu bearbeitete Auflage von *A. Reum.* Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1912. geb. 3.— Mk.

Carion, O. Hauptsächlichste Paronyme der französischen Sprache mit übersetzten Beispielen zum Gebrauch für deutsche. Zweite Ausgabe. Leipzig, Fr. Jansa 1912. geb. 2.50 Mk.

Decker's, Achille, französische Handelskorrespondenz für zweiklassige Handelsschulen bearbeitet von *Alfred Braun.* Wien, Alfred Hölder 1912. Preis: geb. 2 K.

Enderlein, Emil und *Camille Cury.* „En France". Grammatik der französ. Sprache. XII, 220 S. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer 1912. 1.80 Mk.

— — „En France". Methodisches Lehrbuch der französ. Sprache f. Lyzeen (Oberlyzeen und Studienanstalten). Auf Grund der Bestimmgn. zur Neuordng. des höheren Mädchenschulwesens vom J. 1908 bearb. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer. III. Tl. 3. u. 2. Klasse. Mit 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plan v. Paris. X, 225 S. 1912. 2.40 Mk. IV. Tl. 1. Klasse. Mit Bildern (auf Taf. v. Dichtern, Herrschern u. Staatsmännern. VII, 124 S. 1912. 1.60 Mk.

Fetter, Joh. u. *Karl Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französ. Sprache f. Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. I. Tl. Mit 9 Abbildungen u. 1 farb. Karte v. Frankreich 5. Aufl. Unveränd. Abdr. der 4. Aufl. V, 119 S. gr. 8⁰. Wien, A. Pichlers Wwe & Sohn 1912. 1.15 Mk.

— Französische Sprachschule f. Bürgerschulen u. verwandte Lehranstalten. II. Tl. 5. Aufl. IV, 63 S. m. 8 Abbildgn. gr. 8⁰. Wien. A. Pichlers Wwe & Sohn 1912. —.70 Mk.

***Francillon**, Cyprien.* Französisch-deutsches Gesprächsbuch. 120 S. 12⁰. [Sammlung Göschen Nr. 596.]

Gassner, H. Abrégé de la syntaxe française. 3. Aufl. 25 S. 8⁰. München, J. Lindauer 1912. —.50 Mk.

Hammer, Wilh. Art. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache f. Realschulen, Realgymnasien u. verwandte Lehranstalten. 2. Jhrg. (Auch m. französ. Titel.) VII, 145 S. m. 67 Abbildgn. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder 1912. 1.70 Mk.

Konjugationsheft, Französisches, II. 40 S. 16,5×21,5 cm. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1912. —.20 Mk.

Konversationsunterricht im Französischen. gr. 8⁰. Gießen, E. Roth. 9. u. 10. Heft. Herbert, Prof. Fernand: L'habitation. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. 2. éd. 72 S. m. Titelbild. 1912. —.80 Mk.

Kühn, K., R. Diehl u. *A. Preime.* Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. D. Für Gymnasien. 1. Tl. XXIII, 252 S. m. 14 Abbildgn. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing 1912. geb. 2.80 Mk.

Kurz, A. Précis de grammaire française. 31 S. 8⁰. Nürnberg, F. Korn 1912. —.40 Mk.

Le Bourgeois, F. und *J. Wahl.* Durch das Rheintal. J. Bielefelds Verlag, Freiburg (Baden). (Zum Übersetzen in das Französische für Schüler der oberen Klassen).

Letz, K. u. *L. Limacher.* Erstes französisches Übungsbuch. Zeichnungen (im Text und auf 2 farb. Taf.) v. H. Moser. 2. durchgeseh. Aufl. XII, 236 S. 8⁰. Straßburg, F. Bull 1912. geb. 2.— Mk.

Liliput-Wörterbuch. Dictionnaire orthographique. Par *F. J. Wershoven.* 1—20ᵉ mille. 611 S. 4,9×3,4 cm. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther 1912. —.90 Mk.

Maquet, C. et *L. Flot.* Complément du cours de langue française. Préparation au brevet élémentaire, aux écoles normales, etc. Analyse. Vocabulaire. Grammaire et exercices. Composition française. Rédigé conformément aux programmes du 26 juillet 1909 et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910, relatif à la nomenclature grammaticale. Troisième année. Paris, Hachette et Cie. 1912 (13 août.) In-16, 192 p. avec grav. Cartonné, 1 fr. 80. [Enseignement primaire supérieur.]

Motti, Pietro. Conversazioni francesi. (Metodo Gaspey-Otto-Sauer.) VI, 138 S. 8⁰. Heidelberg, J. Groos 1912. geb. 1.80 Mk.

Neyroud, C. et *N. Delacroix.* Grammaire française en 230 règles (Etymologie et Syntaxe.) Avec un questionnaire, un programme d'examen et l'arrêté ministériel de 1901 sur les tolérances en orthographe, à l'usage des établissements d'instruction secondaire. Varsovie, Karbasnikov; 69, rue du Nouveau-Monde. E. Wende et Cie. 9, faubourg de Cracovie. In-8, 77 p. Cartonné, 50 kopeks.

Ploetz u. *Kares.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. J. Neue Ausgabe f. höhere Mädchenschulen (Lyzeen u. Oberlyzeen). Bearb. v. *Max Schröer.* I. Tl.: 4. Lehrj. (4. Klasse.) VIII, 108 S. m. 1 Taf. 8⁰. Berlin, F. A. Herbig 1912. geb. 1.40 Mk.

Plattner, Ph. Lehrbuch der französischen Sprache. Schlussel. Übersetzung der im 2. u. 3. Tl. enth. deutschen Stücke. 67 S. 8⁰. Freiburg i. B., J. Bielefeld 1912. 3.— Mk. [Nur f. Lehrer.]

Sprachführer, Praktische, der Neuzeit in Miniatur-Ausgaben. 11,5 ×7,6 cm. Stuttgart, P. Mähler: *Eisfeld, Otto Ferd.* Parlez-vous français? od. Der beredte Franzose. Ein prakt. Führer durch die französ. Umgangssprache nebst Wörterverzeichnis, Grammatik des Wichtigsten und Konversation. VIII, 123 S. 1912. —.75 Mk.

Übungsbibliothek, Französische. kl. 8⁰. Dresden, L. Ehlermann Nr. 25. Ohorn, Ant.: Komm den Frauen zart entgegen! Lust-

spiel. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französ. bearb. v. *A. Müller.* 60 S. 1912. geb. 1.— Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Cours abrégé de littérature; par Une réunion de professeurs. Tours. Mame et fils. Paris, J. de Gigord; et chez les principaux libr. 1912 In-12, 220 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués conformément aux programmes officiels.]

Précis d'histoire littéraire. Littérature française, suivie d'un aperçu des littératures étrangères, anciennes et modernes; par Une réunion de professeurs. Tours. Mame et fils. Paris, J. de Gigord et chez les principaux libr. 1912. In-16, VIII-431 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués conformément aux programmes officiels.]

Collection des auteurs célèbres. A l'usage des classes supérieures. kl. 8⁰. Karlsruhe, F. Gutsch. geb. je —.80 Mk. VIIII. Pages choisies des grands conteurs modernes. (A. Dumas, P. Mérimée, A. Daudet, Pierre Loti, Guy de Maupassant, A. Theuriet, Anatole France.) Avec une introduction et des notes par. *Fr. Lotsch.* 84 S. 1912.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. *Max Frdr. Mann.* 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 33. Contes et légendes de France. Annotés par *Jos. Lacourde* et *Max Fr. Mann.* III, 47 u. 40 S. 1912. geb. annotations geh. 1.— Mk.

Fablier, Le, de la jeunesse ou Choix de fables de La Fontaine, Florian et autres poètes. Avec notes; par *L. Humbert,* Garnier frères. In-18 jésus, II-140 p. avec plus de 70 vignettes d'après les meilleurs artistes.

Herbert, Fernand. Anecdotes, contes, fables, récits & historiettes. Recueil de morceaux choisis anecdotiques. 3. éd. revue et corrigée. (Französisch-deutsche Ausg.) XV, 244 S. 8⁰. Gießen, E. Roth 1912. 2.— Mk.

Herrig, L. et *G. F. Burgny.* La France littéraire remaniée par *H. Bornecque.* Avec notes explicatives. Cinquantième édion. Brunswick, G. Westermann 1912. Geb. Mk. 5.

Kühn, K. u. *S. Charléty.* La France littéraire. Extraits et histoire. Zum Schulgebrauch hrsg. Mit 2 Illustr., 1 (farb.) Plan v. Paris, 1 (farb.) Karte der Umgebg. v. Paris u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. 2. Aufl. VIII, 383 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing 1912. geb. 3.50 Mk.

La Fontaine. Fabeln (Auswahl.) Für den Schulgebrauch hrsg. v. *Ant. Paris.* 98 S. m. eingedr. Bildnis. 8⁰. Wien, F. Tempsky' — Leipzig, G. Freytag 1913. 1.— Mk.

Fables. Tours. Mame et fils. Petit in-16, 256 p. [Livres classiques à l'usage des collèges.]

Morceaux choisis des auteurs français du moyen âge à nos jours, préparés en vue de la lecture expliquée; par *Ch. M. Des Granges.* Premier cycle. Classe de grammaire. Paris. A. Hatier. 1912. In-16, XIV-624 p. 3 fr. 50.

Pellissier, G. Le XIXᵉ Siècle par les textes. Morceaux choisis. Paris, C. Delagrave. 1912. Petit in-8, 484 p. [Lectures classiques.]

Perthes Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Neue Aufl. 8⁰. Gotha, F. A. Perthes. Nr. 13. Daudet: Lettres de mon moulin. (1869.) Ausgewählt und erklärt von O. Thoene. 2. Aufl. XVI, 114 S. 1912. geb. 1.—Mk.; Wörterbuch. 35 S. —.30 Mk.

Sammlung, Weidmann'sche, französischer und englischer Schriftsteller, m. deutschen Anmerkungen hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. 8⁰. Berlin, Weidmann. *Scribe, E.* u. *E. Legouvé.* Batailles de

dames. Comédie. Für den Schulgebrauch hrsg. u. erklärt v. *K. Rudolph.* 131 u. Anmerkungen und Wörterverzeichnis 16 S. 1912. geb. 1.40 Mk.

Sammlung moderner Lesestoffe f. die englische und französische Schullektüre zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des Volkes. 8^0. Leipzig, O. R. Reisland: *Mahon Émile.* „Les luttes te rendront fort". Eine französ. Novelle zur Einführg. in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französ. Volkes. Hrsg. u. m. Anmerkgn. in französ. Sprache versehen v. *E. Hofmann.* VII, 107 S. 1912. geb. 1.20 Mk.

Schriftsteller, Französische, aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Hrsg. v. Prof. Dr. J. Ruska. 8^0. Heidelberg, Carl Winter. geb. je 1.60 Mk. 6. *Rousseau, Jean Jacques.* La profession de foi du vicaire Savoyard. Aus dem 4. Buche des „Emile" m. Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. *Willib. Klatt.* 144 S. 1912.

Schulbibliothek. Französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe C. Für Mädchenschulen. kl. 8^0. Leipzig, Renger. 28. Bd. *Fleuriot,* Mlle. Zénaide: Plus tard ou le jeune chef de famille. Für den Schulgebrauch bearb. v. Frdr. Meyer. 2. Aufl. 103 S. 1912. geb. 1.10 Mk.

Sévigné, Mme de. Cent lettres, choisies, annotées et précédées d'une notice biographique; par *Marthe Cardon.* Paris, A. Picard et fils. Grand in-8, 208 p. avec 42 illustrations d'après les documents de l'époque. 1 fr. 90. [Bibliothèque d'éducation littéraire. Collection Picard, 5e série.]

Simon, F. u. *J. Stockhaus.* Französische u. englische Volkslieder f. den Schulgebrauch. VII. 114 S. kl. 8^0. Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1912. 1.20 Mk.

Sprachenpflege, System August Scherl. kl. 8^0. Berlin, A. Scherl 1912: Französisch. (Französisch u. deutsch.) kl. 8^0. je —.50 Mk. 13. Bd. *Gautier, Théophile:* Das Hündchen der Marquise. (Le petit chien de la marquise.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. Dr. Strohmeyer. 93 S. 14. Bd. *Gautier, Théophile:* Das Gartenhäuschen (le pavillon sur l'eau) und anderes. Französische Bearbeitung u. Übertragg. ins Deutsche v. Dr. Strohmeyer. 91 S. 15. u. 16. Bd. *Murger, Henry:* Zigeunerleben. (Vie de Bohême.) (Auswahl.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. Ob.-Realsch.-Ob.-Lehr. W. Violet. 2 Bde. 201 S. 17. Bd. *Vigny, Alfr. de:* Das rote Siegel. (Le cachet rouge.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. L. Böckel. 103 S. 18. Bd. *Vigny, Alfr. de:* Der Rohrstock. (Le canne de jonc.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. L. Böckel. 93 S. 19. Bd. *Beyle de Stendhal, Henri:* Vanina Vanini. Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. L. Böckel. 87 S. 1912. 20. Bd. *Moreau, Hégésippe:* Die kleinen Schuhe. (Les petits souliers.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. Prof. Dr. Strohmeyer. 79 S. 1912. 21. Bd. *Soulié, Frédéric:* Der Kutscher des Marschalls. (Le cocher du maréchal.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. Dr. Fritz Strohmeyer. 89 S. 1912.

Weiss, M. Livre de lecture. Tome I. Recueil d'historiettes et de poésies pour l'enfance. 6., neu bearb. Aufl. (15—17. Taus.) VII, 180 S. gr. 8^0. Leipzig, F. Hirt & Sohn 1912. geb. 2.25 Mk.

Zungen, Fremde. Journal mensuel illustré pour la propagation de l'étude de la langue, de la littérature, de l'art et de la vie française. Dir.-Gérant: Benedetto Albano. 1. année. Aug. 1912—Juli 1913. 12 Nrn. (Nr. 1. 8 S.) Lex. 8^0. Göttingen (Barfüsserstr. 13 I). Geschäftsstelle der „Fremde Zungen". 4.— Mk.





Am 1. Februar dieses Jahres ist

Gustav Körting

im Alter von 67 Jahren nach kurzer Krankheit sanft entschlafen.

Mit dem Verstorbenen ist ein Gelehrter von außergewöhnlich umfassendem Wissen, großer Arbeitskraft und vorbildlicher Arbeitsfreudigkeit dahingegangen.

Die Zeitschrift verliert in ihm ihren Mitbegründer, der im Verein mit Eduard Koschwitz vor nunmehr 34 Jahren das Programm derselben entworfen und derselben lange Jahre hindurch seine unermüdliche Fürsorge hat angedeihen lassen. Requiescat in pace!





Referate und Rezensionen.

Gilliéron, J. *L'aire clavellus d'après l'Atlas linguistique de la France* (Résumé de conférences faites à l'école pratique des Hautes Études en 1912), en vente à la Librairie Beerstecher, Neuveville (Canton de Berne) 1912.

I. Lt. clavis wird nordfrz. *clef*, lt. clavus gibt nordfrz. *clou*.

Lt. clavis wird südfrz. *clau*, lt. clavus gibt südfrz. *clau*.

Zur Vermeidung dieser unerträglichen Homonymie der Wörter für ‚Schlüssel' und ‚Nagel' verwendet das Südfrz. für ‚Nagel' clavellus < *clavel*, das im ganzen Süden mit Ausnahme der Gascogne auftritt. In dieser letzteren Area können wir jedoch das Vorhandensein eines clavellus aus dem des Verbs clavellare erschließen, während clavellus, das phonetisch zu *clawett* werden mußte, als -ittum-Ableitung gefaßt wurde: so konnte — gewissermaßen eine „Dediminutivisation" (S. 3) — zu *clawett* ein neues, sekundäres *clau* (masc.) ‚Nagel' gebildet werden, das nun neben *clau* (fem.) ‚Schlüssel' trat. Die Grenze der lautlichen Entwicklung *-ll* < *-t* und die der morphologischen Erscheinung der Dediminutivisation decken sich im Verb. Dies lehrt die Vergleichung der Karten des Atlas lingu. *clou*, *clouer*, *clef*.

II. clavare ‚nageln' ist lateinisch, ein clavare, „mit dem Schlüssel zusperren", war im Lat. durch claudere entbehrlich. Ein clavare ‚zusperren' wäre außerdem zweideutig gewesen neben dem clavare ‚nageln'. Im Romanischen konnte die Homonymie umgangen werden vom Augenblick an, wo clavellus für clavus ‚Nagel' eintrat: man bildete ein clavellare, ‚nageln' und ein clavare ‚zusperren', von denen das erstere eben zur Vermeidung der Homonymie neben dediminutivisiertem *clau* ‚Nagel' als eine zweckvolle „survie" sich erhält, trotzdem sonst an das Substantivum sich momentan das entsprechende Verb anschließt (*clout* — *clouter*, *cloutr* — *cloutrer*, *clouk* — *clouker* im Osten etc.). Dies lehrt eine eigens zu diesem Zwecke angestellte Enquête über die Aus-

drücke für *clouer* und *fermer à clef* bei den Geistlichen der Orte, wo Edmont seine Materialien aufgenommen hatte.

III. Während durch das Bisherige der ganze Süden, als einstiges Verbreitungsgebiet von clavellus nachgewiesen ist, tritt nun, zwischen den beiden Flußläufen der Dordogne und Loire ungefähr liegend, ein drittes Gebiet auf, in dem der ‚Angelhaken' — nicht mehr wie altfrz. durch den „mutilé phonétique" *haim* — sondern durch *clavel*, *clavel de signe* und nur in deren Nachbarschaft vorkommende *clou*, *clou de ligne* (die also bloße Übersetzungen sind) bezeichnet wird. Dies lehrt die Karte *hameçon*.

IV. In einem östlichen Stück, wo für *clouer* Neubildungen wie *clouter*, *cloutrer*, *clouler* vorkommen, muß wohl, wegen der geographischen Nachbarschaft mit clavellare, ebenfalls ein „sous-sol" clavellare angenommen werden. Dies lehrt ein Analogieschluß.

V. Und eine bloße logische Deduktion, die sich auf die induktiv gewonnenen Resultate stützt, ist es, anzunehmen, daß überall dort, wo das durch die vorausgehenden 4 Punkte in seiner Ausdehnung bestimmte clavellus, erscheint, die Homonymie von ‚Schlüssel' und ‚Nagel' vermieden werden mußte, d. h. daß die Entwicklung -avu > *au* weiter nach Norden reichte als Karten wie *œuf*, *neuf*, *bœuf* vermuten lassen, nämlich bis zu einer Linie von der Loire-Mündung zum Dép. Vosges, und daß das zwischen der Dordogne und der Loire liegende Territorium keine autochthonen Entwicklungen zeigt.

Jeder, der dieser streng methodischen Beweisführung folgt, die, durch allerlei dädalische Seitengänge sich hindurcharbeitend, zuletzt zu einer prachtvollen Rundsicht geleitet, wird den Eindruck haben: diese Gilliéron-Arbeit ist wahrhaftig gebaut; alle Teile des Gedankengebäudes stützen dieses und einander und die der Darstellung der Wissenschaft meist versagte ästhetische Wirkung stellt sich ein. Wenn ich hier die Schönheitswirkung einer wissenschaftlichen Konstruktion (ich sollte sagen: Komposition) anmerke, so geschieht es nicht, um Schönheit und Wahrheit in Gegensatz zu setzen und etwa den Realitätswert der Arbeit zu bezweifeln, sondern weil Gilliéron in sokratischer Genügsamkeit Ideen unter seine Schüler auszustreuen liebt, jedoch der stilistischen Kultur seines Wahlvaterlandes Frankreich nicht ebenbürtig zu sein meint: nach langen Jahren ist diese Arbeit wieder die erste von ihm allein gezeichnete! Und nun denke man, daß die ganze oben analysierte Argumentation (samt einem lehrreichen Exkurs über die nur der Gascogne eigene und an die Entwicklung *-ll>-t* gebundene Erscheinung der Dediminutivisation[1]) in 22 Seiten in einer ge-

[1]) Afz. *mus*, *juil*, *neuf* sind nur im *-ll* > *-t*-Gebet erhalten, während ein *mulet* in diesem Gebiet sich ähnlich wie *poul* statt *jau* in diesem Gebiet erklart: das junge Tier kam in Betracht. Man könnte hier daran erinnern, daß nach Ettmayer, Vorträge zur Charakt. d. Altfrz.,

dankendichten Sprache vorgebracht wird! Und man beachte die ausgezeichnet gewählten termini wie *dédiminutivisation*, *survie*, die gewiß der Wissenschaft verbleiben werden! Ferner, wie sorgsam ist das Belegmaterial gearbeitet! Auf die «enquête auprès du clergé» (mit der Gill. zeigt, wie sehr er sich der ja selbstverständlichen Lückenhaftigkeit des nach Ettmayers Ausdruck eine Momentphotographie darstellenden Atlas linguist. bewußt ist), ein „«tableau synoptique de *clou*, *clouer*», eine alle zur Sprache kommenden Erscheinungen zusammenfassende «carte générale» sowie 5 Detailkarten!

Gilliéron vernachlässigt mit Absicht (*intentionnellement*, S. 22) alle außer-sprachgeographischen Dokumente, die sein zyklopisches Gebäude nur hätten entstellen können: denn im Augenblick, wo wir die historischen Materialien und die sachgeschichtlichen Erwägungen zu Rate ziehen, verkompliziert sich alles und die „schönen Linien" verschwinden. Ein Beispiel:

---

neben dem kollektiven *crignete*, dem gefühlsbetonten Adjektiv *suavet*, im Rolandslied *mulet* das einzige *-et*-Diminutiv ist, wodurch der nichtaffektive Charakter von *mulet* für die älteste Zeit gesichert ist. Ähnlich wie frz. *mule-mulet* verhalten sich ptg. *mula* — *muacho* > *macho*, vgl. noch neugriech. βουδί ‚Rind' (die neutrale also das Junge bezeichnende Form zugleich als allgemeine Tierbezeichnung), lat. *caprea-capreolus*, slav. *kosa*, *kozĭlŭ* bei W. Schulze, Jagic-Festschr. S. 347. Man beachte, wie bei Brinkmann, Metaphern S. 384, die meisten Sprichwörter (fz. span. it.) *mula* als generelle Bezeichnung des Maulesels enthalten. Wenn auf der Karte *mulet* mit *la mule* geantwortet wird, so erklärt dies Gill. mit der „vogue dont jouissaient et jouissent encore les mules, comme monture et attelage de luxe": tatsächlich erwähnt ebensowohl Homer ἡ ἵππος wie der moderne Portugiese Diniz die *egoa* seines *snr.reitor* und so erklärt sich neugriech. φοράδα ‚Stute', fz. *jument*, it. *giumenta.*, ptg. *jumenta*, Eselsstute', sowie *poutre* ‚Stute' ‚Balken', wenn man Juds Auffassung folgt. Nicht ganz klar ist mir, wieso Gill. meint „la cavale pour la jument présente un fait analogue" (zu *mule* für *mulet*): *cavale* verdankt wohl literarischen Einflüssen seinen Eingang in die Reichssprache (bezüglich *cerve* wissen wir ja, daß es H. Etienne besser gefiel als *biche*: *cavalle* wie *cerve* schließen sich ja besser dem Lat. an und ergeben nur eine leichte Veränderung des Mask.) und wohl literarischen Patois seine Einführung in die östlichen Dialekte. — Zum Begriff einer südwestfranz. Dediminutivisation wäre vielleicht zu bemerken, daß, wenn Gill. in den Linien *ll* > *t* und *m u s e l l u s > *mus* Isoglossen sieht, deren erste die zweite bestimmt, andere sagen könnten (wie Tappolet in dem Morf-Festband tatsächlich gesagt hat), daß diese Isoglossen nicht v o n e i n a n d e r abhängig sind, sondern sich aus der d i a l e k t i s c h e n S o n d e r s t e l l u n g S ü d w e s t f r a n k r e i c h s überhaupt erklären, und sich nicht wundern, wenn speziell galloromanische Neuerungen in jenem mehr pyrenäo- als galloromanischen Winkel nicht durchgedrungen sind: von den Beispielen, die Gill. durch Dediminutivisation erklärt, steht n o v u s (statt n o v e l l u s) spanischem *nuevo* ebenso nahe wie im Südosten *vin neuf* einem ital. *vino nuovo*, ein *vin neuf* kommt auch (in der der Arbeit beigegebenen Karte nicht eingezeichnet!) nach dem Atlas im Dép. Pyrénées-Orientales vor, wo das katal. *juillol* wie so vieles andere Katalanische (auch *clavellina* ‚Nelke'!) zuhause ist :

Bei clavellus ist sowohl das Sachgeschichtliche wie das Historische vernachlässigt: clavellus ist für Gilliéron nur eine zweckvolle Bildung, die die Homonymie der beiden *claus* verhindern soll (S. 2): «C'est pour l'éviter que clavus a créé clavellus. Ce clavellus ne saurait être un diminutif. Sa substitution à clavus est très ancienne et bien antérieure à l'emploi usuel de l'article, qui aurait peut-être pu rendre tolérable l'existence de l'homonyme», und später wird die Koexistenz des dediminutivisierten, sekundären *le klau* ‚Nagel' und des primären *la klau* ‚Schlüssel' bezeichnet als ein «procédé que, en pleine possession de l'article, elle [die Sprache] peut appliquer à ce mot sans qu'il en résulte un grave inconvénient: clavel < le *klau*, clavis < la *klau*». Damit wird nun aber die Geschichte des Artikels auf den Kopf gestellt: der Wandel *-av* < *-au*, der einer singulären romanischen Einzelsprache eigen ist, wird so vor die Ausbildung des gemeinromanischen Artikels verlegt. Tatsächlich ist ja auch clavellus in der Bedeutung ‚Nagel' bei Marcellus Empiricus, einem Zeitgenossen Theodosius', belegt, also Ende des 4. Jahrh., während nach Meyer-Lübke, Einf. S. 192, Anfang des 4. Jahrh. noch kein (ständiger) Artikel vorhanden war. Und selbst wenn die zu letzterem Raisonnement führenden Schlüsse der Romanisten falsch sein sollten, so bleibt innerhalb der Darstellung der Entwicklung des Artikels, wie sie Meyer-Lübke, Zeitschr. f. rom. Phil. XIX, S. 505 gibt, die Möglichkeit, daß bei Sachbezeichnungen (wie bei Abstrakten) der Artikel zuerst nur in Verbindung mit determinierenden adnominalen Bestimmungen auftrat, daß also als präromanischer Zustand *pater ille, clavis illa sicura, clavus ille solidus*, aber *clavis, clavus*

dieses *juillol* ‚Juli' kann sich auf den Beleg der Vida de S. Alexis berufen; wenn anders dieses aber altes Gut ist, warum sollte das südwestfrz. *juil* nicht ein altes (nicht dediminutivisiertes) *julh* sein? Wenn *pot* grade nur in Südwestfr. ‚lèvre' und ‚baiser' bedeutet, so muß *pot* nicht aus *poutoun* rückgebildet sein, da auf der Karte *baiser* in Nordfr. auch *bouche* neben *bec* sich findet. Es bleibt also *mus*, aber wenn wir etwa auf der Karte *foyer* ein *lar* finden (das übrigens auch außerhalb des Dediminutivisationsgebiets, in dem Dép. Pyrén.-Orient. auftritt und daher nach Spanien weist), so werden wir eben hier sehr archaische Sprachverhältnisse erkennen. Machen wir nun die Probe mit anderen Karten: auf der Karte *oeillet* findet sich im Dediminutivisationsgebiet nur *oeillet* (hier könnte man von *oeilletier* ausgehen oder an bewußtes Scheiden von *oeuil* ‚Auge' -*oeuillet* ‚Nelke' denken), dagegen im Punkt 602, weit entfernt von der *ll* > *t*-Linie, ein *un ul'*. Auch die Karte *oiseau* zeigt im Südwesten *auzet*, die Karte *navet* im *ll* > *t* - Gebiet ein *nabet*, gerade außerhalb desselben *nap* (auch im Dép. Pyr.-Orient!), die Karte *ormeau* zeigt *orm* im Südwesten, aber auch in allen möglichen anderen Gegenden, ebenso steht es auf der Karte *taureau* (neben südwestfrz. *taur* steht das wie *mulet* zu erklärende *brau* ‚junger Stier' = lt. *juvencus*) und der Karte *noeud* (hier ist *noeud* natürlich auch südwestfrz., hart an die Dediminutivisationszone schließt ein *nodet, nodel*-Gebiet). Das Problem der geographischen Verteilung des -ellus- Suffixes in Frankreich ist also noch zu lösen.

(noch ohne Artikel) anzunehmen ist, so daß clavis und clavus, wenn sie auf der Stufe *klau* zusammentrafen, noch unartikuliert, daher der Verwechslung ausgesetzt waren. Abgesehen davon, daß wenn die Sprache eine zweckvolle Unterscheidung durchführen wollte, der gerade sich ausbildende Artikel ein bequemer Behelf gewesen wäre. Und schließlich haben ja *la clau* und *lo clau* im Altprov. (vgl. die Belege bei Raynouard und Levy) tatsächlich bestanden und bestehen noch heute im Katalanischen: die Verhältnisse im Altprov. sind sogar dieselben wie die vorhin bloß supponierten präromanischen: in einigen Fällen stand der Artikel, in anderen nicht, so daß ein Satz wie *una peyra que iesqua defora en maniera de clau* wirklich zweideutig war, so zweideutig („*clus*"!), daß, wie ich glaube, sogar Raynouard mit seiner Übersetzung ‚clef' einen Bock geschossen hat. Ein sichereres Kriterium als die immerhin strittige Frage des präromanischen Artikels ist der zum Zustandekommen der Homonymie notwendig vorauszusetzende Schwund der Auslautvokale: ziehen wir das *Nodelus* des Polypt. Irminonis zu Rat, so geraten wir in das 1. Viertel des 9. Jahrhunderts. Aber clavellus ist schon im 4. Jh. wenigstens geschaffen worden.

Ferner, ist es nicht ein Zirkelschluß, wenn Gilliéron S. 2 zuerst den Satz aufstellt: clavis und clavus seien miteinander lautlich zusammengefallen, dann aber, bei der Erwägung Halt machend, daß schon vulgärlat clavus < claus geworden war, so daß eigentlich clavis, nicht «le premier occupant» clavus hätte Platz machen müssen, ein clavus (nicht claus) gewissermaßen gewaltsam (durch Annahme der Einwirkung „literarischerer" Patois oder des Plurals) herstellt, das nun mit clavis zusammenfallen kann? Und ist die Technik, mit der er clavi auf clavus einwirken läßt, so weit verschieden von der der ebenda befehdeten «linguistes», die ja auch bei ovum < roman. * ovum das *v* vom Plural aus importiert sein lassen? Überdies hat ja der logudor. Reflex ein clavus (Meyer-Lübke, *Etym. Wb.*)! Und ist es nicht natürlicher, das Eintreten von clavellus statt clavus (und das Unterbleiben des eher zu erwartenden clavella oder clavicula, *clavitta*[2]) für clavis dadurch zu erklären, daß clavellus[3]) zur Zeit der drohenden Miß-

[2]) Nach God. gibt es auch ein *clavele* ‚petite cle' und bis auf den heutigen Tag hat sich *clavette* gehalten, allerdings in verkleinernder Bedeutung. Daß *cheville* noch in semantischem Zusammenhang mit *clavis* ist, sieht man aus *n'i ont cheville ne closture* bei Marie de France. Heißt nun zwar der Nagelschmied bei Schopperus *clavicularius*, so verfertigt er doch *claviculas* ‚Riegel' (*ostia claviculis claudere sive voles* bei Beck). Die Bedeutung ‚hölzerner Nagel' hat auch eng. *claviglia* (Pallioppi; noch besser zu sehen aus Satz 26 in Gartner's Handbuch), während im friaul. dagegen *traviglis* hölzerne wie eiserne Nägel umfaßt.

[3]) Damit soll die Möglichkeit des Gefährlichwerdens der Homonymie nicht im allgemeinen geleugnet — wird sie doch von allen Sprach-

verständlichkeit des *klau* schon vorhanden und für den Begriff ‚Nagel‘ nur „adaptiert“ wurde? Ebenso hatte c l a v u s im Lat. auch das c l a v a r e neben sich, das c l a v i s versagt war (c l a u d e r e konnte ja nicht als etymologisch zu c l a v i s gehörig empfunden werden). Es ist vom sachlichen Standpunkt von vornherein begreiflich, daß eher bei c l a v u s als bei c l a v i s ein Diminutivum eintreten konnte: beim Schlüssel ist von jeher trotz Veränderung des Verfertigungsmaterials (die meisten römischen Schlösser und Schlüssel waren noch aus Holz, erst im 10. Jahrh. sind die Schlüssel ausschließlich aus Eisen gewesen, während von jeher eiserne Nägel gebräuchlich waren, vgl. Beck, Geschichte des Eisens) das Wort der Ursprache konservativ beibehalten worden, sowohl in den indogermanischen wie noch einmal in den romanischen Sprachen: griech. κληίς, lt. c l a v i s, deutsch Schlüssel, ablg. *kl'učĭ* — fr. *clef*, it. *chiave*, sp. *llave*, ptg. *chave*, rum. *chĭeie*, während beim Nagel mit seinen vielgestaltigen Formen die verschiedensten Anschauungen maßgebend waren: griech. γόμφος, lt. c l a v u s, dtsch. *Nagel*, slav. *gvozdĭ*, — rtr. *aguotta*, fz. *clou* [daraus entlehnt sp. *clavo*, ptg. *cravo* und wahrscheinlich auch it. *chiovo chiodo*[4])], ptg. *prego*, rum. *cuĭŭ* (wohl Bedeutungslehnwort

historikern in der Morphologie berücksichtigt — sondern in neuere Zeit verlegt werden. Tatsächlich sind ja die großen lexikalischen Umwandlungen des Frz. erst im 16./17. Jahrhundert abgeschlossen. Die Erklärung wird eben darin zu suchen sein, daß die Nasalierung, das Verstummen der Endkonsonanten, der Verfall der Deklination vorher zum Abschluß gelangt sein mußten, ferner auch in den mit Renaissance, Humanismus, dem internationalen und interdialektalen Verkehr in Zusammenhang stehenden Erscheinungen. So ist ja nicht recht einzusehen, wieso ein afrz. *haim* mit gesprochenem *h* und *m* ein mutilé phonétique sein konnte. Erst 1464 (Lagadeue, Catholicon, bei God.) mußte ein *haim* durch *ameçon*, *amechon* erklärt werden und bei Brunot Hist. d. l. langue frç. figuriert es unter den im 16. Jahrh. als mots vieux zu bezeichnenden Wörtern. Ebenso schwindet ja *raim* = *ramus* im 16. Jahrh., während es die Plejade erhalten will (Brunot bei Petit de Jullev. III, 796). Und ebenso ist *clore* (Brunot, Hist. III, 108) im 16. Jahrh. im Untergang begriffen. Daraus erhellt, daß bei der autoritativen Stellung der Grammatiker und der Sprache von Paris in Frankreich die Beseitigung vieler Homonymien weit mehr auf w i l l k ü r l i c h e Aktion der Orthoepiker zurückzuführen ist als etwa in einem Lande wie Portugal, wo die »cohabitation de deux mots en une Forme«, wie Gill. so ausgezeichnet sagt, durch die zahlreichen Konsonantenausfälle an der Tagesordnung ist (*soalho* 1. Fußboden, 2. sonniger Platz; *vingar* 1. rächen, 2. erreichen, 3. intrans. reifen; *pregar* 1. nageln, 2. predigen etc.) Es ist ja bekannt, daß die fr. Grammatiker, wenn ihnen ein Ausdruck doppeldeutig erschien oder Doppelformen sich ergaben, in die Doppelformen Bedeutungsdifferenzen hineintrugen Homonyme zu eindeutigen Wörtern zu machen strebten.

[4]) So wäre die Doppellautung *chiovo*, *chiodo* (die Hypothese der Einwirkung von *claudere*, die sich auf die bei Ducange belegte Rücklatinisierung *claudus* nur wenig stützen könnte, müßte wieder zu

nach slav. *gvozdĭ* ‚Keil', ‚Nagel'), log. *frisu.* Beim Schlüssel ist das dominierende Merkmal der Verschluß, beim Nagel spielt Größe und Gestalt die Hauptrolle. So sagt denn Hans Sachs (zitiert bei Beck II S. 496): „Ein Nagelschmied bin ich genannt / Mach eisern Nägel mit der Hand, / Allerlei Art auf meinem Amboß, / Kurz und lang, klein und auch groß, / Bühnnägel, Schloßnägel, dazu / Faßnägel, Schuhzweck, auch machen tu, / Haltnägel, Pfennignädel stark / Find man bei mir am offnen Mark", während sein Schlosser (S. 477) nur „Rigel, Bender, Schlüssel und Schloß" anpreisen kann. Ebenso sagt der clavicularius des Schopperus (S. 496) „sive placet magnis [sc. clavis] tibi, sive minoribus uti". Indem also clavellus sowohl als a priori gerechtfertigt erscheint als auch tatsächlich verhanden ist, steht nichts der Annahme im Wege, die Sprache hätte das neben clavus vorhandene clavellus sich zunutze gemacht. Damit ist der volitive Absichten der Sprache zuschreibende Satz „Ce clavellus ne saurait être un diminutif", wie ich glaube, widerlegt. Gilliéron zeigt ja oft Anklänge an die von Wundt so genannte „Erfindungstheorie" von der Gabelentzens, nur daß dieser neben das Deutlichkeitsbestreben und als Gegengewicht gegen dieses noch die Bequemlichkeit setzt, und Wundts Worte gelten somit auch in unserem Falle: „die Lautunterscheidung ist hier nicht aus der Begriffsunterscheidung hervorgegangen, sondern umgekehrt diese aus jener, und wo sich überhaupt Motive derselben vermuten lassen, da führen sie auf Assoziationen zurück, die hier wie überall einem unwillkürlichen psychischen Mechanismus angehören" (Wundt, Völkerpsych. II, 482).

Ich habe schon erwähnt, daß sachgeschichtliche Erwägungen uns bei der Beurteilung onomasiologischer Vorgänge wie der Umbenennung des Nagels (clavus < clavellus) leiten müssen. So bedeutet clavellus im Mittelalter nicht nur ‚Nagel', sondern 1. auch ‚anneau du haubert' (God.) in Texten der verschiedensten Provenienz und daß *claveau* als von *clou* semantisch verschieden empfunden worden ist, sieht man aus dem Nebeneinander der beiden in dem Satz *as cloux d'argent estoit chascuns claviax rivés*; prov. *clavel* ‚pélerine de mailles', vgl. Levy; in diesem Sinn vielleicht nach anellus gebildet, 2. ‚Riegel', das der Dict. gén. von clavis ableitet: *quand de la porte ont le clavel fermé* in dem von einem champagnischen Autor stammenden Aimery de Narbonne, vgl. das bei God. aus dem Roman de Renard zitierte Beispiel und bei Ducange *item voluit et concessit, quod non claudantur ostia vel clavellentur hominum dicti*

---

einer „literarischen" Entlehnung greifen; warum ist der Vokal *o* nicht von *chiudere* beeinflußt?) erklärt und hätte ihr genaues Analogon in der doppelten frz. Ableitung *clouvière, cloutière.* Das echtital. *chiavo* belegt Rig.-Bulle dreimal, einmal im Reim bei Dante. Auch im Jt.

castri, nisi pro homicidio vel contumacia, was Duc. mit ‚clava claudere, gall. *clouer*' (sic!) übersetzt, c l a v e l l a r e nach c a n c e l l a r e?, 3. ‚Geschwulst' sowie c l a v i c u l u s und c l a v u l u s (Duc.), in dieser Bedeutung in den meisten roman. Sprachen, 4. mit dem *claveau de ligne* ist vielleicht zusammenzuhalten das *claveaus de sa lance* des Thebenromans, 5. Gewürznelke, vgl. katal. *clavell, clavellina*, kurz zur Bildung eines c l a v e l l u s mögen verschiedene Umstände beigetragen haben.

Dabei bin ich überzeugt, daß Gill.'s Konstruktionen die historische Grundierung nicht zu scheuen brauchen[5]): so kann

ist *chiavare* doppeldeutig: man mußte deshalb jedesmal präzisieren, was gemeint sei: *fecero chiavar la porta della torre* e la chiave g i t t a r e *in Arno*; *ti fia chiavata in mezzo della testa* c o n m a g g i o r c h i o v i, *che d'altrui sermone*. Und wo *chiavare* nicht näher erklärt wurde wie in der Ugolino-Episode *Ed io senti' chiavar l'uscio di sotto All'orribile torre*, da mußten die Kommentatoren den ‚Schlüssel' zur Stelle zu finden suchen! So wird es sich auch erklären, daß Gill.'s Regel, daß auf das Substantivum momentan die Verbalableitung folgen muß, bei it. *con grossi chiavi chiavellare* (Tav. Ritonda) durchbrochen wird: *chiavellare* ist unzweideutig, nicht aber *chiavare*; *chiave* kann neben *chiavellare* bestehen wie gasc. *clau* (dediminutiviert) neben *clavellare* (survie). Fürs Port. bemerkt Nobiling *Arch. f. d. Stud. d. neu. Spr.* CXX S. 392 anläßlich des Ansatzes *clavelho* = *clavĭculus; cavilha* = *clavīcula*, daß „sich im Port. anscheinend Ableitungen von clavus und solche von clavis vermengt haben". Vielleicht kann man hierherziehen, daß der *Donat proençal claus* mit *clavis*, *clausit*, *clusit*, übersetzt, nicht aber mit *clavus* (vielleicht war schon *clavel* der Vertreter von *clavus!*) daß aber bei *desclavar* die Manuskripte zwischen *clavos* und *claves extrahere* schwanken. — Das acamp. *clabasse* ‚zu einem Besitz gehören', das Meyer-Lübke Et. Wb. s. v. c l a v u s als Ableitung bringt, könnte übrigens ebenfalls ein c l a v a r e ‚schließen' sein (vgl. 1998a *c l u s i a r e log. *inkujar* ‚ein Besitztum zur Weide einzäunen' und 2392 *cuneare* > log. *kundzadu* ‚Umzäunung'). — Während Raynouard ein c l a v a r ‚fermer à clef' hat, findet sich überhaupt kein *claver* bei God. Es sei daher ein *claver* ‚nageln' hinzugefügt: Rabelais sagt von Diogenes, *il clavoit son tonneau* (II, 8), das natürlich Latinismus sein kann.

[5]) Ist Marcellus Empiricus wirklich aus Burdigala, so bekräftigt das bei ihm belegte c l a v e l l u s Gill.'s Vermutung über dessen urspr. Area. — So sind auch für Gill.s Äußerungen über das Eintreten von *claveau* statt *haim* zwei Rabelais-Stellen bemerkenswert. (I 297 Ausg. Marty-Laveaux) von *force provision de haims & claveaulx dont il* [der Teufel] *acouploit souvent les hommes & les femmes en compaignie ou ilz estoient serrez*, dagegen (III 11) *Ce sont hamessons par lesquels le calumniateur tire les simples ames à perdition eternelle*, wo sehr schon die Notwendigkeit, den mutilé phonétique durch das Synonymum zu „stützen", zu beobachten ist. Gill.'s Anschauung begegnet sich nun auch mit der Thomas' (Rom. 1912), der *hameçon* nicht auf ein schon latein. **hamex* zurückgehen läßt, sondern Neubildung nach *pot* — *poçon* etc. annimmt (vgl. sp. *-zuelo -cinho*). Allerdings ist es nicht nötig, ein *samet*, das erst spät belegt ist, als notwendige Vorstufe von *hameçon* anzusehen, da ja von *haim* ‚H a k e n' direkt nach *som* — [*somet* —] *homeçon* ‚S p i t z e' ein *hameçon* gebildet werden konnte, um so mehr als, mit Ausnahme von *feuçon* — i g n i c u l u s, alle von Thomas angeführten

man mit der linguistisch ermittelten Tatsache, daß *clou* im Dordogne-Loire-Gebiet nicht bodenständig ist, die historische zusammenhalten, daß die Nagelschmiede bis ins 16. Jahrh. zuerst in der Nähe der Hauptsitze der Eisenerzeugung, also im Norden (Champagne, Lüttich, vgl. Beck II S. 854), sich niedergelassen hatten, später aber in die großen Städte zogen, so daß ihre Terminologie notwendigerweise eine nordfranzösische und „literarischere" sein mußte. Wenn wir nun noch daran denken, daß im 16. Jahrh. die Nagelschmiede wenigstens in Deutschland (Beck II S. 1017) in „große" und „kleine" eingeteilt wurden, so werden wir *cloutier* ‚Nagelschmied' = c l o u e t — i e r erklären (vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II 398, Nyrop, Gramm. hist. III § 89, 379, 428, die sich auf die mittelalterlichen Formen *cloueter*, *claveter*, *clavetour* [bloß nördlich], *clouatier* stützen, deren letzte wohl nach *savetier*, *savatier*; *courretier*, *couratier* gebildet ist) und dementsprechend das Verbum *clouter* im Westen = afz. *cloeter* (vgl. God. *cloetées*) fassen: mindestens konnte *cloutier* das Verb *clouer* in *clouter* umwandeln, wie ja überhaupt die *-ter*-Bildungen oft eine technische Bedeutung haben *(tuyauter*, *biseauter* etc. neben den mehr scherzhaften wie *pianoter*, *siroter)* und daher der Neologismus *clouter* als durchaus technischer Ausdruck ‚garnir de clous', *clouer* ‚fixer par des clous' bedeutet. Vgl. neben catal. *clavar* ein *clavatejar* ‚nageln' nach *clavatayre.* Daß *cloutier* ein nordfranzösisches Wort ist, sieht man aus der Halbkarte *cloutier*: für den Nagelschmied gibt es kein eigentlich südfranzösisches Wort: entweder erscheint *cloutier* an Orten, wo der Nagel autochthone Reflexe zeigt (c l a v e l l u s etc.) mehr oder minder nationalisiert, oder ein sklavisch dem lokalen Reflex für ‚Nagel' nachgebildetes *clavellaire*, *clabatou*, *cloulatier*, sogar *cloutrier* im Dép. Creuse neben einem *cloutre* ‚Nagel' in 703 oder es wurde offensichtlich das gefragte *cloutier* von den „Sujets" nicht verstanden und bald mit *marchand de clous*, *fabricant de clous*, *qui fait des clous*, *ferrant*, oft mit dem Achselzucken der Unwissenheit geantwortet. Wieso haben wir nun in der Schriftsprache *clouer* — *clouter*, aber nur *cloutier?* Ebenso *cloutière* ‚Nageleisen', wenn es mit Meyer-Lübke Etym. Wb. 1984[6]) hierher

---

-çon-bildungen entweder Werkzeugs- oder Dimensionsbezeichnungen sind. Diese letztere Erwägung wird uns auch abhalten, *cornichon*, *folichon*, *Berrichon* mit pik. *clowechon* = afz. *clouveçon* zusammenzubringen, sondern umgekehrt Suffixübertragung (nicht von Appellativen auf Eigennamen) von Eigennamen auf - i c c a auf Appellativa annehmen lassen. — Zu *violier* und *violetier* (S. 9) kann man das *violier* des Eust. Deschamps und das *violetier* Olivier's de Serres (God.) zitieren. Vgl. *patater*, *fasoler* im Trentino, *violer* ‚Levkoje', *patatera* ‚Kartoffelstrauch', *fasoler* ‚Bohnenstrauch', *roseller* ‚Mohnpflanze' neben *rosella* ‚Mohn') im Katal.

[6]) Sollte das daselbst zitierte dol. *clavüre* ‚Schloß' nicht unter c l a v i s gehören?

gehört? Ich meine, eben wegen der technischen Bedeutung der Wörter *clouter, cloutier, cloutière.*

Ganz anders ist der Gedankengang Gill.'s, der nicht sachgeschichtlichen, sondern sprachgeographischen Problemen nachforscht: er trennt das westfrz. *clouter* von dem ostfrz. *clouter*, jenem gilt sein genialer Gedanke, das Verschwinden von afz. *clore* im Nfrz. aus dem Zusammenfall der Formen dieses Verbs mit denen von *clouer* zu erklären — in einer Anmerkung ist dieser schöne Einfall so nebenhin hingestreut. Nur befremdet wieder die teleologische Ausdrucksweise, das westliche *clouter* statt *clouer* „nous paraît dû à la sécurité qu'il présentait contre la confusion menaçante de c l o u e r et c l o r e", weil 1. dieses c l o u t e r „est le seul [unter den *-ter*-Verbalableitungen] qui exprime une action aussi directe par rapport au substantif" — aber das ist ja die Folge des Einrückens an Stelle von *clouer*, welches selbst eine weitere Bedeutung als etwa das deutsche ‚nageln' hat (*clouer une caisse* etc.), 2. „il est le seul qui succède à un mot déjà existant comme une forme fausse à une forme correcte. Comprendriez-vous *pouter* pour „pouiller", *trouter* pour „trouer"? — aber eben die Einreihung unter die t e c h n i s c h e n Bezeichnungen auf – *ter* ist es, die *clouer* durch *clouter* ersetzen ließ. *pouiller* ist kein Handwerk und es gibt keinen *troutier.* Sollte es also nicht eher — ähnlich wie im Falle c l a v u s < c l a v e l l u s — heißen: das s c h o n v o r h a n d e n e *clouter*, das einerseits ein afz. *cloueter* darstellen, anderseits unter dem Einfluß von *cloutier* stets neu gebildet werden konnte, speziell im Osten, was ja Gill. annimmt, durch eine nach dem Plural analogische Substantivform *clout* begünstigt wurde, bot ein gutes Auskunftsmittel, um die gefährliche Homonymie zu vermeiden? Bemerkenswert ist nun, daß Gill. den Konkurrenzkampf zwischen *clore* und *clouer*, der durch den Sieg des tertius gaudens *clouter* entschieden wurde, nur für den Westen annimmt, wo die Karte *fermer* keine *clore*-Reste mehr aufweist, während er für das östliche *clouter* auf *clout* (nicht die Konkurrenz mit *clore*) zurückgeht: der Osten zeigt *clore* noch recht häufig, allerdings mit beginnenden Dekadenzsymptomen (Formen mit s-Stammauslaut wie in schrift-sprachl. *nous éclosons*, *clouter*-Formen etc. vgl. noch Jaberg, *Assoziat. Erscheinungen* S. 43, 70, 78); *clore* blieb also im Osten länger, ich erkläre mir dies daraus, daß das von *clout* denominal gebildete östliche *clouter*[7]) offenbar eher die Scheidung von *clore* aufrechterhalten konnte

[7]) Auch das dem *clouter* benachbarte *clouler* könnte auf eine analogische substantivische *-l*-Form zurückgehen: vgl. bei Wißler, Schweiz. Volksfranz.: Formen wie *toil*, *parapel* (S. 38), ferner die Ableitung *pruneaulier.* Zu den von Gill. zitierten *-ola*-Verbalformen, die natürlich auch in Betracht kommen, vgl. bei Wißler S. 46: *carolé* (von carreau).

als das durchaus „technische“ und fakultative westfrz. *clouter* (vgl. die Punkte 247, 262, wo *clouter* in speziellererer Bedeutung neben *clouer* vorkommt). Wenn nun aber auch hier *clore* zu schwinden beginnt, so wird ihm die lautliche Ähnlichkeit selbst mit einem *clouter*, *clouler* gefährlich: sehen wir doch, daß auch *coudre* und *clouer* einander bekämpfen (Punkt 443, 445, 483, 484, 493 der Karte *clouer* zeigen *kutr*, *kut* = coudre)! Ich glaube, diese Argumentation ist im Sinn Gilliérons.

Gill. trennt also jedenfalls das *clouter* des Ostens von dem des Westens: wenn aber so verschiedene Motive in verschiedenen Gebieten dieselbe Form hervorbringen, sollte ein in den verschiedensten Gebieten auftretendes clavellus dem einzigen Wandel *av* < *au*[8]) und der dadurch notwendig gewordenen Homonymieausweichung seine Existenz verdanken? Sollten nicht auch sachgeschichtliche Probleme maßgebend sein? Ich bin mir bewußt, eine komplizierte Unklarheit an Stelle von Gillérons theoretischer Klarheit zu setzen, aber ist nicht jede Theorie eine Simplifikation der Realität?

Gilliéron als der Begründer der sprachgeographischen Methode tut recht daran, in grandioser Gradlinigkeit seine gigantesken Gedanken weiterzubauen: die Paläste, die er türmt, übertreffen an Großartigkeit all das Barackenwerk eklektischer Kleinkrämer. Wir, seine Schüler, werden dankbar sein, daß Gilliéron uns neue Probleme sehen gelehrt, wir werden aber Sprachgeographie, Wort- und Sachgeschichte zu vereinigen trachten und, sollte die Synthese nicht gelingen, mit Renan sprechen: *Nous croyons plusieurs choses à la fois .....*

Wien. L. Spitzer.

Caix de Saint-Aymour, Comte de, „*Belgicismes*“. Anvers, Imprimerie J. van Hille-de Backer, 1911 (Extrait des „*Annales de l'Académie royale d'Archéologie de Belgique*“), 42 S.

Für Belgien müßte die Arbeit, die Wißler für die Schweiz geleistet hat, noch geschrieben werden: Das belgische Volksfranzösisch, d. h. die französische Vulgärsprache, sofern sie nicht Schriftsprache und anderseits sofern sie nicht Patois ist, verdiente wohl eine monographische Darstellung. Eine kleine Vorarbeit für diese Aufgabe, die einem Kenner des Wallonischen sowie des Vlämischen zufallen müßte, ist das mir vorliegende Heftchen, das, von einem gebildeten Franzosen, der auf einen 25jährigen

---

[8]) Wenn tatsächlich südlich von der Loire schon das *au*-Gebiet begann, so müßten *Anjou-Angers*, *Poitou* und *Poitiers*, die sich verhalten wie *clou-clef*, ebenfalls nördliche, also fremde Bezeichnungen für diese Gebiete und Städte sein.

Aufenthalt in Antwerpen zurückblickt, gearbeitet, in der belgischen Tagespresse erregte Debatten hervorrief, indem patriotische Kritiker die vom Autor gebrachten Belgicismen dadurch zu eliminieren suchten, daß sie sie entweder als nicht speziell belgische Eigentümlichkeiten oder als überhaupt unbelgisch erklärten. Die Frage der „*Belgicismes*" begann auch Paris zu interessieren — das 1910 mit einem rauschenden Lacherfolg aufgeführte Stück *le Mariage de Mlle. Beulemans* von Fonson und Wicheler hatte das Publikum auf das belgische Französisch aufmerksam gemacht — und am 12. August 1911 erschien in der *Revue hebdomadaire* ein Auszug aus der Arbeit des Verfassers. Einem französischen Publikum muß die Tendenz des Grafen Saint-Aymour behagen, der, etwas pazifistisch in linguistischen Dingen gesinnt, am Schluß (S. 49) unserer Abhandlung meint, das Forschen nach Belgicismen werde „*enrichir notre langue commune, des deux côtés de la frontière factice* [sic!] *qui sépare les Français de France et les Français de Belgique*". Mögen wir auch über solche linguistische Suttneriaden lächeln, Interesse verdient das Verzeichnis von etwa 40 altfranz. oder mittelfranz. Wörtern, die im belgischen Französisch heimisch geblieben sind und etwa 50 „Belgicismen" im engeren Sinn, Provinzialismen, die sich in Frankreich nicht nachweisen lassen. Leider hat der Autor „*toutes les locutions appartenant au Wallon ou constituant de simples traductions du Flamand*" eliminiert — wahrscheinlich um eben die Sprachgrenze zwischen Frankreich und Belgien als „*factice*" erscheinen zu lassen. Grade für die Probleme der Sprachmischung hätte er ja Interessantes bieten können. Ferner stützt er sich nicht auf volkstümliche Erzählungsliteratur, sondern in ganz geringem Maß auf Selbstgehörtes — hauptsächlich aber auf die Zeitungen! *(Le Matin d'Anvers, L'indépendance belge, Étoile belge, Journal de Bruxelles)*. So findet sich allzuviel nach Kanzleidunst riechendes Sprachmaterial in seinem Verzeichnis *(acter* ‚rédiger un acte', *agréation, instaurer, intentionné, légitimé, rétroacte scrutiner, sublever, indaguer, ovationner* etc.*)* neben wirklich Volkstümlichem wie *clinche* ‚loquet', *évaltoné*, évaporé, *poulier*, marchand de volailles', *verdurier* ‚marchand de légumes', *parapluiterie*, *dracher* ‚pleuvoir' (= niederdtsch. *draschen*, Meyer-Lübke Rom. Etym. Wb. 2766) etc. So sind wohl auch Zeitungsfranzösisch Ableitungen wie *illusionnaire, infondé, inchangé* (z. B. *situation inchangée*), *interventionnisme*, auch das *jusqu'eres* des *Escaut* ist nur ein Talmi-Archaismus, und so werden wir selbständige moderne Entlehnung aus dem Latein selbst bei *indaguer* ‚enquêter' annehmen, wo, was der Autor nicht weiß, bei Rabelais *indaguer* belegt ist. Manchmal ist der angebliche Belgicismus nur ein Journalisten-Pariserisch, so die Bildung *urger* = ‚être urgent', die ja Rostand im „*Chantecler*" humorvoll gebrandmarkt hat. Aus dem Bisherigen wird klar, daß der

Autor ein interessantes Thema angeschnitten, nicht aber umoder auch nur erfaßt hat. Dabei belustigt es den Philologen, zu beobachten, wie der gebildete Laie, der glaubte, alle „*traduction du Flamand*“ beiseitegelassen zu haben, selbst offenkundige Germanismen in Hülle und Fülle, als „Bedeutungslehnwörter“ verkappt, angeführt hat (von dem Lehnwort *dracher* ‚regnen‘ gar nicht zu reden!): *livrancier* statt *fournisseur* nach dtsch. *Lieferant*, *procèder* ‚aimer les procès‘ nach dtsch. *prozessieren* (?), *fabricats* ‚objects fabriqués‘, *on ne goûte pas le poivre dans ce mets*, ein bekannter Fehler aller französisch lernenden Deutschen, *justifié* ‚autorisé à faire quelque chose‘ nach *berechtigt*, *lot* ‚billet de lotterie‘ nach *Loos*. Bei *coffre* ‚malle‘, *taille* ‚corsage d'une robe de femmé' *friseur* ‚coiffeur‘ kann man schwanken, ob die deutsche Bedeutung des Wortes aus dem belgischen Französisch stammt (für *Friseur* nimmt z. B. Seiler, *Entwickl. d. deutsch. Kultur im Spiegel d. Lehnworts* III 142, niederländische Vermittlung an) oder ob der belgofranzösische Sprachgebrauch ein Germanismus ist.[1])

[1]) Die Hauptquelle der Belustigung in dem erwähnten Stück «*Le mariage de Mlle Beulemans*» beruht eben in der Menge von Germanismen: man denke an unfranzösische Betonungen wie (I 1) *Lui, c'est encore rien. Mais e l l e , va jouer sur sa patte* (an sich auch rein franz., wurde durch die Betonung bei der Aufführung unfranzösisch), (II 13) *Moi, je lui donne Séraphin. — Oui, mais qu'est-ce que lui donne*, unfranzösische Wortstellung wie (II 16) *Au café, vous venez avec?*, (III, 1) *Mais, si on prend pas celui-là? Qui on prendra* (III, 18 in der Rede, die der Pariser Albert vor den Brüsslern hält und in der er durch Belgicismen seine Hörer zu kaptivieren sucht) *Oui, de Paris, je suis venu, mais, à Bruxelles, je reste*, (I, 12) *ça, moi je le sais. Mais je suis votre fiancée et ça je veux qu'on respecte*, (I 11) *je ne voudrais pas que ce petit qui n'a rien fait pour ça tombe dans la misère* (‚deswegen ins Unglück gerät‘). (II 13) *une propre nappe et des jattes dorées*, Ersetzung von Verbalformen durch Verb + Präpositionen (wie im Rätoroman.) *le comité est venu ensemble hier soir* (I 1), *on a dit tout dehors ce qu'on pense* (I 11), *ça ne sait pas dehors* ‚das kann nicht heraus‘ (II 1) *je veux dire mon cœur droit dehors* (III 18), unfranzösischer Präpositionen-Gebrauch: (II 4) *vous lui mettez des couvertures pour l'étouffer* ‚zum Ersticken‘ (II 11) *vous devez pas vous mêler avec ça*, (II 16) *qu'est-ce que vous allez faire a v e c le petit*, (III 6) *le président sonne avec sa sonnette;* besonders der Präposition *sur* (I 2): *prenez exemple sur ma fille*, (I 3) *je suis habitué sur elle*, (I 12) *je dois aller sur mon bureau*, (II 2) *si vous étiez un peu plus soigneuse sur le linge*, (II 2) *je suis assuré sur la vie*, (II 6) *j'ai une fois regardé ce qu'il avait sur Hortense*, (II 11) *M. Séraphin fréquentait sur une fille*, (II 17) *c'est mon fils qui aura trouvé quelque chose sur votre fille*, (III 3) *ça vaut mieux de profiter de suite sur les félicitations*, (III 9) *c'est sur nous que vous en avez, mademoiselle?*, ferner des von mir selbst oft in Belgien gehörten *après* in Sätzen wie (I 1) *un petit commis qui attend après ses maigres appointements*, Nachahmung von zusammengesetzten Adverbien (I 1) *elle ne sait pas le laisser cinq minutes tranquille avec cela* ‚damit‘, (III 18) *on ne sait pas là contre* ‚man kann nichts dagegen tun‘, (II 11) *comme-ça vous êtes prévenue et saurez là contre avant de vous marier*, Nachahmung deutscher Partikeln (I 13) *je vais u n e fois voir* ‚einmal‘, (II 6) *j'ai une fois regardé ce*

Der Verf. hat nicht bemerkt, wie interessante Bemerkungen über das Leben der Wörter seine so spärlichen Materialien gewährten: unter den interessanten (weil alten) Wörtern zählt er *(faire sa) commission* ‚aller aux cabinets d'aisance' auf, unter

---

qu'il avait sur Hortense, (I 13 Suzanne belehrt den „Pariser", wie er sich „belgisch" hätte ausdrücken sollen) *och! laissez seulement, ce n'est rien de porter un séau* (‚lassen Sie nur'), endlich Übersetzungen deutscher Wendungen wie (I 1) *il jette un œuil sur les camionneurs*, (I 11) *M. Albert a un œuil sur Mlle. Beulemans*, (I 12) *ça ne viendra tout de même pas sur un parapluie* (‚es wird nicht auf einen Hut ankommen'), (II 6) *Toutes ces chamailleries sont bêtes! Il n'y a rien dedans* (‚es ist nichts dahinter'), (passim) *mettez-vous* ‚setzen sie sich', II (16) *et vous soignerez pour lui* ‚sorgen für', (III 1) *on n'a pas difficile à choisir* ‚man hat es nicht schwer zu wählen', (III 5) *et nous autres on l'avait aussi tenu caché* (‚verborgen halten' im übertragenen Sinn), Vernachlässigung von Nuancen, die das Franz. auseinanderhalt (III 9) *je ne regrette pas qu'on a cassé* (statt *rompu* ‚brechen' im Sinn von ‚die Beziehungen abbrechen'), (III 9) *je pars pour cinq minutes* (statt *je sors*), (I 1) ‚*marier quelqu'un* passim statt *épouser*, *causer quelqu'un* ‚jemand sprechen' (*causer* tritt überhaupt für *parler* ein), *est-ce que vous avez du neuf?* (statt ‚du nouveau' im Sinn von ‚Neues', ‚Neuigkeiten'), (III 1) *c'est un si gros commerçant que Beulemans* (‚ein so großer Kaufmann'), (III 3) *c'est tant plus gentil de lui, que justement son père est arrivé* (‚es ist umso netter von ihm'), (II 2) *vous pincez la viande avec* (statt *la chair*), Ausbildung von Nuancen, die das Franz. nicht kennt (I 1) *mère est tout le temps en train de lui dire qu'il ne sait rien faire.* (II 16) *Suzanne, vous êtes en train de vous moquer de moi* (Anlehnung an engl. *I am going to* wie nach dem Verf. das so haufige *vous savez* nach *you know?*). Natürlich ist bei einem Vaudeville, das am Übertreiben Freude hat, in der Verwertung seines Sprachmaterials Vorsicht geboten, besonders dort wo der Belgicismus nicht nur die „Lokalfarbe" malen will, sondern auf komischen Nebensinn ausgeht (vgl. das obszöne gemeinte *fréquenter sur une femme*) und so wird auch die relativ geringe Zahl der Vlamismen zu erklären sein: es durfte das Verständnis dem feinen französischen Publikum von Brüssel (vielleicht wurde schon von Anfang an auf einen Pariser Erfolg gerechnet!) nicht erschwert werden und so finden sich denn nur die allzeit am leichtesten aus einer Sprache in eine andere ubergehenden Diminutiva *Suzanneke*, *fileke*, Interjektionen wie *oye*, *och*, und mit umstandlicher humoristischer Erklarung *bæntje* (‚avoir un penchant pour quelqu'un'). Aus dem geschriebenen Text laßt sich anderseits (außer dem *cuir*: *ça z'y est* II 2 und *séau* ‚seau' I 13) auch keine phonetische Abweichung konstatieren, während allerdings bei der Aufführung Tonfall und Aussprache gar sehr „belgisch" waren (das *e* in Albert geschlossen, das *o* in *causer* = *ǫ̆* etc., *séance* mit hiatustilgendem *į* etc.). Immerhin kann man in einigen Fallen mit linguistischen Behelfen die Richtigkeit der Karrikatur nachkontrollieren: II 16 *des cheveux crollés*, *des crolles* ‚Locken" das zu Kräuseln gehört (vgl. Grandgagnage), das erwähnte *viande* ‚chair', wo die Karte *viande* des Atl. lingu. die Verwechslung der beiden in der Reichssprache geschiedenen Wörter zeigt, *la baise* ‚le baiser', das auf der Karte *baiser* sich findet, *bonne-maman*, *bon-papa* für die Großeltern, aus Tappolet bekannt, *je ne sais pas* = ‚je ne peux pas' (z. B. I 1 *on ne sait pas même manger tranquille ici*), ebenfalls im Atlas zu finden, lauter Beispiele, die lebhafte Beeinflussung der Vulgarsprache durch die Patois bezeugen. Von Wörtern, die wir bei St. Aymour fanden, und auch in dem Vaudeville auftauchen, seien *dracher* und *verdurier* genannt.

den Wörtern *beaucoup moins intéressants... dont l'adoption n'enrichirait guère notre vocabulaire* dagegen *message* ‚course, commission'. Ganz offenbar ist das schöne altfrz. Wort *message* geblieben (man muß also keineswegs an den *messager qui va faire en ville les commissions* denken!), während das neue *commission* pejorative Bedeutung bekommen hat.

Wien. L. Spitzer.

Rühlemann, Martin. *Etymologie des Wortes harlequin und verwandter Wörter.* Dissertation Halle 1912.

Rühlemann hat sich die Mühe genommen, alle bisher ernstlich verfochtenen Harlekinetymologien kritisch zu untersuchen. Und so läßt er denn in buntem Wechsel an uns vorüberziehen: *Herodias* und ihr tanzendes Gefolge, den mytischen Britenkönig *Herla* und sein *Herlething*, den im Jahre 958 gestorbenen Grafen *Hernequin* von Boulogne in seiner angeblichen Hoillequin-Verkleidung, den Teufel *Herlechinus* des Ordericus Vitalis, den *Charles-Quint*, der noch heute in Hessen spukt, des Pariser Gerichtspräsidenten Harlay Intimus „*Harlequino*" und den Totentanz des Kirchhofes *Arlecamps* bei Arles. Dann geht es nach Italien: Der „Fresser und Bettler" *Arlotto e cocchino*, oder auch der lumpige Pfarrer *Arlotto* tauchen für einen Augenblick auf, und hinter dem Schlecker „*Ar-Lecchino*" zeigt uns der Dante'sche Teufel *Alichino* über den Pechmassen des Inferno seine greuliche Grimasse. Doch schon sind wir wieder in Frankreich, ganz im Norden, in der Normandie, und die „Hetz-Hunde" bellen durch die Lüfte, die *hèle-chien*, bis auch sie weichen müssen dem germanischen Totengott *Henno*, dem „Vernichter", hinter dem, weniger schrecklich, aber noch unheimlich genug, der *Erlkönig* seine Zauberweisen erschallen läßt. Und dann erscheint der „König der Hölle" *Hell's king*, und zum Schluß, nachdem die „Schar der Hölle" (*Helle-kin*) vorübergezogen und das Höllenkind (*Helle-kint*), enden wir in der kleinen Hölle (*Helle-kin*) die persönlich und männlich aufzufassen ist.

So unwahrscheinlich dem Fernstehenden die zuletzt erwähnte Etymologie scheinen mag, es ist der Erklärungsversuch Grimms (1844, Band II, S. 894), dem sich Rühlemann angeschlossen hat.

Während aber Grimm, nur mehr nebenbei, im Rahmen seiner großzügigen mythologischen Darlegung, die Etymologie *Helle-kin* = „kleine Hölle" als Vermutung ausspricht, sucht Rühlemann eine Reihe neuer Belege aus dem niederdeutschen (vlämischen) Sprachgebiet für die Richtigkeit der Grimmschen Annahme beizubringen: Er bemüht sich, den Stamm, wie die Endung des Wortes als germanisch nachzuweisen und nimmt für den Über-

gang von hellequin zu herlequin Analogiewirkung des altfranz. Wortes helle, *herle* (Lärm) an.

Methodisch ist gegen Grimm, wie gegen Rühlemann einzuwenden: Es ist nicht einwandfrei nachgewiesen, daß die älteste Belegstelle „*Herlechinus*" (Ordericus Vitalis) auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes enthält. Und damit fällt auch die Sicherheit bezüglich der ältesten Form. Über die Unsicherheit der Überlieferung darf uns nichts hinwegtäuschen, auch nicht die Möglichkeit, auf rein grammatischem oder rein logischem Wege zu einer anscheinend befriedigenden Etymologie zu gelangen. Der geschichtliche Weg braucht nicht der logische gewesen zu sein. Und e i n sicherer geschichtlicher Beleg ist mehr wert als zwei logische. Das gilt auch von den Vermutungen Rühlemanns bezüglich meiner eigenen Harlekinhypothese. Meinen Nachweis, der Harlekin des Theaters sei der altfranzösische Teufel Herlekin („der Ursprung des Harlekin, ein kulturgeschichtliches Problem", 1904), sieht Rühlemann als endgultig an und erklärt sich mit ihm einverstanden. Nun hatte ich im Vorwort (S. VI, Anm. 1 der Buchausgabe) eine besondere Arbeit über den Ursprung des altfranzösischen Teufels Herlequin angekündigt, im übrigen aber über dessen Herkunft wohlweislich bis heute geschwiegen (der zweite Teil meiner Arbeit wird erscheinen, sobald mein zu unerwartetem Umfang angewachsenes Material die von mir gewünschte Form erhalten hat).

Und doch sagt Rühlemann, ich sei „offenbar" von dem romanischen Ursprung des altfranzösischen Teufels Herlequin „zu fest" überzeugt. Wo bleibt der geschichtliche Nachweis? Könnte man z. B. auf Grund meiner Etymologie zu „*blesquin*" (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 123, 200—204) nicht auch anders vermuten?

C h a r l o t t e n b u r g. Otto Driesen.

Schellens. J. *Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache.* Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1912. XLVIII, 512 p.

Der stattlichen Reihe bequemer Taschenwörterbücher fügt die Verlagsbuchhandlung zwei neue (französisch-deutsch., deutsch-französisch) hinzu. Die Auswahl der Wörter ist nach der Hand- und Schulausgabe des Enzyklopädischen Wörterbuchs von Sachs-Villatte zweckmäßigst getroffen. Die Verlagsbuchhandlung hat den Wert einer phonetischen Umschrift der modernen Fremdwörter auch für ein weiteres Publikum erkannt und fügt deshalb weitherzigst jedem geschriebenen Wort seinen Lautwert bei.

Viel Platz für die Erklärung der phonetischen Zeichen gibt sie allerdings im vorliegenden Bändchen nicht her: auf zwei Oktavseiten wird der gesamte Lautstand des Französischen zur Darstellung gebracht. In den „Original-Unterrichtsbriefen" desselben Verlages sich eingehenderen Rat zu holen, wird man nicht jedem Benutzer des Wörterbuchs zumuten können.

Bei dem Versuche, die fremden Laute dem großen Publikum in möglichst laienhafter Form verständlich zu machen, begeht die Verlagsbuchhandlung Fehler und schreibt Ungenauigkeiten, gegen die Sprachwissenschaftler seit langem ankämpfen und die scharfsichtige Laien verwirren müssen. Exaktheit darf auch der allerelementarsten Beschreibung nicht fehlen. Man liest, daß in *loi*, *demeurer*, *fouet*, *ruine* sich „flüchtig gesprochene, nur wenig hervortretende Vokale" finden. Niemand wird hören, daß die in Betracht kommenden Konsonanten (um solche, nicht Vokale handelt es sich zum größten Teil) in *loi*, *fouet* oder *ruine* weniger hervortreten als z. B. das anlautende *l* oder *f* oder *r*. — Was ist ein „tiefes, reines *a*"? — Was ist der „son mouillé"? — Die Lautschrift *nj* leitet den phonetisch Ungebildeten dazu an, den typisch germanischen Fehler zu machen, der dem Franzosen so sehr auffällt. Grad in solchen Fällen ist eine Bemerkung über den Unterschied zwischen französischer und deutscher Artikulation erwünscht. — „Die in der Aussprachebezeichnung sonst vorkommenden deutschen Buchstaben werden wie im Hochdeutschen gesprochen". Zitiertes Beispiel: (ßewerité); der Süddeutsche wird den ihm vertrauten bilabialen Reibelaut statt des labiodentalen, der Norddeutsche dafür stark aspiriertes [*t*] statt des bekannten romanischen sprechen. — Kurz und gut, eine Erweiterung des phonetischen Teiles in dem Sinne, daß gerade die Unterschiede zwischen französischer und deutscher Artikulationsgewohnheit hervorgehoben werden, wird jeder Laie bestens begrüßen. Denn in den üblichen Schulgrammatiken, in denen er wohl sonst Rat holen dürfte, findet er ja auch nur Lautbeschreibungen, die er wegen ihrer Fehlerhaftigkeit nur selten begreifen kann.

H a m b u r g. FRITZ KRÜGER.

Winkler, Emile. *La doctrine grammaticale française d'après Maupas et Oudin.* Halle a. S., Max Niemeyer 1912. 8. X u. 297 S. Pr. Mk. 12.—. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 38.)

Band III, S. 28 seiner trefflichen „*Histoire de la langue française des origines à 1900*. Paris 1909", bemerkte F. Brunot: „*Un des premiers grammairiens qui essaie de recueillir et d'enseigner la langue* [*franç.*] *ainsi reformée est Anthoine Oudin . . . . . L'œuvre entière de ces Oudin, celle de César et celle d'Anthoine, son fils,*

mériterait d'être étudiée en détail" und ebenda S. 30 „*Sa grammaire n'est pas un chef d'œuvre, tant s'en faut. Elle est un document utile, elle précise des dates pour une période ou nous n'en connaissons guère et montre, comment le travail de reforme de la langue s'y poursuivait...... J'ai l'intention d'en donner prochainement une édition critique, après l'édition de Maupas qui est en préparation.*" Keine dieser beiden Ausgaben ist bisher, soviel ich weiß, erschienen, und E. Winkler will sie nun wohl durch seine Arbeit ersetzen; denn nach seiner Préface hat er darin „*essayé d'établir, suivant l'ordre et les termes modernes, la doctrine* der beiden Grammatiker aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. „*dont les travaux doivent être étudiés ensemble*". Ich muß nun freilich gestehen, daß, so weit es sich dabei lediglich um die Zugänglich- und Nutzbarmachung von *documents utiles*, sei es für die Geschichte der französischen Sprache, sei es für die der französischen Grammatik, handelte, mir eine vollständige Wiedergabe der Originalausgaben zweckdienlicher erschienen wäre, zumal, wenn durch Erläuterungen und Indices die Verwertung dabei tunlichst erleichtert würde. Es kommt hinzu, daß in sprachhistorischer Hinsicht wenigstens Oudin bereits von Brunot im dritten Bande seines vorerwähnten Werkes ausgiebig ausgebeutet worden ist, wie das auch Winkler selbst in einer Anmerkung seiner Préface zugibt. In der Geschichte der französischen Grammatik freilich war Maupas' wie Oudins Platz noch nicht hinreichend präzisiert. Diese Aufgabe zu lösen hat sich W. aber gar nicht gestellt. Er hat zwar mit Sorgfalt die Veränderungen, welche Maupas selbst und später Oudin auch vom grammatisch-technischen Standpunkt aus an ihren Sprachlehren vorgenommen haben, verzeichnet, aber über ihre Stellung zu ihren Vorläufern fast gar nichts und zu ihren Nachfolgern nur weniges angemerkt. S. 4 bemerkt er, wie schon vor ihm Brunot, hinsichtlich Oudin und Vaugelas, daß „*l'on trouve chez les deux auteurs des ressemblances si surprenantes, qu'il semble qu'on doive admettre que Vaugelas a connu la grammaire d'Oudin*", begnügt sich aber dafür „*un exemple pour beaucoup d'autres*" beizubringen. Nur an einzelnen Stellen („*partout où cela m'a paru être de quelque utilité*") hat er auf Maupas' Zeitgenossen Malherbe oder auf die gegenuber Oudin wenig jüngeren *Remarques* von Vaugelas verwiesen, aber z. B. zu S. 138 nicht einmal auf Zusammenstellungen, wie die, welche ich hier Bd. XIII S. 281 gegeben hatte, geschweige denn, daß irgendwo versucht wäre, die unmittelbaren Vorgänger von Maupas oder dessen Verhältnis zu den Grammatikern des 16. Jh.s zu ermitteln.

So bietet uns W. also nur eine übersichtliche Zusammenstellung des von den beiden Grammatikern zusammengetragenen Sprach- und Regelmaterials und diese macht allerdings den Eindruck peinlicher Sorgfalt, wie das schon die in der Einleitung gegebene genaue Beschreibung der verschiedenen Ausgaben er-

kennen läßt. Gewünscht hätte ich nur, daß eine fortlaufende Zählung der gemachten Absätze durchgeführt und darauf hinweisende ausführliche Indices beigefügt worden wären.

Greifswald. E. STENGEL.

Cahen, Raymond. *Le rythme poétique dans les Métamorphoses d'Ovide.* Paris, P. Geuthner, 1910. 8⁰. XII u. 626 S.

Das umfangreiche Buch Cahens beschäftigt sich speziell nur mit dem poetischen Rhythmus der Ovidschen Metamorphosen, aber die vom Verfasser in der Einleitung aufgestellten und erläuterten Prinzipien haben nicht nur für die lateinische Verslehre, sondern allgemeine Geltung, sind also auch für die romanische und insbesondere auch für die französische maßgebend. Cahen hat sie denn auch wie an den lateinischen Hexametern Ovids ebenso an Alexandrinern Victor Hugos erläutert. *Le but que nous nous proposons*, heißt es S. 3, *est de decouvrir la loi qui règle la repartition des repos entre propositions parmi les coupes du vers.* S. 7 führt dann der Verfasser aus: *L'impression rythmique d'ensemble se résout en deux impressions associées: le repos entre propositions* (die Satzpause) *et la coupe* (oder *repos*) *du vers* (die Cäsur, Verspause). Beide sind vollständig unabhängig von einander, die Grammatik betrachtet die Satzpausen ohne Rücksicht auf die Verspausen, die Metrik die letzteren ohne Rücksicht auf die ersteren. Aufgabe einer beiden gegenüber selbständigen Wissenschaft *que nous appelons "versification", faute d'un nom meilleur* (S. 13) ist es, sich mit den aus der Vereinigung beider Pausenarten hervorgegangenen Pausen, welche Cahen als „*faits de versification*" bezeichnet, zu beschäftigen. Gewisse *faits de versification* rufen beim Leser oder Hörer eine *surprise* hervor, so z. B. in dem zweiten der nachstehenden Alexandriner Victor Hugos:

> Le reste de l'armée hésitant sur leur corps
> Et regardant mourir la garde. — C'est alors
> Qu'élevant .... La Déroute .... apparut.

Verse dieser Art sind beachtenswert, nicht *par leur structure métrique, par leur constitution tant que vers*, auch nicht *par l'agencement des propositions prises en elles-mêmes*, sondern *par la combinaison de ces deux éléments.* Unsere Aufmerksamkeit erregt dabei *la disposition du discours par rapport au vers, la rencontre d'un certain repos du discours avec un certain repos du vers.* Wir haben es hier mit „*effets de versification*" zu tun. Solche *effets de versification* werden hervorgerufen durch den Kontrast zwischen einer Verspause von sehr kurzer Dauer und einer sehr langen Satzpause oder vice versa. *En mesurant et en classant*

par ordre de durée les différents repos du discours et du vers vermag man aber *non seulement les ,effets' rares et anormaux, mais tous les ,faits' de la versification* zu definieren und zu ordnen, ja man kann sie auch messen, ihre Dauer bestimmen. Hierzu muß man allerdings zunächst bei der Satzpause das logische Element ausscheiden und nur das rhythmische, mit den *impressions auditives* in Zusammenhang stehende Element in Betracht ziehen. Für das Ohr sind die Sätze *Le reste de l'armée hésitait sur leur corps* und *Et regardait mourir la garde* keine *groupes d'idées, mais des groupes de sons.* Die Aufnahme dieser Laute verursacht dem Ohre eine Anstrengung. Sie wird durch eine Ruhepause ausgeglichen, die der gehabten Anstrengung entspricht. *Interprété par l'oreille,* bemerkt daher der Verfasser, *ce repos peut-être défini la durée qui nous est nécessaire pour nous reposer d'avoir recueilli les impressions auditives* des ersten Satzes *et pour nous préparer a recueillir* die des zweiten. ... *Le repos est d'autant plus long que les impressions auditives des deux groupes sont plus nombreuses: ainsi la durée du repos est en proportion de la longueur des membres ou plus brièvement, la mesure des membres nous fournit la mesure des repos, et se confond avec elle.* Die Pausen nach *Le reste* /, *Le reste de l'armée* //, *Le reste de l'armée hésitait sur leurs corps* /// sind immer stärker, ebenso nimmt ihre Länge zu entsprechend der größeren Länge des zweiten Satzgliedes oder Satzes. Man vergleiche: *Le reste de l'armée* / *hésitait* mit *Le reste de l'armée* // *hésitait sur leurs corps.* Das hierin zum Ausdruck kommende Prinzip ist übrigens, wie eine Anm. auf S. 40 besagt, bereits in G. Minors Neuhochdeutscher Metrik 2. Ausg. 1901 S. 197 ff. formuliert, und der Verfasser gibt S. 6 zu, daß seine allgemeinen Prinzipien *pour la plupart* und seit langem wohl bekannt und anerkannt seien. Als sein geistiges Eigentum betrachtet er nur ihre Anwendung auf das ins Auge gefaßte Problem, d. h. auf den Hexameter Ovids. Auf seine darauf bezüglichen detaillierten Darlegungen einzugehen, ist natürlich hier nicht der Ort, wie auch ich selbst mich nicht für kompetent halte darüber ein Urteil abzugeben.

Greifswald. E. STENGEL.

Martinon, Ph. *Les strophes, étude historique et critique sur les formes de la poésie lyrique en France depuis la renaissance avec une bibliographie chronologique et un répertoire général.* Paris, Honoré Champion, 1911. 8⁰. XX und 615 S. Preis: 15 fr.

Unsere Kenntnis über den Entwicklungsgang des neufranzösischen Strophenbaus war bisher eine sehr lückenhafte und unsichere, weil sich noch niemand der allerdings nicht geringen Mühe unterzogen hatte, das überreiche Material an Strophenformen, welches die französische Poesie seit der Renaissancezeit

aufgespeichert hat, systematisch zu sammeln und zu sichten. Der Verfasser vorliegenden Buches hat sich diese Doppelaufgabe gestellt, und wer immer das umfangreiche Werk durcharbeitet, wird reiche Belehrung daraus ziehen.

Nach einem die Anlage der Untersuchung darlegenden und rechtfertigenden Vorwort folgt in der gehaltvollen Einleitung ein historischer Überblick über den Strophenbau vor, bei und nach Marot bis zum Schluß des 19. Jahrh. An diesen schließt sich eine sehr ausführliche Erörterung der 3- bis 10- und mehrzeiligen Strophenformen, welche in der neufranzösischen Poesie zur Anwendung gekommen sind. Bei der 4-Zeile z. B. werden der Reihe nach die gleichzeiligen (*isométriques*) Strophen, die verschiedenzeiligen mit nur kürzerer Schlußzeile (*à clausule*), mit regelmäßig oder unregelmäßig abwechselnden Versarten (*symétriques, dissymétriques*) aufgeführt und besprochen, und innerhalb der gleichzeiligen wieder die aus lauter 12-, 10-, 8- und wenigersilbigen Versarten bestehenden, unter denen mit kürzerer Abschlußzeile ebenfalls solche mit voraufgehenden 12-, 11-, 10- oder kürzeren Zeilen usw. Aus diesen Erörterungen werden S. 427 ff. die Prinzipien des Strophenbaus der neufranzösischen Lyrik abgeleitet: Ungefähr 600 sorgfältig ausgewählte Musterbeispiele verschiedener Strophenformen sind der Darstellung einverleibt und verdeutlichen die rhythmischen Wirkungen der einzelnen Gebilde. S. 453–468 werden von 5 kürzeren Anhängen eingenommen, unter welchen ich nur den letzten ein *tableau comparatif des strophes employées par Marot, Ronsard, Desportes et V. Hugo* hervorhebe. S. 469 folgt eine wertvolle *bibliographie chronologique des principaux recueils de vers contenant des strophes* von 1543–1663, und S. 501 besonders das dankenswerte *répertoire général de la strophe française depuis la Renaissance* (*le Tercet, Quatrain, Quintil* usw.). Den Band beschließt von S. 593 an eine umfangreiche *Table alphabétique des noms propres*. In dem *Répertoire* sind 9–10 000 Nachweise von 2–3000 Strophenformen zusammengebracht, welche auf sorgfältiger Auswahl beruhen.

Einige prinzipielle Bedenken, welche sich mir bei der Lektüre des Buches aufgedrängt haben, möchte ich hier zunächst geltend machen. Der Verfasser hat seine historischen Darlegungen durchweg mit ästhetisch-kritischen Betrachtungen verquickt und theoretische Erwägungen ersetzen oft genug den historischen Nachweis. Kein Wunder daher, daß ihm die historisch herausgebildeten Formen der neufranzösischen Strophe geradezu als die künstlerisch allein berechtigten oder wenigstens vollkommensten erscheinen und daß ihm das Verständnis für den rhythmischen Wohlklang englischer oder deutscher Strophenformen abgeht So heißt es S. 213: *Le XVIIe siècle a sans doute compris que la rime finale devait être simple de préférence* (z. B. die 6-Zeile: a a b c c b, nicht mehr: a b a b c c). *Nous sommes un peu sur-*

pris que les lyriques étrangers n'aient pas eu la même opinion. (Vgl. dazu noch die besondere Anmerkung und S. 433 Anm.) Auch verraten die Auffassungen und Anordnungen des Verfassers noch vielfach zu große Abhängigkeit von der rein äußerlichen Betrachtungsweise und Aufzählung der bisherigen metrischen Traktate und fußen nicht fest genug auf sicherer Kenntnis des mittelalterlichen Strophenbaus. So hat M. die Ausdehnung der Strophe ihrer Zeilenzahl nach als oberstes Anordnungsprinzip beibehalten, während doch die Entwicklung der Strophen, wenigstens soweit sie autochthon sind, in erster Linie von der Aufeinanderfolge der Reime sowie von der Mischung verschiedener Versarten abhängig ist. Unter den Fünfzeilen führt M. daher die Form von Marots Psalm 5 auf: a b b a a, gibt aber S. 8 selbst zu, daß wir es hier eigentlich mit einem *quatrain embrassé suivi d'un écho* zu tun haben. Desgleichen ist aber auch die Vierzeile des Psalm 101: $\begin{smallmatrix} a & a & b & b \\ 10 & 10 & 10 & 4 \end{smallmatrix}$ nichts als eine Dreizeile mit Echo und darf keineswegs, wie S. 10 f. angedeutet wird, aus der Kettenstrophe aaa b, bbb c usw. hergeleitet werden. In der abschließenden Kurzzeile wird vielmehr ein verblaßter und verkürzter Refrain zu erblicken sein, so daß die Form a a b B zugrunde läge. Ganz ähnlich sind die Formen der Oxforder Balletes 129 und 68 (siehe diese *Zs.* B. XVIII[1], 102): $\begin{smallmatrix} a & a & | & a & b & B \\ 7 & 7 & | & 7 & 4 & 11 \end{smallmatrix}$; $\begin{smallmatrix} a & a & | & a & b & B \\ 8 & 8 & | & 8 & 4 & 12 \end{smallmatrix}$, nur daß hier die Versarten anders sind und durch Einlegung eines Binnenreimes eine Angleichung der b-Zeile an den Strophengrundstock bewirkt ist, während in dem Vorbilde der Psalmenstrophe, durch Angleichung der b-Zeile an den Strophengrundstock, ihre ursprüngliche Gleichheit mit der Refrainzeile B nahezu verwischt wurde. Auch hinsichtlich der Sechszeile des Marotschen Psalm 43 $\begin{smallmatrix} a & b & a & a & b & b \\ 8 & 8 & 8 & 8 & 8 & 6 \end{smallmatrix}$ bemerkt übrigens M. S. 15 ganz richtig, daß man sie *peut prendre pour un quintil régulier d'octosyllabes* ab aa b *accompagné d'un sixième vers plus court faisant l'écho du cinquième.*

Recht bedenklich ist auch ein Diktum auf S. VI: *un sixain est toujours un sixain qu'il soit sur une mesure ou sur deux et il y a toujours plus de rapport entre deux sixains quelconques, qu'il ne peut y avoir entre un sixain et un quatrain,* wenn auch dann der Vorbehalt folgt: *au moins si l'ordre des rimes est le même.*

Aus der ziemlich mageren Liste benutzter Vorarbeiten ergibt sich, daß M. außer Jeanroy's *Origines de la poésie lyrique en France* keine weiteren Untersuchungen über die Anfänge des romanischen Strophenbaus und die wenigstens im Anfang seiner Entwicklung noch deutlich erkennbaren Grundbestandteile (Strophengrundstock, Strophenausgang und Refrain) bekannt geworden sind. Das erklärt denn auch, daß er S. 1 Anm. schreiben konnte: *outre que ces questions d'origine sont fort obscures, elles*

ne sont peut-être pas d'un intérêt considérable, au moins pour le sujet particulier de ce livre. Er ahnt also nicht, welche Rolle, wenn auch stark entstellt, die alten Grundbestandteile in den Strophen der Volkspoesie noch weiter spielen, in denselben Strophen, welche Marot, auch nach Martinon selbst, als Vorbilder für seinen verjüngten Strophenbau dienten. Recht bedauerlich ist auch, daß M. die festen traditionellen Strophengebilde der Ballade und des Rondels nur nach den versteinerten Formen des ersterbenden Mittelalters beurteilt. Irrigerweise glaubt er daher (S. 3), daß die Ballade [des 15. Jahrh.] *leurs formes aux poèmes de toute espèce de la poésie* jener Zeit geliefert habe. Richtiger hätte er behaupten können, daß die gesamten romanischen Strophen, soweit sie nicht fremden Mustern nachgebildet sind, Ausläufer derselben volkstümlichen strophischen Gebilde sind, wie die der Balladen und Rondels, was sich allerdings nur aus deren älteren Formen erkennen läßt.

Als charakteristisch für das von Marot eingeführte système strophique moderne werden von M. angeführt: grundsätzliche Ablehnung aller Künsteleien und Kompliziertheiten, wie sie von den *rhétoriqueurs* des 15. Jahrh. in raffinierter Weise ausgebildet und in geschmacklosester Weise durchgeführt waren, speziell also Vermeidung der Reim-, Strophen- und Formspielereien, sowie der zu häufigen Wiederkehr derselben Reimsilbe innerhalb ein und derselben Strophe (z. B.: a a b a a b), der Durch-Reime wie der Ketten-Reime. Dieselbe Reimsilbe durfte nun meist in der gleichen Strophe nur zweimal wiederkehren (also: aa b c c b), die langen Strophen wurden durch kurze ersetzt und der im 15. Jahrh. fast ganz vernachlässigte Alexandriner nach und nach zur beliebtesten Versart gemacht. Als eigentlichen Schöpfer dieser neuen Strophentechnik will M. nicht wie bisher Ronsard gelten lassen, sondern Cl. Marot, der sie vor allem in seinen Psalmenübersetzungen mit vollem Bewußtsein zur Anwendung gebracht habe. Man wird die Beweiskraft von M.s Begründung füglich nicht bezweifeln können. Selbstverständlich sind die Reformen nicht alle mit einem Male auch konsequent zur Durchführung gelangt. (Man vergleiche nur die *strophes enchainées* in Marots Psalm 43, und das noch recht vereinzelte Auftreten des Alexandriners in dessen Gedichten.) Eine eingehendere Behandlung hätte hier das allmähliche Absterben der verschiedenen mittelalterlichen Formen erfahren dürfen, da einzelne derselben noch recht lange Verwendung fanden (vgl. S. 21 Anm. 2). Der Leser wird sich selbst nur mit Mühe aus dem *Répertoire* das dazu nötige Material zusammensuchen können. Dagegen ist M. mit großer Sorgfalt den Anfängen der Reform bis zu Lemaire de Belges nachgegangen. Doch ließen sie sich, wie M. auch selbst andeutet, zweifellos noch höher hinauf verfolgen. — S. 8 taucht zum ersten Male ein weiterhin häufig wiederkehrendes Urteil auf:

le quintil abbaa, *si médiocrement lyrique* (vgl. z. B. noch S. 43 Anm. 1, S. 45 Anm. 4 u. 5). Worauf die Minderwertigkeit dieser Fünfzeile beruhen soll, erfahren wir erst an anderen Stellen. In der Conclusion S. 429 ff. z. B. wird diesbezüglich ausgeführt: *la strophe fait un tout*, und: *la rime finale au lieu d'annoncer la strophe suivante marque au contraire avec netteté et vigueur, l'achèvement du système de rimes qui constitue la strophe* . . . . (S. 433) *Si tel est le rôle de la rime finale, il en résulte, une conséquence évidente, capitale dans la rythmique française: c'est qu'elle doit être seule à la fin du vers* (lies: *de la strophe*). *Sauf dans quelques formes, qui d'ailleurs n'ont eu chez nous qu'un succès passager, nous avons laissé aux Anglais et aux Italiens les strophes terminées par des rimes doubles. Nous avons fait mieux. Quand il y a plus de quatre vers dans la strophe, ce qui fait qu'il y a généralement deux rimes pareilles qui sont voisines, on les met de préférence devant la rime finale . . . Ainsi l'attente de l'oreille, est suspendue plus longtemps, sans que sa sécurité en soit diminuée, et son plaisir est d'autant plus grand, quand vient à la fin la rime attendue. Du même coup sont condamnées les rimes plates, chères à Marot et à Ronsard qui ne sont plus admises que dans certaines strophes à échos.* — S. 9. Gegen den Vorwurf, den lyrischen Wert (es handelt sich dabei natürlich nur um einen *lyrisme purement littéraire*) des Alexandriners verkannt zu haben, bedurfte Marot keiner Entschuldigung, da die Unbeliebtheit dieser Versart zu Marots Zeit noch ganz allgemein war, sich also auch bei Marot nicht dadurch erklärt, daß seine Psalmen für den Gesang bestimmt waren. — S. 38 Anm. findet sich eine interessante Zusammenstellung über das Auftreten des Alexandriners in der vorronsardschen und ronsardschen Zeit, die allerdings noch ergänzt werden muß durch die auf S. 9 erwähnten Epigramme und Epitaphe Marots, ebenso durch die Fünfzeile Pontus de Tyards auf S. 36 und durch die Angabe auf S. 42: *Baïf avait déjà pour le moins embrassé les alexandrins avant que Ronsard les croisât.* Vgl. auch die Anm. 2 dazu. — Irrig scheint dagegen die Behauptung auf S. 43 Anm. 3: *dès le XVe siècle on avait vu l'alexandrin alterner avec l'octosyllabe dans la Passion de Semur.* Ein genaues Zitat fehlt. Nach meinen Zusammenstellungen in dieser *Zeitschrift* (B. XXIX 189 f.) begegnen dort außer einigen Stellen mit paarweise gebundenen Alexandrinern nur noch 15 einreimige Vierzeilen und eine ebensolche Satzzeile in dieser Versart. — Zu den Bemerkungen über den *décasyllabe moderne à hémistiches égaux* auf S. 45, 69 Anm. 2, 102 und 127, sei auf Ph. Aug. Beckers Aufsatz über den gleichteiligen Zehnsilbner im *Archiv* CXII 122 und mehrere ergänzende Bemerkungen in Vollmöllers *Jahresbericht* VII 222 von mir verwiesen. — S. 102 Anm. 4 ist der Vermerk zu beachten, daß Ephraim Mikhaël die 10-Silbner seiner Vierzeilen mit dem Reihenschluß nach der sechsten Silbe baut. Wegen

weiterer Belege für diese namentlich in der späteren Zeit sehr seltene Bauart vgl. diese *Zs.* XVI II, ferner *Pauca Paucis* von Clair Tisseur S. 265 und O. Justice in der Préface zu Benjamin's und Deshays' *Boulevard.* Bei Clair Tisseur sind 10-Silbner von 6 + 4 und von 4 + 6 nach italienischer Weise vermischt. — Ungenau ist, was S. 130 Anm. 2 über den 4-Silbner als Abschlußzeile gesagt wird: *Jusque dans les Mystères du XV*[e] *siècle, on voit souvent toutes les tirades qui ne sont pas en forme de couplets, ou même les simples répliques, écrites en octosyllabes suivis avec un tétrasyllabe pour finir.* Es handelt sich um den redeabschließenden 4-Silbner der Miracles de N. D. par personnages des 14. Jh.s und einiger der älteren dramatisierten Heiligenlegenden, der sich auch noch teilweise in den von Jubinal veröffentlichten *Mystères du XV*[e] *siècle* zeigt, aber in den eigentlichen großen Mysterien des 15. Jh.'s bereits gänzlich verschwunden ist. Vgl. hierzu besonders die Feststellungen in O. Ostrowskis Dissertation: *Le mystère de s. Crespin et Crespinien nach d. Ms. n*[0] *219 der Bibliothek in Chantilly* Greifswald 1909 S. 20 f. — Unbewiesenes wird S. 137 vorgetragen: *Si les quatrains à clausule* (vgl. hier S. 159) *se sont imposé les premiers aux poètes qui ne voulaient pas s'en tenir aux strophes isométriques, et cela à l'imitation des versifications métriques, le croisement des rimes de la versification syllabique n'a pas pu ne pas amener aussi et immédiatement le croisement des mesures, car le vers qui rimait avec le dernier devait tendre à lui ressembler de toute façon. On eut donc le quatrain à double clausule que nous appellerons quatrain symétrique.* Das heißt also aus der gleichzeiligen Form $\begin{smallmatrix} a & b & a & b \\ 8 & 8 & 8 & 8 \end{smallmatrix}$ entstand zunächst und unter Einfluß antiken Strophenbaus $\begin{smallmatrix} a & b & a & b \\ 8 & 8 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ mit kürzerer Schlußzeile und aus dieser unmittelbar $\begin{smallmatrix} a & b & a & b \\ 8 & 4 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ mit regelrecht abwechselnden Versarten. Beiden Behauptungen, von denen die erste schon S. 115 f. aufgestellt ist, läßt sich entgegenhalten, daß die Vierzeile $\begin{smallmatrix} a & b & a & b \\ 8 & 4 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ ebensogut aus der Zweizeile $\begin{smallmatrix} a & A \\ 12 & 12 \end{smallmatrix}$ durch Zerlegung entstanden sein kann, also zunächst die Form $\begin{smallmatrix} a & b & A & B \\ 8 & 4 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ und dann mit Verblassen des Refrains $\begin{smallmatrix} a & b & a & b \\ 8 & 4 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$, während andererseits dieselbe Form durch Vermittlung von $\begin{smallmatrix} a & b & A & B \\ 8 & 4 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ und $\begin{smallmatrix} a & b & A & B \\ 8 & 8 & 8 & 4 \end{smallmatrix}$ auch auf $\begin{smallmatrix} a & b & B \\ 8 & 8 & 12 \end{smallmatrix}$ zurückgeführt werden könnte. Hier wäre nach Zerlegung der Refrainzeile die aus der Ballete-Strophe her bekannte Angleichung des Strophenabschlusses an den Strophengrundstock eingetreten und dann erst hätten die Refrain-

zeilen ihren Refraincharakter eingebüßt. — S. 146 Anm. 3 meint M.: *Que l'alexandrin soit un tétramètre, c'est ce que personne, je pense, ne conteste plus; voir notre article dans le Mercure de France: févr. 1909.* Obwohl ich diesen Artikel nicht habe einsehen können, möchte ich doch meinen Zweifel gegen die Berechtigung dieser Auffassungen aufrecht erhalten; und zwar bestärken mich darin gerade M.'s Worte auf S. 146: *il est surprenant que parmi tant d'essais fantaisistes risqués par les modernes, on n'ait pas songé au vers de neuf syllabes, avec césure après la troisième: le rapport de 12 à 9 est assez simple et l'on aurait un tétramètre alternant avec un trimètre.* Dieser Tatsache gegenüber hilft es M. wenig, daß gerade die Nummer des Mercure de France vom 16. I. 1910 *nous offre le croisement de 12 et 9, mais avec une autre césure.* Obgleich die Romantiker unter ausgesprochen viertaktige 12-Silbner ihre ebenso ausgesprochen dreitaktigen (Form: 4 + 4 + 4) beliebig mischten, bleibt es mir nach wie vor unverständlich, wie M. S. 147 behaupten kann: *ces deux vers sont parfaitement égaux.* — S. 186 wird folgende Strophe aus einer sechszeiligen Chanson des jugendlichen Corneille angeführt:

> Si je perds bien des maîtresses,
> J'en fais encor plus souvent,
> Et mes veux et mes promesses
> Ne sont que feintes caresses,
> Et mes veux et mes promesses
> Ne sont jamais que du vent.

und dazu bemerkt *en répétant le troisième vers après le quatrième, il* (d. h. Corneille) *a triplé la troisième rime, mais c'est tout de même un quintil, avec une espèce de refrain interne.* Offenbar ist aber auch die vierte Zeile nur eine leichte Abänderung der sechsten, es liegt also ein teilweise verwischter zweizeiliger Refrain vor, und mit Ausschaltung des vierten und fünften Verses eine Vierzeile mit Kreuzreimen. — S. 216 sucht M. *le caractère primordial et en quelque sorte nécessaire de la combinaison* aab *quelle qu'en soit d'ailleurs l'origine historique* auf *une tendance générale de l'esprit humain en matière de rythme (poétique ou musical) qui consiste à répéter deux fois le même élément, pour y joindre ensuite un troisième élément différent des deux premiers* zurückzuführen und fügt, indem er auf die Strophe, Antistrophe und Epode der Griechen, die Stolle, Gegenstolle und den Abgesang bei Hans Sachs und den Minnesängern hinweist, hinzu: *le système, que nous cônstatons ici dans une succession de périodes lyriques, les versifications syllabiques l'ont introduit dans la succession des rimes elles-mêmes, d'où le tercet* a a b. Lag es hier nicht viel näher an die aus der primitiven Balladenstrophe a a A abgeänderte Form aaB zu denken, deren Refrainzeile mit der eigentlichen Strophe verwuchs?

Ich breche ab. Die vorstehenden Bemerkungen wollten nur dartun, daß bei den Auseinandersetzungen Martinons oft genug der theoretisierende Kritiker den objektiv beobachtenden Historiker in den Hintergrund gedrängt, hier und da sogar gänzlich ausgeschaltet hat und daß daher bei der Lektüre des Buches der Leser nicht zu vertrauensselig die Aufstellungen des Verfassers hinnehmen darf. Trotz der großen Fülle des mit großem Fleiß herbeigeschaften und mit Umsicht gesichteten Materials ist das letzte Wort über die innere Entwicklung des neufranzösischen Strophenbaus also noch keineswegs gesprochen. Es wird auch hier wie bei der Sprache zunächst Fremdes und Ererbtes scharf zu sondern und das Ererbte grundsätzlich auf die frühesten Phasen seiner Entwicklung zurückzuführen sein. Das Verdienst aber, daß wir uns nunmehr über die äußere Geschichte der französischen Strophe und über die Verwendung all ihrer Formen seit dem 16. Jahrh. bis heute einen klaren Überblick verschaffen können, daß wir auch auf Grund der zahlreich eingestreuten Musterbeispiele über die rythmische Wirkung der verschiedenen strophischen Gebilde zu einem selbständigen Urteil gelangen können, soll dem Verfasser nicht geschmälert werden. Ich möchte auch nicht unterlassen mit dem Danke für den vorliegenden Band den Wunsch auszusprechen, daß der Verfasser im Stande ist uns mit der Serie von weiteren Bänden, welche er der vollständigen Geschichte der französischen Verslehre seit der Renaissance zu widmen beabsichtigt, tatsächlich zu beschenken.

Greifswald. E. STENGEL.

Bernhardt, Adolf. *Die altfranzösische Helinandstrophe.* Münster i. Westf., 1912. 8. VIII u. 152 S. (Dissertation der Universität Münster).

Mit dem Namen Helinandstrophe bezeichnet Bernhardt nach dem Vorgange anderer, die aus lauter Achtsilbnern bestehende Zwölfzeile: aab aab bba bba, weil, wie er S. 4 angibt, ihr Erfinder der Mönch Hélinand, der Verfasser des von Wulff und Walberg 1905 kritisch herausgegebenen *Vers de la Mort*, gewesen sei. Daß Hélinand der wirkliche Erfinder der Strophe war, läßt sich allerdings nicht so bestimmt behaupten; wir können vielmehr nur sagen, daß sein *Vers de la Mort* das älteste zurzeit bekannte Gedicht ist, welches in dieser Strophenform abgefaßt ist. Gleichwohl wird man gegen die Bezeichnung Helinand-Strophe keine Einwendungen zu machen brauchen. — Dem Verfasser kam es nun nach S. 148 hauptsächlich darauf an, darzutun, daß die Strophe sowohl einem großen Teil der afrz. Dichtung ihren Stempel aufgedrückt als auch in der Geschichte der französischen Poetik während $3^1/_2$ Jahrh. eine hervorragende Rolle gespielt hat. Daß er dies der Hauptsache nach durch seine fleißige Arbeit erreicht

hat, will ich gern anerkennen. Es standen ihm freilich auch reichhaltige Vorarbeiten in Naetebus' „*Die nichtlyrischen Strophenformen des Afr.*“, Chatelains „*Recherches sur le vers fr. au XVe s.*“ und in einer größeren Anzahl Einzeluntersuchungen zur Verfügung. Auffälligerweise hat er dabei Max Brandenburgs sorgfältige Dissertation: „*Die festen Strophenformengebilde ... des Myst. de s. Barbe, ihr weiteres Vorkommen und ihre verwandten Formen in anderen Myst.* Greifswald 1907 übersehen. Die S. VIII als *Pass. J. Chr.* zitierte Diss. hat H. Giese zum Verfasser, was anzugeben vergessen ist. — Die Anlage der Arbeit ist etwas unübersichtlich und die Ausführung ist durch unbewiesene und überflüssige Behauptungen und Darlegungen breiter als erforderlich geworden. Den recht gezwungenen Ausgang in der Einleitung von Victor Hugoschen Strophen z. B. hätte sich Verfasser ebenso schenken können wie die Behauptung, daß vor vielen Jahren von französischen Dichtern (er denkt an die afr. Kunstdichter und unter ihnen vornehmlich an Hélinand) im Strophenbau bedeutenderes geleistet wäre als von Victor Hugo.

Das Reimschema der Helinandstrophe besteht aus zwei Schweifreimstrophen, deren zweite gegenüber der ersten die umgekehrte Reimfolge aufweist: aab aab + bba bba. Den Grund für die Umkehrung der Reimfolge erblickt B. entweder in dem Streben nach Abwechslung, oder (und das scheint ihm das wahrscheinlichere) in dem nach Symmetrie. Damit bleiben wir freilich nahezu ebenso klug wie zuvor. Mit einigem Kopfschütteln wird der Metriker auch die Behauptung auf S. 5 lesen: Die Zweiteilung der Strophe, d. i. schwere Interpunktion nach dem sechsten Verse, eine Erscheinung, die wir auch bei guten Dichtern häufig wahrnehmen, sei meist zufälliger Natur. Ebenso wenig beweist uns nur John Gower, daß man die Strophe auch in England kannte. Mehrere weitere Dichtungen in unserer Strophenform sind, wenn auch nicht sicher in England entstanden, doch in anglonormannischen Handschriften uns überliefert. Ich rechne dahin die *Complainte de Jerusalem* von Huon de Saint-Quentin, welche außer in je einer Hs. in Paris, Bern und dem Haag auch in der ausgeprägt anglonormannischen Hs. Digby 86 überliefert ist und dort auch eine Strophe aus Hélinands *Vers de la mort* dem Texte einverleibt hat, was beides von B. übersehen ist.

Das zweite Kapitel behandelt die in der Helinandstrophe verfaßten Gedichte und beansprucht den bei weitem größten Teil der Arbeit S. 8—129. Besprochen werden hier hauptsächlich die in französischer, zuletzt aber auch die in lateinischer Sprache abgefaßten moralischen, satirischen, rein religiösen Gedichte, sowie die individuellen weltlichen Stimmungs- und Scherzgedichte und die in den Mysterien und *Arts de rhétorique* des 15. Jahrh.s enthaltenen. Ich vermisse dabei einen die schnelle Auffindung der einzelnen Texte erleichternden Index. Auch wäre eine

einheitliche Zählung sämtlicher angeführten Texte angebracht gewesen. Die bibliographischen Angaben über die einzelnen Texte bringen Verweise auf Naetebus und Ergänzungen dazu aus der inzwischen erschienenen Literatur. Erweiterungen unserer derzeitigen Kenntnis durch bisher nicht gedruckte Gedichte sind kaum zu bemerken. Nur S. 70 findet sich eine derartige, aber ziemlich belanglose Angabe. Außerdem verbreitet sich B. über Verfasser, Abfassungszeit und Gegend, Inhalt und literarischen Wert der angeführten Gedichte. Seine diesbezüglichen Ausführungen lassen oft gar keinen wirklichen Zusammenhang mehr mit der beabsichtigten Untersuchung erkennen. Im einzelnen bemerke ich zu diesem Kapitel nur noch folgendes:

S. 35 Anm. 1. Die Abkürzung: Langl. Mss. bibl. n. B. XXXIV fehlt in dem Bücherverzeichnis am Anfang.

S. 41 Abs. 21 a füge ein die in Hs. Douce 99 der Bodl. Bibl. in Oxford enthaltene Griseldis-Dichtung (herausgegeben von R. Hofmeister in der Festschrift des Erfurter Realgymnasiums 1894 8°) 80 Strophen. Vgl. dazu meine Bemerkungen im Rom. Jahresber. XII Mittelalterliches Drama in Frankreich 1908—10.

S. 62 n°. 2 ist jetzt noch auf ein von Långfors in *Rom.* XVI 228 ff. veröffentlichtes gleichartiges Gedicht hinzuweisen. Es besteht aus 10 Helinandstrophen und steht in der Pariser Hs. Bibl. nat. f. fr. 24436 Bl. 155 b.

S. 65 ff. Zu den rein religiösen Gedichten in H.-strophen gehört auch *le dit de la Rose* in 14 Strophen, deren letzte Zeile immer durch die Anfangszeile einer lateinischen Hymne gebildet wird. Auch dieser Text findet sich in der Pariser Hs. f. fr. 24436 Bl. 66. Vgl. dazu *Ro.* XLI 209 ff.

S. 73 wird angeführt, daß in Molinets *Art rhétorique* auf eine *oraison à la Vierge* als bekannt hingewiesen werde und in der Anmerkung 1 derselben Seite findet sich die Angabe; nach einer andern Hs. sei dasselbe Gedicht in H. de Croys *Art et science de Rhétorique etc.* erwähnt worden. Die letztere Notiz ist einfach aus Nätebus S. 2 übernommen ohne zu beachten, daß inzwischen, wie dann S. 125 auch bemerkt ist, Henry de Croy als Plagiator Molinets von E. Langlois nachgewiesen wurde, es sich also in beiden Fällen um dieselbe Stelle handelt.

S. 115 wird bei Besprechung des *Mystère d'Arras* sowohl meine Besprechung der Ausgabe in dieser *Zs.* XVII² wie die Dissertation von Ernst Pein: *Untersuchungen über die Verfasser der Passion und der Vengence Jhesucrist etc.* Greifswald 1903 übersehen; die 5 Stellen freilich, an denen in dieser Passion die Helinandstrophe verwendet worden ist, werden vollständig angeführt. Daß die „*Vengence*" gar keine solche Strophe kennt, hätte aber Erwähnung verdient.

S. 123. Außer den angeführten 10 Mysterien vermag ich noch 3 weitere anzugeben, in welchen die Helinandstrophe be-

gegnet, nämlich das handschriftliche Mystère von der heiligen Barbe, an 2 Stellen je eine Helinand-Strophe (1b22 u. 279b 36), das *Myst. s. Sebastien* an 2 Stellen 1948 (3 Strophen) und 2437, und das *Myst. de l'Incarnation* herausg. v. P. Le Verdier Rouen 1886 am Anfang (I, 5). Im ganzen bespricht B. in dem zweiten Kapitel, wenn man absieht von den Stellen in den Mysterien, den Musterbeispielen der *Arts de rhétorique* und den 13 lateinischen Belegen, 89 Gedichte vom Ende des 12. bis Ende d. 15. Jhrh.'s, die unsere Strophe zeigen, gegen 64 welche Naetebus aufzählte, der ja allerdings nur Texte bis zum Ende des 14. Jahrh.'s berücksichtigte.

Das dritte und letzte Kapitel ist trotz seiner Kürze (es füllt noch nicht 20 Seiten) das wertvollste. Wir erhalten darin zunächst S. 129 ff. einen Überblick über die Geschichte der Helinandstrophe. Danach taucht die Strophe zunächst in einem ernsten, religiös-moralischen Gedichte auf um dann mehrfache Verwendung im Congé und der Complainte, seit Mitte des 13. Jahrh.'s auch in der weltlichen Lyrik, im Salut d'amours zu finden. Im 14. Jahrh. bedient sich ihrer gern die moralische und religiöse Dichtung, im 15. Jahrh. endlich dringt sie in die großen Sammelmysterien ein, stirbt dann aber mit Schluß dieses Jahrhunderts [fast] völlig ab. Der Verfasser schließt an dieses Resumé S. 134 ff. noch eine, leider sehr knapp gehaltene, Übersicht über die verschiedenen Umwandlungen und Erweiterungen, welche die Strophe während des Mittelalters erfahren hat, aus der großen Fülle derselben ergibt sich aber besonders deutlich die Bedeutung der Schöpfung des 12. Jahrh.'s. Er läßt von vornherein den Typus aab aab bbc bbc ganz unberücksichtigt. Dieser sei zweifellos erst nach der H.-Strophe entstanden und ihr nachgebildet, habe aber besonders im 15. Jahrh. in den Mysterien ihr Vorbild an Bedeutung überstrahlt. Ich kann dem Ausschluß um so weniger zustimmen, als auch die Modifikationen dieses Typus vielfach denen der H.-Strophe ganz analog gestaltet sind. Flüchtig weist B auch nur auf asymetrische Gebilde hin, wie aab aab bbba bbba (z. B. Passion v. J. Michel k1b3—16 bei Kruse S. 66, nº. 29[1]; vgl.

[1]) Ich setze den Text gleich hierher, Perusine (Gefährtin Magdaleines spricht:

3 Helas que nous avons commis a8
De pechés et nos cueurs [soubzmis a8
A vanté! b4

6 Premier avons dont bien obmis a8
Et aux biens de ce monde mis a8
Felicité. b4

9 Tant dancé, par jolivetés, b8
Tant parlé par oysivité, b8
Banqueté b3

12 Et tant desiré sotz amis. a8
En habis superfluité b8
En pencement charnalité b8

15 En gayté b3
Ors et dissolus compromis a8
De vertus sont nos cueurs remis. a8

18 Bien qui soit n'est de nous admis, a8
Mès permis a3
Avons tout mal a volunté, b8

dazu: $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab bbbc bbbc}}{\text{737 737 7337 7337}}$ im Myst. de s. Loys. p. p. Fr. Michel 71b) oder aab aab bba ab[2]) oder aab aab ba bba (auch noch Vengence Arras 313a bei Pein S. 34; vgl. Vengence Arras 374d: a a b aab bc bbc bei Pein S. 35). Ebenso werden wenig kunstvolle Schemen einzelner Dichter, welche durch Verkürzung oder Verlängerung der Strophe entstanden sind und keine Nachahmer gefunden haben (z. B. auch $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab bba abb bbA}}{\text{101010 101010 10104 41010 10410}}$ in J. Michels Passion gIIIa 13, zwei-strophige Ballade, bei Brandenburg S. 83 No. 5, Kruse S. 67 oder auch $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab bba oab}}{\text{737 737 737 737}}$ im M. de s. Denis 5271—82) nur erwähnt. Nur die regelmäßigen, symetrischen, am wenigsten von der ursprünglichen Gestalt abweichenden Formen beabsichtigt B. zusammenzustellen und zu untersuchen. Diese zerfallen ohne weiteres in 2 Gattungen. Er zählt nämlich einerseits 30 Gebilde auf, in welchen der einheitliche 8-Silbner der H.-Strophe lediglich durch andere Versarten, teils einheitliche teils untereinandergemischte ersetzt wird und andererseits 43, die aus der proportionalen Erweiterung der beiden Schweifreimpaare hervorgegangen sind.

Berichtigend, beziehungsweise ergänzend bemerke ich zu den 30 leider nicht numerierten Formen der ersten Gattung: Die Form $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab bba bba}}{\text{888 888 555 555}}$ in der Conception 20 v 62 ff. (bei Kraatz S. 37 unter No. 38 angeführt), welche aber noch durch den Zusatz $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab}}{\text{558 878}}$ nach Kraatz erweitert sein soll, existiert in Wirklichkeit nicht, es muß vielmehr die ganze Rede von Anne bei der Geburt der Jungfrau Maria als folgendes strophische Gebilde aufgefaßt werden: abaab / bébbé / édéćd // ddedde / eedeed Der Silbenzahl nach sind die ersten 15 Zeilen 8-Silbner, dann folgen 8 5-Silbner und schließlich wieder 4 8-Silbner. Die letzten 12 Zeilen für sich genommen ergeben also die Form: $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{aab aab}}{\text{555 555}}$ $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{bba bba,}}{\text{558 888}}$ d. h. eine Variation der Guillaume Alexis zugeschrie-

21 En cecy, las, avons promis	a8	Si le doulx Jesus par pitié	b8
Nos ames aux faulx ennemis	a8	N'excuse la fragilité	b8
Et remis	a3	27 Ou jecté	b3
24 En leurs las nostre humanité,	b8	Avons nos durs cueurs endormis.	a8

[2]) Diese Form begegnet in Passion Greban (nicht, wie B. angibt, in Passio nArras) 11025—35 noch weniger stimmt das weitere Zitat: Passion Arras 11371—92, das wohl mit Passion Greban 12371—92 verwechselt ist, doch lautet hier die Form: $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{a a b a a b b b a a b.}}{\text{8 8 8 8 8 8 5 5 5 8 8}}$ Endlich sind Passion Arras 11689 ff., 11721—31 lediglich Text-Wiederholungen von 11641—51.

benen Form $\begin{matrix} aab & aab & bba & bba \\ 444 & 444 & 448 & 888 \end{matrix}$ (s. Bernhardt S. 139 ff.), die sich auch noch im Myst. du Viel Test. VI 49 225 ff. findet. Ich setze den Text nach Kraatz' Abschrift aus dem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek Y f 1604 des undatierten Druckes hierher:

20 v⁰] Anne.
O le reconfort de mon ame,
54 L'espoir de mon cueur, la lïesse
De mon esp(e)rit qui de la flamme
Divine tous mes sens enflamme
57 Supportant ma povre vïeillesse,
Quant par l'intemere (!) saigesse
Ay esté seulle preesl(e)ue
60 Concepvoir fruit plain de noblesse
Qui par profondeur et haultesse
Sera d'excellente value.
21 r⁰] O belle fille nonpollue,
Tu es plaisante et amyable;
3 Toy nourrir je suis resolue,
De toy sera prophecie l(e)ue
Haulte terrible et veritable.
6 O cas merveillable
Hault inestimable
Sur moy advenu,
9 Bonté admirable,
Puissance admirable
A mon cas congn(e)u!
12 En moy est venu
Fruit qu(e j)'ay retenu,
Retiens pour cas inseparable.
15 De moy sera entretenu
Nourry prisé et cher tenu,
Le fruit est beau et prouffitable.

Die auf S. 138 angeführte Form aab aab bba bba in lauter 5-Silbnern findet sich auch noch im Myst. du Viel Test. VI 44691 ff. und die auf S. 141 verzeichnete: $\begin{matrix} aab & aab & bba & bba \\ 448 & 448 & 448 & 888 \end{matrix}$ noch ebenda VI 49180 ff.

In H.-Strophen aus lauter 10-Silbnern (B. S. 142) ist auch ein 3-strophiges Gedicht in Louvets Mystère II (für 1537, betitelt Guyon et Tirius) Z. 183 ff. abgefaßt, das ich ebenfalls gleich mitteile. (Vgl. dazu Lohmann S. 37):

L'empereur de Constantinoble:

Les faulx paiens nous moynent dure guerre A
En destruiant du tout la saincte terre a

185	Par durs assaulx dont j'ay le cueur dollend.	b
	Plusieurs païs ilz tiennent fort en serre,	a
	Le fier soubdan son cueur malin desserre	a
188	Et faire maulx se monstre vigiland.	b
	Nobles barons, nul ne soit vaxiland,	b
	Congneu leur faict qui est trop insolend,	b
191	Chascun soit prest pour leur donner caterre!	a
	Ne nous monstrons pour la foy en cueur lent!	b
	Car pour certain, comme suis recollant,	
194	*Les faulx paiens nous meynent dure guerre.*	A

Phebus:

	Noble empereur, prest suys de porter armes	C
	Et me renger entre les preux gensdarmes	c
197	Pour desfencer la foy du createur,	d
	Riens je ne crains les assaulx et alarmes,	c
	Assez congnois que vallent les vacarmes,	c
200	Des faulx payens seray gastigateur.	d
	30b] Si le souldan a esté l'inventeur	d
	Sur les chrestiens comme faulx viateur	d
203	Faire bondir ses haches et guisarmes,	c
	Monstrer convyent d'ung cueur preliateur	d
	Qu'il a mal faict; car dessus lui fracteur,	d
206	*Noble empereur, prest suis de porter armes.*	C

Le Mareschal de l'empereur:

	Pour debeller la secte paganicque	E
	Et augmenter la foy tres catholicque	e
209	Mon corps promectz emploier vifvement	f
	Abolissant la grant erreur inique	e
	Et le voulloir du souldan tiranicque;	e
212	J'ay bon espoir me monstrer vaillamment.	f
	Hault empereur, ne doubtez nullement	f
	Des faulx paiens avoir encombrement!	f
215	Car mis seront soubz seute tresbelique,	e
	De bons souldars vous avez largement	f
	Et de l'avoir incomparablement	f
218	*Pour debeller la secte paganicque.*	E

L'empereur:

	IV. Princes seigneurs, votre dict autentique.	e
	Estime fort par le seul deïfique	e
221	Dont grandement vous öyr suis joieux.	g
	Soyons tous prestz, si le souldan nous picque,	e
	Pensons tousjours de luy donner replicque	e
	En soustenant la foy du dieu des dieux!	g

Zu den 43 proportional erweiterten Typen, welche S. 143 ff. besprochen werden, bemerke ich, daß die Form aaab aaab bbba

bbba mit lauter 5-Silbnern noch im *Myst. du Roy Avenir* Jehan du Prier's 74b vorkommt, wie das bereits von Hippe in seiner Dissert. S. 30 Nummer 17 angegeben ist. Ich setze auch diese Strophe nach Hippes Abschrift der Pariser Hs. f. fr. 1042 gleich hierher. Einer der gemarterten Christen spricht folgendes Gebet:

Le premier chevalier d'Alagonne
74b] tousche sur la table, dit:

24 Puissance infinie
Magesté prisie
Au hault ciel unie,
27 Par vostre doulceur
Vostre seigneurie
Ne me vueille mie
30 Lesser par folie
Cheoir en nulle erreur!

O mon createur
33 Mon vray redempteur
Mon dieu mon sauveur
En qui je me fie,
36 O mon seul pasteur,
75a] En ceste langueur
Qu'endure a doleur
3 Ne m'obliez mie!

Dieselbe Form mit lauter 10-Silbnern (Bernh. S. 145) begegnet noch im Myst. du Viel Testam. II 11001 ff. sowie mit *vers batelés à la 4e sillabe* und identischer Anfangs- und Schluß-Zeile im Eingang des „Miracle de s. Nicolas d'un Juif qui presta 100 escus a un Crestien", eine Strophe; ihr folgt eine zweite gleichgebaute in lauter 6-Silbnern. Die Form $\genfrac{}{}{0pt}{}{\text{Aaab aaab baaa baaA}}{8388\ 8388\ 8388\ 8388}$ endlich bietet das „Myst. de la jeune fille laquelle se vouloit abandonner a peché" Z. 605 ff. Zu den 20zeiligen Erweiterungen füge hinzu: $\genfrac{}{}{0pt}{}{a'a'a'a'b'}{10\,10\,10\,3\,6}$ (2 ×) $\genfrac{}{}{0pt}{}{b'b'b'b'a'}{10\,10\,10\,3\,6}$ (2 ×) im Myst. du viel Test. II 11122 ff.

E. Stengel.

Pschmadt, Carl. *Die Sage von der verfolgten Hinde.* Greifswald 1911. 8°. 141 S.

Der Verfasser stellt sich zur Aufgabe, die Sage von der verfolgten Hinde in allen ihren Wandlungen vorzuführen, ihre ursprüngliche Heimat, ihre Wanderung und Entwicklung zu bestimmen. Die Sage begegnet im griechischen Altertum und in der Dichtung des Mittelalters, in antiker und romantischer Gestalt. Die griechische Hindensage knüpft an Apollo und Herakles an. Die Ursage geht auf einen babylonischen Mythus zurück: die Hinde (der Mond) wird vom Sonnengott verfolgt und im äußersten Westen, beim Hesperideneiland eingeholt. Der Jäger muß ein tiefes Wasser, einen Fluß oder das Meer durchdringen, vermutlich weil die Gestirne die Wassergegend des Himmels, die Kreise des Fisches, Wassermanns, Skorpions und anderer Sternbilder durchlaufen. Der Abschnitt über die griechische Form der Sage und ihre Urheimat ist nur als Einleitung und Beweis für das hohe Alter vorangestellt, der Hauptteil entfällt auf die

mittelalterlichen Sagen, die in reicher Fülle vorgeführt werden. Pschmadt unterscheidet zwei Grundformen: 1. die Hinde erscheint als Führerin und Wegweiserin, wie sie die Hunnen über die mäotischen Sümpfe oder Karl den Großen über eine Furt leitet; 2. die Hinde lockt den Helden ins Feenreich. Die letztere Fassung ist wohl die ursprünglichste, die erstere eine daraus hervorgegangene Verkürzung, die nur die weiße Hinde und das Wasser festhält, aber das Feenland mit einer wirklichen Gegend vertauscht. Auch in die Legende mündete die Sage mit der Geschichte von Eustachius oder Hubertus, wo sich nach alter Symbolik Christus als Hirsch offenbart. Die Hindenfeensage ist in Novelle und Roman weit verbreitet und entwickelte sich namentlich in der Bretagne (Graelent, Guingamor, Tyolet). Der wesentliche Inhalt aller Geschichten läßt einen Helden bei der Jagd eine weiße Hinde aufspüren, die ihn von seinen Gefährten weg in den tiefen Wald lockt. Immer weiter folgt er dem wunderbaren Tier, über einen Fluß oder übers Meer und gelangt ins Feenland. Als die Hinde plötzlich verschwindet, gewahrt er an ihrer Stelle eine zauberschöne Frau oder er kommt in einen Palast, worin er die Fee findet, mit der er sich in Liebe vereinigt. So lautet die Geschichte auch in den Romanen von Partonopeus von Blois und Friedrich von Schwaben. Ein besonderer Zusatz erscheint im Tyolet und Perceval, wo dem Held für die Jagd ein Hund beigegeben wird, mit dessen Hilfe allein die Verfolgung gelingt. Pschmadt beweist S. 68 ff., daß der Hund aus der in bretonischer Sage häufigen Eberjagd in die Hindesage gekommen ist. Endlich wird der weiße Hirsch das Jagdtier des Königs Artus und huscht in Uhlands Gedicht an den drei birschenden Jägern vorbei. Die alte Sage macht allerlei Wandlungen durch und am Ende bleibt gar nichts mehr als die Erscheinung des weißen Hirsches oder der weißen Hinde übrig, die in der Literatur und mündlichen Sage so oft begegnen.

Pschmadts Arbeit, die inzwischen durch seinen Aufsatz über die Quellen des Friedrich von Schwaben in der *Zeitschrift für deutsches Altertum* 53, 309 ff. ergänzt wurde, ist mit Sorgfalt und Umsicht ausgeführt und darf als wertvoller Beitrag zur mittelalterlichen Sagenkunde gerühmt werden. Aber nicht immer vermag ich seinen Schlußfolgerungen beizupflichten, allerdings nur in einzelnen beiläufig erwähnten Punkten. Er selber zeigt, wie sich die ursprüngliche Fabel zuweilen verflüchtigt, wie in der Literatur manchmal nur vereinzelte, kaum mehr verstandene Züge daraus erscheinen. Daher ist es im höchsten Grade gewagt, auf S. 114 aus dem Brackenseil von Wolframs Sigune und Schionatulander zu schließen, Sigune sei des Hundes Herrin, die Fee, die ihre Hand dem verspreche, der ihr das Hirschhaupt bringe; S. 116 soll Enid die Fee sein, die ihre Hand um das Hirschhaupt aussetzt, das ihr Artus darbringt! Auch was S. 101 An-

merkung von Sigune auf der Linde behauptet wird, wobei Wolfram ursprünglicher sei als Kristian, ist bedenklich. Pschmadt begeht den Fehler, wenn irgendwo ein völlig vereinzelter Zug der so weit verbreiteten Sage in der Literatur auftaucht, zu schließen, daß hier ursprünglich der vollständige Mythus vorgelegen habe. So dichtet er, gestützt auf den in der Hindesage nicht einmal ursprünglichen Hund, dem Schionatulander die Jagd auf die weiße Hinde an! Der gefährliche Eber und die weiße Hinde waren in der mittelalterlichen Romandichtung so typisch geworden, daß sie überall eingefügt werden mochten als bloßer äußerer Schmuck der Erzählung und als später gleichgültiger Zusatz. Nur wo die Fabel in ihrem ganzen sinnvollen Zusammenhang vorkommt und einen Hauptteil des Romanes ausmacht, darf sie gedeutet werden. Wo aber einzelne Verfasser nur bestimmte Züge daraus entnehmen, muß man gerade diese vereinzelte Motivbenutzung gelten lassen und beachten. Die spätisländische Huldarsaga, die Pschmadt S. 126 f. nur in dürftigstem Auszug kennt, ist in Konrad Maurers Abhandlung der Münchener Akademie der Wissenschaften (1894) gründlich behandelt.

Rostock. WOLFGANG GOLTHER.

Wendt, Hans. *Die Oliviersage im altfranzösischen Epos.* Diss. von Kiel. Bergedorf 1911. Ed. Wagner. 100 S.

Von den vier Kapiteln behandelt das erste den Namen Olivier. Hier wäre tieferes Eindringen erforderlich gewesen. Das Vorkommen des Namens mußte bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts genau registriert werden. Natürlich nicht, um hernach den Olivier des Epos mit einem der geschichtlichen Oliviers zu identifizieren. — Mit dem Verweis auf Chevalier's verdienstliches und doch notgedrungen so lückenhaftes Répertoire ist nichts getan; mindestens die Indices der großen Geschichtsschreiber bezw. Geschichtssammlungen, soweit sie für jene Zeit in Betracht kommen, hätten durchforscht werden sollen. Wäre Verf. auch nur den Angaben Chevalier's prüfend nachgegangen, so würde er (S. 8) nicht behauptet haben, daß der Name ,,von der Mitte des 11. Jahrhunderts ab" belegt ist. Vielmehr träfen wir danach zuerst 1106 auf einen Olivier in Embrun an der Durance. Denn der Flieger gleichen Namens in Malmesbury (über ihn s. Dictionary of national biography, Vol. XLII, unter Oliver) heißt in den ältesten Quellen noch nicht Olivier, sondern z. B. bei Wilhelm von Malmesbury, Lib. II, cp. 225 (ed. Stubbs, Vol. I, S. 276) *Eilmerus*, bei Alberich von Troisfontaines ad ann. 1066 (Monum. Germ., Scr. XXIII, S. 795) *Elmerus*. Es wäre die interessante Frage zu beantworten gewesen, wie dieser Wunderkühne zum Namen Olivier gekommen ist.

Hinweisen möchten wir auf einen *Olivarus* (bei Wilhelm von Jumièges; Migne, Patrologia latina, 149, Sp. 854), der nach langer, ruhmvoller Kriegslaufbahn im Kloster Le Bec seinen Frieden suchte (vor 1093), und einen *Olivarius de Fraxineio* (Fresnei), der 1103 von Robert von Bellême gefangen genommen wurde (Order. Vitalis, Hist. eccles. XI 3; ed. Le Prevost IV, S. 180). Das sind die ältesten uns bekannten Träger des Namens.

Auch die lateinischen Namensformen hätten wohl eine Erörterung verdient. Warum *Oliverus* im Carmen, und wiederum *Olivarus* bei Wilhelm von Jumièges?

Das 2. Kapitel gibt eine ansprechende *histoire poétique* Oliviers nach allen in Frage kommenden Epen. Zuerst wird über seinen Geburtsort und seine Familie gehandelt, dann sein Leben nach Girard de Viane, Entrée d'Espagne, Fierabras, Gui de Bourgogne, Rolandslied, Galienroman erzählt. — Nach W. ist Genf, nicht Genua des Helden Heimat. V. 2209 des Rolandslieds will er lesen: qui tint la marche del v a l l o n d e R u n i e r s; *Runiers* bedeute das Rhônetal. Das glaube wer mag! — Entschieden zurückzuweisen ist die Behauptung, daß Alda's Erwähnung im Rolandslied „z w e i f e l l o s auf einer späteren Interpolation" beruhe (S. 14). Wie einen Vater so hat Turoldus dem Helden auch eine Schwester angedichtet; was braucht es da der Annahme einer Interpolation? Daß diese alten Irrwege der Kritik immer noch von einigen begangen werden! Wie viel förderlicher wäre statt dessen eine genaue Statistik über Vorkommen und Verbreitung des Namens Alda bis ins 12. Jahrh. hinein gewesen. In Förstemann's Altdeutschem Namenbuch würde der Verf. Anhaltspunkte gefunden haben.

Dem 3. Kapitel vorangeschickt ist eine Untersuchung über Entstehung, Alter und Charakter der Quellen, in denen die Oliviersage vorliegt. Da wäre manches zu bestreiten. W. hält sich naturgemäß an Autoritäten und allzusehr an die von G. Paris; auch wo dessen Auffassung von allen Seiten berichtigt worden ist, bleibt ihr W. treu, so in der Frage nach Entstehung und Abfassungszeit des Pseudoturpin (S. 47).

Es folgt die eigentliche kritische Betrachtung der Sage. Der Verf. geht chronologisch vor und bespricht innerhalb der einzelnen von Olivier handelnden Dichtwerke ein Motiv der „Oliviersage" nach dem andern, wobei ab und zu etwas über die Herkunft und den ästhetischen Wert dieser Motive bemerkt wird. Daß große Abschnitte aus Kap. II wörtlich wieder abgedruckt werden, stört die Übersicht und läßt das eigentlich Fördernde nicht genug heraustreten. W. hätte wegen des Stofflichen zurückverweisen, und dafür präziser, als es geschehen, bei jedem der in Betracht kommenden Werke die Fragen beantworten sollen:

1. Welche von Olivier handelnden Werke hat der Dichter gekannt?
2. Was hat er dem übernommenen Stoff neu hinzugefügt?

3. Aus welchen literarischen oder sonstigen Quellen mag das Neue geflossen sein?

Müßte auch bei Punkt 3 manches unbeantwortet bleiben, man würde doch einmal an einem Beispiel lebhaft gesehen haben, wie ein Motiv durch drei Jahrhunderte fortgesponnen wird und wie seltsam sich dabei Altes mit Neuem verbindet, — das doch seinerseits meist wieder so alt ist.

Wenigstens einen Teil dessen, was für Kap. III gewünscht wurde, eine „Entwicklungsgeschichte der Oliviersage", hat der Verf. in Kap. IV gegeben, das mit III hätte verschmolzen werden sollen. Die Möglichkeit, daß die Gestalt Oliviers auf eine geschichtliche Persönlichkeit zurückgehe, lehnt W. ab (S. 94), und mit Recht. „Olivier ist vollständig ungeschichtlich und allein aus der schöpferischen Tätigkeit der Sage o d e r e i n e s D i c h t e r s hervorgegangen." Danach bliebe immer noch zwischen zwei Möglichkeiten zu entscheiden, aber seltsamerweise wird auf die zweite der beiden mit keinem Wort eingegangen. W. begnügt sich damit, einige *verba magistri* zu zitieren, und fährt fort: „Auch ich halte diese Heldengestalt für eine freie Schöpfung der Sage." Wirklich der Sage? Hat es vor dem Rolandslied eine Sage von Olivier gegeben? Das müßte erst wahrscheinlich gemacht werden. Wenn überhaupt je eine Oliviersage bestand (und man könnte an den *Oliverius daemon* u. dgl. denken), so scheint sie uns doch dem Epos gegenüber eher sekundär. Uns will schon der Titel der W.'schen Dissertation nicht ganz zutreffend dünken. Sie schildert gar nicht die Geschichte einer Sage, sondern die l i t e r a r i s c h e Fortentwicklung einer Epenfigur, der wir zuerst im Carmen de prodicione Guenonis begegnen. Um diese Epenfigur mag sich auch Sage gerankt haben. Ob und wieweit diese etwa auf spätere Epen zurückgewirkt haben könnte, müßte erst untersucht werden.

Die Frage, ob man wirklich von einer „Olivier s a g e im altfranzösischen Epos" sprechen darf, kann hier nur aufgeworfen, nicht beantwortet werden. Sie führt letzthin auf das Grundproblem der Rolandforschung zurück: woher hat der Dichter des Carmen seinen Stoff? Bezw. woher hat ihn die von . Paris, Voretzsch und so auch W. postulierte französische Vorge RC? Wer mit uns diese nicht beweisbare Vorlage ablehnt und sich allein an den lateinischen Urroland hält, wird zwar die mündliche Sage als Quelle für den Dichter nicht völlig ausschalten, sich doch vor allem nach literarischen Vorbildern umsehen. Hier kann nur genaueste Kenntnis der lateinischen Literatur weiterführen, und gewiß wird dereinst dem Kennerblick eines M a n i t i u s nicht entgehen, was der Verfasser des Carmen den Alten entlehnt hat. Wäre nur erst die grundlegende „Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter" bis an die für uns in Betracht kommende Epoche gediehen!

Inzwischen möchten wir, mit besonderem Bezug auf das Oliviermotiv, zweierlei andeuten. „Die Waffenbrüderschaft zwischen Roland und Olivier bildet den Kern der Oliviersage. Sie beruht ihrerseits im letzten Grunde auf einer germanischen Einrichtung, die ich kurz als Genossenschaftswesen bezeichnen möchte." So W. (S. 94). Zuviel Unheil haben die Germanisierungstendenzen in der Rolandsforschung angerichtet, als daß wir ihnen nicht mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberständen. Liegt es nicht näher, an Patroklos zu denken, dessen unsterbliches Vorbild durch irgend welche Zwischenglieder nachwirken könnte? — „Die Hornrufszenen dürften den ältesten Bestandteil der Oliviersage bilden" (S. 95). Eine wenn auch entfernte Parallele aber bietet die Aeneis. Den zagenden Gefährten spricht Aeneas Mut zu (I 198 ff.). Und als der Held selbst mutlos zu werden beginnt, muß Nautes „eben das, was Aeneas den Genossen früher als Trost und Stärkung spendete, ihm entgegenhalten (V 709 f.):

quo fata trahunt retrahuntque sequamur;
quidquid erit, superanda omnis fortuna ferendo est"

(Heinze, Virgils epische Technik, 2. Aufl., S. 272). — Daß der Carmendichter seinen Virgil gekannt hat, diese an und für sich selbstverständliche Annahme wird bestätigt durch Anklänge wie den folgenden:

Cum dabit amplexus atque oscula dulcia figet (Aen. I 687 f);
Inque vicem dant amplexus, dant oscula multa (Carmen 99).

Das so glücklich gewählte Thema der W.'schen Dissertation rührt, wie man sieht, alle Grundfragen der altfranzösischen Epenforschung auf. Man begreift, daß der Verf. in seiner Erstlingsarbeit diesen Problemen gegenüber Zurückhaltung geübt und sich im wesentlichen auf eine wohlgelungene Stoffsammlung beschränkt hat. Vielleicht kommt er mit vermehrtem Material und geweitetem Blick auf seinen Gegenstand zurück, und kann dann, der Seemannssohn, kühner sich hinauswagen ins weite Meer der Forschung.

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

Mann, F. E. *Das Rolandslied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Rolandsäulen. Eine Studie. — Karls d. Gr. Feldzug gegen Retra und Stettin 778, Rolands Tod bei Prenzlau, sein Heldengedicht, seine askanischen Nachfolger, seine Denkmäler.* Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchh. Th. Weicher, 1912. VIII, 173 S. 8°.

Wie wir inmitten der Weizenfelder derselben Uckermark, in die Verf. die Handlung des Rolandsliedes verlegt, „die höchst wunderbaren Ergebnisse" (Vorr., S. VIII) dieser Studie lasen, konnten wir uns des Verdachts nicht erwehren, daß wir es hier mit einer Satire auf die Rolandsforschung und ihre Irrgänge zu

tun haben. Sollte diese Vermutung irrig sein — und die Länge der Arbeit und der angesehene Verlag sprechen gegen unsern Argwohn —, so würde dem Kritiker nichts übrig bleiben als der Ausdruck des Bedauerns, daß so viel Mühe, Belesenheit und Druckerschwärze ohne auch nur den geringsten Nutzen für die Wissenschaft verschwendet worden sind.

G. Paris, der Meister, hat die sich aufdrängenden Beziehungen des Rolandslieds zum ersten Kreuzzug dadurch abzuwehren gesucht, daß er auf einige in den großen Listen der *païenie* vorkommende Slavenvölker ein übertriebenes Gewicht legte. In diesem Zusammenhang hat er wenig glücklich in den *Ormaleus* 3243 die Ermländer vermutet. „Von dieser einen Deutung ist eigentlich die ganze" vorliegende „Arbeit mit ihren merkwürdigen Ergebnissen ausgegangen" (S. 2). Im Nu sind die Baligantvölker ziemlich alle in und um Preußen untergebracht. Aus der gut biblischen *gent Samüel* 3244 werden Samländer, die Türken 3240 sind aus Thorn, die Perser aus Briesen bei Thorn, Hunnen und Ungarn (*Huns et Hungres* 3254) heißen nach Huneda am frischen Haff, die *Astrimonies* — beiläufig vergilischer Herkunft: *Strymoniae grues*, Aen. X 265; vgl. *Trace*, *Ebire* — sind vielmehr aus Skyrstimonie am Niemen, und so fort. Dann tut die „dreister vorgehende Untersuchung" einen weiteren Schritt. *Sarasin*, *Saraceni* sind ursprünglich die Stettiner, erst nachträglich ist der Name auf die Muselmänner übergegangen. Saragossa ist nichts anderes als Stettin! Und nun enthüllt sich dem Verf. „der Feldzug 778 in der wahren Gestalt": König Karl zieht von der Elbe aus durch Mecklenburg gegen Stettin. Auf dem Rückzug zur Havel hin wird die Nachhut unter Roland bei Roncevaux = Prenzlau aufgerieben. — Von Rolands Familie, den späteren Askaniern, „durch mäcenatische Belohnung angefeuert" (S. 121) dichtete ein Unbekannter etwa 820—830 in deutscher Sprache den Urroland, die Einnahme von Stettin und den Sieg über die Baligantvölker den Tatsachen hinzufügend. Dies Epos wurde bald ins Romanische übertragen und dabei in eine „spanische Jacke gepreßt", d. h. die Kämpfe wurden in Spanien lokalisiert. „Wohl Kaiser Otto III. errichtete in Magdeburg als Grabdenkmal" das erste Standbild Rolands, das „bald ein Kampfes- und Hoheitszeichen der Christen, speziell der Rolandsfamilie", wurde. „Die Standbilder sind dann unter Albrecht dem Bären als Hoheitszeichen der Askanier in die eroberten wendischen Gebiete getragen worden." Als im 13. Jahrh. sich durch die Kreuzzüge gegen die Preußen die Erinnerung an Roland erneuerte, wurden die Säulen zum „Symbol der im Kampfe gegen das Heidentum erworbenen oder bewährten Ritterschaft". Unter Karl IV. und Sigismund wurden die Rolandsäulen „mehr als Symbole der Treue gegen den das Christentum schützenden Kaiser gesetzt und schließlich als Symbole der städtischen, vom Kaiser gewährten Freiheiten angeschaut".

So der Verf. Er glaubt mit „großer Klarheit und Natürlichkeit“ „so viele Rätsel“ der Rolandforschung „gelöst“ zu haben. Aber die Verpreußung des altfranzösischen Epos ist ihm doch nur dadurch gelungen, daß er sich über alle, auch die gesicherten Ergebnisse der bisherigen Rolandforschung hinwegsetzt. Daß sich ein Eingehen auf des Verf. Beweise nicht lohnt, das mögen außer den oben angeführten noch einige besonders gelungene Etymologien begründen, die zeigen, daß M. auch das Feststehende nicht respektiert. „*Puille* ist die Insel Poel vor Wismar, und *Calabre* meint das Land Polabia, von hier ungefähr zur Elbe sich erstreckend.“ *Rome* ist „wohl aus Rhena im Lande der Polaben umgedeutet“. *Constantinoble* ist nichts anderes als „die große alte Burg Mecklenburg“. — „Sehr ergiebig zeigte sich auch eine Untersuchung der Pferdenamen“ (S. 25): „*Sorel* bedeutet etwa Nordwindchen“, *Passe-cerf* „vollgefüttert oder sich vollgefüttert habend“, *Salt-perdut* „ist gebildet aus (preuß.) saldus süß und pirdzius der Furzer“. Und so fällt überhaupt vom Preußischen her manch seltsames Licht auf Namen und Dinge, auch die des Orients. Die Syrer (*Sulian* 3131, 3191) „finden aus dem Preußischen ihre Deutung“: „die Meldereiter“. „*almaçur* könnte mit preuß. *mak* zusammenhängen“, und *amiral* „kann auf ein slav.-preuß. Wort, den Namen Alamir, zurückdeuten; man hielt al für eine Kosesilbe und setzte sie nach preußischer Art nach“.

„Es möge dieser Alamir, der Name des vornehmsten Heiden, der letzte der erklärten sein“ (S. 68). Diese Worte des Verf. sind wohl jedem aus dem Herzen geschrieben, der sich durch M.'s „verblüffende Resultate“ hindurchgelesen hat, klagend über die verlorne Zeit.

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

Linnenkohl, Paul. *Branche I und II des Couronnement de Louis. Gegenwärtiger Stand der Forschung.* Rostocker Dissertation. Schwerin i. M., Bärensprungsche Hofbuchdruckerei, 1912. 104 S. , 8⁰.

Bei wenigen unserer altfranzösischen Chansons de geste ist die historische Grundlage der einzelnen Branchen und Episoden Gegenstand so vielfacher Erörterungen gewesen wie beim '*Couronnement de Louis.*' Verf. beschäftigt sich nur mit den zwei ersten Branchen. S. 11—38 referiert er über die Arbeiten, die sich auf die erste beziehen und entwickelt im Anschluß daran S. 38—45 seine eigene Ansicht. Danach bildet die Krönung Ludwigs des Frommen im Jahre 813 die Hauptgrundlage der epischen Krönung, die Grundzüge dieser Feierlichkeit finden wir auch im Epos wieder. Mit diesem Ereignis wurde in der Dichtung auch der Papst in Verbindung gebracht, weil 816 Stephan V. gleich nach seiner Konsekration nach Frankreich

kam und den Kaiser in Reims durch Handauflegen weihte, ihn salbte und ihm die aus Rom mitgebrachte Krone aufs Haupt setzte. Ludwig erscheint im Epos noch in jugendlichem Alter, weil seine Gestalt dem epischen Dichter mit den jungen Ludwigen, den III., IV. und V., den letzten Sprößlingen des karolingischen Hauses, die so früh zur Regierung kamen, zusammenfloß. Der Charakterunterschied zwischen dem historischen und dem epischen Thronfolger Karls des Großen wird durch die unglückliche Regierung Ludwigs, durch seine Schwäche und törichte Selbstdemütigung begreiflich; doch konnten diese Tatsachen für einen epischen Dichter keinen ausreichenden Grund abgeben, ihn als ängstliches Kind hinzustellen; dieser Zug erklärt sich nur durch die Vermengung mit den genannten Ludwigen, besonders mit dem V. So hat der Krönungsakt der Chanson einen historischen Hintergrund, und die Abweichungen der epischen Darstellung von den historischen Vorgängen lassen sich befriedigend erklären, wenn man nicht die Krönung von 813 allein, sondern sämtliche oben erwähnte Ereignisse zugleich in Betracht zieht. Das Epos bietet uns doch niemals eine streng historische Darstellung, wie sie sich in den lateinischen Quellen findet, sondern es entnimmt seinen Stoff der Tradition, wo selbstverständlich der Tatbestand im Laufe der Zeiten nicht unverändert bleibt.

Nun bestieg aber Ludwig der Fromme den Thron, ohne daß selbst Wala, wie man fürchtete, ihm Hindernisse in den Weg legte. Wala und sein Freund Matfrid von Orléans sind infolgedessen nicht als Vorbilder für den Verschwörer unserer Branche I (Hernaut von Orléans) aufzustellen. Wohl aber kann der Erzählung der Chanson die tatsächliche Verschwörung König Bernhards von Italien zugrunde gelegt werden. 817 lehnte sich dieser, durch seine Ratgeber verleitet, gegen die Erbfolgeordnung auf; doch Ludwig ergriff sofort energische Maßregeln, Bernhard und die Verschworenen ergaben sich, und Ostern 818 wurde in Aachen das Strafgericht über sie gehalten, Bernhard geblendet, daß er zwei Tage darauf starb, Bischof Theodulf von Orléans nach Angers verbannt, usw. Die schnelle Unterdrückung der Verschwörung würde die schnelle Tötung des Verräters in unserer Dichtung erklären, und daß Theodulf seinen Sitz in Orléans hatte, wäre der Grund, daß der epische Verräter zum Grafen von Orléans gemacht wurde. Die Verschwörung wurde aber mit Wilhelm von Toulouse in Verbindung gebracht, weil 828 ein anderes Strafgericht in Aachen abgehalten wurde: Matfrid von Orléans und Hugo von Tours wurden von Bernhard von Barcelona der Saumseligkeit im spanischen Feldzug geziehen und vom Kaiser ihrer Würden entsetzt; Bernhard war aber der Sohn des Grafen Wilhelm von Toulouse, des Heiligen, der ehedem Ludwigs Ratgeber war, als er Aquitanien als Unterkönig verwaltete. Deshalb ist Wilhelm im Epos der Rächer des Thronerben, sein Gegner

ein Graf von Orléans und der Schauplatz die Krönungs- und Richtstadt Aachen. So würde auch der zweite Teil der ersten Branche aus stark verdunkelter und verwirrter Erinnerung an historische Ereignisse abzuleiten sein. Wir müssen dann natürlich annehmen, daß der Dichter, der das Verratsmotiv einführte, auf Seiten Ludwigs, nicht auf Seiten Bernhards stand.

Wenn ich zu diesen Ausführungen Stellung nehmen soll, so möchte ich den Verf. fragen, wie er sich eigentlich die Sache vorstellt: einerseits leitet er die Krönungsszene aus später Tradition ab, wo die Ereignisse von 813 und 816 nicht nur mit dem Eindruck der traurigen Regierung Ludwigs des Frommen, sondern bereits mit der Erinnerung an die letzten Karolinger vermengt erscheint, deren epische Gestaltung also frühestens am Ende des 10. Jahrhunderts erfolgt sein kann; andererseits schreibt er die Verschwörungsszene einem Dichter zu, der auf Seiten Ludwigs steht und die Ereignisse von 817 und 828 nach verdunkelter Erinnerung in das Epos einführt. Geschah dies auch erst um die Wende des 10. Jahrhunderts, nachdem die Krönungsepisode schon dichterisch gestaltet war? Oder wurde zuerst die Verschwörungsepisode episch besungen, etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts, als die Parteinahme für Ludwig noch aktuell war, und wurde dann erst die Krönungsszene, die an sich kein geschlossenes Lied sein kann, denn sie entbehrt der Handlung aus verblaßter Tradition dem Verschwörungslied als Einleitung vorgesetzt? Im ersteren Falle müßte ich den Verf. fragen, ob er denn glaubt, daß Erinnerungen an politische Vorgänge wie Bernhards Blendung und Theodulfs Verbannung, an die Amtsentsetzung Matfrids und an die Anklage Bernhards über 150 Jahre lebendig blieben! Vgl. Gröber, Archiv 34, über das rasche Verblassen historischer Erinnerung. Im zweiten Falle möchte ich darauf hinweisen, daß die Einführung Wilhelms († 812) in das Verschwörungslied durchaus nicht befriedigend erklärt wäre; denn es wäre ja erst zu erweisen, daß Wilhelm der „sagenberühmte Held" war: die Krönungsepisode wurde ja erst 150 Jahre später der Tradition (d. h. der stark veränderten historischen Erinnerung) entnommen; an den Zusammenhang von Aliscans mit der Schlacht am Orbieu (793) glaubt heute niemand mehr, und andere alte Wilhelmsagen wären erst glaubhaft zu machen. Gewiss wird mir der Verf. entgegnen, daß er weder das eine noch das andere behauptet hat. Eben darum frage ich ihn, wie er sich die Sache vorstellt.

Die Branche II hat R. Zenker seinerzeit in einer Reihe von Artikeln behandelt. Es versteht sich daher von selbst, daß der Verf. S. 100 zum Schlusse kommt: D a n a c h i s t Z e n k e r s T h e o r i e a l s u n w i d e r l e g t a n z u s e h e n. Es liegt mir durchaus fern, mich über Zenkers Ansichten mit seinen Schülern auseinandersetzen zu wollen; das verbietet mir schon die Achtung vor deren schuldigem Pietätsgefühl.

Hingegen möchte ich den Verf. höflich darauf aufmerksam machen, daß er S. 23 f. und passim meine Äußerungen zur Quellenfrage des *Couronnement* stark mißverstanden hat. Ich habe nirgends die Krönungsszene für einen epischen Gemeinplatz erklärt, gegen diese sinnlose Unterstellung habe ich bereits in meinem „*Südfranzösischen Sagenkreis*“ S. 50 Anm. 1 protestiert. Ich habe auch nie behauptet, das *Couronnement* habe eine neue Einleitung erhalten, sondern die Alternative aufgestellt, daß, wenn das ursprüngliche Lied sich nicht auf die Ereignisse von 813 bezog, es entweder eine neue Einleitung erhielt, als man die Erzählung mit Kaiser Karl und mit der Einweihung der Aachener Kapelle in Verbindung brachte, oder — was noch wahrscheinlicher ist!! — daß schon der erste Sänger die sagenhafte Kunde, die er verarbeitete, mit den umlaufenden epischen Vorstellungen (von Karl, von seinem Thronerben und vom Untergang seines Geschlechts) im Geiste zu einem Bilde verquickte. Und das letzteres meine Auffassung ist, zeigte ich deutlich durch die Skizzierung des ursprünglichen Liedes, wie es sich nach Ausschaltung der eingelegten Episoden *(Gaifier* und *Gui d'Espolice)* ergibt. Im Gegensatz zur „Liedertheorie“, fügte ich hinzu. Ich kann auch nicht finden, wo ich gesagt haben soll, es stehe noch nicht fest, ob der epische Ludwig den Nachfolger Karls des Großen darstellen soll, ebensowenig die Sage von Arneïs, dessen Name sogar noch sehr verschieden geschrieben werde. So läppisches Zeug pflege ich nicht zu schreiben. Ich habe (*Wilhelmsage* S. 29 Anm.) darauf hingewiesen, daß textkritisch die Form *Hernaut* die einzig berechtigte ist, da Arneïs nur in der Hs. BN. 1448 vorkommt; und die Aufmerksamkeit, mit der ich das Textverhältnis studiert habe, führte mich zur Entdeckung *(l. c.)*, daß Langlois zu diesen Stellen die Lesarten der Boulogner Hs. nicht mitgeteilt hatte. Wie recht ich sah, zeigte die Publikation der übersehenen Textstelle durch G. Paris im *Bulletin de la soc. des anc. textes* 1896 S. 51. Ich möchte auch bitten, Möglichkeiten, die ich andeute (Hernaut von Orléans = Arnulf von Orléans oder Arnulf von Reims, oder Galofre = Apolaffar), nicht als von mir vertretene Ansichten darzustellen; ich mußte dergleichen vorbringen, damit mir nicht ein anderer diese nichtssagenden Anklänge später als wichtige Entdeckungen siegreich entgegenhalte. Ferner sei hervorgehoben, daß ich bei Theodulfs vielberufenen sapphischen Strophen *Muniunt urbem hanc* nicht bloß wiederholt gefragt habe, was man denn damit beweisen will, sondern für minder feste Lateiner in meinem *Südfranz. Sagenkreis* S. 49 Anm. 2 auch eine deutsche Umschreibung ihres unzweideutigen Sinnes gegeben habe, nach der ich erwarten konnte, daß niemand mehr diese Strophen erwähnen würde, es sei denn zur allgemeinen Erheiterung.

Wenn man vom gegenwärtigen Stand der Forschung spricht, so glaube ich, was mich betrifft, ein Anrecht darauf zu haben,

daß man nicht nur meine *Wilhelmsage* von 1896 heranzieht, sondern auch meinen *Südfranzös. Sagenkreis* (1898) und vor allem auch meinen kleinen Grundriß (1907), wo ich mich zu dieser Frage in folgenden Worten geäußert habe: „Ausgesprochen historisch mutet uns der Ton des Kernlieds an (d. i. *Couronnement* ohne Gaifier- und Guido-Episode); bei genauer Prüfung erweist sich aber sein historischer Gehalt als recht unfaßbar. Die Aachener Szene paßt trotz aller Auslegungskünste schlechterdings nicht auf die Krönung Ludwigs des Frommen im Jahre 813. Kaum mehr Anhalt bieten die Ereignisse, welche den Untergang der Karolinger begleiteten; höchstens fände man Namen wie Ascelin von Laon, Richard von der Normandie, Guillaume Fièrebrace von Aquitanien um junge kurzlebige Könige vereinigt; das konkret Faßbare fehlt. Nur das eine steht außer Zweifel, daß der Dichter sich den raschen Niedergang der Königsmacht von ihrer imponierenden Höhe unter Karl und das Aussterben des Karolingerhauses poetisch zurechtgelegt hat, und zwar als ein Erlebnis des nächsten Leibeserben Karls des Großen. Die grundlegenden Anschauungen, die ihn dabei leiteten, sind wohl am ehesten aus seiner Zeit, dem Anbruch des 12. Jahrhunderts, zu erklären, wo das fast verächtlich gewordene Königtum sich zu regen anfing und man die Gefahren der normannischen Übermacht zu fühlen begann. In Wilhelm verkörpert sich das Verlangen nach einer starken schützenden Hand; was die Sehnsucht des Volkes herbeiwünscht, das hat die Phantasie des Dichters in ihm leibhaftig erstehen lassen.“ Ich könnte noch hinzufügen, daß gerade die Wiedererstarkung des Königtums im 12. Jahrhundert in der Wirklichkeit ebenso wie im Liede am wirksamsten durch die Vermählung des Thronerben mit der Braut aus dem Hause der Wilhelme von Aquitanien gefördert wurde.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Schmeck, Friedrich. *Zur Handschrift 789 des Alexanderromans von Lambert li Tors und Alexandre de Bernais.* Telgte i. W. 1910. Kl. 8⁰. 24 S.

Die Zehnsilbnerredaktion des franz. Alexanderromans, die mit dem Tode des Nicolas und mit der Einnahme der Stadt Cesaire endigt, hat bekanntlich durch einen Redaktor (*«D'Alixandre vus voel l'estoire rafrescir»* Michelant 1/11) eine ziemlich freie Umarbeitung erfahren, die als I. Branche des Romans in Alexandrinern vorliegt. P. Meyer hat dies in seinem bekannten Buche, Band II, S. 236 ff. eingehend nachgewiesen und es sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Umdichter Alexandre de Paris ist, der schon an der ältesten III. Branche des Lambert li Tors tätig gewesen, den ersten Teil der IV. ganz abgefaßt und wohl auch an den zweiten Teil derselben die Hand angelegt hat. Unbestreitbar ist seine

Einfügung des Fuerre de Gadres[1]). Jene I. Branche zeigt nun eine besondere Gestalt in der Hs. der Bibl. Nat. f. fr. 789, die von P. Meyer in Band I, S. 115—175 genau abgedruckt worden ist. Das Wesentlichste hierüber hat er II, S. 245—253 bereits zusammengetragen und die auffällige Tatsache festgestellt, daß hier neben der Zehnsilbnerfassung auch das alte Gedicht des Alberic als Vorlage gedient hat, wie ganz offenkundige Berührungen zeigen, soweit ein Vergleich mit dem Albericfragment noch möglich ist. Daß eine uns nicht erhaltene vollständigere Hs. der Zehnsilbnerrezension (Hs. der Pariser Arsenalbibl. und der Marciana) für B N. 789 benutzt wurde, bleibt eine ansprechende Vermutung desselben Forschers.

Man begreift nicht recht, welchen Zweck der Verf. mit seinem Schriftchen, das er selbst als bloße „Gedanken" bezeichnet, verfolgt hat. Er stellt eine Analyse dieser «*Enfances Alixandre*» neben jene des Michelantschen Abdrucks und will seine Ansicht dartun, daß der Umdichter in bewußter künstlerischer Komposition sich von der Vulgata des Alexandrinerromans entfernt hat. Man kann nicht behaupten, daß er uns irgendwie etwas neues gebracht hat, Quellenfragen bleiben weiterhin ungelöst. Auch manche seiner Folgerungen erscheinen mir durchaus ungerechtfertigt. Dazu gehört die Behauptung, daß die „Jugend Alexanders" der schwächste Teil des großen altfrz. Alexanderromans sei. Vor allem hat vom literarhistorischen Standpunkte aus P. Meyer eher das Richtige getroffen: das Ganze ist das Werk eines Nachdichters, der ziemlich willkürlich die gewöhnliche Redaktion umgemodelt hat, unter Benutzung noch anderer primärer wie sekundärer Quellen. Und auch durchaus nicht glücklich: Abgesehen von dem Mittel der Steigerung (Tötung eines Löwen als Seitenstück zu Bucephalus) ist zu bedenken, wie ungeschickt und störend die Person eines Neffen des Naptanabus (wie kommt denn dieser nach Macedonien?) eingeführt worden ist, lediglich um einen Übergang zur Bucephalusepisode und zum Motiv einer Bestrafung des jungen Heißsporns für die unbedachte Ermordung seines Lehrers zu gewinnen. Durchaus unkünstlerisch war es ferner, bereits dem jungen Alexander die beiden Episoden des Greifenfluges und des Tauchens ins Meer (auch hier muß das Moment des Sturmes eine Steigerung der Wirkung bringen) zuzuweisen, die sonst ihre richtige Stelle bei seinem Verweilen im Orient und seinen Wundertaten daselbst haben. Wir sehen hierin keinen „glücklichen Griff". Der Verf. schließt mit Unrecht den Kampf Alexanders mit König Nicolaus von den „Enfances" aus, zumal dieser nichts anderes ist als eine mittelalterliche Ausschmückung des ursprünglichen Wagenkampfes u. a. m. Die so stark gerühmte

---

[1]) Vgl. jetzt über die vermutliche lat. Quelle dieser Episode Friedrich Pfister, Band XLI dieser Zeitschrift.

„Motivierung" des Umdichters erklärt sich aus dem Angeführten, aber nichts berechtigt uns, die Fassung B N. 789 etwa wegen ihrer Komposition über den gleichen Abschnitt bei Michelant zu stellen, der ohnehin das Substrat bis zu wörtlichen Entlehnungen herabgebildet hat (mit Vers 1550 erscheint völliger Anschluß = Michelant 14/36).

In der 4. Tirade wird von Salomon nicht nur als Prediger der irdischen Eitelkeit, sondern auch als Prophet gesprochen, der die Geburt des Heilandes verkündet hat. Ohne Zweifel hat der Dichter hier Salomons Rolle übertrieben[2]), noch mehr aber mit der anachronistischen Angabe:

v. 110 *Et non porquant l'estore d'Alixandre rescrist*
Por le bonté de lui que tans regnes conquist.

Man beachte die rätselhafte Anknüpfung mit *Et non porquant*, ferner *rescrist.* Schon P. Meyer fragt nach dem Ursprunge dieses Anachronismus. Wir finden auch im Kyng Alisaunder unter seinen Quellen v. 4780 Salomon zitiert (Zusatz gegenüber Thomas von Kent).

In der Einleitung polemisiert der Verf. gegen Albert Krull, der im Anhange zu seiner Diss. über Gui de Cambrai, (Cassel 1887) nicht den Text der Vengeance, sondern irrtümlicherweise eben den besprochenen der Hs. 789 vorgenommen hat.

Breslau. ALFONS HILKA.

Weynand, Johanna. *Der Roman de toute chevalerie des Thomas von Kent in seinem Verhältnis zu seinen Quellen.* Diss. Bonn 1911. 81 S.

Hildenbrand, Theodor. *Die altfranzösische Alexanderdichtung „Le Roman de toute chevalerie" des Thomas von Kent und die mittelenglische Romanze „Kyng Alisaunder" in ihrem Verhältnis zu einander.* Diss. Bonn 1911. 85 S.

Beide Arbeiten geben willkommene Beiträge zur Darstellung der Quellenverhältnisse jenes Ablegers des Alexanderromans, der, auf den englischen Boden übertragen, als „*Le Roman de toute chevalerie*" dazu berufen war, das Vorbild für die älteste Alexanderdichtung Englands (wenn man von der angelsächsischen Übertragung des Alexanderbriefes absieht) abzugeben. Erhalten ist er in zwei vollständigen Hss. und zwei Fragmenten. P. Meyer hat auch diesem Zweige im 10. Kapitel seines grundlegenden Buches (*Alexandre le Grand dans la littérature française du moyen*

[2]) Vielleicht ist aber an Prov. 30,4 zu denken. Vgl. ferner über „Salomon als Prophet, der in Weisheit über Christum und die christliche Kirche viele Gleichnisse prophezeite und vier prophetische Bücher schrieb" in Kebra Nagast. Die Herrlichkeit der Könige, im äthiop. Urtext hrgb. u. übers. Carl Bezold = Abh. der phil. hist. Klasse der K. bayr. Akad. der Wiss. XXIII (1909), S. 63.

âge, t. II (1886), S. 273—294) eine summarische Betrachtung gewidmet und das Nötigste über die Überlieferung des Werkes und seine Quellen beigesteuert als Vorbemerkungen für einen künftigen Herausgeber. Seitdem war es nötig, auf breiterer Grundlage und unter Ausnützung des gesamten Materials sämtliche Fragen erschöpfend zu behandeln. Dieser Aufgabe ist nunmehr H. Schneegans mit seiner Schule gerecht geworden. Er selbst kündigt das Erscheinen der kritischen Ausgabe in der „Gesellschaft für romanische Literatur" an, wohlgerüstet durch die Vorarbeiten zur Einleitung über die handschriftliche Gestaltung des Romans (ZFSL. XXX (1906), S. 240—263), über dessen Sprache (*Festschrift zum XII. allgem. dt. Neuphilologentag in München* (1906), S. 1—19 und ZFSL. XXXI (1907), S. 1—30) und über die Interpolation des „*Fuerre de Gadres*" (Festschrift für W. Viëtor, Marburg 1910, S. 27—61), wozu noch sein Schüler A. Bauer über die Sprache dieses Einschiebsels (im Progr. Freising 1907) einen Beitrag geliefert hat. Zwei weitere Prolegomena liegen hier vor, die einander wie auch die Arbeit des Meisters ergänzen. Im allgemeinen stimmen auch wir dem Urteil P. Meyers über diesen Roman zu, der ihn als „*une œuvre également dépourvue d'originalité et de style*" bezeichnet hat, nicht ohne Interesse ist aber sein Aufbau und seine Zusammensetzung aus den verschiedensten Quellen, die ihm eine keineswegs unrühmliche Stellung im Rahmen der großen Alexandertradition in franz. Sprache sichert.

Frl. Weynand entscheidet sich mit guten Gründen für den Verfassernamen Thomas von Kent, somit gegen P. Meyer, der nicht alle Stellen genau notiert zu haben scheint. Eustache kommt nur dreimal vor (gegen Thomas achtmal), darunter in zwei Kapitelüberschriften, deren Wert bekanntlich nicht hoch zu veranschlagen ist. Für diese Einsetzung einer anderen Namensform innerhalb der Dichtung war vermutlich der Umstand bestimmend, daß als Verfasser der vorangehenden Interpolation des „*Fuerre de Gadres*" wie im großen Alexandrinerroman (M = Michelant, S. 171, 5, vgl. P. Meyer *a. a. O.* S. 240 ff.) ein Ustace ausdrücklich bezeugt ist. Eine andere Annahme der Verf. dürfte kaum als nötig erscheinen, daß nämlich mit diesem Eustache jener Redaktor des Ganzen gemeint sei, dessen Spuren außer der Einteilung in Kapitel namentlich in größeren Zusätzen (Hs. D) und in einer zweiten breiteren Schlußfassung aus M deutlich zu ersehen sind, wie die Vf. in ihren besonnenen Folgerungen am Ende der Abhandlung (S. 73—76) gezeigt hat. Thomas von Kent war sicher ein Anglonormanne und nach Schneegans (ZFSL. XXXI, S. 29) etwa gleichaltrig mit dem Adamsspiel, folglich noch aus der 2. Hälfte des XII. Jahrh., während ihn P. Meyer um die Mitte des folgenden Jahrh. ansetzen wollte, allerdings ohne sich auf eine Untersuchung der sprachlichen Kriterien stützen zu können. Im übrigen stellt sich uns der Dichter gleich im Prologe

als ein Kleriker dar, der es als seine heilige Pflicht erachtet, sich streng nach seinen lateinischen Quellen zu richten, die nun auch gewissenhaft teils in aufzählender Art, teils einzeln als Belege seiner Wahrhaftigkeit angeführt werden. Er nennt: die Epistola Alexandri ad Aristotelem über die Wunder Indiens, Solinus[1]) (lediglich durch diesen letzteren veranlaßt auch Dionysius und Megasthenes) und somit Isidorus, Hieronymus neben Aethicus (deutlicher J e r o m e s u r E t h i k e D 7806, wohl daher C 9854 zu lesen: J e r o m m e ē E t h i k e), jene dem hl. Hieronymus vom Mittelalter mit Unrecht[2]) zugeschriebene Kosmographie eines Unbekannten (Ethicus erdichteter Name = philosophus) aus dem VII. Jahrh., ferner Justinus mit seinem Auszuge des Pompeius Trogus, endlich Orosius, der zugleich aus Justinus schöpft. Die Verweisungen auf Flavius Josephus für Alexanders Zug nach Jerusalem (die lat. Übertragung von Antiqu. XI 8 kommt auch einzeln vor, z. B. in den beiden Hss. zu Montpellier und Oxford, die die erweiterte Epitome des Valerius enthalten) und auf Petrus Alfonsi, hier Piers Aumphus genannt, für die Aussprüche der Philosophen am Grabe Alexanders (*Disc. cler.* in der Neuausgabe, Helsingfors 1911, Ex. XXXIII) gehören nebst den bezüglichen Einschiebseln in der Hs. D jenem Interpolator an. Sie stehen mithin ebenso abseits wie ein Abschnitt derselben Fassung, der mit einigen Abweichungen — sie beruhen auf einer anderen Redaktion — das merkwürdige Iter ad Paradisum[3]) wiedergibt. Das Rückgrat des Romans bildet außer der Epistola der nicht ausdrücklich zitierte, weil anonyme Auszug aus Julius Valerius, die bekannte und viel benützte Epitome, die fast durchweg und, wie viele mitgeteilte Proben beweisen, in fast sklavischer Abhängigkeit in Reime umgesetzt wird.[4]) So konnte der Verf. in einer übrigens mit Eleganz und Klarheit durchgeführten Vergleichung der Hauptzüge der Beweis unschwer gelingen, daß der Dichter nur dieser Epitome, nicht aber der

[1]) Solche Beschreibungen von Wundermenschen und Wundertieren des Orients, ein beliebter Stoff mittelalterlicher Traktate, verdienten einmal eine Zusammenstellung, besonders aus den Vulgärtexten. Vgl. des Rez. Ausgabe eines Stückes aus der Naturenzyklopädie des Thomas Cantipratensis, S. A. Breslau 1911.

[2]) Es ist ein Produkt der Schwindelliteratur wie etwa Dares und Dictys, vgl. die treffliche Charakteristik bei Manitius, *Gesch. der lat. Liter. des Mittelalters* I, München 1911, S. 222 ff., der noch ausdrücklich betont: „Daß das Werk mit dem scharfsinnigen und sprachgewandten Bischof Hieronymus nichts zu tun hat, ist zur Evidenz bewiesen.“

[3]) Man vermißt auf S. 71 den Hinweis auf denselben Einschub in M, vgl. P. Meyer *a. a. O.* S. 201 und Rom. XI, S. 228 ff. (nicht bei Michelant).

[4]) Vgl. 470 sogar *come leonine* und jenes *ly vins e l l e b o r e z* (für lat. *v e n e n o e l a b o r a t o*). Es liegt eine arge Verwechslung vor. Dem Dichter wird sicher das *e l l e b o r u m* = Nieswurz der Epist. vorgeschwebt haben, das er später mit *aloigne* übersetzt.

Historia weder in der ursprünglichen Fassung Leos noch in den späteren Rezensionen, von denen wir ja selbst nach Zingerle noch immer eine ganz unzureichende Kenntnis besitzen, gefolgt ist. Kleinere Einschränkungen ändern dies Ergebnis nicht. Gern würde man sehen, daß jene Stellen, an denen der Dichter trotzdem eigene Wege geht und die für den Sammler der Alexanderüberlieferung ein besonderes Interesse haben müssen, durch eine eigene Druckart als solche kenntlich gemacht worden wären. Denn hier bleibt doch noch möglicherweise etwas für eine spätere Nachlese übrig. Im Viëtorbande (S. 39, Anm. 1 und besonders S. 40) hat Schneegans, wie bereits P. Meyer, der aber zu weit gegangen ist, seiner Meinung Ausdruck gegeben, daß Thomas auch den Roman des Lambert li Tors und Alexander von Paris gekannt hat. Auch nachdem das Verhältnis des Thomas zu jenen von M ganz unabhängigen Interpolationen und die Stellung des zweiten Schlusses geklärt ist, bleibt manches übrig, was eine Nachprüfung erheischt oder eine Hervorhebung verdient hätte. Denn so völlig ableugnen läßt sich ein ganz natürliches Schöpfen aus M nicht, wenngleich die Verf. dies kaum zugeben will. Bei dieser Gelegenheit sei es verstattet, einige Zusätze zu machen:

1. Alexander wird in den sieben freien Künsten unterrichtet; bekanntlich auch in der Zehnsilbnerversion = Z (6. Tirade) zu lesen und in der eine Sonderstellung einnehmenden Hs. BN. 789, v. 193, doch auch in Zingerle's Historia (S. 140, 19 *didicerat enim pleniter liberales artes ab Aristotele et Calistene* und im Liegnitzer Text (*Rom. Fg.* XXIX, S. 18).

2. Keine Wettfahrt mit Nicolaus, sondern ein ernster Kampf. Diese Umänderung hat nicht nur Leo (die Verf. hält dies für zufällig, S. 15), sondern nebst dem voraufgehenden Ritterschlage des jungen Recken auch Z + M. Bereits P. Meyer hat gemeint (S. 128 ff.), daß da Leo wie die franz. Dichtungen rein spontan zu einer solchen Ausgestaltung im mittelalterlichen Geiste gelangt sind. Ob nun auch für Thomas nochmals ein gleiches Verhalten (adoubement + lutte) anzusetzen ist, läßt sich nicht leicht entscheiden, zumal er auch die späteren korinthischen Spiele übergangen hat. Ich bin geneigt, an die Beeinflussung durch die Vorgänger im Hinblick auf andere Stellen zu glauben. So erscheint mir jeglicher Zweifel daran überflüssig, wenn man sieht, wie eng sich Thomas mit M für die völlig gleiche Einsetzung der Epistola in die Epitome und für die beiderseitigen Übergänge berührt (vgl. die Verf. S. 34 und 46 ff., wo sie ihren Dichter wohl allzusehr in Schutz nimmt).

3. Kein Fehltritt oder Sturz Philipps in der Lysiasepisode, sondern eine regelrechte Verwundung; vgl. Liegnitzer Historia S. 20: *Allexander autem arrepto gladio uulnerauit Philippum in femore.*

4. Alexander gewährt den Athenern Frieden bis zu seiner Rückkehr aus Persien. Dasselbe Mißverständnis finden wir

ebenda S. 26: *Al. dixit eis, quodeis daret pacem, donec victaPerside rediret.*

5. Eigentümlich ist das Motiv, daß Candace Alexander zu heiraten wünscht und dann tatsächlich solche innige Beziehungen[5]) eintreten = M. P. Meyer geht diesem Zuge nicht näher nach. Die Verf. will auch hier wiederum jeglichen Nachhall von M abstreiten (S. 31). M. Er. bekundet die Übereinstimmung des Romans mit M und Lamprecht, daß dies Sträuben dagegen ungerechtfertigt ist. Jedenfalls handelt es sich um eine ältere Deutung dieses Zuges. Den Anstoß dazu gab wohl die Stelle *Epit.* III 23, die nicht verstanden wurde: *ut (talis) filii mater putarer.* Wie bei Thomas begegnen wir der Fassung von M im Roman von Athis und Prophilias (v. 5587—5606 meiner Ausgabe):

Grant joie eüst d'un petit oir,
S'el le poïst de lui avoir.
De ce ne fist mie a blasmer,
Car ne pooit plus haut amer;
Liee devroit estre la mere
Qui avroit oir de si bon pere.

Demnach wird das für D ohnehin klare Zurückgehen auf M auch sonst nicht von der Hand zu weisen sein.

Was die Benützung der Epistola betrifft, so steht es außer allem Zweifel, daß Thomas deren zweite Rezension vorgelegen hat, die nicht nur durch die Hs. H, sondern durch eine ganze Gruppe[6]) vertreten ist. Dies beweist sofort die sicher nicht „zufällige" Lesart *cep d'argent* = *argentoque* (falsches *sarmentoque* der ersten Rezension), sodann das beständige Zusammengehen in Zahlenangaben und Namen, namentlich überzeugend die Bitte Alexanders an seine Begleiter, das von den Bäumen der Sonne und des Mondes Gehörte niemand mitzuteilen und die Erwähnung der Serer (neben den Indern); vgl. die Tabelle S. 48 bis 50.

Sehr nützlich ist die dem Schlusse der Dissertation angefügte Konkordanzübersicht über sämtliche in der Dichtung verwerteten Quellen. Die treffliche und fleißige Abhandlung zeigt eine gute methodische Schulung und viel selbständiges Urteil, das jedoch, wie mir scheint, in der Erwärmung für den kompilierenden Anglonormannen (dessen Verhältnis zum Roman Alexanders von Paris) zu weit geht.

---

[5]) Daß Alexander die verwitwete Königin Kandake zum Weibe genommen hat, erzählt Michael Glykas, ed. Bonn, p. 268. Vgl. Laurent, Die Königin Kandake, Ztschr. f. luth. Theologie u. Kirche, 1862, S. 636. Rösch, Die Königin von Saba als Königin Balqîs, Jahrb. f. protest. Theologie, VI (1880), S. 555.

[6]) Diese Ausgabe des Rez. nach M. H. Ld. p. (dazu gehört auch die bereits erwähnte Hs. Oxford, Corpus Christi College 82, die ich kollationiert habe) im Progr. Breslau 1909 ist der Verf. unbekannt geblieben.

Theodor Hildenbrand untersucht die Beziehungen der mittelenglischen Nachdichtung „*Kyng Alisaunder*“ zum altfranz. Romane des Thomas von Kent. Die kritische Ausgabe ist von A. Brandl zu erwarten. Dieser älteste englische Alexanderroman, dem P. Meyer nur wenige Bemerkungen (S. 294 bis 299) unter Benützung des veralteten Abdrucks von H. Weber in dessen *Metrical Romances of the thirteenth, fourteenth and fifteenth centuries*, vol. I, Edinburgh 1810. widmen konnte, ist das Werk eines Klerikers aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. Den Untersuchungen des Verf. leistete große Dienste die Veröffentlichung und Besprechung von vier neuen Bruchstücken durch Bülbring (*Engl. Studien* XIII, S. 145—155), den Resten einer vierten, wohl ausführlicheren Hs. Sie bringen die Beschreibung des Palastes des Porus und eine Schilderung des Schneesturmes. Merkwürdig ist dabei der besondere Hinweis auf „*Kyng alesaundres pystill / To aristotell in bookys as J fynd*“, denn Thomas, dessen ausführliche Quellenberufungen sonst getreulich übernommen sind, hat hier nur eine unbestimmte Andeutung der gleichen lat. Quelle. Vergleicht man den me., afz. und lat. Text des ersten Einschiebsels miteinander, so ergibt sich ohne weiteres, daß der Engländer genau der lat. Epistola gefolgt ist, während Thomas sich allerlei Ausschmückungen, aber auch Kürzungen (*parietes* und *lacunaria*) erlaubt. Nur für die Angabe, daß die Schlafsäle mit Blumen aus Edelsteinen besetzt waren, läßt sich die Annahme rechtfertigen, daß der englische Dichter auch den franz. Text benutzt hat. Denn wenn es in beiden Gedichten heißt, daß der wunderbare Weinstock nicht nur aus Gold, sondern auch aus Silber bestand, so stimmt das völlig zum Wortlaut der besseren Rezension (*argentoque* statt des verderbten *sarmentoque*) der Epistola, wie denn leider der Verf. (in Anlehnung an Bülbring) sich jegliche Kritikstellung zur letzteren geschenkt hat.[6]) Für den zweiten Fall (Sturmepisode) macht man dieselbe Beobachtung,[7]) wo eine Benutzung des Thomas neben dem lat. Alexanderbriefe schon wegen der Erwähnung des Blitzstrahles und der gekürzten Darstellung fraglos feststeht.

---

[6]) Bedauerlich bleibt der völlig fehlerhafte Abdruck (*cubila, laquearia*, selbst *exornata* u. a. m.) der lat. Stellen, übrigens wiederum nur nach dem alten Pariser Druck 1537, der seinerseits auf jenen von 1520 (= *p* meiner Ausgabe) zurückgeht. Nur diese enthalten den Zusatz *triginta pedum* bei der Höhengabe der Säulen. — 400 Säulen bei Thomas stimmt zur Angabe der Hss. H. L d. O., 440 nur in *p*.

[7]) 500 Tote des K. Al. und bei Thomas = Epistola; 50 nur in *p*. Wozu der fehlerhafte Abdruck *delectae* statt *deletae*, *Libertique*; statt *Liberique* etc. (*impereaui* statt *imperaui* ist Druckfehler bei Hildenbrand)? Es standen dem Verf. doch ganz andere „mögliche Quellen zu Gebote“, wie schon Bülbring.

Da die Interpolation des „*Fuerre de Gadres*"[8]) dem *Alisaunder* fehlt, so wird man dem Verf. darin beistimmen, daß der me. Nachdichter auf eine ältere Form des frz. Romans zurückgegriffen hat, der diese Einschiebung noch fremd war. Insofern ist die engl. Dichtung wichtig für die Beurteilung der frz. Hss. selbst, namentlich auch für ihr Verhältnis zueinander gegen Schluß des Romans.

Der weitere Inhalt der Dissertation erweist die große Selbständigkeit des Engländers, wodurch er sein Werk volkstümlicher gestaltet hat als Thomas von Kent. Ausführlich werden betrachtet die Auslassungen und Erweiterungen, unter denen die Kunstmittel der lyrischen Naturbeschreibungen, Lebensbetrachtungen und das didaktische Element überhaupt seinem Stile ein besonderes Gepräge verleihen. Die weitere Stoff- und Stilvergleichung des Alisaunder mit seinem Vorbilde fällt nicht gerade zugunsten des ersteren aus. Das Ganze ist, wie der Verf. zum Schluß seiner mühsamen Studie feststellen kann, eine gekürzte Wiedergabe des „Roman de toute chevalerie" und wegen der beträchtlichen Willkür bei der Übernahme des Stoffes von keinerlei oder nur untergeordnetem Werte bei der Herstellung der kritischen Ausgabe der altfrz. Dichtung.

Breslau. ALFONS HILKA.

Zur Geschichte des französischen Dramas.

1. **Dierks, Otto.** *Die dramatische Bearbeitung nationaler Stoffe in Frankreich.* Diss. Münster 1911. 128 S. 8⁰.

2. **Sondheimer, Isaak.** *Die Herodes-Partien im lateinischen liturgischen Drama und in den französischen Mysterien.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1912. 178 S. 8⁰ (Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen. Herausgegeben von Prof. Dr. M. F. Mann III.)

3. **Kohler, Erwin.** *Entwicklung des biblischen Dramas des XVI. Jahrhunderts in Frankreich unter dem Einfluß der literarischen Renaissancebewegung.* Diss. Tübingen 1911. 69 S. 8⁰.

4. **Beneke, August.** *Das Repertoir und die Quellen der französischen Farce.* Diss. Jena 1910. 107 S. 8⁰.

5. **Menschel, Walter.** *Der literarische Bauerntypus in den französischen Dichtungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts.* Diss. Greifswald 1912. 153 S. 8⁰.

---

[8]) Über die vermutliche lat. Quelle dieser berühmten Episode in *M.* vgl. jetzt Fr. Pfister, Band XLI dieser Zeitschrift.

6. **Trettin, Alfred.** *Darstellung des Familienlebens in der „comédie larmoyante“ und im ernsten, bürgerlichen Schauspiele Frankreichs im XVIII. Jahrhundert.* Diss. Kiel 1911. 150 S. 8⁰.

7. **Müller, Max.** *Jean-Joseph Vadé (1719—57) und das Vaudeville.* Diss. Greifswald 1911. 174 S. 8⁰.

8. **Behrens, Heinrich.** *Francisque Sarceys Theaterkritik.* Diss. Greifswald 1911. 127 S. 8⁰.

Unter den acht vorliegenden Abhandlungen zur Geschichte des französischen Dramas sei diejenige von Otto Dierks an erster Stelle genannt, weil sie von einem Gesichtspunkte aus das gesamte Gebiet umfassen will. Es ist bekannt, daß man die englische Geschichte, soferne uns alle historischen Werke abhanden kämen, aus der dramatischen Literatur des Landes fast ganz rekonstruieren könnte. In Frankreich gibt es wohl ebensoviele Stücke historischen Inhalts, aber das Interesse an solchen Stoffen ist jüngeren Datums, läßt große Lücken (wie z. B. für die Zeit von 800—1100) und konzentriert sich auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten und Ereignisse. Die eigentlichen Chronikstücke fehlen und die ganze klassische Epoche des französischen Dramas kommt für das Genre wegen ihrer Vorliebe für Gegenstände des Altertums gar nicht in Betracht. Wenn man von einigen Mirakeln des Ms. Cangé (ca. 1350—60) absieht, so beginnt die Reihe der historischen Dramen erst mit Du Belloy, *Le siège de Calais* (1765), eine lebhaftere Verwertung nationaler Stoffe aber erst mit der Revolutionszeit. Seitdem ist diese Richtung im Drama sehr eifrig gepflegt worden. Lecomte zählt 596 Stücke auf, in denen Napoleon I, und Lanéry d'Arc 98 Stücke, in denen die Jungfrau von Orléans auftritt. Dierks sieht ein, daß diese große Stoffmasse über den Rahmen einer Dissertation weit hinausgeht und beschränkt sich daher auf jene Dramen, die ihm, wie er (S. 11) sagt, „besonders wertvoll und charakteristisch“ zu sein scheinen. Er teilt die französische Geschichte in zwölf Abschnitte (I. bis zum Tode Chlodwigs, II. bis zum Tode Pippins des Kleinen u. s. f.) und bespricht innerhalb derselben die einzelnen Werke, im ganzen ca. 160, jedes in einem besonderen Paragraphen. Seine Angaben sind leider meistens aus zweiter und dritter Hand geschöpft und in auffallend schlechtem Deutsch geschrieben. Bei der Knappheit der Darstellung ist eine besondere Vertiefung gewiß nicht zu erwarten, aber es ist zu tadeln, daß der Verfasser eine Menge Theaterware letzter Kategorie anführt, dagegen viele wertvolle und zum Teil sogar berühmte Dramen übersehen hat. Wir haben uns bei der Durchsicht der Arbeit folgende notiert. Zum V. Abschnitt (Jahr 1314): Dumas père, *La tour de Nesle*, 1832 (über Marguerite de Bourgogne, Gattin Ludwigs X. und Buridan).

Man vermißt auch in den späteren Abschnitten die Dramatisierungen der bekannten Romane von Dumas: *Les trois mousquetaires*, *La Reine Margot*, *Le chevalier de Maison-Rouge* etc. — Den Dramatisierungen der Geschichte Carls VI. wäre die Oper *Charles VI.*, Text von Casimir und Germaine Delavigne, Musik von Halévy, 1843, hinzuzufügen. — Zum VIII. Abschnitt (1498—1589): Scribe und Legouvé, *Les contes de la reine de Navarre*, 1851 (Franz I. als Gefangener Carls V.). — Zum IX. Abschnitt (1598—1643): Duval, *La jeunesse de Henri IV.*, 1806. — Vigny, *La maréchale d'Ancre*, 1830 (spielt 1617). — Augier, *Diane*, 1852 (Zeit Ludwigs XIII. und Richelieus). — Zum X. Abschnitt (1643—1789): V. Hugo, *Les Jumeaux*, Fragment, 1839 (die Geschichte der eisernen Maske). — Dumas père, *Les demoiselles de St.-Cyr*, 1843 (zur Geschichte der Mme de Maintenon). — Dumas père, *Mlle de Belle-Isle*, 1839 (spielt 1726). — George Sand, *Marguérite de Sainte-Gemme*, 1859 (spielt 1775). — Zum XI. Abschnitt (1789—1804): Sardou, *Thermidor*, 1891 (über den Sturz Robespierres). — Ponsard, *Le lion amoureux*, 1866 (Zeitbild aus dem Directoire). — Die Liste ließe sich sehr leicht um ein beträchtliches verlängern.

Mit einem sehr eng umgrenzten Thema beschäftigt sich dagegen Isaak Sondheimer, der in seiner Untersuchung die Episode des bethlehemitischen Kindermordes im lateinischen liturgischen Drama und in den französischen „Mysterien" (besser wäre: „Mystères") verfolgt. Die Hauptquelle war für alle Bearbeiter das Matthäus-Evangelium, daneben in zweiter Linie die anderen kanonischen und apokryphen Evangelien, Flavius Josephus, Legenden, Kirchenschriftsteller und mittelalterliche Historiker. Verf. betrachtet 15 lateinische liturgische Texte aus dem Ende des XI. Jahrhunderts, ferner den lateinischen Text von Benediktbeuern aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts und sechs französische Texte 1. das *Jeu des trois Roys* (vor 1431), 2. das Passionsspiel von Semur (Ms. von 1488), 3. das Passionsspiel von Arras (Verf. wahrscheinlich Eustache Mercadé), 4. das *Mystère de la Passion* von Arnoul Greban, 5. das *Mystère de la Conception et Nativité de la glorieuse vierge Marie* (gedr. 1507), 6. die *Comédie de l'adoration des troys Roys* und die *Comédie des Innocents* von Marguerite de Navarre (gedr. 1547). — Die Methode, welche der Verfasser anwendet, ist eine ebenso umständliche wie verwirrende. Er zerlegt die in Betracht kommenden Vorgänge in sieben Szenen: 1. Verhör der Magier, 2. das zu 1. gehörige Botenspiel, 3. Schriftgelehrtenszene, 4. das zu 3. gehörige Botenspiel, 5. Nachricht vom Verschwinden der Magier, Herodes' Zorn, Beratung, Befehl zum Kindermord, 6. Ausführung des Kindermords, 7. Herodes' Tod. Er begleitet jede dieser 7 Szenen auf ihrer Wanderung durch die 22 oben angeführten Texte und verzeichnet jeweilig

die Änderungen und Neuerungen. Auf diese Weise werden allerdings 178 Seiten in gr. 8⁰ angefüllt, die wenigen Leser, welche der Darstellung bis zum Schlusse folgen konnten, werden aber an diesem Punkte nahe daran sein, das Schicksal des Herodes zu teilen. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Abhandlung eine Dissertation ist, oder ob sie lediglich gelehrte Zwecke verfolgt. Aber wie dem auch sei, der Referent oder der Herausgeber der Sammlung sollten solchen Exzessen steuern und zur Ausarbeitung oder Veröffentlichung derselben entschieden nicht die Hand bieten. Es ist der Wissenschaft nicht gedient, wenn ein so geringfügiger Stoff, der auf 8—10 Seiten erschöpfend behandelt werden kann, auf den 20fachen Umfang ausgedehnt wird.

Die von Erwin Kohler dargestellte Materie scheidet sich deutlich in zwei Gruppen, in die tendenziös gehaltenen Bibeldramen der Protestanten und in die biblischen Renaissance-Dramen. Die erste Gruppe führt von Th. de Bèze's *Abraham sacrifiant* (1550) über Joach. de Coignac's *Déconfiture de Goliath* (1551), Ant. de la Croix' Dramatisierung der Geschichte der drei Jünglinge im Feuerofen, über den *Aman* von André de Rivaudeau (1561) zu der Davidtrilogie von Louis Desmazures (1566). Auch die Übersetzungen der biblischen Tragödien des Buchanan (*Jephtes*, *Baptistes*) gehören hierher. Infolge der wachsenden Theaterfeindlichkeit der Eiferer, die in der Dramatisierung der Bibel nur eine Entweihung erblickten, schlief das Genre um diese Zeit ein, wurde aber bald darauf von den Renaissance-Dramatikern aufgegriffen. Diese übertrugen die Grundsätze, welche bisher auf klassische Stoffe angewendet worden waren, auf die Bibel. Diese zweite Gruppe beginnt mit dem *Saul* (1572) und den *Gabaonites* (1570) von Jean de la Taille, es folgen die *Tragédie de Pharaon* von Chantelouve (1576), jene über Kain und Abel von Lecoq (1580) und der *Holofernes* von Adrien d'Amboise. Den Höhepunkt bilden hier die *Juifves* von Robert Garnier (1583). Unter den späteren Dramen sind Pierre Matthieu's *Vasthi* und *Aman* (1589), Montchrestiens *David ou l'adultère* (1595) und *Aman ou la vanité* (1599), die Maccabäer-Tragödie von Jean de Virey (1599), der *Joseph* von Ollénix du Mont-Sacré (Nicolas de Montreux) u. a. zu erwähnen. Nach Besprechung der einzelnen Stücke beschäftigt sich der Verf. mit der Stellung dieser Dichtungen zur Renaissance-Bewegung. Er zeigt die Einwirkung der letzteren im Titel und in der Bezeichnung der Stücke, in der Einteilung in Akte und Szenen (Prolog und Epilog), in den Chören, in der Sprache, im Wortschatz und in der Orthographie, im Stil, Versmaß und Reim, in der Zeichnung der Figuren, im Auftreten allegorischer Personen, in der Komposition, im Verhalten der Dichter gegenüber der Regel von den drei Einheiten. Im ganzen eine gewissen-

hafte, aber nicht allzu interessante Arbeit, woran zum Teil wohl auch der wenig reizvolle Stoff Schuld trägt.

Amüsanter ist das Thema, welches sich August Beneke gewählt hat, indem er das Repertoir und die Quellen der französischen Farce studiert. Der Verfasser sucht zunächst den Begriff der Gattung Farce festzustellen und sie von der Sottie und der Moralité abzugrenzen. Er stellt sodann das uns erhaltene Farcen-Repertoir in einer Tabelle zusammen, die im wesentlichen auf Petit de Jullevilles *Répertoire du théâtre comique* (1886) beruht. Benekes Tabelle verzeichnet 108 Stücke, gegen 99 bei Petit de Julleville. Er trachtet ferner die einzelnen Stücke, soweit dies möglich ist, zu datieren und erörtert das Verhältnis derselben zu Monologen und Fabliaux. Hierbei werden die Theorien von Des Granges und Toldo widerlegt, welche in den Farcen bloß dramatisierte Fabliaux sehen wollten. Der Verf. schließt sich (S. 54) der Ansicht Bédiers an, daß die Farcen-Dichter vorwiegend aus der Oral-Tradition schöpften. In den Fällen, wo stoffliche Übereinstimmungen zwischen Farcen und Fabliaux vorliegen, lasse sich doch keine Abhängigkeit der ersteren von den letzteren nachweisen. Zu analogen Resultaten führt ihn eine Vergleichung der Farcen mit den Novellen. Hier zeigt sich nach Betrachtung von 20 Fällen der Übereinstimmung, daß nur 5 Farcen auf gedruckten Novellen beruhen (S. 83), dagegen hielten sich die Novellisten wiederholt an Farcen. Der Leser wird dem Verf. im allgemeinen gewiß beipflichten, wenn er auch in manchem Detail von seiner Beweisführung nicht ganz überzeugt wird. Den Schluß der leider auch wenig anregend geschriebenen Dissertation bildet eine allgemeine Charakteristik der Farcen nach drei Gesichtspunkten: 1. die Volkstümlichkeit der Stoffe und das darin pulsierende Leben, 2. die Komik als Agens für das „*rire dissolu*", 3. das Moment der dankbaren Rolle. — Zu Einzelheiten wäre folgendes zu bemerken: S. 38 Nr. 64 *Messieurs de Mallepaye et de Baillevent* ist nicht als Werk Villons zu bezeichnen. Das Werk erscheint erst seit der Ausgabe von Galiot du Pré, 1532, in den Villon-Ausgaben. — S. 42. Die *Chroniques Gargantuines (Grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua)* erschienen nicht 1526, sondern 1532. — S. 62. Die *Repues franches* (vom Verf. nach P. L. Jacob 1474 datiert) sind nicht von Villon, dem sie zuerst in der Ausgabe von Guill. Nyverd, 1520 zugeschrieben werden. Übrigens ist Villon wohl vor 1468 gestorben. — Von den *Cent Nouvelles Nouvelles* heißt es S. 45, daß sie 1432 verfaßt seien, S. 70 dagegen wird die Ansicht Wrigths akzeptiert, der die Abfassung zwischen 1450—60 ansetzt. Sie entstanden ohne Zweifel um 1461 zu Genappes. — Die S. 70 erwähnte, 1485 gedruckte Boccaccio-Übersetzung wurde schon 1414 von Laurent de Premierfait verfaßt.

Dem dramatischen Gebiete gehören zum größten Teil auch die Werke an, mit welchen sich Walter Menschel in seiner leider sehr unbefriedigenden Abhandlung über den „literarischen Bauerntypus in französischen Dichtungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts" beschäftigt. Der Verf. spricht mit Unrecht von einem solchen Typus, denn es gibt deren vielmehr zwei, grundverschiedene und deutlich voneinander getrennte. Einerseits eine realistische Auffassung des Bauern, anderseits eine idealistische, und je nachdem, ob wir es mit einem Werke dieser oder jener Richtung zu tun haben, erscheint der Vertreter dieses Standes in einem andern Lichte. Die realistische Auffassung, welche der etwas mißgünstigen Naturbetrachtung einer bürgerlichen Gesellschaft entspringt, findet sich zuerst in der Fabliaux, in den Farcen und verwandten Dichtungen. Hier spielt der Bauer, wie auch der Müller und der Schäfer fast ausnahmslos eine verächtliche, oft auch eine lächerliche Rolle. Seine Einfalt, Tölpelhaftigkeit, Flegelhaftigkeit werden verspottet. In der Ehe wird er von seiner lüsternen, liebestollen Frau, die ihm auch sonst das Leben mit allen Mitteln schwer macht, betrogen. Selten findet der Stand einen Anwalt oder Verteidiger. Die Auffassung der Farcen und Fabliaux geht dann in die Novelle über. Wir finden sie in den *Cent Nouvelles Nouvelles*, bei Bonaventure Desperiers, im *Heptameron*, in den obskuren Novellensammlungen der Folgezeit und noch in den *Contes* von Lafontaine. Doch macht sich im XVII. Jahrhundert insofern eine Reaktion geltend als neben dem herkömmlichen Tölpel auch schlaue, schlagfertige Bauern geschildert werden. Die Züge beider vereinigt der Bauer in der Komödie seit dem Gareau in Cyrano de Bergeracs *Pédant joué* (1654). Gareau sucht andere zu übervorteilen, ist aber in seiner Ehe *cocu*. Auch Molière hat sich in dieser Hinsicht nicht von der Tradition entfernt, wie die Figuren des Alain und der Georgette in *L'école des femmes* (1662), Pierot und Charlotte im *Don Juan* (1665), die Bauern im *Médecin malgré lui* (1666) und besonders George Dandin mit den Dienern Lubin und Colin (1668) beweisen. Dieselben Eigenschaften sind auch für die Bauern bei Regnard, Boursault usw. bis herab auf Dancourt charakteristisch, nur überwiegt allmählich die Schlauheit die Tölpelhaftigkeit. Bei Dancourt sind Bauer und Bäuerin in der Regel Glücksjäger, die zu Geld und Ansehen kommen wollen. Diese Bauern schildern dann später Marivaux und Restif de la Bretonne. — Neben die realistische Auffassung tritt seit den letzten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts die idealistische, neben den Tölpel und Spitzbuben der Salonbauer, der parfümierte *berger*, der sich ausnimmt wie ein „*grandseigneur en villegiature*". Der Städter, der im Getriebe des täglichen Lebens vergeblich nach Ruhe sucht, erfreute sich an dem Bilde eines Hirtenvolks, das

ferne, in einem idealen Lande seine Tage in süßem Nichtstun mit Liebesgetändel hinbringt. Man hat es hier mit einer rein literarischen Konstruktion zu tun, die ihre Ahnherren und klassischen Vorbilder in den Idyllen Theokrits und Virgils und in dem Schäferroman des Longos (Daphnis und Chloe) hat. Im Mittelalter gehören dieser Richtung das *Jeu de Robin et Marion*, die Pastourellen und bis zu einem gewissen Grade auch Boccaccios *Ameto* (1342) an. Die Vogue der Schäferdichtung datiert aber erst seit Jorge de Montemayors *Diana enamorada* (1542) mit ihren Fortsetzungen, seit Sanazaros *Arcadia* (gedr. 1502), Tassos *Aminta* (1573) und Guarinis *Pastor fido* (1585), seit den Schäferdichtungen des Cervantes (1584), Lope de Vega (1598) und Sidney (1590), die sämtlich ins Französische übersetzt und in Frankreich viel gelesen wurden (vgl. unsere Geschichte des französischen Romans I. Bd. S. 210 f.). Den französischen Schäferroman begründete Nicolas de Montreux mit seinen *Bergeries de Julliette* (1585—98), seinen Gipfel bezeichnet die *Astrée* von d'Urfé (1607 bis 1627). Im französischen Drama zeigt sich diese Auffassung zuerst in *Les ombres* von Nicolas Filleul (1566), dann, um nur die wichtigsten zu nennen, in den Pastoralen von Hardy, in den *Bergeries* von Racan (1625) und in der *Sylvie* von Mairet (1628). Auch Molière hat sie in seinen Pastoralen aus den 60er Jahren (*Past. comique*, *Princesse d'Elide*, *Melicerte* etc.). Die unausbleibliche Reaktion gegen diese Geschmacksverirrung meldete sich zuerst in den *Bergeries de Vesper* von Guill. Coste (1618), dann energischer in Sorels *Berger extravagant* (1627), der 1653 von Thomas Corneille dramatisiert wurde. Trotzdem hat sich die affektierte Schäferdichtung auch später noch verbreitet und ist auch in andere Literaturen übergegangen. Ihre letzten Vertreter in Frankreich sind Florian und Bern. de Saint-Pierre. — Dem Verfasser ist es leider nicht gelungen, diesen an sich klaren Sachverhalt entsprechend darzustellen. Seine Abhandlung ist ein ungeordneter Wust von Einzelnotizen, die den Leser nur verwirren und die leitenden Gesichtspunkte vermissen lassen. So hat das Ganze keinen Wert und wäre besser ungeschrieben geblieben.

Wenig Gutes ist auch über die Dissertation von Alfred Trettin zu sagen, welche die „Darstellung des Familienlebens in der Comédie larmoyante und im ernsten bürgerlichen Schauspiele Frankreichs im XVIII. Jahrhundert" zum Gegenstande hat. Der Verf. bespricht zunächst die Zerrüttung, unter welcher das Familienleben in der Zeit der Regentschaft und unter Ludwig XV. zu leiden hatte. Besonders in den vornehmen Kreisen kamen die Ehen auf rein konventionelle Art zustande, und weder zwischen den Gatten noch zwischen Eltern und Kindern gab es ein herzlicheres oder auch nur näheres Verhältnis. Um die Treue

und Sittsamkeit der Frauen war es bekanntlich schlimm bestellt. Im Gegensatz zu dieser traurigen Wirklichkeit konstruieren die dramatischen Dichter, die Nivelle de la Chaussée, Marivaux, Destouches, Diderot, Sedaine, Beaumarchais das Idealbild eines Familienlebens, um so in der Weise ihrer Zeit bessernd und moralisierend zu wirken. Molière hatte, wie Verf. S. 12 richtig sagt, für ein glückliches Familienleben gekämpft, nie aber ein solches geschildert, diese Dichter schilderten mit Vorliebe ein solches, blieben aber, wie nicht gesagt zu werden braucht, weit hinter Molière zurück. Der Verf. behandelt nun in einzelnen Kapiteln: 1. das Verhältnis der Liebenden zueinander vor der Ehe, 2. das Verhältnis der Ehegatten zueinander, 3. das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, 4. das Verhältnis der Geschwister zueinander, 5. das Verhältnis der Mitglieder der engeren Familie zu den fernerstehenden Verwandten. Nach diesen Gesichtspunkten werden auf mehr als 100 Seiten die Stücke der in Betracht kommenden Autoren durchgearbeitet, und da mitunter mehrere dieser Beziehungen sich in einem Drama vorfinden, wird das betreffende Werk eventuell auch wiederholt, in mehreren Kapiteln vorgenommen. Durch diese Methode wird die Darstellung überaus ledern und reizlos und zu einer wahren Folter des Lesers.

Ein wertvoller Beitrag zur Theatergeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist dagegen die Arbeit Max Müllers über Jean-Joseph Vadé (1719–57). Obwohl dieser Dichter heute so gut wie vergessen ist, gebührt ihm in der Geschichte des Vaudevilles neben Lesage, Piron und Favart ein hervorragender Platz. Er ist einer der fruchtbarsten und erfolgreichsten unter den Autoren, welche um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die Opéra comique mit ihrer leichten Ware versorgten. Man kennt die Leidensgeschichte dieses Theaters, das sich aus den Schaubühnen der Jahrmärkte, der Foire St. Germain und der Foire St. Laurent entwickelte und seit seinem Bestande von seinen mächtigeren Rivalen, der Comédie française, der Comédie italienne und der Académie Royale de Musique mit unversöhnlichem Hasse verfolgt wurde. Diese wendeten alle Mittel an, um dem Jahrmarkttheater die Existenz unmöglich zu machen. Aber vergeblich, es erhielt sich *malgré tout.* Als man den Schauspielern die Aufführung von Stücken verbot, spielten sie einzelne Szenen. Als ihnen der Dialog untersagt wurde, halfen sie sich mit rasch wechselnden Monologen. Als sie überhaupt nicht mehr sprechen durften, mit Gesang und schließlich mit Pantomimen, zu welchen sog. *Ecritaux*, d. h. Tafeln, worauf der Text geschrieben stand, ausgehängt wurden. Nach langen Kämpfen wurde ihnen 1713 die Aufführung von Stücken mit Gesang und Tanz endlich gewährleistet. Der höhere Aufschwung der opéra comique datiert seit Lesage für sie arbeitete (1719), ihre Blüte-

zeit erlebte sie in den Werken Pirons (seit 1722), Panards (seit 1730) und Favarts (seit 1734). Aber 1745 wurde sie auf Betreiben ihrer alten Feinde geschlossen und blieb es 7 Jahre, nach welcher Zeit Monnet die Leitung übernahm, der ihr zu neuer Beliebtheit verhalf. Er verdankte diesen Erfolg vor allem den Werken Vadés, der von 1752 bis zu seinem Tode (1757) diese Bretter mit seinen Stücken beherrschte. Vadé war der Sohn eines Gastwirtes in Ham, wurde mit 20 Jahren Controlleur du vingtième (einer Weinsteuer) in Soissons, dann in Laon und Rouen und schließlich in Paris, wo er sich durch poetische Werke, Fabeln, Episteln u. a. einen Namen machte. Sein Ruf gründete sich aber besonders auf seine Dichtungen im *Genre poissard*, das er zwar nicht erfunden hatte, aber zur Vollendung brachte. Niemand verstand es so wie er, das Leben und die Sprache der untersten Volksschichten, speziell der Leute der Halle, wiederzugeben. In diesem Genre gelten als seine Meisterwerke die *Lettres de la Grenouillère entre Mr. Jerosme Dubois, pêcheur du Gros-Caillou et Mlle Nanette Dubut, blanchisseuse de linge fin* (ein Liebesroman in Briefen) und *La pipe cassée, poëme epitragi-poissardi-heroicomique* (Gedicht in 8-Silbern), die beide noch immer nachgedruckt werden. Als Dramatiker debütierte Vadé 1749 in der Comédie française mit einem Mißerfolg. Collé prophezeite damals: „*On peut juger sur cette pièce que ce jeune auteur ne sera jamais capable d'en faire même des médiocres.*“ Die folgenden Jahre straften mit Vadés Bühnenerfolgen diese Ansicht Lügen. 1757 erhielt er vom König, den er im *Impromptu du cœur* gefeiert hatte, eine Pension von 400 Francs. Ein ungeordneter Lebenswandel, die Debauchen und das Spiel zerrütteten seine Gesundheit und er starb noch im selben Jahre 1757, erst 38½ Jahre alt. Er wird als ein liebenswürdiger Charakter geschildert. Nach Vadés Tod konnte sich Monnet in der Direktion der Opéra comique nicht länger halten. In der Folge übernahmen Favart u. a. die Leitung. 1762 wurde sie auf Befehl des Königs mit dem Théâtre italien vereinigt. Andere Jahrmarktbühnen taten sich auf und 1793 brachte die Revolution die langersehnte Theaterfreiheit. — Vadé ist in keiner Hinsicht ein bedeutender Dramatiker, aber seine meist einaktigen Stücke zeigen urwüchsigen Humor und geschickte Mache. Sein Stil läßt mitunter sehr zu wünschen übrig. „*On s'aperçoit en lisant ces pièces, que l'auteur n'avait fait aucune étude et savait assez mal le français*“ sagt Laharpe (Lycée XII, 304). Von den 19 Stücken, welche er für die Opéra comique schrieb, beruhen einige auf novellistischen Motiven. So hält er sich in *Le poirier*, in *Les Troqueurs* und *Nicaise* an Erzählungen von Lafontaine, die er allerdings ziemlich frei benutzt. Stofflich origineller, in der Handlung aber dürftiger sind *Le suffisant*, *Le trompeur trompé*, *Le confident heureux* und *Les raccoleurs*. Die letztere Posse bezeichnet der Verf. als die *Co-*

médie poissarde κατ' ἐξοχήν. Monnet nannte sie „*un grand tableau de Teniers mis en action*". (*Mémoires* S. 179.) Eine große Anzahl seiner Stücke sind Parodien von beliebten Opern und Balletten jener Zeit. In diese Kategorie gehören *La nouvelle Bastienne*, *Jerôme et Fanchonette*, *La fileuse*, *Il etoit temps*, *Folette ou l'enfant gâté*, *Les Troyennes de Champagne*, *Le rien* u. a. Obwohl seine Werke viel beklatscht wurden, übte Vadé als Vaudevillist doch keinen Einfluß aus. Dagegen machte er im *genre poissard* geradezu Epoche. Voltaire, der ein Gegner Vadés war, veröffentlichte seit 1764 eine Reihe von Schriften unter den Namen Guillaume Vadé, Antoine Vadé etc., und auch andere Autoren bedienten sich desselben als Pseudonym (vgl. S. 167). Die vorliegende Arbeit ist eine gründliche und verdienstliche. Der Verf. hat auch Abhandlungen über die Volkssprache und über die Musik in den Werken Vadés in Angriff genommen.

Einen nur indirekten Zusammenhang mit der Geschichte des französischen Dramas hat die gleichfalls recht gelungene Dissertation von Heinrich Behrens über Francisque Sarcey. Dieser Kritiker hat durch 40 Jahre, von 1859 bis zu seinem Tode 1899, zuerst in der *Opinion nationale*, dann (seit 1867) im *Temps* das Theaterreferat geführt. Faguet schätzte die Zahl der Aufführungen, welchen Sarcey in seinem Leben beiwohnte, auf mehr als 15 000. Er war ein so passionierter Theaterbesucher, daß er der Comédie française sogar ins Ausland folgte. Er hatte *Mademoiselle de la Seiglière* 87 mal gesehen. Seine Montags-Feuilletons erfreuten sich bei den Lesern großer Beliebtheit. Sie sind im allgemeinen mit mehr Überlegung und Sorgfalt geschrieben als die Artikel anderer Berichterstatter, verraten aber weder ein bedeutendes Wissen noch eine hervorragende kritische Begabung. Eine reiche Auswahl dieser Aufsätze wurde von Sarceys Schwiegersohn Brisson unter dem Titel *Quarante ans de théâtre* in 8 Bänden (1900—1902) herausgegeben. Die Ansichten Sarceys, welche durch Jahrzehnte für das gebildete Paris maßgebend waren, gipfeln in folgendem. Jedes Stück ist vom Gesichtspunkte des Publikums *(la foule)* aus zu betrachten. Mit diesem identifiziert sich Sarcey als Kritiker, er will das Werk betrachten wie ein „*simple imbécile*", was ihm auch nach der Meinung böser Zungen mehr als einmal gelang. Ein Stück ist nach seiner Wirkung auf dem Theater zu beurteilen, nicht nach dem Eindruck auf den Leser, welcher z. B. für Dumas fils den Maßstab des Wertes bildet. Der Kritiker hat der Menge gegenüber nur den Vorteil, daß er weiß, weshalb sie begeistert ist. Ein großes Wohlwollen zeichnet ihn aus. Es ist ihm nicht darum zu tun, Fehler zu rügen, sondern Gutes hervorzuheben. An Stelle der *critique stérile des défauts* will er die *critique féconde des beautés* setzen. Auch Sarcey erkennt, daß das Talent des Dramatikers, des „*homme de théâtre*" von anderen literarischen

Veranlagungen grundverschieden ist, aber wie farblos ist seine Charakteristik dieser geistigen Eigenart im Vergleich mit jener, welche Dumas fils in einer seiner glänzendsten Vorreden gegeben hat! Der dramatische Stil gehorcht besonderen Gesetzen, der Dramatiker braucht sich weder um die Systeme der Philosophie noch um die Gebote der Wahrscheinlichkeit noch um die historische Wahrheit zu bekümmern. Seine oberste Richtschnur ist die Geistesbeschaffenheit seiner Zuhörer, das „*mettre dedans*" ist für ihn die Hauptsache. Wenn das Drama dieselben Tendenzen hätte wie die Geschichtsschreibung, wäre es überflüssig. „*Pour lui, qui s'adresse à la foule, qui doit faire effet sur la foule, le préjugé du temps, c'est la vérité vraie.*" Auch das Unwahrscheinlichste ist akzeptabel, wenn es dem Dichter gelingt, es dem Publikum plausibel zu machen. Mit Dumas' Forderung eines *Théâtre utile* ist er nicht einverstanden. Das Theater hat seinen moralischen Zweck erreicht, wenn es den Zuschauer für einige Stunden dem Elend des täglichen Lebens entzogen hat. Ein gutes und schönes Theaterstück ist an sich schon moralisch. In der Auffassung der Rollen darf man nicht allzu konservativ sein. Die Rücksicht auf die Änderungen des Geschmacks rechtfertigt manches. Nur Unklugheit kann sich über die *sentiments de la convention* hinwegsetzen, und der Mißerfolg ist die gebührende Strafe (Théâtre libre, H. Becque). Äußere szenische Mittel, Dekorationskünste u. dgl. verwirft Sarcey, es muß gelingen, dem Publikum auch ohne sie die volle Illusion zu verschaffen. Die Vorbedingungen des Erfolges sind bei einem Stück die fortschreitende Handlung *(mouvement)* und die einheitliche Wirkung *(unité d'impression)*. Der tragische Eindruck darf nicht durch komisches, oder umgekehrt, gestört werden. Bei Shakespeare sei dies nicht der Fall, weil die komischen Szenen zu nebensächlich sind, aber Molière habe im Avare gegen dieses Gesetz verstoßen. Das gute Stück muß ferner eine Kernszene *(scène à faire)* enthalten. In einem eigenen Abschnitt stellt der Verf. die Urteile Sarceys über die bedeutendsten Dramatiker zusammen. Sarcey hat Corneille und Molière stets hochgehalten, Racine begann er dagegen erst sehr spät richtig zu würdigen. Unter den Dramatikern der Romantik hält er Dumas père für den begabtesten und stellt ihn über Victor Hugo. Als das größte dramatische Genie aller Zeiten erscheint ihm aber Scribe, in dessen Werken er seine Theorie von *mouvement*, *conventions*, *scène à faire* usw. verwirklicht sah. Nach ihm hält er Sardou für den größten Meister der Bühnendichtung. Dem Théâtre libre, den Naturalisten und Ibsen versagte er jede Anerkennung. Übrigens meinte er, daß ein Nordländer es überhaupt nie zu einer vollendeten dramatischen Technik bringen könne. Unter den vielen Unrichtigkeiten und Geschmacklosigkeiten, die er schrieb, erklären sich manche aus allzu äußerlicher Beurteilung, so wenn er König Ödipus und *Rodogune* für melo-

dramatische Werke erklärt, welche den Spektakelstücken von Pixérécourt und d'Ennery nahestehen, oder wenn er sagt: „*Euripides fut un d'Ennery avec du style.*" In der Literatur des Auslandes war Sarcey wenig bewandert. Er kannte Shakespeare schlecht und lernte Lessings Hamburgische Dramaturgie erst 1869 kennen.

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Magne Émile. *Voiture et les années de gloire de l'Hôtel de Rambouillet* 1635—1648. Portraits et documents inédits. Paris, Mercure de France. 1912. 441 S. in kl. 8.

Auch der vorliegende zweite Teil des Magneschen Werkes zeugt von des Autors hoher Begabung, wissenschaftlich Ergründetes zum künstlerisch Geschauten umzugestalten und die Darstellung wie selbstverständlich aus den Quellen hervorfließen zu lassen. Der Verfasser hat dabei soviel bisher unbekanntes oder unbenütztes Material herangezogen, daß es den Berichterstatter förmlich drängt, aus dem überreichen Inhalte auch an dieser Stelle einiges mitzuteilen.

Das dichterische Porträt, wie wir es auf Grund des ersten Teiles des Magneschen Werkes in diesen Blättern entworfen haben, wird allerdings auch durch den Inhalt dieses Schlußbandes nicht wesentlich verändert, wohl aber vielfach ergänzt und vervollkommnet. V. Voiture ist und bleibt der frivole Modedichter ohne alle sittliche Größe und Gemütstiefe, dem trotz seiner gespreizten Unnatur und seines affektierten Euphuismus nicht selten mitten im Gesang auch ein rotes Zotenmäuslein aus dem Munde springt, der aber doch in seinem Blute einen Tropfen von jenem Safte besitzt, den Homer seinen Göttern unter dem Namen Ichor zuschreibt: spielenden Leichtsinn, feinere Geistigkeit und geflügeltes Feuer. Zweifellos war er, so lange er lebte, das Literaturorakel ganz Frankreichs, der unfehlbare Richter in Sachen des poetischen Geschmackes, der „Vortänzer der Galanterie", dessen Gedichte, Briefe und Bonmots allenthalben wie ein Evangelium zitiert wurden. Ganz besonders aber ist er der Abgott der Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute; er zeigt dessen Geist in reinster Kristallisation und mit seinem Tode beginnt auch der Verfall dieser Vereinigung, um später in das Preziösentum zu entarten. Magne sagt sehr treffend: *L'œuvre de Voiture synthélise son esprit* (des Hôtels de Ramb.) und an einer anderen Stelle von den späteren Preziösen: *Elles se sentent invinciblement liées à lui* (Voiture) *comme les créatures se sentent dépendantes du créateur. Elles le comentent, elles appuyent, sur le nouvel Evangile, qu'il promulgua, leurs allégations. Elles évoquent son image, de même qu'au fond des monastères, les nonnes recluses soulèvent le*

voile qui leur cache le Christ souriant et tendre des promenades en Judée.

V. hat besonders das Rondeau, diesen seit der Plejade zurückgedrängten Marotschen dreizehnzeiligen Achtsilber, dem der Madrigal hatte den Platz räumen müssen, wieder zu Ehren gebracht. Selbst sein größter Neider Sarasin muß dies zugeben und ihm dasselbe Verdienst auch um die Ballade und den Triolet zubilligen. Da man V. um die Regeln des Rondeaus fragte, antwortete er mit dem recht schlechten, aber um so deutlicheren, Lope de Véga entnommenen Rondeau:

Ma foi c'est fait de moi, car Isabeau....

Alle Damen wünschten von nun an, von ihren schwärmerischen Liebhabern nur mehr in Rondeaux besungen zu werden. Chapelain, der sich diesem Zuge der Mode entgegenstellen wollte, erfuhr eine gründliche Abfuhr. Sogar die Kinder schmieren Rondeaux, selbstverständlich auch dieErwachsenen, und zwar recht unanständige. Hatte sich doch V. sogar bei Mlle de Bourbon, die ein Laxiermittel eingenommen hatte, um die Zahl ihrer täglichen Stuhlgänge in dieser Dichtungsform erkundigt:

Mais, à propos, comment va cette affaire?
avez-vous bien été tout doucement
Cinq ou six fois?

In seinen an die Marquise de Ramb. gerichteten *Rondeaux* ist V. allerdings etwas zurückhaltender. Julie d'Angennes ruft den Begeher dieser poetischen Exzesse wiederum in einem Rondeau zur Ordnung. Schon ist der Kampf im Erlöschen, als ihn der aus dem Felde zurückgekehrte Charles de Montausier mit dem ganzen rauhen Ungestüm des draufgängerischen Soldaten wieder anfacht. Er erfährt aber darum von der von ihm glühend verehrten Julie eine Rüge, worüber der ebenfalls um Julies Gunst werbende V. keine geringe Schadenfreude empfindet. V. atmet auf, als Montausier nach Angoumois abreist. Ein gefährlicher Wettbewerber in der Dichtung ersteht für V. in dem ebenso gewandten als galanten Jesuitenpater Le Moyne. Julie indes liest zwar dessen lüsterne Madrigals, fühlt sich aber durch dieselben nicht sonderlich angemutet, da sie dem Typus der prüden Preziösen viel näher steht als dem der galanten. Le Moyne, der übrigens später im Hôtel de Ramb. auch die *Devises* in Schwung brachte, hat überhaupt auf dieser Stätte der Schöngeister nie rechten Eingang gefunden, obzwar er sie mit dem stolzen Namen eines *cour de la cour* beehrt. Dagegen lanzierte wieder der Abbé Cotin die Mode der „Rätsel", indem er die Zeit, innerhalb welcher V. in der Provinz verweilte und die Rondeaux nicht mehr die rechte Pflege fanden, benützte, um für seinen Geschmack Anhänger zu werben. Der nach Paris zurückgekehrte V. machte zwar Wiederbelebungsversuche an

den Rondeaux und erhoffte sich besonderen Erfolg von einem an Julie in dieser Absicht gerichteten Rondeau; diese aber übertrug es einem ihr befreundeten Dichter, anstatt ihrer, darauf zu antworten und damit war dieser Dichtungsart das Todesurteil gesprochen. V. dachte einen Augenblick daran, es durch die Ballade zu ersetzen, es fehlte ihm aber hierzu die poetische Kraft. Montausier hat seine feindselige Gesinnung gegen V. von neuem bewiesen, da er das von diesem Dichter gegen den Abbé de Croisilles, der sich in seiner Eigenschaft als Priester mit einem Mädchen schwer vergangen hatte, gerichtete, sarkastische *pontbreton*, das sonst viel Heiterkeit erregt und Beifall gefunden hatte, abfällig beurteilte. Hatte er doch gerade damals, im Winter des Jahres 1638, seine heiße Leidenschaft für Julie d'Angennes kundgegeben, die ihm V. vorzuziehen schien. V. hat dann, nachdem die Rondeaux und die Rätsel sich überlebt hatten, von der Ovidlektüre angeregt, die alten Metamorphosen mit einem glänzenden, äußeren Erfolge modernisiert und sehr viele Nachahmer gefunden. Diese Dichtungen, in denen sich geschmeidige Courtoisie mit feiner Ironie vereinigten, lagen seiner poetischen Eigenart besonders günstig. Auch der Abbé Cotin begeisterte sich für dieses Genre und schrieb darüber sogar eine Abhandlung. Aber er kam damit zu spät, denn die Metamorphosen waren damals bereits überholt und die jungen Leute machten nunmehr unter der Führung V.s eine Art Zeitung, in welcher allerhand lokale Vorgänge und Verhältnisse des Hôtel de Ramb. unter dünner allegorischer Verschleierung versifiziert wurden. Diese Zeitung hieß *La Gazette de plusieurs endroits* und wurde das Modell für die spätere *Gazette de Tendre* und vieler ähnlicher bei den Preziösen beliebten Zeitungen. Aber auch diese wurde bald von in Schwung gekommenen Briefen und Poesien in archaistischem Stile abgelöst. Selbst für diese Fadaisen, die die Illusion eines wiedererwachten Rittertums vorgaukeln sollten, verstand es V. bei seinen Anhängern Begeisterung zu erwecken. Er verfolgte mit dieser beinahe allzugroßen poetischen Rührigkeit hauptsächlich den Zweck, des Kardinal Richelieu Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und durch ihn vielleicht von dem ihm lästigen Besuche der Sitzungen der Akademie dispensiert zu werden. Es haben noch andere Dichter im Hôtel de Ramb. debutiert, aber keiner konnte V. ausstechen: Der vom Kardinal und seiner Nichte, der Mme. de Combalet, protegierte Desmarets de Saint-Sorlin konnte mit der Vorlesung seiner neuen Tragödie *Scipio l'Africain* ebensowenig einen stärkeren Erfolg erringen, als Chapelain mit dem Vortrage des 2. Buches seiner *Pucelle* und Jean de Mairet mit der Deklamation seiner Tragikomödie *Athenaïs*. Selbst P. Corneille mit seinem im Winter 1636 im „blauen Zimmer" aufgeführten *Cid* hat im Hôtel de Ramb. bei aller Begeisterung für die tönenden Alexandriner seines Werkes die Abneigung

gegen seine bäuerische und linkische Persönlichkeit nicht überwinden können. V. wird aber auch angerufen, um über die Reinheit und Zulässigkeit gewisser Ausdrücke in der Umgangssprache zu entscheiden. So machte z. B. Chapelain das Hôtel de Ramb. zum Schiedsrichter, als die Frage, ob man *muscadin* oder *muscardin* zu sagen habe, die Akademie in zwei Lager teilte. V., dem der Wohlklang mehr galt als die Etymologie, entschied sich für *muscadin*. Der von Chapelain als weitere Autorität befragte Balzac, trat zwar schon aus Opposition gegen V. für *muscardin* ein, schließlich aber gab die Akademie und das Hôtel de Ramb. zugunsten V.s den Ausschlag. Auch sonst fehlte es V. nicht an ernster Gegnerschaft.

Sowohl die stutzerhaften Elegants als die poesieverlassenen Pedanten mißgönnten V. seine glänzenden äußeren Erfolge und er scheint die spitzen Federn der letzteren noch mehr gefürchtet zu haben als die losen Zungen der ersteren. Unter den ihm neidischen Pedanten ist vor allem Balzac zu erwähnen. Anfänglich hielt er V.s Rivalität für ungefährlich und er nannte ihn sogar in seiner überschwänglichen Weise: *Vincens Victurus, jocorum, leporum, elegantiarum pater*. Das Verhältnis zwischen beiden wurde aber bald immer gespannter, besonders als Chapelain, der Ruhmestrompeter Balzacs im Hôtel de Ramb. diesen gegen V. aufhetzte. Tallemant zufolge hätte man Balzac niemals im Hôtel de Ramb. gesehen; Magne aber bezeichnet auf Grund zweier Stellen in den Briefen Balzacs diese Angabe für unhaltbar und gibt nur zu, daß dieser das Hôtel de Ramb. nur ein- oder zweimal betreten habe. Chapelain berichtet allerdings seinem Freunde nach Angoumois wahre Wunder über die von Balzacs Werken hingerissenen Besucher des Hôtel de Ramb. Wenn man aber weiß, wie sehr Chapelain es liebt, mit dem großen Messer zu schneiden, wird man zugeben, daß der Ruf Balzacs im Hôtel ohne die Notstütze des für ihn warm eintretenden Montausier und ohne die Begünstigung der von ihm umschmeichelten Marquise de Ramb. nicht hätte aufrecht erhalten werden können. Als Balzac durch seinen Geschäftsträger Chapelain, dem V. aus Angoumois zum Preise Richelieus Verse schickt, mit dem Ersuchen, sie dem Kardinal zu überreichen, lehnt es V. ironisch unter einem nichtigen Vorwande ab, ihm zu willfahren. In dem bekannten, von Chapelain provozierten Streit über Ariosts *I suppositi* hat sich die „Prinzessin“ Julie auf die Seite V.s gestellt und Chapelain als den, der die Wette verloren hatte, verurteilt, an V. als Buße ein paar Handschuhe zu bezahlen. Chapelain hatte zwar sich diesem Urteile äußerlich unterworfen, aber seine Sache doch nicht aufgegeben, da Balzac mit seiner ganzen Autorität für ihn eintrat. Der volle Bruch erfolgte, als V. Balzacs im Hôtel de Ramb. vorgelesene *Apologie* abfällig beurteilte. Da faßte Balzac gegen V., der ihm besonders seinen

Ruf als erster Briefschreiber der Welt zu gefährden schien, einen so unauslöschlichen Haß, daß er ihn noch über das Grab hinaus verfolgte, indem er dessen von Pinchesne herausgegebenen Werke einer äußerst gehässigen Kritik unterzog. — Ein erbitterter Feind V.s war auch Franç. Sarasin. Auch diesen erfüllte Mißgunst gegen V.s Beliebtheit. Er konnte es nicht verwinden, daß V. im Hôtel de Chavigny auf dem Fuße der Gleichheit verkehren konnte, während er daselbst nicht viel besser als ein Bedienter behandelt wurde. Besonders heftig bekämpft er dessen Einfluß im Hôtel de Condé. Er verzichtet auf jede Manneswürde, um ihm nur die Gewogenheit der Mme. de Longueville (Anna de Bourbon) abwendig zu machen und es gelingt ihm wirklich, ihn wenigstens beim Herzog von Enghien zu verdrängen, als sich V. durch sein allzu familiäres Behaben (er hatte sich einmal in Gegenwart der Prinzessin von Condé die Galoschen ausgezogen) eine arge Blöße gab. Auch Sarasin dachte niedrig genug, um noch das Andenken des verstorbenen V., dem er an Talent, Geist und Eleganz weit nachstand, durch einen heuchlerischen, giftgeschwollenen Nachruf zu verunglimpfen und er hat sich nicht einmal gescheut, einige von ihm während der Fronde lanzierte Mazarinaden unter dem Namen V.s erscheinen zu lassen. Eine Art vermittelnder Stellung nahm Costar, der sodomitische Kanonikus der Kapaunenstadt Mans ein, der es zwar mit den Pedanten nicht verderben wollte, aber doch mit V. gute Freundschaft hielt. Nach Tallemant hätten diese vertrauten Beziehungen zwischen beiden 1640 oder 1641 ihren Anfang genommen, während sie Magne aus guten Gründen schon Ende 1637 beginnen läßt. Obzwar V. mit seinem Spotte über Costars trockene, steife Gelehrsamkeit nicht zurückhielt, hat er ihm doch eine Erzieherstelle im Hause des Grafen von Chavigny verschafft. Dafür setzte er dann sowohl seine Geldtasche als seine Gelehrsamkeit für sich öfter in starke Kontribution: Er pumpte ihn nämlich nach seinen so oftmaligen und beträchtlichen Spielerverlusten empfindlich an (er mutete ihm sogar einmal zu, behufs Herbeischaffung ausgiebiger Geldmittel seinen Mignon Nau zu verkaufen) und veranlaßte ihn, da er selbst das *gladius latinitatis* nur sehr mangelhaft handhabte, für ihn ein lateinisches Antwortschreiben an die römische *Académie des Humoristes* abzufassen, als ihn diese zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt hatte. Aber auch Costar verfuhr mit V.s nach seinem Tode hinterlassenen Briefen in mehr freibeuterischer als pietätsvoller Weise.

V.s Beziehungen zu den Frauen dominierten sein ganzes Leben. Wir gehen hier selbstverständlich über seine zahllosen kleineren Liaisons rasch hinweg und heben nur das Wichtigste hervor. So viel er auch mit den weiblichen Stammgästen des Hôtel de Ramb. tändelte und flirtete, trennt ihn doch eine tiefe Kluft infolge seiner niedrigen Herkunft von

einem intimeren Verkehr mit denselben und seine vertrauliche Annäherung an sie beschränkte sich zumeist auf die ihm in den Briefen oder Gedichten zugestandenen poetischen Lizenzen oder war jener Art, wie sie selbst vornehme Damen ihrem Kammerdiener oder Schneider einräumen. Sobald er die gebührenden Schranken überschreiten wollte, wurde er meist zurückgewiesen. Sie wollten nur von ihm besungen, nicht aber erobert werden. So hat die Combalet, Richelieus nichts weniger als keusche Nichte, ihm endgültig den Laufpaß gegeben, als er sich einmal hinreißen ließ, sie stürmisch zu umarmen. Die Sablé weiß sich ihn durch ihre mehr eingebildete Krankheit, die Gräfin von St. Maure durch ihr kratzbürstiges Wesen vom Leibe zu halten. Als er auf einer italienischen Reise sogar bei der Herzogin Christine von Savoyen sein Glück versuchen wollte, stand er nur davon ab, weil er hörte, daß eben ihr Kind schwer erkrankt sei, und als er sich an die Großherzogin von Toscana heranwagte, erfuhr er eine derbe Abfuhr. Anne de Sainctot gewährte ihm allerdings ihre Gunst im ausgiebigsten Maße, aber eben wegen dieses so bereitwilligen Entgegenkommens lohnte er es ihr in schnödester Weise. Je mehr seine Neigung zu ihr erkaltete, desto hartnäckiger heftete sie sich an seine Fersen und als sie ihn einmal auf einer Reise verfolgte, kam sie sogar in Gefahr, als Landstreicherin verhaftet zu werden. Sie hatte ihn allerdings einmal dazu gebracht, daß er das Hôtel d'Auchy, welches dem Hôtel de Ramb. eine Art Konkurrenz machen wollte, mit seinem Besuche beehrte. Aber bald hat ihn die Dummheit der Vicomtesse d'Auchy, die fremde Manuskripte ankaufte, um sie unter ihrem Autorennamen zu publizieren und als Schriftstellerin zu glänzen, daraus verscheucht. Die Sainctot machte sogar den verzweifelten Versuch, V. an sich zu fesseln, indem sie ihm ihre frühreifen, aber schönen Töchter entgegenführte; sie konnte es aber trotzdem nicht hindern, daß er nicht nur ihre Besuche sondern auch ihre Briefe anzunehmen, zurückwies. Erst in seinen letzten Lebenstagen hat sie ihn wieder getreulich gepflegt und er hat in ihren Armen und in denen einer anderen Geliebten, der Tochter des Zeitungsschreibers Renaudot, seine Seele ausgehaucht. Am bedeutsamsten für V. aber wurden seine Beziehungen zu Julie d'Angennes. V. war ihr zweifellos noch mehr ergeben als der Anna von Bourbon. Aber sie war eben so prüde als kokett und V. selbst verspottet ihre Aversion gegen Liebhaber und Mäuse. Sie verstand es, die Liebesleidenschaft des temperamentvollen Grafen von Montausier ebenso aufzupeitschen als den kühleren V. durch ihr ewiges Schwanken zwischen Gewähren und Versagen bis aufs Blut zu quälen. Sie spielte den einen gegen den andern aus. Sie ließ Montausiers an sie gerichtete feurige Huldigungsgedichte und brieflichen Liebesergüsse durch den diesem am meisten verhaßten V. erwidern. Sie rümpfte die Nase, als

ihr Montausier am 22. Mai 1641 eine poetische Gabe von 16 Madrigals verschiedener Dichter, die *Guirlande de Julie*, zu Füßen legte, die er durch sieben Jahre vorbereitet hatte. (Magne will gefunden haben, daß er zu dieser Idee durch den Ankauf eines alten wenig gekannten alten Buches des Kanonikus von Amiens, Adrian de la Morlinière, angeregt wurde.) Sie hat aber auch V. arg mitgespielt. Als er einmal, wohl nicht ohne ihre Ermunterung, sich vergaß und ihr nicht nur die Hand, sondern auch den entblößten Arm küssen wollte, erwachte in ihr das ganze Bewußtsein des Standesunterschiedes und sie klagte ihrer Mutter mit Entrüstung den ihr angetanen Affront. Magne hält die Datierung des letzteren Ereignisses durch Ubicini mit 1631 für unrichtig und bezweifelt auch die Glaubwürdigkeit einer Angabe der Longueruana, derzufolge Julie nach der ihr angetanen Beleidigung V. die Worte: *Vous la baiserez deux fois* [la main] zugerufen und ihm überdies eine Ohrfeige verabreicht hätte. Julie hat schließlich, nicht so sehr den verzweifelten Anstrengungen Montausiers als dem Drängen ihrer Mutter nachgebend, diesen geheiratet und ihm mehrere Kinder geboren; aber auch bei der Geburt des zweiten Kindes läßt sie noch einen aus dem Felde an die junge Mutter gerichteten Brief ihres indes zum Prinzen gewordenen Gatten durch den sich dagegen sträubenden V. beantworten. Als für V.s fahriges und flattriges Wesen sehr charakteristisch sei noch erwähnt, daß er noch mit grauen Haaren einer jüngeren Schwester Julies, der eben erst aus dem Kloster gekommenen Angélique-Clarisse d'Angennes, allen Ernstes den Hof machte und dabei mit seinem Nebenbuhler Chavaroche in ein Duell unter so skandalösen Umständen geriet, daß er dadurch völlig kompromittiert nicht nur seine führende Rolle im Hôtel de Ramb. ausgespielt hatte, sondern auch seine weiteren Besuche daselbst einstellen mußte.

Nur noch einiges über das Hôtel de Rambouillet. Dieses stand auch bei den Pedanten in hohem Ansehen und verdankt ihnen sogar einen Teil seines Prestige. Selbst der von seinem Eigendünkel so ganz erfüllte Balzac hat einmal in seiner schwulstigen, verstiegenen Art den Ausspruch getan, ein im Hôtel de Ramb. zugebrachter Tag wiege mehrere anderwärts verlebte Jahrhunderte auf. Für Balzac, Chapelain, Costar und andere galt das Hôtel de Ramb. als eine Art Literaturtribunal, Arnaud d'Andilly hat daselbst seine Übersetzungen aus dem Italienischen der Marquise zur Begutachtung unterbreitet und der Abbé Cotin hat die Dichtungen der *ruelles* ebendaselbst erproben lassen und wer als vollwertiger Dichter gelten wollte, mußte dort seine poetischen Weihen empfangen haben. Aber auch der mehr theoretische I Suppositi-Streit ist daselbst zum Austrage gekommen, indem Chapelains Voreingenommenheit für diese Dichtung Ariosts von Seiten V.s und Julies, die mehr der Romantik als dem cru-

den Realismus zuneigten, eine entschiedene Ablehnung fand, wogegen Georges de Scudéry unter dem Namen *Astolphe* an die Partei der „Prinzessin Julie" sein *Cartel de Deffy* schleudert. Aber das Hôtel de Ramb. hat neben dieser sachlichen und trockenen auch eine mehr anmutende und einladende Seite. Es werden daselbst nämlich die verschiedenartigsten Themen erörtert. Nachdem man soeben über ein strategisches Problem oder über die kürzlich entdeckten Sonnenflecken diskutiert hat, bespricht man danach die Gefühle eines betrogenen Ehemannes. Zwischen den pedantischen und den galanten Hospitanten des Hôtel de Ramb. herrscht fast immer ein heimlicher Krieg, aber der feine Takt und die unbestrittene Autorität der Marquise d'Angennes läßt es zu keinem vollen Bruche kommen. Nicht etwa, als ob sie keine Gegnerschaften aufkommen ließe! Im Gegenteil, sie ist die Freundin eines lustigen Krieges und liebt solche Zwischenfälle schon darum, um darin ihre körperlichen Leiden (sie ist nämlich kränklich) zu vergessen. Sie begünstigt sogar manchen minder harmlosen Scherz auf Kosten anderer und ist durchaus nicht die in unnahbarer Hoheit thronende Heilige, als die man sie zuweilen hingestellt sieht. Allerdings wacht sie darüber, daß gewisse Formen nicht verletzt und gewisse Grenzen nicht überschritten werden. Sie verschont sogar ihren Liebling V. nicht mit kleinen Neckereien, die jedoch die Freundschaft beider nur befestigen. Sie hat ihm einmal den Streich gespielt, das Manuskript eines von ihm verfaßten Gedichtes, das sie sich zu verschaffen wußte, drucken, die gedruckten Blätter in ein altes Buch heften zu lassen und sie sodann V. in die Hände zu spielen, so daß dieser an sich irre wurde und selbst meinte, ein Plagiat begangen zu haben. Viel schlimmeren Spott trieb sie mit Chapelain, der sich in ihrer Gegenwart mit einem schmutzigen Sacktuch die Zähne putzte und dem sie auf den Kopf zusagte, daß er in seiner Konversation nur die noch kaum verdauten Lesefrüchte wieder von sich gebe. Dem Grafen Guiche, der allen Ernstes erzählte, auf seinem Gute eine Rasiermühle zu besitzen, band sie den Bären auf, V. sei verheiratet und diesem trug sie auf, ein Fräulein, das nicht eben durch besondere Sauberkeit seiner Wäsche glänzte, in spitzigen Stanzen durchzuhecheln. Von der Demütigung, die sie dem adelsstolzen Frl. v. Marolles nach dem von ihr erlittenen Wagenunfalle, bei dem sie sich arge Blößen gegeben hatte, durch ein bei V. bestelltes Spottgedicht bereitete, war bereits kurz die Rede. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß (wie dies Magne aus einer Stelle eines Briefes Vs. an Frl. von Marolles über jeden Zweifel erhebt) dieses Abenteuer nicht, wie einige Quellen[1]) angeben, dem Frl. v. Chémerault und nicht dem Frl.

[1]) Rahstede (l. c. S. 311) dessen Angaben über dieses Abenteuer wir im 1. Teile dieses Referats kurz gestreift haben, läßt V. den Wagenunfall mit der Sainctot erleben und das Spottgedicht sich auf

Aubry, sondern eben nur dem Frl. von Marolles zugekommen sei. Magne berichtigt auch Ubicini, der diesen Vorgang mit 1644 datiert und macht es sehr plausibel, daß er schon in das Jahr 1630 fällt. — Im Winter ging es im Hôtel de Ramb. besonders lebhaft zu, wenn die adligen Kriegsleute wie Pisani, Guiche und die beiden Arnaulds aus dem Felde heimkehrten und im Hôtel de Ramb. als stets unternehmungslustiges *Corps* im Verein mit V. alle in Atem erhielten und immer neue Zerstreuungen, Maskeraden und Schäferspiele planten und inszenierten. Sobald aber der Frühling da war, mußten sie wieder in den Krieg und die jungen Mädchen mußten sich jetzt mit den Dichtern begnügen, die sie zwar in allen Steigerungen besangen, aber bei ihrer meist niedrigen Herkunft einen intimeren Verkehr im Vorherein ausschlossen. Die hochgeborenen Damen machten dann meist Ausflüge in die nahen Schlösser von Liancourt, Chantilly, Ruel und Merlou, an denen V. öfter teilnahm und bei denen er sich der größten Beliebtheit erfreute. Diese Atmosphäre behagt seiner ganzen Individualität am meisten, hier findet er für seine unbedeutenden, aber zierlichen und anmutigen Dichtungen Anregung und Schwung und ist er der Mittelpunkt der Unterhaltung. Besonders die unter dem Banner des Herzogs von Enghien und seiner Schwester vereinigten männlichen und weiblichen Gigerl schwören auf V. und Balthasar Baro rühmt ihm mit Recht nach, daß er die Traditionen Honoré d'Urfés fortgesetzt und verewigt habe. Als Julie ihrem Gemahl Montausier ein Mädchen gebar und sich ihren Mutterpflichten widmete, erhielt das Hôtel de Ramb. einen sehr empfindlichen Stoß und war nur mehr der Schatten von ehemals. Die ehemaligen Besucher hielten sich immer mehr ferne und die neuen bildeten nur einen schlechten Ersatz. V. hatte sich (wie erwähnt) durch seine Liebelei mit Angélique Clarisse in der Öffentlichkeit lächerlich und fast unmöglich gemacht und mit der Zeit der Publikation seiner Werke und des Ausbruches der Fronde fällt der Zusammenbruch des Hôtels de Ramb. zusammen und bald darauf öffnen sich die Salons der Preziösen. Wir schließen dieses Referat mit den Worten Magnes: *Cette société, singulièrement vivante, se signale davantage par la vivacité de son intelligence que par la pureté de ses mœurs. On a voulu la travestir en une sorte de cénacle uniquement préoccupé de littérature. L'Hôtel de Ramb. à vrai dire, envisage la littérature comme un divertissement capable à varier les autres. Jamais il ne s'efforce de dénicher le génie obscur ou méconnu et de le produire...... On considère donc bien à tort l'Hôtel de Ramb. comme un centre intellectuel où toutes les manifestations de la pensée trouvent des oreilles attentives. Il se désintéresse le plus souvent de ces manifestations. Et loin de provoquer*

---

diese beziehen; man wird aber nach Magnes überzeugenden Auseinandersetzungen (S. 55 a) sich für seine Ansicht entscheiden müssen.

des productions supérieures, il enfante à peine quelques modes littéraires Le goût du badinage pervertit en lui le goût de la beauté. L'œuvre de V.... synthétise son esprit. Cet esprit est délié jusqu'à la minutie. Il brille, il chatoie, il frétille il palpite, il mêle le sourire à l'ironie. A la profondeur, il préfère la futilité. Il est imprégné de ce que l'on nomme avec une acception noble, la galante vie. Réagissant contre la vulgarité, il aboutit inévitablement à la préciosité.

JOSEF FRANK.

Villey, Pierre. *L'influence de Montaigne sur les idées pédagogiques de Locke et de Rousseau.* Paris, Hachette, 1911. XII und 267 S.

Der Einfluß Montaignes auf Locke und Rousseau ist nie bezweifelt worden. Beide Autoren haben aus ihrer Kenntnis und Schätzung Montaignes durchaus kein Hehl gemacht. Gleichwohl war es verdienstvoll, daß Villey es unternommen hat, das Maß dieses Einflusses genauer zu bestimmen. Es zeigt dabei feines psychologisches Verständnis für die mannigfachen Nüancen der Gedankenbeeinflussung und des Verhältnisses von geistiger Abhängigkeit und Selbständigkeit. Auch hat er seine Behauptungen sorgfältig mit quellenmäßigen Belegen versehen, so daß man ihnen im allgemeinen wird zustimmen können.

Eine stärkere Abhängigkeit konstatiert er auf Seiten L o c k e s Die pädagogischen Prinzipien sind nach ihm bei Montaigne und Locke dieselben. Übereinstimmend ist auch die Kritik, die sie an der Erziehung ihrer Zeit üben. Sie verwerfen die körperlichen Züchtigungen; sie beklagen, daß die schönsten Jugendjahre mit unnützem Sprachstudium vertrödelt werden; sie erklären es als gänzlich zwecklos, daß ein junger Mensch von Stande mit Grammatik, Rhetorik, Logik, Dialektik geplagt werde. Auch ihre positiven Vorschläge zeigen eine bemerkenswerte Ähnlichkeit: Ersatz der Erziehung in öffentlichen Schulen durch Hofmeistererziehung, milde Zucht ohne körperliche Strafen und möglichst ohne Zwang, Erlernung des Lateinischen nach „der natürlichen Methode“ (nach „Bonnenmanier“), Verzicht auf das Griechische, überhaupt Auswahl aller Unterrichtsfächer nach dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit im Leben, sorgfältige Förderung der körperlichen Entwicklung.

Natürlich verkennt auch Villey nicht, daß zwischen Montaigne und Locke gar manche Unterschiede bestehen. Solche waren schon bedingt durch die Verschiedenheit der Zeit, der Nationalität, der Konfession. Auch beweist sich Locke wie in den philosophischen Schriften, so in der pädagogischen Abhandlung als durchaus selbständiger Denker, so daß der Einfluß Montaignes ja nicht als sklavische Abhängigkeit Lockes gefaßt werden darf.

In noch höherem Grade macht sich die Originalität bei Rousseau geltend. In der leidenschaftlichen Glut dieser Persönlichkeit, in dem Feuer seiner Rede wird alles, was er von anderen aufnimmt, so völlig umgeschmolzen, daß es ein gänzlich eigenartiges, persönliches Gepräge erhält. Dazu kommt, daß Rousseau sich mit viel mehr Liebe und feinerem, psychologischem Instinkt in die Natur des Kindes einfühlt als Montaigne; daß ihm Moral und Religion viel mehr Herzenssache sind wie dem skeptischen Verstandesmenschen Montaigne.

Gießen. A. MESSER.

Morel, Louis. *L'influence germanique chez Madame de Charrière et chez Benjamin Constant.* Extrait de la Revue d'histoire littéraire de la France, Octobre-Décembre 1911 et Janvier-Mars 1912. Paris, Armand Colin, 1912. 57 S.

Der Aufsatz beschränkt sich auf die bisher nicht im Zusammenhang behandelten Jugendjahre Constants bis 1795 und damit auf die ersten Anfänge des deutschen Einflusses bei ihm. Für diese erste Zeit ist seit seinem 20. Jahre, d. h. seit 1787, Madame de Charrière von Bedeutung, deren Einfluß seit 1794 allmählich von dem der Frau von Staël abgelöst wird. Die Zeit, in der er als Anhänger dieser Frau zum eigentlichen Romantiker wurde, ferner die Zeit seines Aufenthalts in Weimar (1804) und anderen deutschen Städten, die Zeit, in der der deutsche Einfluß sein ganzes Wesen zu beherrschen begann, ohne ihm jedoch seinen französischen Grundton zu nehmen, die oft erörterte Zeit des „*Wallstein*"[1]) (1809) und des Wertherromans „*Adolphe*" (1816), wird nur hie und da gestreift.

Morel verwendet als Quellen neben dem Briefwechsel und dem nur teilweise erhaltenen oder veröffentlichten Tagebuch gewissenhaft die Ergebnisse der neusten Untersuchungen, die seinen Gegenstand berühren. Er beschäftigt sich eingehend auch mit der frühsten Jugend dieses frühreifen Menschen, der durch sein Schicksal schon als Knabe zu einem guten Kenner Englands und Deutschlands geworden und wie wenige andere berufen war, jene Richtung der französischen Romantik, die man *exotisme* genannt hat, zu fördern. Als 14 jähriger studierte er bereits an der Universität Erlangen und wurde von seinem Vater an dem Hofe der Markgräfin von Bayreuth[2]) eingeführt.

[1]) Nicht „*Walstein*", wie der Verfasser schreibt. Die mir vorliegende Urausgabe hat den Titel: „Wallstein, tragédie en cinq actes et en vers, précédée de quelques réflexions sur le théâtre allemand et suivie de notes historiques. Genève 1809". Erst spätere Bearbeiter, so Liardières (*Walstein*, tragédie en cinq actes), haben die Schreibung „*Walstein*" eingeführt.

[2]) Die Schreibung „Bareith" (S. 7) beruht wohl auf einem Druckfehler.

Madame de Charrière, eine Holländerin, die einen Schweizer geheiratet hatte und in der Nähe von Neuchâtel eine Rolle spielte, zeigt in ihren eignen Werken starke englische und deutsche Einflüsse und wirkte in demselben Sinne auf den jungen eindrucksfähigen Constant ein. Sie selbst wurde in Frankreich erst nach ihrem Tode, seit Sainte-Beuve sie entdeckt hatte, geschätzt, während in Deutschland Wilhelm Schlegel längst ihre Bedeutung erkannt hatte.

Die Breite, mit der Morel seinen Stoff darlegt, ermöglicht es ihm, auf zahlreiche Einzelheiten in den Beziehungen zwischen den damaligen Vermittlern deutscher Kultur in Frankreich einzugehen, und wir erfahren viele französische Urteile über die Werke unserer deutschen Klassiker aus jener Zeit. In den Beziehungen zwischen Mme de Charrière und Benjamin Constant spielt besonders der vertriebene deutsche Politiker Ludw. Ferd. Huber, der Freund Schillers, eine Rolle.

Im ganzen liefert die Untersuchung durch Zusammenstellung vieler bisher nur zerstreut bekannter Einzelheiten wertvollen Stoff namentlich für die Lebensgeschichte Constants.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Bettelheim, Anton. *Beaumarchais.* Eine Biographie. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. München, C. H. Beck, 1911. XIII+530 S.

Die deutsche Biographie des großen Abenteurers Beaumarchais ist zuerst 1886 erschienen und geht nun, neu durchgesehen und bearbeitet, zum zweiten Male in die Welt. Sie hat schon in ihrer ersten Fassung die Anerkennung aller berufenen deutschen und französischen Kenner gefunden, und man kann die treffenden Worte, die Wilhelm Scherer über sie schrieb, ohne weiteres auch auf die neue Ausgabe anwenden. Wenn der Verfasser sich bescheiden wundert, daß seit einem Vierteljahrhundert die Beaumarchaisforschung fast ganz geschwiegen hat, so können wir seine Verwunderung nicht teilen; seine Arbeit mußte, so anregend sie ist, den Mut zu weiterer Forschung unterdrücken, denn sie bedeutet, wie Victor Cherbuliez schon 1886 in der *Revue des deux mondes* schrieb, tatsächlich eine endgültige und abschließende Leistung.

Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten durch verschiedene Änderungen, die auf wiederholter Prüfung der Quellen und neuerer Veröffentlichungen beruhen. Auch ist durch Verzicht auf manche Belege der Umfang verringert worden. Aber im großen und ganzen ist das Werk geblieben, was es war, und wir dürfen uns dessen freuen. Ist doch auch in Frankreich, das von jeher durch tätigen Forscherfleiß seine Anteilnahme an seinem merkwürdigen Sohne bewiesen hat, keine Lebens-

beschreibung erschienen, die sich an Gründlichkeit, rücksichtsloser Wahrheitsliebe und sittlicher Vorurteilslosigkeit, an tiefdringendem Verständnis und künstlerischer Abrundung mit der deutschen messen könnte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, bei der Neuauflage noch einmal hervorzuheben, was über die Urausgabe schon gesagt worden ist. Nur eine eindringliche Empfehlung möchte ich dem Buche mit auf den Weg geben. Genaueste Kenntnis der Quellen bildet überall die Grundlage, und doch kann man den Text wie einen spannenden Lebensroman genießen. Die Belege und Quellennachweise stören nicht, denn sie sind auf 30 Seiten am Schlusse zusammengedrängt. Ein ausführliches Namenverzeichnis erleichtert das Nachschlagen. Wenn darin 32 Seiten Goethes Namen tragen, so ist das nicht verwunderlich bei dem lebhaften Anteil, den unser größter Menschenschilderer nicht nur dem Theater-Beaumarchais des „*Clavigo*", sondern vor allem dem Helden des wirklichen Lebens gewidmet hat. „*Dichtung und Wahrheit*" und die Gespräche mit Eckermann zeugen davon. Goethe fühlte sich unwiderstehlich angeregt und hingerissen von jeder lebendigen, über das Gemeine hinausstrebenden Kraft, jedem ins Ungeheure wirkenden menschlichen Willen; deshalb mußte Beaumarchais, wie später Napoleon, seine Teilnahme gewinnen.

Dieselbe rein menschliche Anteilnahme ist es auch, die den Leser, allen sittlichen Bedenklichkeiten zum Trotz, mit wohlwollender Spannung der Darstellung dieses bewegten Lebens folgen läßt, wie auch eine aus denselben Ursachen hervorgegangene Begeisterung dem Verfasser die Feder geführt hat. Die Schilderung jeder großen menschlichen Tatkraft, und sei sie auch auf sittlich anfechtbare Ziele gerichtet, weckt Strebungen in uns, gibt uns das Bewußtsein eigner Kraft und hebt uns über uns selbst hinaus. So scheint sich mir im wesentlichen das von Wilhelm Scherer (S. VIII) angedeutete Geheimnis zu erklären, wie es möglich ist, daß wir den Schicksalen eines Beaumarchais wie denen des Reineke Fuchs so große innere Teilnahme zu schenken genötigt sind.

Diese Begeisterung, die doch niemals in sittliche Beschönigung verfällt, ist dem Stil des Werkes zu gute gekommen. Er ist frisch, kraftvoll, reich an Tönen und Farben, und es fehlt ihm nirgends an Ausdrucksmitteln für die ungeheure Vielgestaltigkeit der Leistungen und Bestrebungen des geistreichen Weltkindes, des gewissenlosen Riesenspekulanten, des genialen Bühnenschriftstellers, des glänzenden Prozeßredners, des bissigen Satirikers. Hervorzuheben ist die wohlklingende Reinheit der Sprache, wenn auch vielleicht noch hie und da manches entbehrliche Fremdwort hätte vermieden werden können.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Reboul, Jaques. *Un Grand Précurseur des Romantiques. Ramond (1755—1827).* Edition de la Revue des Lettres et des Arts. Nice, MCMX. XVI, 123 S.

Der Straßburger Louis-François-Elisabeth Ramond ist ein Naturforscher, der sich in seiner Jugend auch als Lyriker und Dramatiker versucht hat. Verhältnismäßig am bekanntesten sind seine Reisebeschreibungen, besonders seine Schilderungen der Pyrenäen. Als Schauspieldichter gehört er zu jener Gruppe von Männern, die sich im 18. Jahrhundert zuerst vom Ausland, besonders von Shakespeare anregen ließen und nach dem Vorgang von Diderot die Gattung des *Drame* schufen. Er war dazu durch seine Geburt als Elsässer und Kenner der deutschen Kultur hervorragend geeignet. In Straßburg trat er als Student durch Lenz und später durch die Brüder Stolberg sogar dem Kreise Goethes nahe, und es ist wahrscheinlich, daß die Berührung mit dem deutschen Sturm und Drang ihm den Weg zu den französischen Neuerern gewiesen hat. Er ist auch ins Deutsche übersetzt und in Deutschland aufgeführt worden.

Somit ist Ramond einer der frühesten Vorläufer der französischen Romantik. Doch hat man ihn selbst in Frankreich fast ganz vergessen. In den meisten Literaturgeschichten findet man nicht einmal seinen Namen. Das Buch von Reboul sucht ihn der unverdienten Vergessenheit zu entziehen. Wenn der Verfasser bei dieser „Rettung" ein wenig zu weit geht, so liegt das in dem Zweck seines Buches begründet. Zweifellos zeugen die mitgeteilten Proben von viel Talent. Aber die dichterische Quelle versiegte doch sehr früh, wie bei den meisten deutschen Stürmern und Drängern, die auch bald vergessen wurden. Über die unreifen Anfänge seiner 20er Jahre ist er nicht hinaus gekommen. Wir können daher dem Verfasser nicht ganz folgen, wenn er den Schilderer der Pyrenäen ohne weiteres in der Literaturgeschichte an die Stelle Bernardins de Saint-Pierre setzen möchte, oder wenn er Motive von Ibsens „*Brand*" bei ihm findet und ihn den Bruder Calderons, Rotrous und Schillers nennt.

Der Gedanke, daß die französische Romantik schon im 18. Jahrhundert beginnt, ist nicht so neu wie der Verfasser meint. Aber daß die zukünftige Literaturgeschichte dem Dichter Ramond die ihm gebührende Rolle unter den ersten Vorläufern der Romantik zuerkennen möge, ist der Erfolg, den man dem anregend geschriebenen Buche wünschen kann.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Neuere Belletristik.

Clauzet, Raymond. *L'Extase.* Roman. 3. éd. Paris. Alfred Leclerc. 346 p. 3 fr. 50.

Bailly, Auguste. *Les chaines du passé.* Roman. 2. éd. Paris. Bernard Grasset. 296 p. 3 fr. 50.

Duplessix, Jaques. *Printemps sacré.* Paris. H. Champion. 321 p. 5 fr.

Ryner, Han. *Les paraboles cyniques.* 2 éd. Paris. Eugène Figuière et Cie. 243 p. 3 fr. 50.

Augustin-Thierry, Gilbert. *La fresque de Pompéi. La Madone qui pleure.* Paris. Librairie Plon. 322 p. 3 fr. 50.

Diraison-Seylor, C. *L'amour en croupe.* Roman de demain. Paris, Alfred Leclerc. 473 p. 3 fr. 50.

Courteline, Georges. *Les Linottes.* Illustrations de Ch. Rousset. Paris, Librairie Ernest Flammarion. 302 p. 3 fr. 50.

Zuerst ein paar ernste Sachen. Clauzet ist dem französischen Lesepublikum durch einen mit vielen Hoffnungen begrüßten Roman Le chêne sage et les roseaux fous sowie durch eine Studie über Robespierre bekannt. Auch der neue Roman *L'extase* hat bereits zahlreiche Leser gefunden. Ob das damit zusammenhängt, daß er psychologische Studien in Romanform gibt? Gewiß gewinnt das Buch dadurch tieferen Inhalt. Wir hören z. B. allerlei Auseinandersetzungen über die mystische Extase. Aber man kann nicht sagen, daß die Psychologie besonders tief ginge. Vielmehr sind die dargestellten Menschentypen und ihre Erlebnisse doch recht schematisch gezeichnet: die kirchlich devote, im Hause fanatisch strenge Gräfin, der ganz korrekte, pädagogisch unmögliche Abbé, die innig fromme, aber durch mystische Neigungen in Gegensatz zu Kirche und Familie geratene junge „Heilige", das aus schwärmerischer Verliebtheit in das Extrem der asketischen Himmelsliebe fallende Mädchen, der bis zu seinem 20. Jahre wie ein kleiner Junge behandelte, dann endlich selbständig werdende Graf, sie alle und z. T. auch die Nebenfiguren sind im künstlerischen Sinn kaum als ganz „wahr" anzusprechen; und das Gleiche gilt zu einem guten Teile vom äußeren Verlauf ihrer Schicksale. Doch ist die Darstellung der Typen, auch wenn sie einseitig ist, gerade für den nichtfranzösischen Leser sehr interessant, ja in mancher Beziehung lehrreich.

Bailly gab seinem Roman *Les chaines du passé* einen ethischen Leitgedanken. Ein angesehener Schriftsteller, der den Grundsatz Notre bonheur est notre loi vertritt, wird an seinem eigenen Geschick eines Besseren belehrt. Er hat durch das Geständnis des Aufhörens seiner Liebe den Tod seiner ihn heiß liebenden Frau beschleunigt und kann nun den Gedanken an sie nicht loswerden. Die Vergangenheit zerstört ihm das Glück einer neuen Ehe; nur der Gedanke an das Kind der Verstorbenen

zwingt ihn weiter zu leben. Die „Moral" hat aber hier der Kunst keinen Eintrag getan. Die Selbstbekenntnisse, in denen die Erzählung verläuft, sind vielmehr psychologisch durchaus wahr; zudem sind sie in sehr geschickte Form gegossen. Wenn das Buch nicht noch mehr Interesse weckt, als tatsächlich der Fall ist, so liegt das lediglich daran, daß seine Gedankengänge nicht eigentlich Neues bieten. Die ethische Prinzipienfrage klingt öfter an, aber sie ist nicht so stark betont, daß sie dem Roman charakteristischen Inhalt böte.

27 Jahre alt starb am 24. März 1910 Jacques Duplessix. Krank seit 9 Jahren, hat er doch, fieberhaft arbeitend, ein ziemlich beträchtliches literarisches Werk schaffen können. Sein Vater hat den Nachlaß gesammelt und „in memoriam" als *Printemps sacré* herausgegeben. Weitaus das Meiste zeigt Prosaform; wenige Gedichte, eine Anzahl Briefe treten hinter Skizzen und Erzählungen zurück. Manches hat Fragmentcharakter; auch wo äußerlich der Abschluß erfolgt ist, fehlt doch die volle Reife. Aber der Band läßt erkennen, daß Duplessix ein feines und reiches Talent besaß, eine schöne Gabe künstlerischer Anschauung und tiefempfindender Darstellung, die ihn von der Schar der realistischen Erzähler entfernen und in die Reihe der romantischen Dichter hätten stellen müssen. Nicht mit Unrecht spricht das Vorwort von der force de sa pensée, der valeur créatrice de son imagination, der possibilité acquise d'exprimer ses rêves dans une langue élegante et harmonieuse.

Ein Buch für sich sind *Les paraboles cyniques* von Ryner. Er legt 52 Parabeln dem Cyniker Psychodore, Schüler des Diogenes, in den Mund. Gleichnisse braucht der Weise gern, soit pour affirmer ses certitudes pratiques, soit pour chanter le flottement de rêves que demain clergés et universités enlaidiront et paralyseront en systèmes. Diese Tendenz zeigen auch Psychodores Parabeln. Sie sind großenteils geschickt erzählt und gut pointiert, auch klar genug gefaßt; manche sind geradezu geistreich. Ihr Inhalt ist oft scharf kritisch gegen Religion, Sitte und Herkommen; nicht wenige sind geradezu „zynisch" in des Wortes zugespitzter Bedeutung, z. B. ein Gleichnis wie Le lien conjugal (Nr. 23) überschreitet in dieser Beziehung nicht bloß das übliche Maß, sondern auch die Grenzen, die sonst der Anstand zieht. Die Kunst, die an diese Gleichnisse gewendet ist, verdient allerhand Anerkennung; über den Gedankeninhalt mag sich jeder sein eigenes Urteil bilden.

Die beiden Novellen, welche G. Augustin-Thierry in einem Band vereinigt hat, erheben keinen anderen Anspruch als den, ihre Leser fesselnd zu unterhalten. Sie verschmähen, um diesen Zweck zu erreichen, nicht das Mittel der Nervenerregung; die menschlichen Leidenschaften kommen reichlich zum Wort; vielleicht ist nur aus diesem Grund teilweis Italien zum Schauplatz gemacht. Ihren Zweck verfehlen sie aber auch nicht.

Gewandt komponiert, packen sie sofort und verstehen auch festzuhalten.

In Diraison-Seylors *L'amour en croupe* dreht sich alles um den Rennsport und das damit zusammenhängende Glücksspiel. Frankreich und England, ja die neue Welt geben die Schau-, d. h. die Rennplätze. Doch interessieren den Autor die Menschen dabei noch mehr als die Pferde, freilich ohne daß er sich mit der Psychologie der menschlichen Seele ernstlich auseinanderzusetzen versuchte. An lockerem Faden sind allerhand Erlebnisse und Abenteuer aneinandergereiht. Der Kunstgriff, die Zeit des Romans ins Jahr 1921 zu verlegen, bietet die Möglichkeit, allerhand phantastische Zukunftsdinge zu schildern: so eine fabelhafte Ausnutzung der drahtlosen Telegraphie für das Glücksspiel, eine noch fabelhaftere unterirdische Stadt unter dem oberirdischen San-Franzisko; bei der Beschreibung dieser letzteren braucht der Leser in jeder Beziehung starke Nerven. Manchmal steckt in der Zukunftsenthüllung ein Ansatz zur satirischen Gegenwartskritik.

Endlich die leichteste Ware: *Les Linottes* von Courteline: eine sehr flott und heiter erzählte, mit zahlreichen nicht minder flotten Zeichnungen illustrierte, mit einer ganzen Menge sehr pikanter Szenen durchsetzte Künstlergeschichte, — wenn man das Wort Künstler im weitesten Sinne nimmt.

Gießen. M. SCHIAN.

Historische Lektüre in neuen Schulausgaben.

1. **Saint-Simon, Duc de,** *Mémoires sur le siècle de Louis XIV.* Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Paul Fittig. — Leipzig, G. Freitag, Wien, F. Tempsky, 1912, — 1,40 Mk. 116 S.
2. **Demoulin, Mme Gustave,** *Français illustres.* Im Auszug mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Schürmeyer. Mit 3 Karten und 6 Abbildungen im Text. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. — IV + 172 S. + 71 S. Anhang. 1,60 Mk.
3. **Guizot, F.,** *Histoire de la Civilisation en Europe.* Für den Schulgebrauch herausgeg. von Edmund Köcher. Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky 1911. — 135 S. — 1,50 Mk.
4. **Tocqueville, A. de,** *L'Ancien Régime et la Révolution.* Im Auszug herausgeg. und mit Anmerkungen für den Schulgebrauch von A. Wetzlar. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. Preis 1 Mk. — VIII + 120 S. Text + 16 S. Anhang.
5. **Taine, H.,** *Les origines de la France contemporaine, II. la Révolution.* In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch. Herausgegeben von A. Wüllenweber. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. Preis 1,10 Mk. — XXI + 87 S. Text + 44 S. Anhang.
6. **Aulard, A.,** *Histoire politique de la révolution française.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch von W. Kalbfleisch. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. Preis 1,30 Mk. IV + 165 S. Text + 35 S. Anhang.

7. Margueritte, Victor, *Le Petit Roi d'Ombre.* — Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von H. Löhe. Mit 2 Abbildungen. — Berlin, Weidmann, 1911. — 126 S. — Preis 1,40 Mk. Wörterb. 0,40 Mk.

8. Ségur, *Un drame historique*: 1812. (Du Niémen à Vitepsk-Moscou-Passage de la Bérézina). — Ein Auszug aus Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812. — Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Pflänzel. Mit einer Übersichtskarte. — Berlin, Weidmann, 1911. — XVIII + 125 S. Text + 43 S. Anmerk.

9. Las Cases, *Mémorial de Sainte-Hélène*; édition abrégée à l'usage des écoles. Publiée et annotée par R. Sievers. Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1911. — 1 Mark. 94 S.

10. Thiers, Adolphe, *Extraits historiques.* Annotés par L. André, prof. au lycée Montaigne, Paris. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1911. Preis 1,60 Mk. — XVII + 64 S. + 56 S. Anhang [= Diesterwegs neusprachl. Reformausgaben herausgegeben von M. F. Mann Nr. 22].

11. Rousset, L., *Histoire de la Guerre franco-allemande.* Extraits et épisodes. Im Auszug mit Anmerkungen zum Schulgebr. herausgegeben von O. Leichsenring. Mit 6 Karten. Autorisierte Ausgabe. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1911. 1,20 Mk. — VI + 122 S. Text + 62 S. Anhang.

12. Guy de Maupassant, *La Guerre Franco-Allemande.* Annotée par Ch. Robert-Dumas et M. F. Mann. Seule édition autorisée pour les pays de langue allemande. — Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1911. — VI + 75 S. Text + 36 S. Kommentar.

13. Malin, H., *Un Collégien de Paris en 1870.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Weyel. Mit 1 Karte von Paris. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1911. 1,20 Mk. — VI + 126 S. Text + 25 S. Anhang.

14. Hanotaux, Gabr., *Le Gouvernement de M. Thiers et la libération du territoire.* — Auswahl aus „Histoire de la France contemporaine. — Für den Schulgebrauch erklärt von Bernhard Völcker. Allein berechtigte Ausgabe. — Leipzig, 1911. Rengersche Buchhandlung. 1,30 Mk. IX + 117 S.

1. Dieser Auszug bietet eine chronologisch geordnete Reihe von Bildern aus den Jahren 1691 bis 1715, während die Ausgabe von A. Mager (Leipzig, E. A. Seemann 1892) sich auf die Begebenheiten der Jahre 1692—1699 beschränkt hatte. Da die Zahl der wertvolleren Abschnitte, — als welche ich III. *le czar Pierre et ses voyages*, V. *Mort de Racine, distraction du poète*, XI. *Mort de Guillaume III*, XII. *Vauban*, XXX. *révocation de l'édit de Nantes*, XXXI. *grandeur du roi dans les revers* bezeichnen möchte — verhältnismäßig gering ist, so vermag ich auch über diese neue Ausgabe als Schullektüre kein anderes Urteil zu fällen, als ich es seinerzeit über die ältere abgegeben habe (s. Fries und Menge, *Lehrproben und Lehrgänge*, Heft 65, Oktober 1900). So charakteristisch auch alles, was St. Simon schreibt, für das Leben und Treiben in der nächsten Umgebung des roi-soleil sein mag, so wichtig auch alles für den Historiker ist, so kann man es doch nicht mit den Rücksichten auf die erziehlichen Aufgaben des Unterrichts vereinbaren, unsere Schüler für Lappalien des Hofzeremoniells, für die Versorgung der Bastardkinder des Königs, für Klatsch, Ränke und Eifersüchteleien der Hofschranzen interessieren zu wollen, — ganz abgesehen davon, daß die Sprache (wie übrigens Fittig selbst zugibt) nicht gerade mustergültig genannt werden kann.

Im übrigen kann die Arbeit Fittigs allen denen empfohlen werden, die sich mit St. Simon, seiner Zeit und seiner Darstellungsweise an der Hand charakteristischer Proben bekannt machen wollen. Der Kommentar ist gewissenhaft gearbeitet und gibt über sprachliche und sachliche Schwierigkeiten und Bedürfnisse sorgfältige Auskunft. Nur folgende Einzelheiten sind zu beanstanden: das im Text S. 7, Z. 10 erwähnte *Guinsheim sur le Vieux-Rhin* ist offenbar Ginsheim in der hessischen Provinz Starkenburg am Einfluß des Schwarzbachs in einen Rheinarm, und nicht Gimbsheim in Rheinhessen, wie Fittig anzunehmen scheint; — in *à n'en craindre aucune désunion* S. 28, 3 steht *en* für das vorhergehende *de la grande alliance*, so daß also zu übersetzen ist: so daß er keine Auflösung derselben (nicht: davon!) zu fürchten brauchte. — An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: S. 20, Z. 19 *où* statt *ou*, S. 76, Z. 1 *pur* statt *pu*.

2. Dies Bändchen kann als wertvolle Bereicherung des Kanons der Sekundalektüre bezeichnet werden. In klarer anmutiger Darstellung heben sich die Lebensschicksale bedeutender Staatsmänner (Suger, Sully, Richelieu, Colbert, Turgot) und Kriegshelden (Joinville, Du Guesclin, Bayart, Turenne, Condé, Vauban, Jean Bart, Kléber, Hoche, Desaix, Carnot) vom Hintergrund ihrer Zeitgeschichte ab. Der mustergültige sprachliche Ausdruck der durch ihre zahlreichen Jugendschriften beliebten Verfasserin erschließt ohne große Schwierigkeit und mit unfehlbarer Wirkung auf die Einbildungskraft, das Gemüt und den Verstand der Leser die Kenntnis bedeutender Ereignisse des Mittelalters und der Neuzeit, die im Rahmen von Biographien besonders charakteristischer und patriotischer Vertreter vorgeführt werden. — Auch der Anhang kann mit Rücksicht auf die Wahl und Abfassung der sprachlichen und sachlichen Erläuterungen mustergültig genannt werden. Nur wenige Ausstellungen sind zu machen: *la Beauce* 2, 32 wäre deutlicher zu bezeichnen, etwa als „Gebiet nördlich von Orléans"; *Val-Cresson* 4, 14 ist nicht erklärt; *c'est avant cette expédition qu'il aurait fait écrire ses célèbres Mémoires* 20, 32 verlangt doch die Erklärung des Conditionnel als Ausdruck der unverbürgten Angabe („er soll diktiert haben"); *le roi Henri IV.. le sujet d'un poème épique* 43, 19 verlangt doch einen Hinweis auf Voltaires Henriade; die schändliche und gräuelvolle Kriegsführung der Generale Duras und Mélac, die S. 69, 27 dem menschlicheren Verfahren Turennes gegenübergestellt wird, ist nicht charakterisiert; die drei Schlachten bei Poitiers, Azincourt und Montlhéry S. 33, 6 und 7 wären genauer zu erklären; der Charakter der Geschichtswerke von Henri Martin (53, 27 und 94, 18) ist genauer zu kennzeichnen; die falsche Form *Salzbach* 71, 12 und 72, 24 mußte schon im Text durch die richtige Form *Sasbach* ersetzt werden; *le commerce de mer ne fait pas déroger la noblesse* 80, 17 ist dem vorbereitenden Schüler ohne Erläuterung nicht verständlich. Die zu Lafontaine 82, 6 gegebene Erläuterung („der berühmte französ. Fabeldichter") erklärt die Angabe des Textes nicht, wonach der Name dieses Dichters nie auf den Listen der von Ludwig XIV. mit Pensionen bedachten Schriftsteller stand. Die kurze Bemerkung zu 87, 27 „wir Deutsche haben die entgegengesetzte Ansicht: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" ist durch den Hinweis auf die Tatsache zu ergänzen, daß die Gebiete links des Oberrheins (Elsaß und Pfalz) seit dem Beginn der französischen und deutschen Geschichte von Stämmen deutscher Rasse und Sprache besetzt sind. Gegenüber dem französischen Chauvinismus mußte auch zum Schluß der Biographie Klébers *(ce modèle des guerriers et des patriotes français repose aujourd'hui sur la terre étrangère!)* bemerkt werden, daß Kléber, ein Mann deutscher Herkunft und deutschen Charakters, auf dem Boden seiner deutschen Geburtsstadt Straßburg ruht — wie wir überhaupt im Interesse der historischen Wahrheit und

der vaterländischen Erziehung unserer Jugend nicht scharf genug die chauvinistische Neigung brandmarken und zurückweisen können, die sogar ernste französische Schriftsteller gewisse ihrem Nationalstolz peinliche Tatsachen beschönigen und entstellen läßt. Im Gegensatz zu Demoulin, der Verfasserin vorliegender Biographien, gibt Voltaire in seinem *Siècle de Louis XIV* zu, daß Turenne die Pfalz, das Elsaß und Lothringen „kaltblütig" niederbrennen und zerstören ließ, um allerdings folgende frivole und echt französische Entschuldigung hinzuzufügen: *les 70 000 Allemands que Turenne empêcha de pénétrer en France, y auraient fait beaucoup plus de mal qu'il n'en fit à l'Alsace, à la Lorraine et au Palatinat!*

Im Anhang ist der Gebrauch des Fremdwortes Intendanz ohne Verdeutschung (zu S. 11, 15) und die Fassung der Erklärung zu Protain (zu S. 137, 30: „Zeichnungen für das von den Gelehrten des von Bonaparte geschaffenen Instituts veröffentlichte Werk") zu beanstanden.

Der einzige Druckfehler, der mir aufgefallen ist, ist S. 171, 20 *te* statt *le.*

3. Daß Guizots Hauptwerk eine Stelle im Kanon der Lektüre unserer Prima verdient, habe ich seinerzeit genauer gelegentlich der Besprechung der ersten deutschen Schulausgabe (von Gröhler, Velhagen & Klasing, 1907) in Wychgrams „*Frauenbildung*" VII. Jahrgang S. 223 ausgeführt. Die vorliegende neue Ausgabe enthält im ganzen dieselben Abschnitte aus der 7. bis 14. Vorlesung Guizots, die sich in der Velhagenschen Ausgabe finden. Die Hinzufügung der Erläuterung des Begriffes „Zivilisation" ist als Vorzug anzuerkennen. Die übrigen Abschnitte behandeln die Ursachen und Folgen der Kreuzzüge, die verschiedenen Arten des Königtums, die Städterepubliken, den fortschreitenden Zusammenschluß der Völker und Regierungen, die Reformation [ausführlicher als in der Ausgabe von Gröhler], die Verschiedenheit und Ähnlichkeit im Gang der Entwicklung Englands und der festländischen Staaten, Frankreichs politische Größe im 17. und geistige Entwicklung im 18. Jahrhundert.

Der Anhang, durchweg in französischer Sprache abgefaßt, ist fast so umfangreich wie der Text selbst. Der Herausgeber hat bei der Abfassung desselben oft vergessen, daß der Text nur mit Schülern der obersten Klasse gelesen werden kann, die sich im gegebenen Fall in ihrem Lehrbuch Rats erholen können und sollen. Außerdem gibt er oft unnötigerweise und ohne ersichtlichen Grund viel mehr an biographischen, historischen und geographischen Einzelheiten als zum Verständnis der betreffenden Stellen des Textes nötig ist; wozu z. B. die Angabe der Geburtstage und Todestage fast aller genannten Personen, die vielen Angaben über die Provinzen auf S. 98 ff., die langatmigen Auslassungen über Kolumbus, Vasco da Gama, über Karls V. Expedition gegen Algier, über Karl XII. von Schweden, über alle Phasen des Lebens der Anna von Bretagne? — Umgekehrt fehlen Angaben von Stellen, wo man sie wohl erwarten durfte: zu S. 18, Z. 26 war auf Michauds *histoire des croisades* als das Werk hinzuweisen, an das Guizot bei seiner Besprechung der früheren Beurteilung der Kreuzzüge doch in erster Linie gedacht hat; — die Anmerkung zu Benjamin Constant (S. 22, 2) enthält alles, nur nicht den Titel des Werkes, auf den der Text gerade Bezug nimmt; — die lateinische Stelle S. 26, 2 ist mit Rücksicht auf die Oberrealschüler zu übersetzen; — die Angabe zu *guerre d'Amérique* (S. 72, 25) enthält gerade das nicht, was zum Verständnis des Textes nötig ist, nämlich die Angabe des Charakters der französischen Unterstützung. — Auffallend ist die Unterscheidung der Kreuzzüge in 6 *grandes croisades* und 5 *croisades secondaires*: warum wird der Kreuzzug Friedrichs II. als *croisade secondaire* bezeichnet? Und wer ist *Henri IV, empereur d'Allemagne* der 1196—98 einen *croisade secondaire* unternommen haben soll?

Oder ist Heinrich VI., der Staufer, gemeint, der übrigens gar keinen Kreuzzug unternahm?

Die Zahl der Druckfehler ist, wie leider in mehreren Ausgaben der Freytagschen Sammlung, nicht unbeträchtlich: 9, 9 *premiere* (statt *è*), 64, 1 *des esmaîtres* statt *de ses maîtres*, 78 *fidéle* statt *fidèle*, 85, 1 v. u. *pére* statt *père*, 92, 6 v. o. *des* statt *dès*, 92, 8 v. u. *profondement* statt mit *é*, 93, 7 v. o. *Seride* statt *Lerida*, 114 *réfusa* statt mit *e*, 128, 9 v. u. *devenue* statt *devenu*, 129, 3 v. o. *detrôné* statt mit *é*, 129 *St. Petersbourg* statt mit *é*, 129, 12 v. u. *il* statt *ils*, 131 *inculnérabels* statt *-bles*. S. 132, Linie 1 v. o. fehlt *des Compagnies* hinter *la création*.

4. Münch schreibt in seiner vortrefflichen „*Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts*" (München, C. H. Beck, 3. Aufl. 1910, S. 107): „Bei Guizot's *Histoire de la Civilisation*, wie etwa auch bei Taine's *Origines de la France contemporaine*, kann das Bedenken erhoben werden, daß diese Schriften sich auf einer Höhe des Umblicks halten, die für unsere Schüler die Anschaulichkeit, wenn nicht schlechthin, so doch vielfach ausschließt; leicht kann der Fortschritt der Lektüre und die Spracherlernung durch dieselbe, wenn man nicht Worte und Phrasen als solche hinnehmen will, zu sehr aufgehalten werden. Aber gewisse Partien namentlich aus Taine werden sich doch recht wohl als zugänglich erweisen." — Was hier von Guizot und Taine gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße von Tocqueville, dessen *Ancien Régime* inzwischen in zwei Schulausgaben, der vorliegenden deutsch kommentierten und einer bei Diesterweg in Frankfurt a. M. erschienenen und französisch kommentierten, unseren oberen Klassen zugänglich gemacht worden ist. Auf Grund gewissenhafter und umfassender Forschungen in den Archiven der alten Provinzen hat der große und durchaus unbefangene Geschichtschreiber an der Hand festgestellter Tatsachen nachgewiesen, daß die große Revolution, nach Art religiöser Umwälzungen von höheren allgemeinen, nicht örtlich oder zeitlich begrenzten Gesichtspunkten geleitet, der natürliche Abschluß einer langen Entwicklung, das Ergebnis des unaufhörlich wachsenden Zwiespalts zwischen Königtum und Volk war, — daß die Zentralisierung der Verwaltung nicht etwa das Werk der Revolution und des ersten Kaiserreichs, sondern eine Schöpfung des 17. Jahrhunderts ist, — daß Paris viel mehr als alle anderen Hauptstädte europäischer Staaten ein erdrückendes, alles Leben in der Provinz erstickendes politisches, materielles und geistiges Übergewicht seit Ludwig XIV. erlangt hatte, — daß die verschiedenen Stände und Klassen des Volks, aller politischen Rechte beraubt, aller politischen Betätigung entwöhnt, keine Fühlung miteinander hatten und je nach Bildung und Interessen leicht von den Lehren der politisierenden Schriftsteller des 18. Jahrhunderts geblendet werden konnten, die, selbst aller praktischen Betätigung im Staats- oder Verwaltungsdienst entrückt, nach allgemeinen, philosophischen, angeblich überall anwendbaren Grundsätzen den Staat umbilden oder ausbauen zu können wähnten, — daß der Unglaube des 18. Jahrhunderts durch die Abneigung der Kirche gegenüber allen Forderungen der politischen und philosophischen Aufklärer noch verstärkt, besonders dazu beigetragen hat, der großen Umwälzung den Charakter des Schrecklichen zu verleihen.

Die Sprache, in der diese Ausführungen — der Kern des Inhaltes unseres vorliegenden Textes — gegeben sind, ist durchaus so klar, daß sie unseren Oberprimanern kaum Schwierigkeiten bieten dürfte. Bedenken können also lediglich mit Rücksicht auf „die Höhe des Umblicks" geltend gemacht werden, von der Tocqueville, die Kenntnis der Tatsachen voraussetzend, den Gang der Entwicklung überschaut. Und zwar sind diese Bedenken noch viel berechtigter als bei Taine, der den Leser zur Höhe der Abstraktion erst emporführt, nachdem er ihm durch eine Reihe von zeitgenossischen Stimmen, durch ge-

schickte, aus dem Naturleben entnommene Vergleiche und in bilderreicher Sprache konkrete Grundlagen und Vorstellungen gegeben. Tocqueville bleibt fast stets abstrakt, so daß nur gute Schüler unter der Leitung eines gut vorbereiteten und vorbereitenden Lehrers seinem Werk mehr als Worte und Phrasen entnehmen werden. Nur zwei Abschnitte der Ausgabe von Wetzlar können leichter erfaßt werden, V. *que la centralisation administrative est une institution de l'Ancien Régime et non pas l'œuvre de la révolution* und VII. *comment la France était de tous les pays celui où la capitale avait acquis le plus de prépondérance sur les provinces et absorbait le mieux tout l'empire.*

Diesen nicht zu leugnenden Tatsachen hat der Herausgeber leider zu wenig Rechnung getragen, indem er in seinem Anhang allzu karg und zurückhaltend verfahren ist. Das Streben, das zu meiden, was bei vielen, vielleicht den meisten Schulausgaben ein Fehler ist, nämlich übertriebene, über das Maß des unmittelbar Nötigen hinausgehende Erklärungswut, scheint den Herausgeber hier in das entgegengesetzte Extrem getrieben zu haben: er läßt in vielen Fällen im Stich, wo es ohne Zweifel seine Aufgabe war, Vorbereitung und Verständnis für Lehrer und Schüler zu erleichtern und zu ebnen. Hier einige Beispiele: Von wem stammt das Wort S. 3, 18 *Gallos quoque in bellis floruisse audivimus?* Warum ist zu 4, 21 nicht deutlich bemerkt, daß der jüngere Pitt gemeint ist? Die Bemerkung zu M. de Maistre S. 5, 7 sagt nicht, daß es sich um Joseph de M. handelt, den eifrigen Fürsprecher der päpstlichen Unfehlbarkeit und des fürstlichen Absolutismus, für den die Revolution nur die Aufgabe hatte, die Verbrechen der Jahrhunderte zu sühnen. Die Stelle S. 10, 4.5 *le même brandon qui a enflammé l'Europe au XVIIIe siècle a été facilement éteint au XVe* verlangt einen Hinweis auf das Scheitern der Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts. Wer ist *un des principaux adversaires de la révolution in 14, 16?* Die Bedeutung von *le Parlement* im Sinn des *ancien régime* mußte zu 19, 21 genau erklärt werden. Auf welche Teile Deutschlands weist die Stelle 46, 17 hin? Welches sind die *quatre autres taxes* in 49, 28? Die Erklärung zu *Lavoisier* 51, 15 trifft den Kern nicht, indem sie nicht feststellt, daß Lavoisier selbst Steuerpächter geworden war, um sich das für seine wissenschaftlichen Experimente nötige Geld zu verschaffen, und daß er als früherer Steuerpächter und Fürsprecher strenger Durchführung der Oktroierhebung unter der Schreckensherrschaft hingerichtet wurde. Die Bedeutung von *sieur* 54, 13 ist nicht angegeben. Turgot, der öfters erwähnt ist (52, 32; 56, 7; 68, 28; 79, 9), mußte im Anhang charakterisiert werden, zumal der Text seine Tätigkeit als bekannt voraussetzt. Auf die royalistische Gesinnung der von ihren Adligen geführten Bewohner von Anjou und Vendée mußte zu 65, 6 schärfer hingewiesen werden. Was soll die bloße Angabe des Titels von Voltaires *Lettres Anglaises* ohne Hinweis auf Inhalt und Grundgedanken dieses Werks? „Bolingbroke, philosophischer deistischer Essayist" erklärt nicht die Stellung dieses Mannes so, daß 88, 10 und 88, 25 verständlich werden. Worin bestanden *les vices et les abus de la constitution de l'Eglise d'Angleterre* S. 88, 29? Oder hat sich der Herausgeber mit Rücksicht auf die konfessionelle Verschiedenheit unserer Primaner hier eine falsch angebrachte Zurückhaltung auferlegt? Warum sind die Schriften von Diderot und Helvétius zum Verständnis von S. 89, 8 nicht kurz gekennzeichnet? Wer ist *Mercier de la Rivière* 99, 13? Wo liegt *Auch* 108, 14?

Druckfehler: S. 75, 11 fehlt der Doppelpunkt hinter *autres*; S. 105, 11 *autrne* statt *autres*; S. 105, 12 *souvtes* statt *souvent*; S. 118, 2 fehlt das Komma hinter *aspect.* Im Anhang S. 7 gehört die Erklärung zu *collectif* nicht zu 28, 12, sondern zu 32, 11.

5. Dieser Auszug aus des großen Historikers dreibändigem Werk über die Revolution ist als willkommene Fortsetzung und Ergänzung

zu dem schon im Jahre 1904 erschienenen Bändchen „*l'Ancien Régime*" zu begrüßen. Er kann ohne Bedenken mit jeder Oberprima gelesen werden, da weder die Sprache noch die Sache ernste Schwierigkeiten bereitet. Die gewählten Kapitel, obschon aus großem Zusammenhang gerissen, bilden insofern ein abgerundetes Ganzes, als sie das Wesen des revolutionären Geistes in der dem Verfasser eigenen bilderreichen Sprache überaus lebendig darstellen und die führenden Männer gewissermaßen leibhaftig vor uns erstehen und handeln lassen. Eine vortreffliche Einleitung kennzeichnet Taines Leben, Werke, philosophischen, politischen und historischen Standpunkt. Aus dem Bande *l'Anarchie* sind Abschnitte gewählt, welche die gleich zu Beginn des Jahres 1789 ausbrechende Anarchie in Paris und im Lande, die Lauheit der Regierungsmaßregeln, die Tätigkeit der Presse veranschaulichen. Der Band *la conquête jacobine* ist durch die Abschnitte *principe du parti révolutionnaire*, *formation et psychologie du jacobin*, *promesses de la théorie*, *les recrues du parti jacobin* vertreten. Aus dem Bande *le gouvernement révolutionnaire* sind die Charakteristiken von Marat, Danton und Robespierre und der Abschnitt *la fête de l'Être suprême* gewählt.

Auch der Kommentar verdient volle Anerkennung. Nur weniges ist zu beanstanden: zu 12, 11 durfte die Lage von *Uzès* angegeben werden; — zu *Mably* 76, 17 fehlt jede Bemerkung; — die Übersetzung von 47, 25 (*la premiere injonction n'est pas morale* „die Hauptsache ist nicht die sittliche Seite der Dinge") laßt nicht die Grundbedeutung von *injonction* erkennen; also besser etwa: der erste Antrieb ist nicht sittlicher Natur; — die Übersetzung von 61, 2 (*au moral* = „in moralischer Beziehung, moralisch betrachtet") fuhrt den Lernenden auf den Glauben, *moral* sei identisch mit *morale*, wahrend es doch fast nur die Bedeutung „Mut, Selbstvertrauen" hat; hier also, zumal der Gegensatz *au* physique — *au moral* vorliegt, einfach: in körperlicher — in geistiger Hinsicht. Die Bemerkung zu 18, 18 konnte füglich wegfallen, da sie nur eine Wiederholung des im Text Gesagten gibt; ebenso ist eine Erklarung von *les Huns* (30, 16) in Prima wohl nicht nötig. — Druckfehler: 11, 1 *es* statt *est*; 20, 18 *bâons* statt *bâtons*; 20, 27 *laporte* statt *la porte*.

6. Kalbfleischs Auszug aus dem Werke des Historikers, der zurzeit als der beste Kenner der großen Revolution in Frankreich gilt, wird als verdienstliche Leistung von all den Fachgenossen begrüßt werden, die das Bestreben haben, die Ergebnisse und Darstellungen neuerer und neuester Forschungen zu verfolgen und fur berufliche Zwecke zu verwerten. Die Auswahl ist mit großem Geschick getroffen und vorzüglich geeignet, die Methode Aulards und den tiefgreifenden Gegensatz erkennen zu lassen, der zwischen ihm und seinem großen Vorgänger Taine besteht. Aber so uneingeschranktes Lob auch dem Herausgeber von diesem Gesichtspunkt aus gebuhrt, so mussen doch die ernstesten Bedenken gegen die Verwendung dieses Textes als Klassenlektüre erhoben werden: nicht etwa wegen der Sprache und Darstellung, die durchaus einfach, klar und verstandlich sind, — auch nicht gerade deshalb, weil, wie bei Taine (siehe Nr. 5), der Gang der Lektüre durch die notwendige Vermittlung der als bekannt vorausgesetzten Kenntnis des außeren Verlaufs der Revolution und des ersten Koalitionskrieges sehr verzögert wird, — sondern weil die Fulle und eingehendste Genauigkeit der Ausführungen uber Fragen der Verfassung und inneren Organisation weit uber das hinausgehen, was im Geschichtsunterricht in d e u t s c h e r Sprache an Bürgerkunde auf diesem Gebiete verstanden und vermittelt werden kann. Was Kalbfleisch selbst in seinem Vorwort in bezug auf die Anfänge des Sozialismus, des Feminismus, des Verhaltnisses zwischen Staat und Kirche bemerkt, deren Darstellung er ubergangen hat, „weil zu ihrem vollen

Verständnis eine Reife des Urteils gehört, welche Primaner noch nicht besitzen," — das gilt auch von den Ausführungen besonders der ganzen zweiten Hälfte seiner Ausgabe. Man verstehe mich nicht falsch: auch hier ist die Darstellung durchaus klar, sie setzt jedoch genaue Kenntnis und Erfahrung auf dem Gebiete aller Einzelheiten einer Verfassung und parlamentarischen Lebens und Treibens voraus und ist von Aulard nicht allein als Darlegung der Ergebnisse seiner Forschung, sondern auch als Rechtfertigung seines Standpunktes besonders gegenüber Taine gedacht.

Der Kommentar, im ganzen sehr gewissenhaft gearbeitet, ist nur in folgenden Einzelheiten zu beanstanden: *les principes des Anglo-Américains* 13, 5 waren kurz zu kennzeichnen; — zu *marc d'argent*, das von 22, 29 ab als Ausdruck zur Bezeichnung des Einkommens oft vorkommt, mußte als = 50 francs erklärt werden; — *les revers militaires* 60, 4 sind nicht bezeichnet; — warum ist der Verlauf der Erhebung des 10. August 1792 (S. 73, 30; 74, 21 etc.) nicht kurz angegeben worden? — wer sind *les hommes vendus à Pitt?* wer ist *Pitt?* S. 153, 13! — auch „*Catilina entouré de nouveaux Verrès*" S. 160, 5 dürfte nur wenigen Primanern verständlich sein. — Druckfehler: S. 76, 29 *rcontributions*; im Anhang S. 8 *səkōdo* statt *səgōdo*, S. 9 *le Champ de Mars...* im Osten .. statt im Westen der Stadt.

Überblicken wir nach Besprechung dieser zwei neuen Auszüge aus Werken über die Revolution die ganze diesbezügliche Schulliteratur, so sind Barrau, *Histoire de la Révolution française jusqu'à la mort de Robespierre* (herausgeg. von Petzold, Velhagen & Klasing, 1906, bespr. in dieser *Ztschr.* Band 32, S. 213), Mignet, *Hist. de la Révol. fr. jusqu'en 1793* (herausgeg. von Krause, ebenda) und Duruy, *Hist. de France de 1789—1795* (ed. Hartmann, Leipzig, Stolte) immer noch als diejenigen zu bezeichnen, die ohne Bedenken in jeder Prima gelesen werden können, als klare Entwicklungen der wichtigsten Ereignisse. Die von Wershoven aus Barrau, Corréard, Roche, Duruy, Guizot, Mignet, Thiers, Michelet und Rambaud zusammengestellten Abschnitte (Berlin, Gärtner, 1900) und eine ähnliche Zusammenstellung von Gaßmeyer (Velhagen & Klasing, 1903) können schon weniger in Betracht kommen, da ihnen die Einheitlichkeit der Darstellung und die organische Verbindung der verschiedenen Teile fehlt. Für bessere Klassen, die nach kurzer Vorführung des äußeren Verlaufs der Ereignisse zur Höhe freien Umblicks und abstrakter Darstellung emporgeführt werden können, sei Taine empfohlen. Goncourt, *Histoire de Marie-Antoinette* wird von Münch mit Recht als „für unsere jungen Leute zu weiche Lektüre" bezeichnet. Lamartine, *Histoire des Girondins*, ist, wie so vieles von Lamartine Verfaßte, in wissenschaftlicher Hinsicht zu unzuverlässig und zu romanhaft. Mirabeau ist in seinen Reden, wie Münch mit Recht bemerkt, sachlich zu schwer und erfordert zu viel staatsrechtliche und geschichtliche Erläuterung, als daß man ihn recht auskaufen und zugleich dem nächsten Zweck, französisch zu lernen, treu bleiben könnte. Dies schließt natürlich nicht aus, daß diese oder jene Rede, etwa über die Zurückziehung der Truppen vom 8. Juli 1789 oder über den Bankrott vom 26. Sept. 1789 herangezogen werden kann. Als beste Schulausgabe französischer Redner der neueren Zeit sei die von Engwer (Berlin, R. Gärtner, 1897) genannt, welche außer Mirabeau, Sieyès und Danton auch Desèze's *Défense de Louis XVI* enthält, eine Rede, deren Lektüre zu vielseitigem fruchtbaren und anregendem Ausblick Anlaß bietet.

7. Dieser erst vor vier Jahren erschienene Roman, worin Margueritte, der Verfasser der den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs behandelnden Romanfolge *Une Epoque*, — Wahrheit und Dichtung verbindend, auf Grund eingehenden wissenschaftlichen Studiums

und unter peinlich genauer Schilderung der örtlichen Verhältnisse die Versuche verschiedener Royalisten zur Befreiung der königlichen Familie und besonders Ludwigs XVII., des „kleinen Schattenkönigs“, aus dem Temple vorführt, — erscheint hier in der starken Verkürzung auf den Umfang einer Semesterlektüre. Der Herausgeber hat mit großem Fleiß die Stellen ausgeschieden, welche die bei ihrem Befreiungsversuch erfolglose Partei betreffen, und bringt nur die Erlebnisse der erfolgreichen Royalisten. Wenn er jedoch behauptet, dem Roman sei trotzdem der Charakter der Vollständigkeit gewahrt, ja er habe an übersichtlicher Klarheit gewonnen, so irrt er sich entschieden. Die Verkürzung des Originals ist so stark, daß ein tieferes Interesse an dem Charakter und Bemühen der verschiedenen und ziemlich zahlreichen Personen nicht aufkommen kann; besonders bleibt die Rolle, die Barras spielt, unklar; auffallenderweise sind gerade die Stellen nicht gestrichen, die sich auf angeblich verbrecherische Beziehungen der Königin zu ihrem eigenen Sohn beziehen, obgleich der Text doch für Schulen bestimmt ist. — Was jedoch außer diesen Dingen und in erster Linie diesen Roman ungeeignet zur Schullektüre macht, das ist der Umstand, daß es ihm an einem Helden und an erhebenden Ereignissen vollständig fehlt, für die die Jugend sich begeistern kann. Er mag als historischer Roman die Erwachsenen fesseln, die in der Treue des historischen Kolorits und in der genauen Darstellung der in Dunkel gehüllten Leiden des sagenumwobenen jugendlichen Opfers einer schrecklichen Zeit Befriedigung ihrer Wißbegierde oder Sensationslust finden, — für unsere Jugend muß er zurückgewiesen werden.

Der Anhang — eine Zeittafel, biographische Notizen über die Mitglieder der königl. Familie und Anmerkungen sachlichen und sprachlichen Charakters umfassend — ist gewissenhaft gearbeitet. Die zwei Abbildungen, den Dauphin (Ludwig XVII.) und den Temple, sein Gefängnis, zur Zeit der Handlung darstellend, sind dankenswerte Beigaben. Im Kommentar vermißte ich nur Erklärungen zu *Trianon* 10, 21 und zu *Malesherbes* 31, 10. — An Druckfehlern sind mir aufgefallen: 22, 24 *des ces purs* statt *de ces purs*, — 37, 14 fehlt das Semikolon hinter *l'oreille* — 69, 16 *Louis XVII* statt *Louis XVI* — 121, 4 v. u. *tâche* statt *tache*.

8. Während alle bisher erschienenen Schulausgaben des Segurschen Werkes nur die packendsten Stellen aus dem 8. und 11. Buch, also nur die Schilderung des Brandes von Moskau und des Übergangs über die Beresina enthalten, berucksichtigt die vorliegende neueste Ausgabe auch das 4. Buch in den Abschnitten über den Marsch durch Litauen, Murat in Ostrowo, Napoleon in Wilna und Witepsk. Der Herausgeber führt also nicht nur den Höhepunkt und die Katastrophe des gewaltigen Dramas, sondern auch die eigentlich steigende Handlung, das Vorwärtsdrängen des unersättlichen, von Glück und Ehrgeiz verführten Eroberers und seiner Generale vor. Sowohl die nach diesem Gesichtspunkt getroffene Auswahl aus dem Original, als auch die biographische und geschichtliche Einleitung und der Kommentar sind eine ganz vorzugliche Leistung, so daß wir diese Ausgabe von Pflänzel aufs wärmste empfehlen können. — Das Kärtchen zum Übergang über die Beresina enthält nicht alle im Text genannten Orte; in dieser Hinsicht ist die Karte der Velhagenschen Ausgabe besser. — Druckfehler (außer den vom Herausgeber angegebenen): S. 41, 27 *entendimes* statt *entendîmes*.

9. So gern wir auch die Arbeit des Herausgebers dieses Bändchens anerkennen, so können wir doch nicht umhin, sie vom Standpunkt des Lehrers zurückzuweisen, der, unter dem vielen Guten gewissenhaft wählend, sich den Spruch vorhält: für die Schule ist das Beste gerade gut genug. Dazu gehören die Klagen und Leiden des sterbenden,

aller Betätigung entrückten Löwen nicht. Abgesehen von wenigen, für den Erwachsenen und den Historiker interessanten Stellen, in denen Napoleon sich über die Wehrpflicht (S. 15), die Revolutionen in England und Frankreich (S. 25), die Versöhnung der Emigranten (S. 41), Molières Tartuffe (S. 47), das sittliche Vorbild der Fürsten (S. 59), seine europäischen Pläne (S. 62—63) ausläßt, — enthält der Text nur wertlosen Kleinkram: Angaben über das Haus Longwood, die Tageseinteilung, die Spazierritte, das Verhältnis zu Hudson Lowe, usw. Das kurze Lesestück in Ploetz Übungsbuch, *Napoléon à Sainte-Hélène*, gibt dem Schüler das in dieser Hinsicht Wissenswerte kurz, bündig und — gerecht!

Der Kommentar ist französisch abgefaßt, enthält jedoch oft nach langatmiger Definition *à la Larousse* die kurze Verdeutschung. Aufgefallen ist mir, daß die Stelle 36, 6 (Plünderung von Pavia) gar nicht erklärt ist und die Schlacht bei Eßling S. 70 (zu S. 12, 36) kurzweg als Sieg Napoleons bezeichnet wird. — Druckfehler: S. 13, 12 *àge* statt *âge*, S. 34, 28 *repondit* statt *répondit*, S. 38, 6 *nait* statt *fait*.

10. Während die bisherigen Schulausgaben von Thiers gewisse größere Abschnitte aus den beiden Hauptwerken dieses Historikers boten, z. B. *la Campagne d'Italie en 1800* (Velhagen & Klasing, Renger, Weidmann), *l'Expédition d'Egypte* (Velhagen & Klasing, Freytag, Renger, Weidmann, Perthes), *Quatre Bras et Ligny* (Velhagen & Klasing), *N. à Sainte-Hélène* (Velhagen & Klasing), *Waterloo* (Velhagen & Klasing) — wird in der vorliegenden Ausgabe die neuerdings beliebt gewordene Vereinigung von verschiedenen charakteristischen Abschnitten in einem Bande geboten. Die Ausgabe ist in jeder Hinsicht eine vortreffliche Leistung; doch hat der Herausgeber, ein Franzose, wohl zum Teil aus Unkenntnis der Bedürfnisse unserer deutschen Schulen, nicht immer den Umstand berücksichtigt, daß es sich doch um eine Ausgabe für die Prima deutscher Schulen handelt. Die Einleitung, französisch abgefaßt, führt in durchaus klarer und sachkundiger Weise die Entwicklung der französischen Geschichtsschreibung seit Voltaire, das Leben Thiers', seine Auffassung von den Aufgaben des Historikers im allgemeinen und die Licht- und Schattenseiten seiner beiden großen Geschichtswerke vor — alles sehr schön, doch zu eingehend, zumal die wirklich gebotenen Auszüge aus dem Original nicht immer die nötige konkrete Unterlage für das Verständnis und die Berechtigung dieser Abstraktionen geben. André ist hier in denselben Fehler verfallen, den wir bei Besprechung der Ausgabe von Gratacap, *les Mémoires français du 19e siècle*, Leipzig, G. Freytag (diese Ztschr. Band 39, S. 95) gerügt haben. Die Einleitung konnte um die Hälfte gekürzt werden, so daß Thiers selbst in mehr Proben hätte zu Wort kommen können. Die gewählten Abschnitte, nur 64 Seiten umfassend, sind: I. *les grands capitaines dans l'antiquité et le moyen-âge (Alexandre, Annibal, César, Charlemagne)*, II. *les grands capitaines dans les temps modernes (Frédéric le Grand, Napoléon)*, III. *l'art militaire de Frédéric II*, IV. *les débuts de la révolution française*, V. *le passage du Saint-Bernard en 1800*, VI. *le désastre de la Bérésina*, VII. *portrait de Napoléon*, VIII. *le génie militaire de Napoléon.* Über die Auswahl kann man verschiedener Meinung sein, doch glaube ich bestimmt annehmen zu dürfen, daß die meisten Lehrer an Stelle der vorwiegend militärtechnischen Charakter tragenden Abschnitte III. und VIII. lieber andere politischen Charakters sehen würden.

Der Kommentar, durchaus französisch, umfaßt 56 Seiten, also fast so viel wie der Text selbst. Er ist sprachlich und sachlich einwandfrei, gibt jedoch vielfach unnötigerweise eingehende Erklärungen über Personen, Dinge und Ereignisse, die jedem Primaner bekannt sind. — Druckfehler: Text, S. 21, 1 *francaise* statt *française*, *Préface* VIII Mitte *divisérent* statt *divisèrent*, Anhang S. 14, zu 7, 8 *le religion*

statt *la r.*, S. 23 *Salzbach* statt *Sasbach*, S. 29 zu 20, 25 *Closter-Severn* statt *Kloster-Zeven*, S. 33, zu 26, 9 *évèques* statt *évêques*.

11. Dieser Auszug aus der Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von Rousset, dem früheren Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie in Paris, bringt keine zusammenhängende Darstellung des ganzen Krieges, da eine solche bei dem großen Umfang des Werkes ausgeschlossen ist, — sondern einzelne Episoden, die jedoch wohlgeeignet sind, dem heranwachsenden Geschlechte eine Vorstellung von den gewaltigen Mühen und Opfern zu geben, ohne die unsere nationale Einheit und die darauf gegründete Weltstellung Deutschlands nicht hätten zustande kommen können. Gelegentliche Ausbrüche des Chauvinismus können und sollen unseren Schülern zeigen, daß in Frankreich der Gedanke an Rache auch jetzt noch nicht erloschen ist. Die Abschnitte sind: *Combat de Wissembourg, Batailles de Froeschwiller, de Spicheren, de Rezonville, de St. Privat, de Sedan, Capitulation de Metz, Prise du Bourget, Entrée des Allemands dans Paris, Combats de Dijon, la guerre sur mer.* Durch gute Einleitungen und gute Karten wird das Verständnis jedes Abschnitts erleichtert. Auch der Anhang ist mit größter Gewissenhaftigkeit gearbeitet. In dieser Hinsicht bietet also die Ausgabe keine Bedenken. Doch möchte ich für meinen Teil einer solchen langen Reihe von genauen Schlachtenberichten, die doch das stete Heranziehen größerer Schlachtpläne vor der ganzen Klasse erheischen und einseitig militarischen Charakter tragen, — entschieden andere Darstellungen vorziehen, die alle Seiten des Krieges zur Geltung kommen lassen, also etwa D'Hérisson, Sarcey, Boissonnas, Halévy, Monod, Chuquet. — Wer Rousset trotz dieser Bedenken als Semesterlektüre wahlen mochte, wird gut daran tun, die vorliegende Ausgabe von Leichsenring dem i. J. 1897 erschienenen Auszug von Foß (in der Gartnerschen Sammlung von Bahlsen und Hengesbach) vorzuziehen, dessen Karten höchst bescheiden sind.

12. Das glanzende Erzählertalent Maupassants tritt in diesen acht Proben aus seinen Schriften vortrefflich zu Tage. Einige davon sind schon in anderen Schulausgaben erschienen, so *la Mère Sauvage* in Velhagens *Choix de Nouvelles I.* und in *l'Année Terrible* (B. G. Teubner), *les Prisonniers* in dem letztgenannten Bandchen. Außer ihnen kann man noch *Un Coup d'Etat, l'Occupation de Rouen, Deux Amis* und *l'Evasion de Bazaine* als fur eine Schulausgabe geeignet gelten lassen: der große naturalistische Romanschriftsteller führt uns da schreckliche und komische Bilder aus dem Kriege vor; fern von allem Chauvinismus, laßt er die nackte und unerbittliche Wahrheit mit gleichausteilender Gerechtigkeit zu Wort kommen. *Un Coup d'Etat* zeigt mit köstlicher Komik die Wirkungen der Proklamation der Republik in einem abgelegenen Provinzstadtchen, dessen Maire, ein monarchisch gesinnter Adliger, seine Stellung dem Arzte überläßt, der als Kommandant der Miliz durch bombastische Worte und Beschimpfung einer Buste des gesturzten und gefangenen Kaisers das kaltblütige Publikum vergebens zu republikanischen Kundgebungen hinzureißen sucht. *L'Occupation de Rouen* skizziert die zum Teil freundlichen Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen in der Normandie. *Deux Amis* erzahlt das tragische Ende zweier Nationalgardisten, die außerhalb der französischen Verteidigungslinien fischen wollen und deutschen Vorposten in die Hände fallen. *L'Evasion de Bazaine* erzahlt, wie es dem „Verrater von Metz" mit Hilfe seiner Frau aus seinem Gefängnis in Ste-Marguerite zu entfliehen gelingt.

Die Grenzen dessen, was wir unseren Schulern neben der sprachlichen Förderung entweder zur sachlichen Belehrung oder zur Einfuhrung in wertvolle Erscheinungen der französischen Literatur bieten wollen und durfen, werden jedoch in *l'Aventure de Walter Schnaffs* und in *La Guerre* entschieden überschritten. Das erste ist eine Karri-

katur eines feigen und genußsüchtigen deutschen Soldaten, die wir unseren Schülern ersparen müssen, so vortrefflich auch die Komik der Situationen und die feige Angst der französischen Gegner geschildert sind. *La Guerre* geißelt den Krieg als Verbrechen an der Menschheit und ihrer Kultur im Gegensatz zu der bekannten Auslassung Moltkes, der gegenüber Bluntschli den Krieg als eine heilige göttliche Einrichtung bezeichnet hatte, die geeignet sei den Verfall in niederem Materialismus zu verhindern.

Die Einleitung, in französischer Sprache abgefaßt, charakterisiert sehr treffend die Entwicklung und die Schriften Maupassants. Die Anmerkungen, ebenfalls französisch, geben ausführliche Inhaltsangaben der Erzählungen: wozu? ist mir nicht ersichtlich. — Wo deutsche Gefühle verletzt sind, fehlt es nicht an entsprechendem Vermerk, so zu 18, 18 (Maupassant: *l'officier allemand était parfois bien élevé* — Annotation: *M. est mal renseigné sur l'éducation de l'officier prussien*), zu 20, 8 (wo das offizielle Manifest der Vendée, die deutsche Kriegführung betr., gebrandmarkt ist), zu 19, 19 (wo im Gegensatz zur Behauptung M.s festgestellt ist, daß Rouen keine Kontribution auferlegt worden ist), zu 73, 26. — Druckfehler: Text 5, 4 *apparaissaint* ohne *e*; 75, 5 *meutriers* statt *meurtriers*; Anhang 5, 1 *décrêtant* statt *décrétant*; 33, 3 v. u. *nécéssaires* statt *nécessaires.*

13. Die schlichte, bisweilen etwas sentimentale Erzählung der Erlebnisse eines Pariser Gymnasiasten, der sich auf die Nachricht von der Kriegserklärung mit einigen tapferen Kameraden anwerben läßt und alle Leiden des Krieges kennen lernt. Weggelassen wurden alle die Stellen, in denen der französische Chauvinismus sich in einer unsere deutschen Gefühle verletzenden Weise breit macht. — Der ganze Charakter des Buches erinnert an die früher veröffentlichten Schulausgaben von Mme de Boissonnas, *Une Famille pendant la guerre 1870—71* (Leipzig, Renger 1903 von M. Banner; Bielefeld, Velhagen & Klasing 1908 von W. Schaefer) und Edm. Deschaumes, *Journal d'un Lycéen de 14 ans pendant le siège de Paris* (Leipzig, Renger 1899 von R. Kron). Wie diese kann es als Lektüre für Untersekunda empfohlen werden.

14. Dieser Auszug ist eine geschickte Auswahl aus dem 1., 2. und 4. Bande des Hauptwerkes eines neueren Historikers, der als Mitglied französischer Ministerien mehrmals und erfolgreich seine staatsmännische Befähigung betätigt hat. Doch kann das Buch bei der einseitigen Behandlung von Fragen der Verfassung und der Finanzen als Klassenlektüre kaum in Betracht kommen. — Der Kommentar ist mit anerkennenswertem Fleiß gearbeitet.

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

Miszellen.

Italienische und portugiesische Parallelen zu verschiedenen Gebrauchsweisen von frz. *là*.

Die rythmische und „vergegenwärtigende" Kraft des Wörtchens *là* hat im Italienischen vor allem e i n Dichter erkannt: D'Annunzio So heißt es in seinem Drama *La Gloria* S. 25 (der Kampf zwischen dem alten Diktator und dem neuen Emporkömmling Ruggero Flamma wird beschrieben): *Ferocia di vecchio e di maestro che sa dove più duole la carne giovenile, che sa dove la ferita è più crudele. Tutto l'orgoglio di Ruggero Flamma . . .. tutto quell' avido orgoglio e r a l à nudo palpitante. E in quella terribile cosa viva il vecchio ha inciso con lentezza sicura queste parole.* Dadurch, daß vom Stolz wie von einer lebendigen Person ausgesagt wird, daß er „da war", erstaunen auch nicht mehr die Adjektiva *nudo palpitante*, die nur von einer *cosa viva* gelten können. S. 35: Giordano Fàuro: *Ah, c'era anche una donna. là, capace di mettere a fuoco il mondo: quella Comnèna!* — Vittore Corenzio, ridendo: *Tu mi sembri affascinato, Fàuro.* Das *là* ist, wie die Interpunktion andeutet, nicht zu *vi* gehörig (etwa wie frz. *il y avait là . . .*), sondern der visionär erzählende, wie verzauberte Fàuro s i e h t jenen Geist der Zerstörung. S. 64 (Szenenanweisung): *Ella è là, presso la porta, svelata, con quei suoi occhi pieni di destino, con quelle sue mani piene di offerta, dinanzi a colui che desidera il mondo . . . . E colui la guarda come un allucinato guarda la figura del suo delirio, senza parola, con una specie di terrore dubitoso, non credendo alla realtà di quella presenza „La Gloria?"* Der Dichter hätte auch sagen können: *ella sta ritta* (oder *in piedi*) *dinanzi a colui* . .: *ella è là* will bedeuten, daß sie „da ist", d. h. eine Wirklichkeit, während Ruggero noch an ihr zweifelt, daß sie „der Ruhm" ist, der furchtbare, hartnäckige Incubus des Ruhmes: S. 71: (Szenenanweisung) *La donna ha fatto un passo rapido verso di lui, nell' ombra; poi s'è arrestata, respinta dal dubbio atroce. Ed ora rimane là, muta, irrigidita, dura, come un' onda si congela subitamente.* Wieder ist kein bloßes „Dableiben" gemeint, sondern ein Verharren, das quälend wird in seiner eisigen Starrheit. S. 79: *Egli* (der alte Diktator) *l'ha detto, l'avete udito : non vuol morire. È là, in piedi: minaccia sempre; ingombra il cammino.* Dazu die Szenenanweisung: *Sembra che per entrambi la figura ostile del gigante si disegni nell' angolo buio della stanza, e sovrasti, immota.* S. 106 (der alte Diktator flucht der „Gloria"): *non c'era cosa vile o disperata che tu non conoscessi, nella lotta d'ogni giorno contro il bisogno, nella dissimulazione della povertà, nell' attesa della grossa preda; tu, là, (ti riveggo!) pallida, impura, malefica, vorace, riarsa d'orgoglio, carica di vendetta, affamata di potenza e d'oro . . .*: der Diktator kann für die Vision ekelhafter Unreinheit, die sich ihm darbot, nicht sofort die richtigen Ausdrücke finden: sein *là (ti riveggo!)* versichert nur vorläufig den Zuhörer,

daß er ein klares Bild im Geiste hat, bevor er ihm ausmalt, welcher Art dies Bild ist: *là* ist hier ein Verlegenheitswort für den Sprecher, für den Hörer wird die folgende Schilderung dadurch noch greifbarer, lebensnäher. S. 192: *tu eri con me sul balcone e la* (die Comnèna) *guardavi; ed ella era là, ardente sotto le stelle, con la sua gran voce marina; e tu ripetesti il suo nome, che inebria il mondo.* Gewiß konnte D'Annunzio nicht anders den Skulptor Lucio Settala in dem Drama *La Gioconda* S. 74 sagen lassen als: *Ogni giorno, all'ora ch'io so, ella* (die Gioconda) *m'attende là, a piè della statua, sola.* Aber, wenn er S. 96 diese Attitüde der Geliebten, fieberhaft erregt, nochmals beschreibt: *Ora tu la sai come debba essere furiosa la mia impazienza se penso che in questo momento ella è là, sola, a piè della Sfinge, che mi aspetta. Pensa: la sua statua è alzata sopra di lei, immobile, immutabile, immune d'ogni miseria; ed ella è là affannata, e la sua vita fluisce, e qualche cosa di lei perisce di continuo nel tempo. L'indugio è la morte,* so sind diese wiederholten *ella è là* der Ausdruck seiner brennenden Ungeduld, zu der Wartenden zu eilen. S. 98 spricht der Skulptor von einer verloren geglaubten Ébauche einer Statue: *La credevo perduta . . . Non è perduta: è ancora viva. L'ultimo tocco di pollice è là, ancora vivo!,* dazu die Szenenanweisung: *egli fa l'atto di plasmare, istintivamente:* das *là* überzeugt uns von der Lebendigkeit des *pollice animatore* in Lucio, von dem später die Gioconda spricht. S. 114 sucht Silvia Settala's Schwester diese von einer Zusammenkunft mit ihrer Rivalin abzureden: *Ma pensa: trovarti là dopo tanto, nel luogo stesso dove avvenne l'orribile cosa, là, sola, di fronte a quella donna che ti ha fatto tanto male,* und nochmals S. 115: *Non è la stessa cosa trovarsi là, all' improvviso, di fronte a una donna che non conosci, capace di tutto come quella, ostinata, impudente:* die furchtbare Situation der Frau im Angesicht der Buhlerin wird noch dramatischer für uns gemalt durch das *là.* S. 156 will die Gioconda Silvia überzeugen, daß das begonnene Kunstwerk Lucio's, von ihr bewahrt, lebendig blieb: in ihrer Tirade findet sich eine ganze Anzahl von *là*: *un altro* (sc. *capolavoro*) *è pronto a balzare dal suo viluppo di creta; un altro ha palpitato sotto il pollice animatore, un altro è là semivivo . . . . È là, la creta è là . . . . L'impronta è là, intatta. L'ultimo tocco, che vi pose la sua mano febrile nell' ultima ora, è là visibile, energico e fresco come di ieri.* In *La Città morta,* S. 68 erzählt der Archäolog Leonardo von der Aufdeckung der mykenischen Atridengräber: *Per un attimo l'anima ha vissuto d'una vita antichissima e violenta. Essi erano là, gli uccisi: il Re dei Re, la principessa schiava, l'auriga e i compagni: là, sotto i miei occhi per un attimo, immobili.* Kein Fall wie dieser ist geeignet, zu zeigen, wie eine sprachliche Ausdrucksform, wie der sprachliche Stil vom ausgedrückten Inhalt, vom dichterischen Stil, abhängig ist: D'Annunzio's symbolistische Arbeitsweise, die Schemen, Phantome, Allegorien personifiziert, sie lebenden Wesen gleich auf die Bühne stellt (la Gloria = Elena Comnèna, die Kunst = Gioconda Dianti etc.), spiegelt sich sprachlich in jenem *egli, ella è là,* das die Schemen, die Phantome zu Realitäten, zu unbesiegbaren, triumphierenden Mächten macht: in den angeführten Stellen defilieren an uns der Ruhm, das Laster, der Geist eines Giganten, der Geist des künstlerischen Schaffens, die Gespenster der Atriden. Jenem *là* folgen dann Adjektiva wie *vivo, nudo, intatto.* Das *là* mit seinem jähen Silbenstoß, mit den durch Pausen isolierten Adjektiven, die ihm folgen, gibt dem Satz etwas Ruckhaftes; so läuft selbst durch Szenen, wo statuarische Unbeweglichkeit *(là . . . immobile; là, sola, a piè della Sfinge; là, muta, irrigidita; là, presso la porta)* gemalt wird, etwas Unheimlich-Unruhiges. Die Starrheit, die Unerbittlichkeit, mit der bei D'Annunzio Personen und Ideen einander in unlösbaren Konflikten gegenüberstehen, wird in den Fällen *là, sola, di fronte a quella donna* durch das *là* noch schärfer, gegenständlicher. Ebenso auch

in den Romanen, z. B. l'Innocente: S. 169 *E ci guardammo là, sulla soglia, ci fissammo*; *f i s s a m m o p e r u n i s t a n t e l'u n o s u l'a l t r o l a n o s t r a s t e s s a a n i m a*; S. 188: *entrai*: *Giuliana era là, davanti a me, in piedi, con una mano poggiata all'angolo di una tavola, immobile, più rigida di un'erma*[1]). Auch sonst findet sich in der

[1]) Daß dieser „mit italienischen Wörtern mehr französisch als seines Volkes Sprache schreibende Autor", wie Tobler (VB. III S. 131 Anm.) D'Annunzio nannte, noch bevor *Le martyre de St. Sébastien* zuerst französisch, d a n n erst italienisch, erschienen war, auch hierin bei den französischen Romanciers in die Schule gegangen ist, wird klar, wenn man Maupassant-Stellen wie die folgenden heranzieht *(La peur)*: *Il faut voir Toulon en ce moment. Allez, on sent bien qu'il est là, Lui. Et ce n'est pas la peur d'une maladie qui affole ces gens. Le cholèra, c'est autre chose, c'est l'Invisible, c'est un fléau d'autrefois, des temps passés, une sorte d'Esprit malfaisant.... Pourquoi cette folie* (die Bewohner von Toulon feiern Orgien)? *C'est qu'Il est là, c'est qu'on le brave, non pas le Microbe, mais le Cholèra... C'est pour lui qu'on danse, qu'on rit, qu'on crie, qu'on allume ces feux, qu'on joue ces valses, pour lui, l'Esprit qui tue et qu'on sent partout présent, invisible, menaçant, comme un de ces génies du mal que conjuraient les prêtres barbares*, wo die personifizierenden Majuskeln ebenso wie die Pronomina, die auf etwas noch Ungenanntes vorbereiten, die hieratische Stimmung verstarken helfen. *(Humble drame) Elle* [eine Ruine] *surprend plus qu'aucune autre ruine par son énormité simple, sa majesté, son air antique, puissant et grave. Elle est là, seule, haute comme une montagne, reine morte, mais toujours la reine des vallées couchées sous elle*: daß von einem Berge zuerst nichts anderes als das Faktum seiner Existenz berichtet wird, frappiert den Hörer, er wird gerade durch die anscheinende Selbstverständlichkeit der Aussage gezwungen, sie mehr zu beachten, ja mehr in sie hineinzulegen: ‚er ist da' = ‚er ist eine Masse, die sich nicht aus der Welt wegdenken läßt'. *(La confession) Alors l'obsession qui me hantait depuis un mois pénétra de nouveau dans ma tête. Dès que je demeurais immobile, elle descendait sur moi, entrait en moi et me rongeait. Elle me rongeait comme rongent les idées fixes, comme les cancers doivent ronger les chairs. Elle était là, dans ma tête, dans mon corps entier, me semblait-il: et elle me dévorait ainsi qu'aurait fait une bête. Je voulais la chasser, la repousser . . .; mais je ne pouvais, même une seconde, la faire sortir de mon cerveau*: hier ist *elle était là* der Höhepunkt der Darstellung jener langsam fortschreitenden Krankheit, die nagt, nagt, nagt, nagt (viermal wird *ronger* wiederholt), bis sie eben unausrottbar ist, „da ist" für immer. In einem Satz wie (Stapfer, *Montaigne* S. 114) *Dans notre ignorance à demi savante, dans notre science orgueilleuse et bornée qui n'a pas la belle franchise d'aller jusqu'à ce bel aveu: «J'ignore», nous sommes là, les métis, dédaignant le premier siège, incapables de joindre l'autre, «le cul entre deux selles», ineptes, inutiles, dangereux au monde* hat das *nous sommes là* die Aufgabe, unser In-der-Luft-schweben zu veranschaulichen: sowie mit *nous sommes là* eigentlich nichts gesagt ist, so bleibt eben der moderne Mensch nach des Essayisten Ansicht untatig und beschränkt sich darauf, zu leben, „da zu sein". Vollends die Symbolisten haben dieses *il* (*elle* etc.) *est là* zu einem ständigen poetischen Requisit ausgebildet: so singt Samain *(L'Infante)* von seiner Seele: *Elle est là, résignée, et douce et sans surprise, Sachant trop pour lutter comme tout est fatal... Elle est là résignée, et douce en ses sanglots* — die Seele begnügt sich „dazusein", nicht mehr zu wollen als das „Dasein", und dieselbe Resignation drücken die Verse aus, in denen Rodenbach *(Béguinage Flamand)* die Nonnen zeichnet: *Mais ces femmes sont là, le cœur pacifié, La chair morte, cousant dans l'exil de leurs chambres . . . Oh! le silence heureux*

italienischen Literatur, wohl nach französischen Mustern, der Typus *là* +⌣⌣⌣⌣: so Matilde Serao, Capelli di Sansone S. 342 (der Besitzer einer Zeitung erfährt durch ein Transparent über der Redaktion, daß die Zahl von 100 000 verkauften Exemplaren erreicht ist): *E il suo desiderio era là, esaudito, publicamente, la soddisfazione del suo orgoglio avvampava, innanzi al pubblico stupefatto, il suo trionfo lo ubbriacava.* Verga, Per le vie S. 155: *ormai l'aveva sempre là, davanti agli occhi, scialba, spettinata, colla figlia al petto.* Matilde Serao, *Paese di Cuccagna* S. 305: *Egli piangeva, là, buttato con le braccia e con la testa sopra un tavolino, abbattuto come una misera creatura.* Bei den Verben des ‚Bleibens' steht häufiger *lì*, das bedeutungs- (vielleicht nicht intensitäts-) gleich mit dem deutschen Verbalpräfix *da*-ist: Serao ibd. S. 19: *quelli che restavano lì, inchiodati dalla loro passione*, S. 230: *il sangue* [sc. *di san Gennaro*] *era lì cagliato, una pietra che le preghiere non arrivano a spezzare* (das *lì* fügt die „Unerbittlichkeits"-Nuance hinzu), S. 436: *dovette sedersi sopra un gradino, restando lì; stupefatto, non vedendo, non sentendo, in quel sopore morale che sopraggiun ge ai dolori contenuti*; Serao, *Conquista di Roma* S. 364: *Sotto i platani le erme marmoree.... pareva si annoiassero lì, da secoli.* Bei den Verben des Wegwerfens erscheint das größere Entfernung andeutende *là* entsprechend deutschem *hin-*: Barrili, *Come un sogno* S. 257: *due parole, gittate là a caso.* Fogazzaro, *Leila* S. 246: *tornò ad aprire la finestra, disfrenò il desiderio, gittò l'anima là, là, dovunque egli fosse: ti amo, ti amo, mi dono, prendimi intera* (das wiederholte *là* veranschaulicht gewissermaßen das Verstreuen der Seele!). Den Unterschied zwischen größerer und geringerer örtlicher Nähe kann das nur eine der Partikeln besitzende Französische nicht machen. Im Ital. findet sich übrigens auch vereinzelt ein *gettato lì* (so Térésah, Rigoletto S. 65).

Das Nebeneinander von *lì* und *là* gab nun auch dem Italienischen die Möglichkeit, einige übertragene Bedeutungen zu differenzieren: so konnte *lì* zur Bedeutung ‚auf der Stelle' und von da (vgl. *illico*, sp. *luego*) zu z e i t l i c h e r Bedeutung gelangen, während *là* (übrigens auch *lì*) ähnlich dem franz. *là* die von Tobler erwähnte abschließende, einen Schlußpunkt setzende Bedeutung bekam. *Lì* in der Bedeutung ‚sofort' steht manchmal neben seinem Synonym *su due piedi.* Verga *Don Candeloro e Ci.* S. 204 *Bruno le giurò tutto quel che voleva lì su due piedi, al cospetto di dio; Fogazzaro, Léila* S. 258 *e lì su due piedi fu combinato il viaggetto*, oft aber auch ganz allein im selben Sinn:

---

de l'ouvroir aux grands murs. Où l'on entend à peine un bruit de banc qui bouge, Tandis qu'elles sont là, suivant de leurs yeux purs Le sable en ruisseaux blonds sur le pavement rouge. Wie im Ital. ist auch im Deutschen Ähnliches versucht worden, z. B. Felix Salten („Wedekind-Porträt" im Berliner Tageblatt vom 24. Mai 1912): *Aus dem Untergrund der menschlichen Gesellschaft, aus dem Inferno der modernen Welt... scheint er sich losgerungen zu haben, ist heraufgekrochen u n d s t e h t n u n d a, aus dem Knäuel der Namenlosen gelöst, keuchend noch und in den Flanken immer noch bebend, in den Gelenken immer noch die Erinnerung des Kriechens, das Gedächtnis der Flucht.* Ich zitiere absichtlich einen Journalisten: die Presse mit ihrer etwas marktschreierischen Prophetenstimme und ihrer moderntuenden Nervosität ist naturgemäß geneigt, stoßweise und erregt zu verkünden, daß „etwas da ist, wartend, daß man es beachte." So sind ja auch im franz. Zeitungsstil Sätze häufig wie *Et le fait est là, criant, indéniable: que le beau rêve s'accomplît, et du coup serait tarie la source la plus riche de l'art lyrique* (Gérard Harry im Figaro vom 22. Sept. 1912), wo man die Häufung der Effektmittel (auf *là* folgt das „schreiende" *criant*; Doppelpunkt als Trompetenstoß; Inversion nach *du coup*) beachten möge.

Barrili l. c. S. 223: *egli c'è intorno a noi una moltitudine di scioperati, che ci hanno la seconda vista, che sanno cogliere in aria le occhiate, riscontrare i fatti più naturali, raccostare le circostanze più minute, e lì, con una diligenza, con una avvedutezza mirabile, vi ricompongono i brani del vostro romanzo*; Verga, *Don Candeloro e Ci.* S. 86: (die Schauspielerin sagt:) «*Aspettate, Sereni, vi do un rigo per la memoria!*» *E lì, scrivendo sul ginocchio, colla tunica di Aida semiaperta... buttò due parole su di un pezzetto di carto*; Fogazzaro, Piccolo mondo antico S. 82: *avevano cominciato a spogliarmi quando mi ha preso come una vertigine e lì, andiamo, metti su da capo la veste, e via, corri qua come un matto*, S. 169 *Voeui* [= *voglio*] *morì lì...se ho detto una parola sola* (*lì* = ‚hier' oder ‚sofort'?). Ebenso doppeldeutig ist bei Porta, *Poesie*: *Tasi, lì, can, che te fotto in platea, sacrament!* dagegen *lì* sicherlich = ‚auf der Stelle': *Foera i manegh e lì, come un molin, Voo via senza mett parola in fall*, allora io, come un molino, senza sbagliar mai una parola, gli racconto...', wieder unsicher ist das zweite *lì* (das erste ist lokal) bei Pascarella, *Scoperta d'America*: *E lì in presenza a chi nun ce credeva Je fece, dice* [sc. Colombo]: — *Adesso ve la provo* — *E lì, davanti a tutti, zitto zitto, Prese quell'ovo e, senza complimenti, Páffete, je lo fece arresse, dritto.* Man vergleiche ferner die Redensart *lì per lì* ‚sofort'.

Wie nun *e lì* oder *e fermi lì* ‚und damit basta!' bedeutet (vgl. Petrocchi s. v. *lì*) so kommt *là* auch in der Bedeutung ‚basta!' vor: Verga *Don Candeloro* S. 81 (man sucht den Spender eines herrlichen Perlenkolliers; endlich sagt jemand in der Gesellschaft:) *Eh, giacchè siete tanto indiscreti: sono stato io, là* (‚da habt ihr's! nun gebt Ruhe! Schluß!'); Fogazzaro, *Piccolo mondo antico* S. 54: «*Ciao, neh!*» *fece l'ingegnere quasi resistendo a quelle carezze perchè vi sentiva una gratitudine di cui non avrebbe sopportato le parole.* «*Sì, là, basta*», S. 82: *Tutte chiacchiere inutili, queste; ma cosa vuole, là, pazienza*, S. 87: *Perchè non parlare prima, eh?.... È ben qui la storia che un perchè positivo, là, chiaro, preciso, non c'è caso, io non lo posso dire* (das „abschließende" *là* paßt sehr gut zu jenen etwas Definitives bezeichnenden Adjektiven *positivo, chiaro, preciso*). Verga, *Per le vie* S. 20: *non poteva frenarsi di far schioccare la frusta a rischio di tirarsi addosso il cappellone di guardia lì vicino. Ma là! bisognava masticare la briglia che non s'era più puledri scapoli e adattarsi al finimento* (hierher gehörig, wenn *ma là!* ‚aber basta'! bedeutet). Vgl. bei Petrocchi s. v. *là*: *Là là* ‚A chi ci vorrebbe raccontar storielle, fandonie, interrompendolo': *Là là, con niente non si campa. Là là, finiamola.*

An das *là* als Verlegenheitswort vor Ortsbestimmungen, das ich für das Span.-Port.-Prov. Zeitschr. f. rom. Phil. 1911, S. 297, Anm. 2 besprach, ließen sich fürs Italienische Fälle wie D'Annunzio, Gloria S. 43: *oggi, mentre egli parlava, là, dal suo scanno* und *Sta là da San Frediano*, ‚*là da*... indicando vicinanza a un punto che si rammenta' (Petrocchi) anführen und noch mehr in volkstümlichen Texten wie bei Verga, wo *lì* auch in der Erzahlung, nicht in direkter Rede, fast stets der Ortsbestimmung vorangeht: Per le vie S. 100: *come suonava la banda, lì in piazza*, S. 103: *ella non voleva crederci, lì sull'uscio della portinaia*, S. 115: *erano stati a mangiare e a bere all'osteria dei Buoni Amici, lì in San Calimero*, S. 113: *già se loro andavano al veglione, il biglietto lo pagavano a spintoni.... E lì in teatro brancicamenti e pizzicotti alle mascherine*, S. 117: *tavoleggiante al caffè della Rosa, lì a San Celso.* Tanfuci, *Poesie* S. 128: *Scommetto a anda' da' Tulchi là'n Tulchia A raccontà' che s'è sorpresso e' Frati Direbbano*: „*'Un pol' esse', 'gnamo, via!*" wo die Verdeutlichung des für Gebildetere eindeutigen Völkernamens *Turchi* durch *in Turchia* schon an sich, ohne das verlegen in die Ferne weisende *là*, humoristisch wirkt; ähnlich Testoni, *la sgnèra Cattarcina* S. 46: *mo a s'prinzippiava a lèzzer so pr'i sfoj che là in Africa*

a i era i african. Auch Grimm im Deutschen Wörterbuch erwähnt ein solches „pleonastisches“ *da* vor Ortsangaben.

Reinhardstöttner Portug. Gramm. S. 252 führt an: *Ouvem se alli do Cerbero os latidos.* Michaelis zitiert im Wörterbuch s. v. *là*: *lá nos meus tempos* ‚früher zu meiner Zeit‘, *lá do principio do mundo* ‚schon vom Anfange der Welt‘, wo *là* noch seine ursprüngliche in die Ferne weisende Bedeutung, allerdings auf Zeitliche übertragen, beibehält (vgl. *là se foi tudo* ‚alles ist dahin‘, *là vamos nos* ‚es ist um uns geschehen‘; s. v. *andar*: *o que lá vae* ‚was geschehen ist, ist geschehen‘, schon bei Lang, Liederbuch O. Königs Diniz S. 140: *lá vae a minha era* ‚já *passou* o meu tempo‘); doch findet sich *là* in abgeschwächter Bedeutung vor allen möglichen Satzteilen in gesprochener Sprache (alle Beispiele im Folgenden stammen aus Julin Diniz' *Pupillas do snr. reitor*).

1. Vor Lokalbestimmungen: S. 5 *manda-me o rapaz lá por casa*, S. 6 *as declinaçoes ditas pelo filho em voz alta «là lhe cahiam no gôto», como elle dizia*, S. 28: *fiadas, esfolhadas, espadelladas, ripadas; là ia a todas* (das *là* weist zusammenfassend auf die vorhergehenden Einzelbestimmungen zurück). Ein spezieller Fall von wohl ursprünglich deiktischem *lá* liegt bei Wendungen wie *pensar comsigo* vor, wo ein *pensar lá comsigo* eine ursprüngliche Bemühung, das Abstrakte des Ausdrucks durch die Hinweisung zu versinnlichen, verrät. S. 6: *José das Dornas não podia avaliar ao certo o genero e grau de difficultade que vencera o filho; mas entendeu, lá de si para si, que fòra alguma cousa de heróico* (vielleicht hat hier das in die Ferne zeigende *lá* etwas Unbestimmtes: ‚da in seinem Inneren‘ = ‚in seinem unklaren Bewußtsein‘), S. 7: *lisongeado, lá muito para si, com seu poder persuasivo*, S. 9 *e lá comsigo dizia o bom do padre*, S. 13: *não deixou de se zangar lá comsigo*, S. 126 *admirou lá comsigo esta coincidencia.* Zweifellos ist in den meisten dieser Beispiele eine ursprüngliche Unbeholfenheit zu mechanisch angewandtem Sprachgebrauch geworden. Vgl. noch S. 96: *Joanna bem se fingia tranquilla... mas, lá no fundo, não estava satisfeita* (dtsch.: ‚so im Grunde‘).

2. Vor Temporalbestimmungen, wohl mit der Nuance der Unbestimmtheit: S. 87: *os paladares de v. rev. mas, lá de quando em quando, aturavam o esturro no arroz.*

3. Vor Modalbestimmungen: S. 54 *elle não diz isto bem assim, mas lá por umas outras palavras, que eu não tinha entendido*, vielleicht *lá* als Verlegenheitswort, vgl. S. 52: *chamam-lhe* [o livre] *lá these ou não sei quê*, S. 53 (die Punkte deuten die Verlegenheit des Sprechers an!) *Olha que, pelos modes o rapaz até lá provou... até lá provou... que não ha doenças*, S. 53 *Diz elle que* [o rheumatismo] *e outra cousa; lá lhe dá um nome, mas é tão arrevezado, que me não ficou* (vgl. deutsch ‚er gibt ihm da einen Namen‘?), S. 155 *atravesso o folhelho, ou folhido, ou lá o que ê.* Vielleicht gehört schon zum Punkt

4. *lá* als Verknüpfung von Sätzen, vor Subjekt, Prädikat und Objekt: S. 37 *E o defeito é da fructa, ou de quem a vende? — Ha de ser de quem a vende; que lá a fructa... essa boa é* ‚denn da das Obst [die Punkte stehen im Text], es ist gut‘. Die verbindende Funktion erklärt auch, wieso das *lá* nicht nur wie im Französ. dem Demonstrativ folgt (etwa S. 51 *isso lá é assim*), sondern ihm auch vorangehen kann: S. 24 *o cirurgião lá n'isso diz bem*, und ganz an der Spitze des Satzes S. 52: *é boa cachopa a rapariga; lá isso é*, S. 52: *e o raparigo sahiu esperto? — Lá isso, diga-se o que é verdade, não é agora por ser meu filho, mas todos confessaram...*:, S. 54 (wenn die Menschen mit Affen identisch sind) *mas a cauda? — Ah, lá isso... respondeu o lavrador embaraçado* (die Punkte deuten ebenso wie vielleicht das *lá* die Verlegenheit an). *Lá* vor prädikativen Adjektiven: S. 66: *Parece um estrangeiro! — Lá bonito éle el — notava uma rapariga* (‚aber wenigstens‘?), S. 87: *Prefiro*

uma garrafa em minha casa — Lá franco no pedir es tu! (‚das eine wenigstens bist du‘), S. 89 ***Está de vêr que não*** [sc. elle pode aturar o que eu tenho aturado] ***Mas lá talentoso é elle***; ***não ha dúvida nenhuma***, S. 97: ***É uma rapariga escarolada e sadia.* — *Lá escarolada será***; ***e então tem muito dinheiro?***

5. *lá* in Fragen, Aufforderungen und negierten Sätzen mit verschiedenen Nuancen: vor allem das so häufige *eu sei lá* ‚als ob ich es wüßte‘ (Mich.), *conta me lá isso* ‚erzähle mir das einmal‘ (Mich.), ebenso bei Diniz *deixa lá*, *diz lá*, *olha lá*, *vejam lá*, *imagina lá* und ***não sei lá** os razões que tem v. S.ª* (S. 22), *não sei lá como os homems fazem estas cousas*, S. 62 *mas quem sabe lá quando nos está proxima* [a vida futura]. In den Aufforderungen liegt wohl ein demonstratives (‚da, sag mir‘ oder ‚sag her‘?), in den Frage- und verneinten Sätzen ein Verlegenheits-*lá* vor. Allerdings ist es zweifelhaft, ob S. 97 *pois isso é cousa lá com que se brinque?* das *lá* mit *isso* zusammengezogen (‚dies da‘) oder ob es als Füllsel vor dem Nebensatz (‚eine Sache — da — mit der man spaßt‘) gefaßt werden muß, wie zweifellos S. 138 *então um cirurgião ou um medico póde lá ter d'essas libertades* = ‚de ces libertés-là‘, S. 144 *quem abriu os olhos e começou a pensar, sem vêr grandes alegrias em volta de si, pode lá aprender a sorrir?* das *lá* mit *quem* = sp. *qué tal* zu deuten sind, während wieder S. 211 (ich wäre zufrieden) *mas lá se Margarida tem os seus escrupulas*... ‚aber nun wenn‘ Verlegenheits-*lá* ist.

Wie *lá* also die verschiedensten Nuancen den Sätzen verleihen kann, die im Einzelnen festzustellen dem Ausländer schwer wird, so ist es auch mit *cá*. Michaelis zitiert die rein lokalen *cá nésta terra* ‚hierzulande‘, *cá no mundo* ‚hienieden‘. Wie *lá* sich gern mit Demonstrativen, also 3. Personen, so verbindet sich *cá* mit Personalpronominen der 1. Person: (Michaelis) *cá eu* ‚ich meinerseits, was mich betrifft‘, ursprünglich ‚hier — ich‘, mit derselben Voranstellung des Adverbs, die Verknüpfung mit dem Vorhergehenden bewirkt, wie bei *lá isso*; aber auch *eu cá* findet sich: (Mich.) *eu cá me entendo* ‚darauf verstehe ich mich schon, laßt mich nur machen‘. Diniz S. 90 (Sie können gehen) *Basta o tempo que se demorou já aqui, e sem precisão, porque eu cá daria o recado (eu cá* = betontem *eu)*, S. 218 (als ich das Geschrei hörte) *Puz-me logo na rua. Porque eu cá sou assim*, S. 249 *eu cá tenho o meu palpite, que, se a menina acceitar, o rapaz toma emenda.* Bei (S. 227) *E nós cá — disse batendo-lhe no hombro — como vamos?* kann man zweifeln, ob *cá* sich an *nós* anlehnt oder ‚da‘ = ‚jetzt‘ bedeutet, ebenso wie S. 84 *então como vai lá o seu velho* ‚wie geht es Ihrem Alten da?‘ oder ‚wie geht es da Ihrem Alten?‘ heißen kann. Oft scheint *cá* statt eines *isso* zu stehen: S. 100 *você diz-lhe... — Sim, sim*; ***não tenha** dúvida: eu cá lhe digo*, das allerdings auch ‚ich [betont!] sage es ihm‘ sein kann. S. 21: *Valha-me Deus, mas porque julga v. s.ª isso? — Cá por certas cousas* (oder Verlegenheits-*cá*: ‚da — aus gewissen Gründen‘!). *Cá* vor Substantiven S. 100: *ora eu bem sei que as pequenas quizeram pagar, quizeram, cá o patrão é, que não deixou*, ursprünglich ‚hier der Herr‘, dann einfache Hervorhebung: ‚der Herr ließ es nicht zu. *Este cá* erwähnt Reinhardstöttner, S. 206. Dem *diz lá* entspricht ein *diz cá* in der Aufforderung.

Wien. LEO SPITZER.

Jugendbriefe von George Sand.

In der *Revue de Paris* vom 1. November und vom 1. Dezember 1911 sind zwölf bisher unbekannte Jugendbriefe veröffentlicht, die George Sand als Aurore Dupin und Aurore Dudevant an ihre Klosterfreundin Émilie de Wismes, später Vicomtesse

de Cornulier, in den Jahren 1820-1824 geschrieben hat. Den Briefen sind die Antworten von Émilie de Wismes beigefügt, welche George Sand aufbewahrt und mit dem Vermerk versehen hatte: *Jolies lettres à garder ou à rendre, si on les réclame.*

In der *Histoire de ma vie* (Bd. VII S. 237—238 der Ausgabe in 10 Bänden) erwähnt George Sand ihren Briefwechsel mit ehemaligen Klosterzöglingen und bemerkt dazu: „*J'ai conservé presque toutes ces lettres qui me sont de doux souvenirs. ... Il y a beaucoup d'esprit, de gaieté ou de grâce dans les lettres de jeunes filles que j'ai conservées. Pour détacher un point un peu brillant dans la lourde trame de mon récit, je citerai quelques extraits de la manière espiègle et charmante d'une de ces aimables compagnes.*" Sie gibt sodann Auszüge aus eben den Briefen von Émilie de Wismes, die uns jetzt gesammelt vorliegen. Eine Vergleichung zeigt, daß an der Fassung der Briefe kleine unwesentliche Änderungen vorgenommen wurden, und auch die Daten zum Teil verwechselt sind. Einige Stellen, die wir in den Originalbriefen nicht finden, mögen anderen Briefen, die verloren gingen, entnommen sein. Nach der Schilderung, welche George Sand von ihrer Freundin entwirft, war Émilie de Wismes, die Tochter des Präfekten von Angers, sehr hübsch von Angesicht, anmutig in ihren Bewegungen, wenn auch etwas behäbig, sehr begabt, namentlich für die Musik, eine lebensfrohe, zu Scherz und Neckereien geneigte Natur. Der Briefwechsel, den die beiden Freundinnen als 16jährige Mädchen begannen und als junge Frauen und Mütter beendigten, ist durch seine Frische und Unmittelbarkeit sehr anziehend; er enthält einen besonderen Wert als Beitrag von unverfälschter Echtheit zur Geschichte und Psychologie der jugendlichen George Sand, ein Beitrag, der um so schätzbarer ist, weil fast keine Briefe von George Sand aus ihrer Jugendzeit vorhanden sind. (In der *Correspondance de G. Sand*, Calman Lévy 1882, finden sich aus der Zeit vor 1825 nur 4 unbedeutende briefliche Mitteilungen, von denen 3 an ihre Mutter gerichtet sind.)

Auffallend ist die Verschiedenheit der Charaktere der beiden Briefschreiberinnen. Émilie de Wismes ist immer gleichmäßig heiter und gemütlich; sie zwitschert wie ein Vögelchen von Bällen, Konzerten, Ausflügen, Offizieren, von ihrer Harfe; sie ist, wie sie sagt, die einzige *harpie* in Angers; ihre gute Laune wird nur getrübt durch die Versetzung des Regiments, das ihr so flotte Tänzer lieferte. Sie macht sich über ihre eigene Trägheit lustig, aber sie treibt eifrig Italienisch und Musik und sitzt fleißig am Spinnrad. Beide Mädchen würzen ihre Briefe gerne mit englischen und italienischen Ausdrücken nach Art lernfreudiger Pensionärinnen und schwelgen in Versen von Dante und Tasso. Aurore Dupin zeigt auch in diesen Briefen *les contrastes de langueur et d'enivrement*, den jähen Wechsel der Stimmungen, den sie sonst an sich beklagt. *Ma santé traînante*, sagt das 16jährige Mädchen, *me donne une* laziness *d'esprit, une espèce de dégoût pour tout*; *alors je suis la personne la plus maussade et la plus bête qui existe.* Sogleich darauf erzählt sie die lustigsten Geschichten von ihrem Mentor, Herrn v. Lacoux, von ihren verwegenen Spazierritten querfeldein und durch Flüsse, von den Abenteuern, die sie in ihrer männlichen Kleidung erlebt. Die Lust zu fabulieren tritt schon unverkennbar hervor. Vom Tanzen und von Gesellschaften will sie nichts wissen; die Herren der Schöpfung sind ihr, wie es scheint, noch ganz gleichgültig. *Les extrêmes se touchent*; *nous sommes différentes*; *je suis d'une sagesse* obligata. Sie beschreibt ihre Lebensweise, die schon so ziemlich die ihrer späteren Jahre ist. *J'abrège la journée en me levant tard*; *je déjeûne, je cause avec ma grand'mère, je remonte chez moi, où je m'occupe, je joue de la harpe ou guitare, je lis, je me chauffe, je crache sur les tisons, comme on dit des vieux*; *je rumine des souvenirs dans ma tête.... je descends pour dîner .. je remonte chez moi et je griffonne quelques idées dans*

une espèce de calepin vert qui est fort rempli maintenant, et tu ne te figures pas, quel plaisir je trouve à relire quelques mois après mes souvenirs. Comme je suis seule, moi-même est ma seule conversation, mon seul conseiller, mon seul confident... Nous vivons dans un monde différent et nous résidons chacune dans notre planète. Eh bien! je confesse, que je ne voudrais pas changer ma manière de vivre pour la tienne. Ihr größtes Vergnügen ist, des Abends in einer Ecke des Gartens zu träumen, den Duft der Lilien zu atmen, der Nachtigall zu lauschen. Aber wenn die schöne Jahreszeit kommt, treibt es sie hinaus, die Büchse auf der Schulter, mit ihrem alten Freund Deschartres, dem Erzieher ihres Vaters. *Je suis bien sûre que tu n'as point noirci ton teint couleur de rose au soleil ardent et que tu n'as point comme moi une couleur tabac d'Espagne répandue sur le visage. Ma femme de chambre dit de moi; Mademoiselle est bien terrible, elle ne met jamais le chapeau pour sortir.* Sie schreibt ihre Briefe meist des Nachts. Einmal vergißt sie ganz zu Bette zu gehen und freut sich, den Sonnenaufgang zu genießen. Ihre Freundin will es ihr gleichtun und schreibt an Aurore Nachts um 3 Uhr nach der Heimkehr vom Ball; aber nach wenigen Sätzen fallen ihr die Augen zu. Émilie liebt es, sich um 9½ Uhr zur Ruhe zu begeben; sie bekennt: *je ne suis jamais si bien que dans mon lit.* An den zärtlichsten Freundschaftsversicherungen fehlt es nicht. Bedeutsam klingen Aurorens Worte: *Souviens-toi bien que je sais aimer et que, quand je m'en mêle, ce n'est ni avec tiédeur ni avec indolence.* Sie wünscht, daß die Luftgeister die Freundin entführen und durch die Lüfte zu ihr tragen möchten; aber Émilie fürchtet, daß die Sylphen, und wären es auch echte, handfeste Berrichons, der Last ihrer gewichtigen Person nicht gewachsen sein würden.

In den ersten Jahren hat Aurore immer noch das Heimweh nach dem Kloster. Sie spricht mit Verehrung und Liebe von der Superiorin. *Rien ne peut me faire perdre le souvenir de tout ce qu'elle a fait pour moi, lorsque j'étais si* „naughty child". Émilie dagegen hat nicht die geringste Sehnsucht nach dem Kloster und wundert sich, daß man die Vorsteherin anders lieben könne *que pour l'amour de Dieu.* Aurore hatte sich bei den englischen Frauen mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur einer schwärmerischen Frömmigkeit hingegeben. Auch nach ihrem Austritt aus dem Kloster hielt diese Richtung bei ihr zunächst noch Stand, aber allmählich machte sich der Einfluß ihrer freigeistigen Großmutter und des Voltairianers Deschartres geltend. Innere Kämpfe bereiteten sich vor. In dieser Zeit wurde die Ruhe ihres Gemütes aufs heftigste erschüttert durch die schwere Erkrankung ihrer Großmutter, die im Frühjahr 1821 einen Schlaganfall erlitt. Der Ernst des Lebens trat mit einem Male an das junge, noch nicht 17 jährige Mädchen heran; sie sah das Wesen, das so innig mit ihr verbunden war, vom Tode bedroht und sich selbst vor die schwere Aufgabe gestellt, der Kranken Beistand und Pflege zu leisten. *Je suis vivante maintenant*, schreibt sie der Freundin, nachdem eine anscheinende Besserung im Befinden der Kranken eingetreten ist, *car certes je ne vivais plus dans ces moments de crainte et d'inquiétude. — Par un miracle du ciel, je n'en doute pas, elle a guéri.* Ebenso schreibt sie unterm 17. September 1821: *Le bon archevêque d'Arles, que la Providence nous avait envoyé, l'a administrée. Grâce à ses prières, ma grand'-mère est beaucoup mieux et hors de danger.* Wer die *histoire de ma vie* gelesen hat, wird sich bei dieser Stelle eines Lächelns nicht erwehren. Der *bon archevêque d'Arles*, der einem vorehelichen Liebesbunde von Aurorens Großvater, Dupin de Francueil, mit Mme d'Épinay entsprossen war, wird im Band VII Kap. 5 der *Hist. de ma vie* zwar auch als *bon homme*, ja selbst als *excellent homme*, aber als völliger Trottel geschildert. George Sand hat dabei ein bemerkenswertes Talent zur Karikaturzeichnung bewiesen. Gleichwohl dürfen wir annehmen,

daß die oben angeführten Stellen aus ihren Briefen ernst gemeint sind. Sie selbst sagt uns, wie fest verankert damals noch ihr Glaube war. Bei ihrer Doppelnatur, die sich in seltsamen Widersprüchen äußerte, ist es wohl denkbar, daß sie im frommen Aufschwung der Seele Trost suchte, daß ihr aber dabei die komischen und lächerlichen Eigentümlichkeiten des *excellent homme* nicht entgingen, die sie dann bei der Abfassung der *histoire de ma vie* mit sichtlicher Lust und Liebe ausmalte. Über die Rücksichten einer empfindsamen Pietät hat sie sich öfters sehr erhaben gezeigt, wenn es einem schriftstellerischen Erfolge galt.

J'ai beaucoup vécu, beaucoup pensé, beaucoup changé dans ces dix mois pendant lesquels ma grand'mère ne recouvra dans ses meilleurs moments qu'une demiexistence. So erzählt George Sand in der *Hist. de ma vie.* Aber noch geraume Zeit nach dem Tode ihrer Großmutter sehnte sie sich nach dem Frieden des Klosters und trug sich mit der Absicht, dahin zurückzukehren. Doch das Leben führte sie auf eine andere Bahn: am 10. September 1821 wurde sie die Gattin von *Casimir Dudevant.* Der Briefwechsel zwischen den beiden Freundinnen, der eine Zeitlang geruht hat, wird wieder aufgenommen durch einen Brief Emiliens, in dem sie die Freundin beglückwünscht und verschiedene teilnehmende Fragen an sie richtet. Aurore hält ihr darauf unterm 30. Januar 1823 eine Vorlesung über die Ehe, die sehr wenig übereinstimmt mit den später von G. Sand vorgetragenen Ansichten. Sie sieht alles in rosigem Licht. Die physischen Leiden, die ihr bevorstehen, schrecken sie nicht. *Tu ne conçois pas quel plaisir on éprouve à sentir remuer son enfant dans son sein.* Die schwere Aufgabe, die das Zusammenleben in der Ehe stellt, verkennt sie nicht; es ist notwendig, daß ein Gatte sich dem anderen unterordnet. *Chaque fois que l'un ou l'autre des époux voudra conserver ses idées et ne jamais céder, il se trouvera malheureux. Il faut, je crois, que l'un des deux, en se mariant, renonce entièrement à soi-même et fasse abnégation de sa volonté non seulement, mais même de son opinion, qu'il prenne le parti de voir par les yeux de l'autre, d'aimer ce qu'il aime. Quelle source inépuisable de bonheur, quand on obéit ainsi à ce qu'on aime! Chaque privation est un nouveau plaisir. On sacrifie en même temps à Dieu et à l'amour conjugal et on fait à la fois son devoir et son bonheur.* Auf die Frage, ob es dem Mann oder der Frau obliegt, sich dem Gatten anzupassen, antwortet sie: *Comme* du côté de la barbe est la toute-puissance, *et que d'ailleurs les hommes ne sont pas capables d'un tel attachement, c'est nécessairement à nous qu'il appartient de fléchir à l'obéissance. Il faut aimer et aimer beaucoup son mari pour en venir là et pour savoir faire durer toujours* la lune de miel. *J'ai eu comme toi, jusqu'au moment où je me suis attachée à Casimir, une triste opinion du mariage.* Auch in einem Brief vom 28. September 1823 an Émilie, die inzwischen den Vicomte de Cornulier geheiratet hat, erscheint ihr eheliches Glück ungetrübt. *Je vis toujours dans la solitude, si l'on peut se croire seule, quand on est tête-à-tête avec un mari que l'on adore... Pendant qu'il chasse, je travaille, je joue avec mon petit Maurice ou je lis.* Montaigne ist jetzt ihr Lieblingsschriftsteller. In einem Brief vom 4. November 1823 schildert sie ihr häusliches Leben, dessen Mittelpunkt der kleine Maurice ist. *Son père l'adore. Ils passent tous deux des heures entières à se rouler par terre sur un tapis... Mon cher Casimir est le plus agissant de tous les hommes; il ne fait qu'entrer, sortir, chanter, jouer avec son enfant; à peine si, le soir, je puis obtenir une ou deux heures de lecture. Mais j'ai lu quelque part que pour s'aimer parfaitement il fallait avoir des principes et des âmes semblables, avec des goûts et des habitudes opposées. Je suis tenté de le croire, et d'ailleurs je ne sais pas, si je pourrais aimer mon mari davantage, s'il était poète ou musicien. Je ne crois pas que cela me fût possible.* Sie erzählt zwischen hinein von einem

Landaufenthalt bei guten Freunden in der Nähe von Melun (offenbar bei der Familie Du Plessis, deren sie in der *hist. d. m. v.* gedenkt). Sie hat dort Theater gespielt und einen Ball mitgemacht, auf dem sie sich langweilte, *comme je n'aime nullement la danse. Aussi y ai-je acquis le surnom de muette, parce qu'à Melun les dames parlent beaucoup au bal à tort et à travers, et que mon silence et ma froideur faisaient contraste avec elles.*

Der letzte Brief von Aurore ist aus Paris 28. April 1824. In Nohant ist es dem jungen Paar zu einsam geworden. *C'est un beau pays, une charmante habitation, mais fort triste en ce qu'il n'y a point de société. Les Berrichons sont des animaux insupportables, bien autrement ennuyeux que les Limousins. Nous cherchons à louer ou à acheter une jolie maison de campagne du côté de Melun.* Der Gatte wird nur beiläufig erwähnt als der unzertrennliche Spielgefährte seines Sohnes.

Mit diesem Brief schließt der Briefwechsel. Er endigte wie so mancher Briefverkehr zwischen jungen Leuten, die durch gemeinsame Erlebnisse, gemeinsame Studien und gemeinsame Jugendlust zusammengeführt worden waren und dann durch das Leben mit seinen mannigfachen neuen Verhältnissen, Beziehungen und Pflichten voneinander getrennt werden. Fast alle Klosterfreundinnen G. Sands haben sich mit der Zeit infolge der Entwicklung, die Aurorens Leben und Lebensanschauungen nahmen, von ihr zurückgezogen.

Baden-Baden. W. Haape.

Noch einmal Brugger's Besprechung der Ausgabe des festländischen Bueve de Hantone, Fassung I.

Es tut mir sehr leid, daß ich aufs neue in dieser Sache das Wort ergreifen muß; aber, da ich der Angegriffene und, wie Brugger glaubt entdeckt zu haben, „ein sehr empfindlicher Herr" bin, so wird man es mir hoffentlich freundlich verzeihen, wenn ich meine Verteidigung bis zum Ende durchführe.

Br. hat in seiner „Antwort" (40 II 112—114) eine Reihe von Punkten meiner Entgegnung, und zwar „um Raum zu sparen", ohne Erwiderung gelassen; diese kann ich wohl als erledigt ansehen; andere seiner anfänglichen Behauptungen hat er selbst als falsch zurückgezogen. Es bleiben aber noch 9 Punkte übrig, die er glaubt aufrecht erhalten zu können, und die ich nun kurz beleuchten will.

In Punkt 1 gesteht er zu, daß die unrichtige Nummer der Handschrift auf einem Versehen beruht, in Punkt 2, daß die Entstehungszeit der letzteren in den von ihm und mir aufgeführten Werken angegeben ist; er besteht aber trotzdem darauf, daß ich diese Notiz aufs neue hätte bringen müssen, um „uns nicht zu zwingen, es (das Datum) in anderen Büchern nachzusehen". Darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls aber dürfen diese beiden Punkte nicht mit als Beweis für die schwere Beschuldigung angeführt werden, daß die Einleitung „eine unordentlich und flüchtig hingeworfene Arbeit" sei. Sehen wir nun, wie es mit den anderen steht.

In Punkt 3 erklärt Br., ich habe über das Verhältnis der Fassung I in meiner Erwiderung etwas anderes angegeben als in der Einleitung des Buches, und sucht Widersprüche in meinen Angaben nachzuweisen. Er „appelliert an den gesunden Menschenverstand und an das Gerechtigkeitsgefühl der Leser". Aber alle seine Wortklaubereien, denn um solche handelt es sich, helfen ihm nichts. Ich verweise einfach auf die von mir angeführten Worte in der Besprechung Leo Jordan's, der das Verhältnis genau so wie ich es in der Einleitung und in meiner Entgegnung dargelegt habe, richtig wiedergegeben hat, also $1\frac{1}{2}$ Jahr vor dem Erscheinen meiner Erwiderung. Wenn Jordan aus der Ein-

leitung das Richtige hat herauslesen können, so wird auch jeder andere, welcher „gesunden Menschenverstand hat", es vermögen.

In Punkt 4 bleibt Br. bei seiner Behauptung, daß die Angabe, die Endung *-arem* erscheine in lautgesetzlicher Entwickelung, d. h. als *-er*, nicht die Laut-, sondern die Wortbildungslehre betreffe.

Punkt 5 ist ernster. Zu meiner Angabe, Gaston Paris habe in betreff des „Amadas" aus den gleichen Kriterien die gleiche Schlußfolgerung gezogen wie ich, bemerkt Br.: „Mir ist leider „*Furnivall's Miscellany*" nicht zugänglich, aber . . . nachdem ich aus St.'s Entgegnung gesehen habe, in welcher Weise er mit den Tatsachen umgeht, erlaube ich mir einstweilen daran zu zweifeln, ob ich mit meinem Tadel auch G. Paris getroffen habe." Hier macht mir Br. also, was mich nicht weiter wundert, ziemlich unverblümt den Vorwurf, daß ich es unter Umständen mit der Wahrheit nicht ganz genau nehme. Bei dieser Sachlage muß ich also G. Paris, wenigstens die beweisende Stelle, wörtlich anführen, und ich erkläre mich außerdem bereit, auf Wunsch die Richtigkeit meiner Angaben notariell beglaubigen zu lassen. Also G. Paris stellt auf S. 5—8 seines Artikels[1]) das von Andresen herausgegebene Göttinger Bruchstück (G) der entsprechenden Stelle der Pariser Handschrift P (d. h. dem Text von Hippeau) gegenüber, zählt dann auf S. 8, genau so wie ich, die sprachlichen Merkmale auf, welche auf anglonormannischen Ursprung hinweisen, und sagt auf S. 9: „*Il résulte de là avec certitude que le poème original a été composé en Angleterre.*" Er braucht also den Ausdruck „Gewißheit", wo ich nur von hoher Wahrscheinlichkeit spreche; der Tadel einer „unwissenschaftlichen Methode" trifft demnach G. Paris sogar in verstärktem Maße mit.

In Punkt 6 nimmt Br. sein erstes Argument gegen meine Datierung als unrichtig selbst zurück, hält aber ausdrücklich das zweite aufrecht. Dieses lautet: „Der Dichter zeigt diejenigen religiösen Anschauungen, die am deutlichsten in den jüngeren Gralromanen zum Ausdruck kommen und die man vor der Entstehungszeit der letzteren in weltlichen Dichtungen niemals findet. Alle Geschehnisse werden auf Gottes Willen zurückgeführt, namentlich vollbringt der Held seine Taten nicht aus eigener Kraft, sondern durch Gottes Gnade." Selbst wenn der letzte Satz zutreffend wäre (er ist es, wie ich noch einmal erkläre, nicht), so ist das Ganze doch eine völlig unbewiesene Behauptung. Wie soll ein Volksepos von den ritterlichen Leseromanen, und dann gerade denen über den Gral, beeinflußt worden sein? Und mit einem derartigen Argument glaubt Br. meine sachlich begründete Datierung umwerfen zu können!

In Punkt 7 erklärt Br. auf meine Bemerkung, er brauche ja von meiner aus rein praktischen Gründen beibehaltenen Einteilung des Stoffes in Kapitel keine Notiz zu nehmen, folgendes: „Es würde wohl manchem Autor passen, wenn die Rezensenten gleich sämtliche Mängel seiner Werke „ignorieren" möchten, statt sie zu nennen. Viele Rezensenten tun es ja. Leider!" Dieser unerwartete Herzenserguß über die Schlechtigkeit einiger Autoren und Rezensenten scheint, da Br. sich natürlich für einen guten Rezensenten hält, wieder einen versteckten Vorwurf gegen mich enthalten zu sollen; worin er begründet ist, wird nicht gesagt. Jedenfalls hat er absolut nichts mit der Frage, um die es sich handelt, zu tun.

In Punkt 8 vermißt Br. ein Kapitel über das bei der Herstellung des Textes von mir verwandte orthographische System. Da er ja den Text gelesen hat, so muß er auch bemerkt haben, daß ich die Ortho-

---

[1]) Ich zitiere nach einem mir von G. Paris übersandten Separatabdruck.

graphie von P[1] genau beibehalten und alle Abweichungen, auch die orthographischen, unter dem Texte angegeben habe.

Im neunten und letzten Punkte bringt Br. endlich zum ersten Male neue sachliche Argumente. Er bestreitet nach wie vor die Zulässigkeit der Formen *gäignier*, *bäillier*, *jëuté* (obwohl sie der Hs. entnommen sind), weil „*gäig* und *jëuté* ausgeschlossen ist, da hochtoniges *ai* und vortoniges *eu* nirgends zu *i*, resp. *u* wird". Diese Sätze beweisen wiederum, daß Br. mit den sprachlichen Erscheinungen des Französischen nicht hinreichend bekannt ist. Selbstverständlich kann *gaaign* niemals zu *gäign* werden; aber Br. wird doch wohl wissen, daß beide Formen postverbale Bildungen, erst von dem Verb abgeleitete Substantiva sind. In den Dialekten also, wo germ. *waidanjan* zu *gaaignier* wurde, bildete man *gaaign*; wo es zu *gäignier* wurde, d. h. im Picardischen, *gäign* oder, mit picardischer Schreibung, *gaig*; *gäig* ist also genau so picardisch wie *gäignier*. Sodann wird vortoniges *eu* sehr wohl zu *u*; im Picardischen schon recht früh, z. B. außer in *jëute*, das in unserem Text dreimal, v. 197, 6627, 6823 vorkommt und von Godefroy auch sonst mehrfach belegt wird, auch in *del*, *deu*, *du*, das ebenfalls in unserer Fassung oft erscheint. Ebendort und anderswo *ne le*, *nel*, *neu*, *nu* (s. meine Ausgabe der Bamberger Motette S. 139). In der Reichssprache etwas später bekanntlich recht häufig (s. Erik Staaff, Quelques remarques sur le passage d'*eu* atone á *u* en français. Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund. Mâcon, 1896, S. 243 sq.). Der Zusatz: „*graillier* durfte ich mit Recht von den andern trennen, da hier *äi* schon alt ist," ist unverständlich; wie alt soll es sein und welches sind die Beweise für diese Behauptung? Die ältesten Belege, nämlich Wace, Brut 3464 und Raoul de Cambrai 1542 weisen die (analogische) Form *graaillier* auf, die im Picardischen also *gräillier* lauten mußte, wie *gaaignier* dort *gäignier*.

Das sind die 9 Punkte, welche Br. glaubte aufrecht erhalten zu können.

Ich hege nun nicht die Hoffnung, Br. überzeugt zu haben; er wird auch jetzt wieder erklären, er habe seine Behauptungen „klipp und klar bewiesen" und könne „nichts davon zurücknehmen", also auch nicht sein am Anfang angeführtes, für mich schwer kränkendes und, wie man sieht, völlig unbegründetes Urteil. Ob er allerdings die Sachverständigen überzeugt hat, bleibt abzuwarten; verschiedene Zuschriften, die ich erhalten habe, sprechen dagegen. Ich erkläre jedenfalls, daß ich die Sache nunmehr satt habe und ihm von jetzt an das Feld völlig frei überlassen werde.

Albert Stimming.

Antwort.

Es tut mir nicht nur leid, sondern ist mir sehr zuwider, daß ich mich noch weiter mit St.'s Beuve beschäftigen muß, zumal, da sachlich kaum mehr ein Bedürfnis für eine Fortsetzung der Polemik vorlag.

Wenn jemand in der Replik auf eine ungewöhnlich umfangreiche Entgegnung sagt, er könne, um Raum zu sparen, nicht auf alles eingehen und er lasse besonders das weg, wo er sich wiederholen müßte und wo nach seiner Ansicht ein bloßer Vergleich mit seinem Referat den Leser veranlassen werde, ihm Recht zu geben, und wenn nun darauf öffentlich geantwortet wird, man dürfe „die ohne Erwiderung gelassene Reihe von Punkten als erledigt ansehen", in dem Sinn erledigt, daß jener Jemand die angeblich des Raumersparnis wegen ohne Erwiderung gelassenen Punkte in Wirklichkeit nicht aufrecht erhalten konnte (denn vgl. Alinea 2: „Es bleiben aber noch 9 Punkte übrig, die er

glaubt aufrecht erhalten zu können"): wie nennt man dies, verehrte Leser? Wenn es St. so sehr um die Wahrung seiner Ehre zu tun ist (vgl. seine erste Entgegnung!), so hätte er eine so niedere Kritik für unter seiner Würde halten sollen. Er hat sich gewiß durch seine beiden Entgegnungen viel mehr geschadet als ich ihm durch mein Referat. St. sagt in seiner Entgegnung (p. 110) auch: er müsse einen Teil meiner textkritischen Vorschläge „als falsch zurückweisen", müsse sich aber auf die Erwähnung „einiger Beispiele" beschränken, offenbar um Raum zu sparen. Ich habe in meiner „Antwort" darauf Bezug genommen (letzter Absatz). Habe ich ihn wegen jener Weglassung verdächtigt?

Ich muß nun leider den Herrn Redaktor der Zeitschrift bitten, mir zu erlauben, das Weggelassene, wenigstens soweit es die „Einleitung", der mein angeblich „kränkendes Urteil" galt, betrifft, nachzuholen, um zu beweisen, daß ich, indem ich Raumersparnis als Grund der Weglassungen angab, nicht g e l o g e n habe.

I. Ich habe in meinem Referat gesagt: „Es ist klar, daß über die Metrik und Sprache der Teile A und B, die nach St.'s eigener Aussage von zwei verschiedenen Dichtern stammen, getrennt gehandelt werden sollte." Dagegen wendet St. ein: Dies sei eine petitio principii; der verschiedene Ursprung der beiden Teile müsse erst n a c h g e - w i e s e n werden. Ich antworte hierauf mit einer Frage: Würde es nicht jedermann für unsinnig halten, wenn jemand eine Abhandlung über Sprache und Metrik des Karrenritters oder des *Conte del graal* schreiben wollte und dabei in jenem Fall die Eigentümlichkeiten von Christians und Gottfrieds, in diesem von Christians, Gauchers, Gerberts und Manessiers Teilen untereinander mischen würde? Müßte man z. B. Baist, wenn er in seiner kritischen Ausgabe von C h r i s t i a n s Perceval auch die Sprache und Metrik nur dieses Abschnitts des großen Percevalromans besprechen wird, petitio principii vorwerfen? Der Fall ist genau derselbe. Braucht es erst eine lange metrische und sprachliche Untersuchung, um den verschiedenen Ursprung von A und B nachzuweisen? Genügte nicht die Erwähnung, daß B auch in den Hss. der Fassung III als organischer Bestandteil enthalten sei, daß A und B sich „durch eine Reihe von s a c h l i c h e n Merkmalen" (ich zitiere St. p. LII) unterscheiden (welche er aufzählt)? Der bloß $1^1/_2$ Seiten lange Abschnitt, betitelt „Der entlehnte Teil des Gedichtes", worin diese Differenzen erwähnt werden, hätte einfach an den Anfang gestellt werden können und darin hätten auch in ein paar Sätzen die wichtigsten metrischen und sprachlichen Differenzen erwähnt werden können. Dies wäre logischer gewesen als St.'s System.

II. Ich konstatierte, daß St. Belege für die Einsilbigkeit des *ie* in den Verbalendungen *iés* und *iemes* aufzählt (als ob dies Ausnahmen wären!), und fügte hinzu: „Ich hätte lieber Belege für die Zweisilbigkeit gewünscht." Darauf antwortete St., „bei diesen Imperfektendungen sei doch Zweisilbigkeit Regel, Einsilbigkeit Ausnahme." In ältern Texten allerdings, aber nicht in jüngern, zu denen auch der von St. herausgegebene gehört! Ich zweifle nämlich, ob es in diesem Falle Zweisilbigkeit gibt!

III. Ich machte St. nicht daraus einen Vorwurf, daß er nicht alle grammatikalischen Erscheinungen aufzählte, sondern daraus, daß er bei seiner Auswahl inkonsequent verfuhr, unwichtiges erwähnte und wichtigeres wegließ.

IV. Über die „Paragraphen" des Abschnitts „Sprache und Metrik" sagte ich: „Sie sind von sehr ungleicher Länge, was aber nur von Unordnung und Systemlosigkeit herkommt." Dies heißt doch klar, daß nach meiner Ansicht (die ich begründete), die ungleiche Länge speziell j e n e r Paragraphen durch Unordnung und Systemlosigkeit verursacht wird, also nicht etwa aus der Sache selbst in natürlicher Weise

hervorging (wie dies ja a priori möglich wäre). Aber St. antwortet: „B. scheint demnach zu verlangen, daß ordentliche und systematische Paragraphen stets von gleicher Länge sein müssen." Ist dies nicht ein *contresens?*

V. St. sagt, er habe nur „aus praktischen Gründen" „gelegentlich" flexivische Erscheinungen zusammen mit lautlichen behandelt. Ich glaube, klar gezeigt zu haben, daß seine Anordnung höchst unpraktisch ist; es sind auch nicht nur Phonetik und Flexion, sondern zu diesen noch Wortbildung und Metrik bunt durcheinander gemengt. Den Beweis findet der Leser in meinem Referat p. 161—163.

Dies sind die auf die „Einleitung" bezüglichen, in meiner „Antwort" weggelassenen Punkte von St.'s Entgegnung. Der Leser wird erkennen, daß ich, indem ich sie wegließ, dafür nicht wohl andere Gründe als die von mir angegebenen haben konnte.

„Andere seiner anfänglichen Behauptungen hat er selbst als falsch zurückgezogen," heißt es in der zweiten Entgegnung. Nach der Stellung dieses Satzes möchte man meinen, daß die von mir zurückgezogenen [4] Behauptungen auch auf die „Einleitung" (welcher allein das angeblich schwer kränkende Urteil galt) Bezug hätten. Ich muß den Leser folglich darauf aufmerksam machen, daß sie die Textkritik angehen (es sind 4 von ca. 140 Punkten!) Von den die Einleitung betreffenden Behauptungen habe ich keine einzige zurückgezogen; dagegen muß ich aus meiner ersten „Antwort" wiederholen: Was St. anführt, ist b e i w e i t e m n i c h t „alles, was B. über die Einleitung zu sagen hat". St. hat die Zahl meiner Argumente also einfach auch dadurch reduziert, daß er nicht alle erwähnt. Ich verweise den Leser auf mein Referat: dort wird er an Argumenten einen *embarras de richesse* finden. Ich muß nun noch auf die 9 von St. ausgewählten Punkte eingehen, leider ausführlicher, als ich gern möchte.

Z u P u n k t 1 u n d 2. Ich habe diese beiden Punkte in einer A n m e r k u n g angeführt und damit als nebensächlich hingestellt und aus dem Beweis ausgeschieden; aber es paßt St., wohl in der Annahme, der Leser seiner Entgegnung werde mein Referat nicht nachschlagen, die Sache so darzustellen, als ob jenes meine Hauptstützpunkte für die „schwere Beschuldigung" wären. Bei Punkt 1 hat es St. sogar fertig gebracht, mich als den „geständigen" hinzustellen, der wohl nur noch Abbitte leisten sollte dafür, daß er St.'s Versehen e r w ä h n t hat.

Z u P u n k t 3. Es handelt sich nicht, wie St. es jetzt haben will, um Wortklaubereien, sondern um die sachliche Frage, ob zwischen „Fassung I" und Hs. P[1] noch eine Zwischenstufe stand oder nicht. Die Frage hat St. in seiner ersten Entgegnung bejaht, während er in seiner Einleitung sich nicht darüber aussprach. Jetzt bestreitet St. das letztere, aber ohne Argument: er hätte einfach aus seinem Buch einen Satz zitieren können, in welchem er von der Zwischenstufe gesprochen haben will (wenn es einen solchen Satz gäbe!). Meine diesbezügliche Behauptung findet sich in Alinea 3 meiner „Antwort"; mein Appell an den gesunden Menschenverstand und das Gerechtigkeitsgefühl der Leser (der zwar vielleicht für Alinea 3 auch gepaßt hätte) findet sich aber in Alinea 4, bezogen auf eine andere Behauptung. St. hat es beliebt, eigenmächtig jenen Appell auf das in Alinea 3 gesagte zu beziehen, vielleicht um sich nicht mit Alinea 4 beschäftigen zu müssen. Denn in Alinea 4 richtete ich auch schon zum zweitenmal an St. die Frage, ob wir das Stück von Fassung III, das er zusammen mit Fassung I herausgegeben hat (3340 Verse), in dem der Fassung III zu widmenden Bande n o c h m a l s bekommen sollen. St. bleibt mir die Antwort darauf zum zweitenmal schuldig. Aber keine Antwort ist auch eine Antwort. Die Frage war ihm offenbar unbequem.

Z u P u n k t 4. St. wiederholt einfach, was er in seiner ersten Entgegnung gesagt hat. Ich habe darauf die richtige Antwort gegeben; er ignoriert sie. Meine Einwendung betr. *gardront* (vgl. Alinea 5 meiner „Antwort") (die ich doch nicht zurückgezogen habe!) fügt St. nicht zu den angeblich bloß 9 von mir aufrecht erhaltenen Punkten hinzu.

Z u P u n k t 5. In dem diesbezüglichen Abschnitt meiner „Antwort" ist leider (ich glaube, nicht durch meine Schuld) nach dem Satz „aber das Fragment von Amadas und Idoine habe ich gelesen" ein zum Verständnis durchaus notwendiger Satz meines Manuskripts ausgelassen worden, nämlich: „und darin keinen Anlaß zu „„gleichen Kritiken"" [dieser Ausdruck, nachher ersetzt durch „Kriterien", stand nämlich in dem mir vorliegenden Korrekturbogen von St.'s Entgegnung] finden können". Daß G. Paris das Amadasfragment für anglonormannisch erklärte, glaube ich St. gern, und Paris' Urteil mag wohl begründet sein. Ich habe Paris' Artikel nicht gelesen und urteile deshalb nicht darüber. Nur bezweifle ich einstweilen (gerade weil ich das Amadasfragment gelesen habe) sehr, ob der Fall derselbe sei wie bei Fassung I des Beuve, und dazu habe ich das Recht. Zu den Worten „nachdem ich aus St.'s Entgegnung gesehen habe, in welcher Weise er mit den Tatsachen umgeht" stehe ich. Ich dachte dabei vor allem, aber nicht ausschließlich, an St.'s Behauptung, daß er „alles, was B. über die Einleitung zu sagen hat", angeführt habe, während es in Wirklichkeit bei weitem nicht alles ist, wovon sich jeder Leser überzeugen kann. St. hätte, statt sich über jene Bemerkung zu ereifern, besser getan, durch seine zweite Entgegnung nicht eine neue Bestätigung der Richtigkeit meiner Aussage zu liefern. Ich habe den Ausdruck vorsichtig abgewogen und ihn für die angemessendste Bezeichnung des Sachverhalts erachtet. Interpretationen, die sich nicht damit decken, gehen mich nichts an. Was eigentlich der Notar beglaubigen soll *(risum teneatis, amici!)*, ist mir nicht klar geworden.

Z u P u n k t 6. St.'s Datierung („um 1200") basiert darauf, daß die Deklination „fast durchweg" erhalten ist, die Verbalformen noch „fast durchweg" kein analogisches *e* aufweisen, und vortoniges *e* im Hiatus „so gut wie durchweg" erhalten ist. Ich glaube, die Leser auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß dieser Zustand auch in ein paar Jahrzehnte ältern und in mehrere Jahrzehnte jüngern Denkmälern möglich ist, daß also der Beweis für die ziemlich genaue Zeitangabe nicht geleistet ist. Ein Volksepos im eigentlichen Sinn des Wortes ist der Beuve sicher nicht, sondern ein Roman. Die Form beweist noch nichts, ist doch sogar ein durchaus höfischer Roman wie *Brun de la Montagne* in einem ursprünglich dem Volksepos eigenen Versmaß abgefaßt. Daß aber „Volksepen" von der Art des Beuve nicht durch Ritterromane, zu denen auch die Gralromane gehören, beeinflußt werden konnten, ist mir neu. Weiß denn St. nichts von *Huon de Bordeaux*, *Bataille Loquifer*, *Bastard de Bouillon*, *Baudouin de Sebourg*, *Tristan de Nanteuil*, *Garin de Monglane* (welches „Volksepos", von Äußerlichem abgesehen, sich mit dem höfischen Roman *Durmart le Galois* fast deckt) etc.? (Vgl. die Hallenser Diss. von Gustav Engel: *Die Einflüsse der Arthurromane auf die Chansons de geste* 1910). In St.'s eigenem Stil könnte ich demnach sagen: seine Bemerkungen „beweisen", daß St. mit den literarischen Erscheinungen des mittelalterlichen Frankreich „nicht hinreichend bekannt ist". Ich dachte übrigens keineswegs an den direkten Einfluß bestimmter Gralromane, sondern sagte einfach, der Dichter zeige „diejenigen religiösen Anschauungen, die am deutlichsten in den jüngern Gralromanen zum Ausdruck kommen". Diese Anschauungen lagen damals in der Luft.

Zu Punkt 7. St. sieht Geister bei hellem Tageslicht! Ich mache keine versteckten Vorwürfe, sondern offene, wofür eigentlich gerade er mir Zeugnis ablegen könnte. Das letzte von St. zitierte Sätzchen war eine beiläufige Bemerkung. Wenn eine solche nicht erlaubt ist, *peccavi*. Sie gab wenigstens St. Gelegenheit, sich das boshafte, aber billige (auch nicht zur Sache gehörige!) Sätzchen „da B. sich natürlich für einen guten Rezensenten hält“ zu leisten. — Wer St. liest, muß glauben, ich hatte gegen eine praktische Kapiteleinteilung Einspruch erhoben, während ich bloß „mein Erstaunen darüber äußerte, daß am Rande des Textes eine Kapiteleinteilung angebracht ist, die sich nur auf eine in der Ausgabe gar nicht erwähnte Schrift bezieht“. Heißt dies nicht die Sache verdrehen und die Diskussion von dem unangenehmen springenden Punkt ablenken?

Zu Punkt 8. Wunderbar kommt es mir vor, wie St. behaupten kann, er „habe die Orthographie von P¹ genau beibehalten“. Ich habe in meinem Referat (p. 166—171) eine lange Liste von willkürlichen und ungerechtfertigten Änderungen der Orthographie von P¹ angeführt.

Zu Punkt 9. Ich soll „die Zulässigkeit der Formen *gäignier*, *baillier*, *jeuté* bestreiten (obwohl sie der Hs. entnommen sind)“! So wird die Sache nun umgedreht! Das Trema steht doch nicht in der Hs.! Ich bestritt aber, wie St. sehr wohl weiß, gerade die Zulässigkeit dieses Tremas und behauptete und behaupte noch, daß in der Sprache des Dichters, der jene Wörter als dreisilbig zählt, dieselben *gaaignier*, *baillier*, *jeuüé* gelautet haben, und daß der Kopist sie zweisilbig machte, weil in seiner Sprache *a* vor *ai* etc., *e* vor *eu* etc. verstummt waren. Daß *gaaing* ein Verbalsubstantiv ist, wußte ich; aber ich wußte ebenfalls, daß es schon viel älter ist, als der relativ späte Übergang von vortonigem *ai*, *ei* > *i* im Pikardischen (den St., nicht ich, auch bei jenen Wörtern voraussetzt); wenn das Substantiv *gaaing* schon zu einer Zeit existierte, da man auch auf pikardischem Gebiet noch *gaaignier* (oder *gaeignier*) sprach, so war es offenbar für die nachherige Entwicklung jenes Substantivs ganz belanglos, ob es vom Verbum oder das letztere vom Substantiv abgeleitet war. Was wußte das sprechende Volk davon! Der pikardische Lautwandel von vortonigem *ai*, *ei* > *i* ging das bereits existierende Substantiv *gaaing* nichts an. Stammverwandte Verben und Substantive scheinen in ihrer lautlichen Entwicklung meistens eigene Wege gegangen zu sein. Wir haben nfz. *gain*, *soin* etc. neben *gagner*, *soigner* etc. und nicht analogisches *le gagne*, *le soigne* etc. Das Verbum *baigner* zeigt sogar umgekehrt den Einfluß des Substantivs. Übrigens findet man in pikardischen Hss. des 13. Jahrhunderts noch häufig genug *gaaignier* etc. neben jüngerem *gaigner* etc. Die Schrift von Staaff ist mir nicht zugänglich. Ich nehme aber an, daß, wenn St. bessere Beispiele als *deu* > *du*, *neu* > *nu* darin gefunden hätte, er sie auch zitiert hätte. Bekanntlich haben satzunbetonte Wörter oft eine Entwicklung für sich und sind daher für andere nicht maßgebend. Übrigens glaube ich, daß St. mit seiner Aussprache *gäignier*, *gäing*, *jeuté* etc. ganz allein steht. Behrens, Suchier, Nyrop (deren Grammatiken mir gerade zur Verfügung stehen) sprechen alle von „Schwund“ oder „Verstummung“ des *a* vor *ai* in *gaaignier*, *gaaing*, *saoul* etc., von *e* vor Vokal in *vëoir*, *empereeur* etc., ohne das Pikardische auszuschließen. Niemand weiß etwas von *aai* > *äi*, von *ëeu* > *ëu*. Foerster schreibt im Glossar zu *Aiol et Mirabel gaignier* (nicht *gäignier*, während er doch in diesem Glossar immer Trema setzt, wo es nötig ist). In Aiol v. 477 hat die Hs. (13. Jahrh., pikardisch, ebenso wie die Beuve-Hs. P¹) *gaignier*; Foerster schreibt im Text, der doch nach seiner Ansicht auch pikardisch ist, dafür *gaaignier* (aber nicht *gäignier*!). Nach Stimmingscher Logik

könnte ich also sagen, daß der mir wegen meiner Erklärung erteilte Tadel, daß ich „mit den sprachlichen Erscheinungen des Französischen nicht hinreichend bekannt sei", alle die soeben genannten Gelehrten (und wen nicht!) ebenso treffe. Daß nfz. *griller*, *grille*, *gril* afz. *gräillier*, *gräille*, *gräil* resp. *grëillier* etc. postuliert, ist ebenfalls sicher, und auch dies ist die allgemeine Ansicht: auch Behrens spricht vom Übergang, ‚von *a'i* zu *i* in *grille* für ältere *gräille*, *grëille*"; vgl. ebenso *grëille* bei Nyrop § 267 (bei Godefroy *gradille* und den Reim *grëilles: chevilles)*.

Hätte ich ahnen können, daß St. auf meine Replik antworten würde (was doch allen Gepflogenheiten widerspricht), so hätte ich schon in jener meinerseits Schluß der Diskussion erklärt. Nun aber m u ß t e ich wieder antworten, und sogar ausführlich antworten, zumal da Absatz 2 in St.'s Entgegnung mir zeigt, wie mein etwaiges Schweigen interpretiert worden wäre. Diesmal unterlasse ich es aber nicht, Schluß zu erklären. Wenn St. die Sache satt gehabt hätte, so hätte er nicht auf sie zurückzukommen brauchen. Ich habe noch nie erfahren, daß ein rein sachlich gehaltenes, ruhiges, *sine ira et studio* abgefaßtes Referat (mein ungünstiges Urteil über die Einleitung war auch sachlich und kann deshalb nicht als „schwer kränkend" bezeichnet werden) mit solcher Hartnäckigkeit wiederholt angegriffen wird. Ich werde mich hüten, je wieder eine Arbeit St.'s zu rezensieren. So viel hat St. erreicht, und dies wird ihm angenehm sein.

E. Brugger.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. März 1913.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Jordan, L. Die Münchener Voltairhandschriften. III. Aufsatz: Die *Pucelle* [In: Arch. f. neuere Spr. 129. Bd. 3. u. 4. Heft].

Morf, H. Eine Handschrift der Franciade Ronsards [In: Arch. f. n. Spr. 129 3/4 S. 459—467].

Thomas, A. Un manuscrit provançal retrouvé [In: Romania XLI, 612 f.].

— Notes complémantaires sur les manuscrits du duc de Milan [In: Romania XLI, 614 f.].

Lanson, G. Manuel bibliographique de la littérature française moderne 1500—1900. IV. Révolution et dix-neuvième siècle. Paris, Hachette et Cie. Fr. 8.

Lepreux, G. Les travaux sur l'histoire de l'imprimerie [In: Rev. des Bibliothèques. Oct.-déc. 1912. S. 499—501].

[*Picot, Émile*]. Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. le baron James de Rothschild. t. IV. Paris, Rahir, 1912. 647 S. Gr. 8⁰.

Vollmöller, K. Drittes Beiheft zu „Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes" XVI, 476 S. 8⁰ [Roman. Forsch. Bd. XXVIII]. (Bibliographie der „Romanischen Forschungen", zugleich Verzeichnis der für den „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie" eingelieferten Rezensionsexemplare.)

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome 8e. 1912. Genève, Jullien [Table des matières: L'unité de la pensée de Jean-Jacques Rousseau, p. *G. Lanson*; L'influence de J. J. Rousseau au XVIIIe siècle, p. *D. Mornet*; Rousseau et le XIXe siècle, p. *H. Höffding*; Rousseau et le mouvement philosophique et pédagogique en Allemagne, p. *I. Benrubi*; J. J. Rousseau et la Suisse: Rousseau et les écrivains du dix-huitième siècle helvétique, p. *G. de Reynold*; La personalité religieuse de J. J. Rousseau, p. *P. Seippel*; Le manuscrit Favre de l'Emile, p. *L. Favre*. — *Bibliographie*. — *Chronique*.

Bulletin de la Société de Littérature Wallonne. 1912. T. 54 [Darin u. a.: *L. Maréchal*. La meunerie au pays de Namur. — *J. Lejeune*. Toponymie de la Commune de Magnée. Glossaire et Carte. — *É. Liégeois*. Nouveau complément du lexique Gaumais. — *L. Colinet*. Recueil de mots nouveaux].

Bulletin de la Société de la littérature wallonne. Tome 55, 1re partie. Liège 1913.

Bulletin du Dictionnaire Général de la langue wallonne VII 3/4 (1912) [Sommaire: *Restes de l'imparfait latin eram en wallon*, par *Jules*

Feller. Notes d'étymologie et de sémantique: 51. wall. mwèhenê, par *Jules Feller*; — 52. w. Gîvå; 53. w. selanbran; 54. w. si = lat. sic; 55. w. fiskineû, fiksineû; 56. w. hârber, haurbè, par *Jean Haust*; — 57. w. potchî; 58. w. sohe; 59. anc. w. xhohier, scohier, hohier, par le Dr. *Quirin Esser*; — 60. Le mariage en mai, par *J. H.* — *Archives dialectales.* — 22. Le poyetrîye (dialecte de Ste-Marie-Geest), par Zénon Meunier; avec traduction et notes, par Jean Haust. — *Livres et Revues*, par Jules Feller, Joseph Bastin, Jean Haust. — *Communications reçues* (10e liste). — *Table des matières*].

Glossaire des patois de la Suisse Romande. Quatorzième rapport annuel de la rédaction. 1912. Neuchatel 1913.

Revue des Études Rabelaisiennes. 1912 (10e Année). 4e fascicule [Sommaire: Comment Marot entreprit et poursuivit la traduction des Psaumes de David, par *Jean Plattard.* P. 321. — Le vocabulaire de la fauconnerie dans Rabelais, par *Jean Plattard.* P. 356. — Les sources modernes du roman de Rabelais, par *L. Sainéan.* P. 375. — Notes pour le commentaire, par *L. Dorveaux, Joseph Nève, L. Sainéan, J. B., J. Plattard, Henry Grimaud.* P. 421. — Madame de Sévigné et Rabelais, par *Bourgeois.* P. 438. — La marquise de Oincestre, par *Bourgeois.* P. 440. — Les connaissances de Rabelais en languedocien critiquées au XVIIIe siècle, par *Bourgeois.* P. 443. — Une œuvre authentique de Charles Charmois, par *Henri Clouzot.* P. 444. — Une citation de Picrochole dans un pamphlet savoisien de 1606, par *Henri Hauser.* P. 447. — Rabelaesiana, par *L. Sainéan.* P. 451. — Les traditions populaires dans l'œuvre de Rabelais, par *Abel Lefranc.* P. 481. — *Comptes-rendus.* P. 490: L. Sainéan. Les sources de l'argot ancien (Henri Clouzot). — P. 492: Jacques Pannier. L'église réformée de Paris sous Henri IV (Jean Plattard). — P. 495: Camille Le Senne et Guillot de Saix. Lope de Vega. L'Étoile de Séville; Ad. van Bever. Divers jeux rustiques de Joachim Du Bellay (Maurice Du Bos). — P. 497: N. Weiss. L'origine et les derniers jours de Bernard Palissy, d'après deux textes inédits (H. C.). — P. 498: Alfred Richard. Notes biographiques sur les Bouchet, imprimeurs et procureurs à Poitiers au XVIe siècle (H. C.). — P. 500: Pierre Villey. Bibliothèque française. XVIe siècle. Les sources d'idées (Jean Plattard). — *Chronique.* P. 502. *Table des Matières.* P. 513].

Masson, Fr. L'Académie française, 1629—1793. Paris, Ollendorff. Fr. 7.50.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Brüch, J. Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein. Heidelberg 1913. Carl Winter [Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. V. Reihe].

Reusch. Keltische Siedelungen in den Vogesen (Hierzu eine Tafel) [In: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. Jahrbuch, Jahrg. XXIII (1912)].

Gay, T. Histoire des Vaudois, refaite d'après les plus récentes recherches 414 S. 8⁰. Paris, Fischbacher. 6 fr.

Bloch, O. Notes sur le langage d'un enfant. Paris, Impr. nationale. 1912. In-8, 23 p. [Extrait des «Mémoires de la Société de linguistique de Paris», t. 18].

Dauzat, A. La Défense de la langue française. La Crise de la culture française, l'Argot, la Politesse du langage, la Langue internationale. Paris, A. Colin, 1912. In-16, XII-311 p. 3 fr. 50.

Drevin, *H.* Die französischen Sprachelemente in den latein. Urkunden des 11. und 12. Jahrh. (aus Haute-Bretagne und Maine). Halle. Diss. 171 S. 8⁰.

Fourmann, *J.* Über die Sprache des Mystère de S. Bernard de Menthon, mit einer Einleitung über seine Überlieferung [In: Roman. Forsch. XXXII, 3].

Morf, *Heinr.* Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache. [Aus „Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss.“] 22 S. Lex. 8⁰. Berlin. G. Reimer, 1912. 1 Mk.

Ryniewicz, *A.* Die Sprache Jean Lemaires de Belges [In Časopis pro Moderní Filologii a Literatury III (1913), 1].

Rumbke, *F.* Die Sprache der Dichtung La Guerre de Metz. Göttinger Dissert. 1913.

Behaghel, *O.* Frz. ž = deutsch *s* [In: Beitrage zur Geschichte der deutschen Spr. und Lit. XXXVIII 1/2].

Biard. Prononciation du nom de Montaigne [In: Rev. de la Renaissance XIII (1912) avril-juin, p. 104—108].

Braumann, *Fr. K.* Über das Verhältnis zwischen Erb- und Lehnwort aus dem Latein im altfrz. Eneas-Roman. Ein Beitrag zur Lehnwörterfrage im Französischen. Diss. Heidelberg. 127 S. 8⁰.

Clédat, *L.* La famille du verbe „battre“ [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI (1912), 4].

Fischer, *T.* Ausgleichserscheinungen in der Genusbildung des französischen Adjektivs nach Texten des XI.—XVI. Jhs. unter besonderer Berücksichtigung des 14. und 15. Jahrhunderts. Heidelberger Dissert. 226 S. 8⁰ und 11 Tabellen.

Langlois, *E.* *i* < *k* après *o*, *au* [In: Romania XLI, 605—607].

Nyrop, *Kr.* Grammaire historique de la langue française. Tome IVᵉ. Copenhague, Gyldendalske Boghandel. Leipzig, O. Harrassowitz. New York, G. E. Stechert. Paris, A. Picard & Fils, 1913.

Philipon, *E.* Les parlers du duché de Bourgogne aux XIIIᵉ et XIVᵉ siècles: II. La Bourgogne occidentale [In: Romania XLI, 541—600].

Schwan-Behrens. Grammaire de l'ancien français. Traduction française par *Oscar Bloch.* Première et deuxième parties: Phonétique et morphologie. Deuxième édition, d'après la neuvième édition allemande. Leipzig, O. R. Reisland, 1913.

Lommatzsch, *E.* Randbemerkung zu der altfranz. Redensart *assaillir la limace* [In: Arch. f. n. Spr. 129 3/4 S. 454—495].

Baist, *G.* Zum „Stamm“ *barr* [In: Rom. Forsch. XXXII, 3. S. 894 bis 896].

Barbier fils, *Paul.* Les noms romans de l'*oblata melanurus* Cuv. [In: The mod. lang. review VII (1912) 4].

Bayer, *Hugo.* Puvod slovesa *aller.* Librairie française F. Topič. Prag 1912. 20 S. 8⁰.

Braune, *Th.* Afr. *bruisier*, fr. *gruis*, *briser*, *brésiller*, *grésiller*, *brise*, *bise*, *beser*, afr. *berser*, fr. *bois*, *bûche*, it. *busto* u. a. [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI (1912), S. 706—716].

Ernault, *G.* *Colibri* [In: Rev. de phil. franç. et de littérature XXVI (1912), 4].

Gilliéron, *J.* et *Mario Roques.* Etudes de géographie linguistique d'après l'Atlas linguistique de la France. Avec tableau et cartes. X, 155 S. 8⁰. Paris, H. Champion. 10 fr.

Meyer-Lübke, *W.* Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 6. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Roques, M. Anc. franc. *estuper, a estupons* [In: Romania XLI, 608 bis 612].

Urtel, H. Autour du Rhume [Extrait du Glossaire des patois de la Suisse romande XIIe année (1913)] (Aus der Festschrift für H. Schuchardt).

Fay, P. B. Elliptical partitiv usage in affirmativ clauses in French prose, of the fourteenth, fifteenth and sixteenth centuries. Dissertation der Johns Hopkins University. Paris, H. Champion, 1912. VIII, 88 S. 8⁰.

Haas, J. Grundlagen der französischen Syntax. V, 34 S. gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer, 1912. 1,20 Mk.

Heise, W. Zur historischen Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Französischen [In: Roman. Forsch. XXXI, 3].

Schuchardt, H. „La ville de Paris“ [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI (1912), S. 725 f.].

Spitzer, L. Frz. *pourquoi faire. Entre causeurs à voix basse. Toujours. La „moi“* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI (1912), S. 717—723].

Staacke, E. Die Verwendung von Plusqueparfait und Passé Antérieur im Französischen. Diss. Göttingen. XII, 117 S. 8⁰.

Zeisel, Eugen. Zur Frage des Conditionnel im Französischen [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXVIII, 2. Seite 76 f.].

Bougourd, A. H. «Saint-Pair-sur-la-Mer» et «Granville-la-Victoire». Abrégé de leur histoire à travers les âges, suivi d'étymologies de noms de pays et de notes antiques très curieuses de la Normandie et de la Bretagne. Granville, impr. J. Goachet. 1912. In-8, 121 p. avec grav. 2 fr. 50.

Duprat, E. Notes de topographie avignonnaise. III: Villa Nova, près de Bédarrides, et Villa Nova, près d'Avignon. Avignon. Roumainville. Paris, H. Champion, 1912. In-8, 11 p. [Extrait des «Annales d'Avignon» et du «Comtat venaissin»].

Lejeune, J. s. oben p. 248 *Bulletin.*

Perrenot, T. Etudes de toponymie franc-comtoise. Les Noms de lieu en — *ans*, — *ange*, dans la partie occidentale de la «Maxima sequanorum» considérés comme anciens établissements burgondes: par *M. Th. Perrenot.* Besançon, impr. Dodivers. 1912. In-8, 52 p. [Extrait des «Mémoires de la Société d'émulation du Doubs» (8e série, t. 6, 1911)].

Ponthieux, A. L'Ancien Noyon. Recherches historiques et topographiques sur les rues, maisons, hôtelleries et autres établissements de cette ville avant 1790. T. 23, des comptes rendus et mémoires. Chauny, impr. A. Sevin et Cie. 1912. In-8, VI-405 p. avec planches [Comité archéologique et historique de Noyon].

Eisenberg, A. Die an den Sprechpausen lautenden Konsonanten bei den französischen Klassikern des 17. Jahrhunderts. I. Tl. Progr. Laibach 1912. 40 S. 8⁰.

Herzog, Eug. Französische Phonogrammstudien I. Wien 1912 [Aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akad. der Wissensch. in Wien, Philos.-hist. Kl., 169 Bd. 6. Abhandlung].

Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik: Vox. Neugegr. mit Unterstützung der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung von *H. Gutzmann* und *G. Panconcelli-Calzia.* Fischers medizinische Buchhandlung. Berlin W. 35. L. Friedrichsen & Co. Hamburg. Heft 1, 1913. (Bildet die Fortsetzung der 1891 von A. und H. Gutzmann gegründeten Zeitschrift: Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde.) Vox erscheint alle zwei Monate; 6 Hefte (18 Bogen) bilden einen Band. Abonnementspreis:

10 Mk. pro Jahr. Inhalt von Heft 1: Vorwort. *Viëtor*, Zur Einführung. *Originalarbeiten*: *Zwaardemaker*, Über den dynamischen Silbenakzent. *Meinhof*, Die Bedeutung der experimentellen Phonetik für die Erforschung der afrikanischen Sprachen. *Hoffmann*, Wissenschaft und praktische Stimmbildung. *Gutzmann*, Aus der Praxis der experimentellen Phonetik. *Zumsteg*, Die funktionellen Stimmstörungen. — *Bibliographie*: *Panconcelli-Calzia*, Bibliographia phonetica. *Vermischtes*: *Panconcelli-Calzia*, Annotationes phoneticae.

Jourjon, *A*. Remarques lexicographiques [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXVI (1912), 4].

Rogivue, *H*. Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. In zwei Teilen. [Zweite Auflage.] Leipzig, Otto Holtze's Nachfolger, 1913. Geb. 3,50 Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Péladan. Le style français au XIII[e] siècle [In: La Revue du Foyer. 1[er] octobre 1912].

Altrock, *Herm*. Parallelismus und Antithese in den Dramen Rostands. Berlin, Weidmann. (Auch Greifswalder Dissertation).

Thurau, *Gust*. Singen und Sagen. Ein Beitrag zur Geschichte des dichterischen Ausdrucks. Berlin, Weidmann. 4 Mk.

Fach, *Thdr*. Die Naturschilderung bei Charles Nodier. Halle, M. Niemeyer, 1912. VIII, 85 S. 3 Mk. [Beiträge zur Geschichte der rom. Spr. u. Literaturen].

Juilliere, *Pierre de la*, Les images dans Rabelais. Halle a. S., Max Niemeyer, 1912 [Beiheft 37 der Zs. f. rom. Phil.]. Abonnementspreis 5 Mk.; Einzelpreis 6 Mk.

Wirthwein, *Th*. Die Elegie bei Millevoye. Heidelberger Dissert. 54 S. 8⁰.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Colinet, *L*. s. oben p. 248 *Bulletin*.

Défense et illustration du patois angevin. Angers impr. G. Grassin. 1913. In-8. 46 p. [Extrait des «Mémoires de la Société nationale d'agriculture, sciences et arts d'Angers». Année 1912].

Esser, *Quirin*. Notes d'étymologie et de sémantique. S. oben p. 249 *Bulletin*.

Feller, *J*. Notes d'étymologie et de sémantique. S. oben p. 249 *Bulletin*.

Haust, *J*. Notes d'étymologie et de sémantique. S. oben p. 249 *Bulletin*.

Krüger, *Fritz*. Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. Sonderdruck aus „Revue de dialectologie romane" III—V. Hamburg, Sekretariat der „Société internationale de dialectologie romane" Edmund Siemers Allee, 1913. 195 S. 8⁰ und 2 Karten.

Maréchal, *L*. s. oben p. 248 *Bulletin*.

Michaelis, *R*. Glossaire du patois d'Ambert, Puy-de-Dôme (suite et fin) [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVI (1912), 4].

Musset, *G*. avec la collaboration de *M. Pellisson* et *Ch. Vigen*. Glossaire des patois et des parlers de l'Aunis et de la Saintonge. Paris, H. Champion (30 fr. en souscription. — 40 fr. à la mise en vente).

Rougé, *J*. Le parler tourangeau, région de Loches. Paris, Lechevalier, 1912, 137 S. Kl. 8⁰.

Salow. — Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar f. roman. Sprachen u. Kultur (Hamburg). (7. Beiheft zum Jahrbuch der hamburg. wissenschaftl. Anstalten. XXIX. 1911.) gr. 8⁰. Hamburg, L. Gräfe & Sillem. 1. *Salow, Karl.* Sprachgeographische Untersuchungen üb. den östlichen Teil des katalanisch-languedokischen Grenzgebietes. Mit (21 z. Tl. farb.) linguist. Karten v. *K. Salow* u. *F. Krüger.* 307 u. IV S. m. 1 Tab. u. 2 weiteren farb. Karten. 1912. 20.— Mk.

Charles-Roux, J. Le Jubilé de Frédéric Mistral, cinquantenaire de Mireille. Arles, 29-30-31 mai 1909. Avec une héliogravure, 169 illustrations, dont 57 portraits, de F. Mistral, de 1852 à 1912, et 44 autographes. 4e édition. Lyon, A. Rey. Paris, Bloud et Cie. 1913. Petit in-8, 480-XXXII p. 5 fr. [Bibliothèque régionaliste].

Charles-Roux, J. Un Félibre irlandais William Bonaparte-Wyse. Lettres inédites de F. Mistral et d'Aubanel [In: Le Provençal de Paris. 17 nov. 1912].

Almanac patouès illustrat de l'Ariejo per l'annado 1913. Bint et troisièmo annado. Countenen fieiros, coursos de la luno, tout so que cal per fe rire e acountenta las gens de nostre tant aimable pays coumo proberbis, cansous, countes, istorios, farsos, etc. Es bendut per tout dins l'Ariejo e dins le Mietjoun. 1913. Petit in-16, 80 p. avec grav. 15 cent.

Armana prouvencau pèr lou bel an de Dieu 1913 adouba e publica de la man di Felibre Porto joio soulas e passo-tèms en tout lou pople du miejour an cinquanto-nouven dóu Felibrige. Paris, Fontemoing; A. Taride; Flammarion et Vaillant. 1913. Petit in-8, 96 p. avec musique.

Bartaveu, lou. Armana poupulàri en Prouvençau, per lou bel an de Diéu 1913. Dougenco annado. Villedieu-Vaison, impr. Jacomet. 1913. In-16, 64 p. avec grav. et annonces, 4 sòu.

Lemaitre, C. Eiou qu'y va lé trachi contes drolatiques en patois bas-normand. Préface de M. Gaston Lavalley. Caen, Louis Jouan. 1912. In-16, 126 p. et portrait.

Liégeois, É. s. oben p. 248 *Bulletin.*

Mistral, F. Les Olivades. Texte et traduction. Paris, A. Lemerre, 1912. Petit in-8, 256 p. et portrait.

Ormonac Rouërgàs pèr 1912. (6e onnado.) Publicat jous lo direcciù de Leopol Coustans, majoural del Felibrige. Millau, impr. Artières et J. Maury. 1912. In-16, 64 p. 15 cent.

Raymond (abbé). Li penitent gris d'Avigoun. Panegiri pronnouncia, lou 30 de nouvembre 1912 dins la capello de la counfrarié. Avignon, F. Seguin, 1912. Petit-in-8, 19 p.

Chants populaires de la Grande-Lande et des régions voisines recueillis par *Félix Arnaudin.* Musique, texte patois et traduction française. T. 1. Bordeaux, Féret et fils. Paris, H. Champion. Labouheyre (Landes), Paul Lambert. In-18 jésus, LXXXVI 523 p.

Ewers, Hanns Heinz, u. *Marc Henry.* Joli tambour! Das französ. Volkslied. 270 S. m. 4 eingeklebten Abbildgn. gr. 8⁰. Berlin, W. Borngräber, 1912. 4 Mk.

Keiper, Ph. Ungedruckte französische Volkslieder. 22 S. 8⁰. Progr. Regensburg.

Lommatzsch, E. Randbemerkungen zu E. Cosquin *Conte du chat et de la chandelle* [In: Arch. f. n. Spr. 129³/₄ S. 453 f.].

Laouis. Vieux Conte argonnais, pa' l' cousi Laouis d'Mouürmont. La Croueïe du Nout' Ségneur et don bon saint Pière da l'Argogne.

Reims, impr. H. Matot fils. 1912. In-8, 8 p. avec 1 grav. [Extrait de l' «Almanach-Annuaire Matot-Braine», année 1913].

Pitré, *G*. La démopsychologie [In: Rev. des langues rom. LV (1912), 6. S. 497—526].

Rolland, *E*. Flore populaire, ou : Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folklore. T. 9. Paris, chez les libr. commissionnaires. 1912. In-8, VIII-282 p. 6 fr.

Vesly, *L. de*. Légendes et Vieilles Coutumes. La Vallée du Dun. Le Bouc, protecteur du troupeau. Rouen, impr. L. Gy. 1912. In-8, 9 p. [Extrait du «Bulletin de la Société libre d'émulation du commerce et de l'industrie de la Seine-Inférieure» (Exercice 1911, p. 353 à 359]).

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Bartels, *Adf*. Einführung in die Weltliteratur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. 3 Bde. München, Callwey, 1913. 21 Mk.

Busse, *Carl*. Geschichte der Weltliteratur. In 2 Bdn. 2. Bd. Mit 439 Abbildgn. im Text u. 25 Einschaltbildern. V, 779 S. Lex. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1913. 16 Mk.

Destefanis, *M*. La femme écrivain en France: moyen âge et renaissance. Alessandria 1912. 43 S. 8⁰.

Dupouy, *Aug*. France et Allemagne. Littératures comparées. Paris, Paul Delaplane, 1913. Prix: 3 fr. 50.

Golther, *W*. Die deutsche Dichtung im Mittelalter. 800—1500. Stuttgart 1912. J. B. Metzlersche Buchhandlung. 602 S. 8⁰.

Junker, *H. P*. Grundriß der Geschichte der französ. Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 7. verm. u. verb. Aufl. XX, 612 S. 8⁰. Münster, Schöningh. 6 Mk.

Leidl, *C*. Der Landedelmann im komischen Drama der Franzosen. Vom Mittelalter bis zum Ende des 17. Jahrhs. Dissert. München. 71 S. 8⁰.

Padovani, *G*. Letteratura francese dalle origini ai nostri giorni con un appendice sulla storia della lingua. Milano, Hœpli 1913. 525 S. 18⁰. Fr. 3 [Manuali Hoepli, 269—270].

Regnier, *G*. Les origines du roman réaliste. Paris, Hachette et Cie. 1912. 3 fr. 50.

Suchier, *Herm*. u. *Adf. Birch-Hirschfeld*. Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2., neubearb. u. verm. Aufl. In 2 Bdn. 1. Bd. Mit 79 Abbildgn. im Text, 17 Taf. in Farbendr. u. Holzschn. u. 5 Fksm.-Beilagen. XI, 333 S. Lex. 8⁰. Leipzig, Bibliograph. Institut, 1913. Geb. 10 Mk.

Bardenwerper, *Karl*. Die Anwendung fremder Sprachen und Mundarten in den französischen Mysterien des Mittelalters. 86 S. 8⁰. Halle, Buchdr. Hohmann, 1912. 2 Mk.

Bartholomaeis, *Vinc. de*, Osservazioni sulle poesie provenzali relative a Federico II. Bologna 1912 [Estr.: Memorie d. r. accademia d. scienze: scienze morali].

Becker, *W*. Die Sage von der Höllenfahrt Christi in der altfranzösischen Literatur. Göttinger Dissertation 1912 [Sonderabdruck aus „Romanische Forschungen" XXXII, 3].

Bédier, *J*. Les légendes épiques. Recherches sur la formation des chansons de geste. III. La Légende des «Enfances» de Charlemagne et l'histoire de Charles Martel. Les chansons de geste et le péleri nage de Compostelle. La *Chanson de Roland*. De l'autorité du

manuscrit d'Oxford pour l'établissement du texte de la *Chanson de Roland*. Paris, H. Champion, 1912. 481 S. 8⁰.

Bédier, J. Les légendes épiques. Recherches sur la formation des chansons de geste. IV: Richard de Normandie dans les chansons de geste. Gormond et Isembard. Salomon de Bretagne. L'abbaye de Saint-Denis. Renaud de Montauban. Quelques légendes de l'Ardenne. Les prétendus modèles mérovingiens des chansons de geste. L'histoire dans les chansons de geste. Les légendes localisées. La légende de Charlemagne. Etc. Paris, H. Champion, 1913. 512 S. 8⁰.

Bergert, Fr. Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen. Halle, M. Niemeyer, 1913 [Beiheft 46 der Zeitschr. für roman. Philol.]. Abonnementspr. 4 Mk.; Einzelpr. 4,80 Mk.

Brunöhler, E. Über einige latein., engl., franz. und deutsche Fassungen der Julianenlegende mit einem Abdruck des latein. Textes dreier Münchener Hss. Diss. Bonn. 119 S. 8⁰.

Cannon, H. L. The Battle of Sandwich and Eustace the Monk [In: The Engl. Historical Review XXVII (1912), S. 649—670].

Carducci, Giosuè, Storie e leggende (Un poeta d'amore, Galanterie cavalleresche, Jaufré Rudel, Gli Aleramici), con note. III (dalla edizione definitiva approvata dall' autore). Bologna, N. Zanichelli (P. Neri), 1912. 16⁰. p. 159—235. Cent. 35 [Opere di Giosuè Carducci: edizione populare illustrata, n⁰ 62].

Cosquin, E. La légende du page de Sainte Élisabeth de Portugal et les nouveaux documents orientaux [Rev. des Quest. Histor. XLVII (1912) S. 317—363].

Crane, T. F. New analogues of old tales [In: Modern Philology Jan. 1913] (Nachträge zu *J. Klapper.* Exempla aus Handschriften des Mittelalters. Sammlung mittellat. Texte, hrsgb. von *A. Hilka* 2).

Cross, Tom Peete, Notes on the Chastity-testing Horn and Mantle [In: Modern Philology, Jan. 1913].

De Boer, C. La Normandie et la Renaissance classique dans la littérature française du XIIe siècle. Groningue, de Waal, 1912. 39 S. 8⁰.

Ernst. Floire u. Blantscheflur. Studie zur vergleich. Literaturwissenschaft. VIII, 70 S. m. 1 Fig. 1912. 2 Mk. [In: Quellen u. Forschungen Heft 118].

Faral, E. Les débats du clerc et du chevalier dans la littérature des XIIe et XIIIe siècles [In: Romania XLI, 473—517].

Henderson, G. Arthurian motifs in Gadhelic literature [In: Miscellany presented to Kuno Meyer. Halle, Niemeyer].

Hilka, A. und *W. Söderhjelm.* Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten [In: Neuphilologische Mitteilungen 1913. Nr. 1/2].

Huet, G. Le *Lancelot* en prose et *Méraugis de Portlesguez* [In: Romania XLI, 518—540].

Lewis, T. et *J. Douglas Bruce.* The pretended exhumation of Arthur and Guinevere. An unpublished Welsh account based on Giraldus Cambrensis [In: Revue Celtique XXXIII, 4].

Lommatzsch, E. Pilgerfahrten, Straßen und Hospize im mittelalterlichen Italien [In: Arch. f. n. Spr. 129³/₄. S. 452 f.] (Hinweis auf einschlägige Verse der *Bible Guiot*).

Loth, J. Contributions à l'étude des romans de la Table ronde (suite) [In: Revue Celtique XXXIII, 4].

Paris, G. Mélanges de littérature française du Moyen age p. p. *Mario Roques.* Deuxième Partie: Le Roman, l'Histoire, la Poésie lyrique, la Littérature française au Moyen age, Index. Paris 1912.

Pfister, Fr. Die Historia de preliis und das Alexanderepos [In: Münchener Museum für Philol. des Mittelalters und der Renaissance I, 249—302].

Remy, Arthur F. J. The Origin of the Tannhäuser-legend [In: The Journal of Engl. and Germanic Philol. XII (1913), S. 32—77].

Voretzsch, C. Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur im Anschluß an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zweite Auflage. Halle a. S. Max Niemeyer, 1913 [Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen II].

Weyh, W. Ein byzantiner Reflex in der Grallegende [In: Byzantinische Zeitschrift XXI (1912), 3/4. S. 458—460].

Windisch, E. Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur. 301 S. [In: Abhandl. der Königl. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften. Philolol.-historische Klasse. 29. Bd.].

Acerra, U. I romanzi di Alessandro Verri e l'influenza della letteratura francese e inglese in essi. Aversa, tip. Fabozzi 1912. 158 S. 16⁰.

Albalat. Comment il faut lire Montaigne et Pascal [In: La Revue hebdomadaire. 26 octobre 1912].

Augsten, R. Les premiers mélodrames français comparés aux modèles allemands. Progr. Reichenberg 1912. 15 S. 8⁰.

Babbith, Irving. The masters of modern French criticism. London, Constable & Co. Boston and New-York, Houghton Mifflin Company 1913. XIV, 427 S. 8⁰.

Baldensperger, F. La tradition moderne de l'humour. L'humour dans Montaigne [In: Revue des cours et conférences XXI, 2. 5 Janv. 1913].

Barzun, H.-M. L'Ere du Drame. Essai de synthèse poétique moderne Paris, Eug. Figuière, 1912.

Beaunier, A. Les tribulations du réalisme [In: Rev. des deux mondes 1er nov. 1912.] („Revue littéraire").

Bernardin, Ch. L. La littérature française du Val d'Aoste [In: La Revue. 15 déc. 1912].

Becker, C. Zur Evolution der modernen französischen Kritik [In: Germ.-rom. Monatsschrift IV (1912), 8/9].

Blum, L. La prochaine génération littéraire [In: Revue de Paris. 1er févr. 1913].

Brisson, Adolphe. Le théâtre: Tristan Bernard. — Paul Bourget. Capus. — Donnay. — Dumas père etc. — Le Rayonnement du Théâtre français à l'étranger. — Le Théâtre d'aujourd'hui et de demain. — La Renaissance de l'Opérette. Paris, Librairie des Annales politiques et littéraires, 1913. 3 fr. 50 (Bildet den 17. Bd. von L'Histoire du théâtre depuis cinquante ans. F. Sarcey, 8 vol.,; Larroumet, 2 vol.; A. Brisson, 7 vol. Les 17 vol., brochés 50 fr.).

Brunetière, F. Histoire de la littérature française classique (1515 bis 1830). T. IIIe Le dix-huitième siècle. Paris, Ch. Delagrave. 7 fr. 50.

Charlier, G. Le sentiment de la nature chez les Romantiques français. Paris, Fontemoing & Cie. 420 S. 8⁰. 7 fr. 50.

Dreyfous, M. Ce que je tiens à dire. Un demi-siècle de choses vues et entendues. Paris, P. Ollendorff. 1 vol. in-18.

Faguet, É. Sur le symbolisme [In: Revue des deux mondes 15 janv. 1913].

— Initiation littéraire. Paris, Hachette et Cie. 2 fr.

Fournier, E. L'Espagne et ses comédiens en France au XVIIe siècle [In: Revue Hispanique XXV, Nr. 67] (Wiederabdruck aus: Revue des Provinces vom 15 sept. 1864).

Gauchat, L. Lazarillo de Tormes und die Anfänge des Schelmenromans [In: Arch. f. neuere Sprachen 129. Bd. 3. u. 4. Heft].

Helfert, Vlad. Die Zensur der französischen Komödie in Wien im J. 1770 [In: Časopis pro Moderní Filologii a Literatury III (1913), 1].

Henriot, E. A quoi rêvent les jeunes gens (Enquête sur la Jeunesse littéraire). Paris, H. et Ed. Champion, 1913. 145 S. 8⁰.

Hermant, A. Essais de Critique: Paul Hervieu. Alph. Daudet. Al. Dumas. Émile Zola. Honoré de Balzac. Arsène Houssaye. Guy de Maupassant. Notes de Théâtre. Paris, B. Grasset. 3 fr. 50.

Heumann, A. Le mouvement littéraire belge d'expression française depuis 1880. Préface p. M. *Camille Jullian.* Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.

Jourdain, E. F. An introduction to the French Classical Drama. 208 S. 8⁰. London, H. Frowde, Oxford, Clarendon Press.

Lanson, G. Histoire de la littérature française moderne. Leçon, d'ouverture: Caractères généraux et permanents de la littérature française [In: Rev. des cours et conférences XXI, 1. Déc. 1912].

Lusch, W. Chateaubriand in seinem Verhältnis zu Bernardin de Saint-Pierre. Heidelberger Dissert. 1912. 170 S. 8⁰.

Lyonnet, H. Dictionnaire des comédiens français (Ceux d'hier). Biographie, bibliographie, iconographie. Illustré de 500 portraits, vues, scènes, autographes, histoire complète de toutes les comédiennes et comédiens français, depuis le XVIe siècle jusqu'à nos jours. Paris, E. Jorel. 2 vol. 1378 S. 4⁰. 40 fr.

Magne, É. Les Métiers d'art dans le roman contemporain [In: Mercure de France. 1er mars 1913].

Mornet, D. Le Romantisme en France au XVIIIe siècle. Ouvrage contenant 16 gravures hors texte. Coulommiers, impr. P. Brodard. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, X-288 p. 3 fr. 50.

Ogle, M. B. Classical literary tradition in early German and Romance literature [In: Mod. Lang. Notes XXVII, 233—242].

Oulmont, C. Un poète coloriste et symboliste au XVIIe siècle. Paris, Edition de «la Phalange,» 84, rue Lauriston. 1912. In-8 23 p.

Proudhon, P. J. Les Femmelins. Les Grandes Figures romantiques, J. J. Rousseau, Béranger, Lamartine, Mme Roland, Mme de Staël, Mme Necker de Saussure, George Sand. Avec une introduction par Henri Lagrange. Paris, Nouvelle Libr. nationale, 11, rue de Médicis. 1912. In-18 jésus. 107 p. 1 fr. [Collection du cercle Proudhon, I.].

Rougemont, E. de. Portraits graphologiques: MM. Henri de Régnier, Pierre Louys, Maurice Maeterlinck, Paul Adam, Mme Colette Willy, M. Jehan Rictus [In: Mercure de France. 16 décembre 1912].

Searles, C. Italian influences as seen in the Sentiments of the French Academy on the Cid [In: The Romanic Review III, 4].

Smith, W. The Commedia dell'Arte. New York, The Columbia University Press, 1912. XV, 290 S. 8⁰ mit 8 Abbildungen.

Steinweg, Carl. Goethes Seelendramen und ihre französischen Vorlagen. Ein Beitrag zur Erklärung der Iphigenie und des Tasso sowie zur Geschichte des deutschen und französischen Dramas. XI, 258 S. gr. 8⁰. Halle, Niemeyer, 1912. 7 Mk.

Strich, M. Liselotte und Ludwig XIV. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1912. Mit einer Tafel [Historische Bibliothek Bd. 25].

Strowski, F. Théodore de Banville. — Sainte-Beuve poète (Résumé) [In: Rev. des cours et conférences XXI, 1. Déc. 1912].

Stuart, D. Cl. Stage Decoration and the Unity of Place in France in the Seventeenth Century [In: Mod. Philology, Jan. 1913].

Thomas, L. Vingt portraits: Elémir Bourges; François de Curel; Jules de Gaultier; Louis Anquetin; Claude Debussy; Gabriel Fabre; EmileBernard; Pierre Louys; Henry Bataille; René Boylesve; Marcel Boulenger: Miss Renée Vivien; Claude Farrère; G. de Pawlowsky; Legrand; Chabrier; Edmond Jaloux; Rouveyre; Joseph Bossi; Léon Bocquet; Nandor Sonnenfeld. Paris, A. Messein. 1911. In-16, 223 p. 3 fr. 50.

Tischner, F. Schiller und die Anfänge der französischen Romantik. Progr. Hanau. 1912. 62 S. 4⁰.

Titsworth, P. E. The attitude of Goethe and Schiller towards the French Classic Drama [In: The Journal of Engl. and Germ. Philol. XI, 4. Oct. 1912].

Tougard, A. Documents concernant l'histoire littéraire du XVIIIe siècle conservés aux archives de l'Académie de Rouen, publiés avec introduction, notes et table. T. 2. Rouen, A. Lestringant. Paris, A. Picard, 1912. In-8, 293 p. Les 2 vol. 24 fr.

Turquet-Milnes, G. The influence of Baudelaire in France and England. London, Constable and Company, 1913. VIII, 300 S. 8⁰.

b) Einzelne Autoren.

Balzac jugé en 1850 et un croquis de ses funérailles p. *Aug. Callet* [In: Les Entretiens Idéalistes. Déc. 1912]

— *Balzac* p. *É. Faguet.* Paris. Hachette et Cie. [Collection des grands écrivains français].

Banville. S. oben p. 257 *Strowski.*

Baudelaire. S. oben *Turquet-Milnes.*

— *L. Thomas.* Curiosités sur Baudelaire. Paris, Messein. 4 fr.

Bernardin de Saint-Pierre. S. unten *Chateaubriand.*

Boileau et l'Italie p. *G. Maugain.* Paris, H. Champion. 113 S. 8⁰. Fr. 2 [Bibliothèque de l'Institut français de Florence. 2e série. No. 3].

Bossuet. — *F. Brunetière.* Bossuet, Préface de *Victor Giraud.* Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50 (S. auch Rev. des deux mondes 1er nov. 1912).

Charles d'Orléans, le prince et le poète p. *J.-M. Bernard* [In: La Revue critique des idées et des livres. 25 sept. 1912].

Chateaubriand et l'Hystérie; par le docteur *Potiquet.* Chateaubriand, l'Anatomie de ses formes et ses amies. Physiologie et Pathologie sexuelles. Paris, L. Laisné. 1912. In-16, 44 p. 1 fr.

— *A. Beaunier.* La mort d'un souvenir: La maison de Pauline de Beaumont et de Chateaubriand à Savigny-sur-Orge [In: Annales Romantiques IX (1912), 4. S. 292—295].

— Chateaubriand in seinem Verhältnis zu Bernardin de Saint-Pierre. Heidelberger Diss. 1912. 170 S. 8⁰.

Claudel, Paul, p. *G. Duhamel* [In: Mercure de France. 1er janv. 1913].

Du Bellay. — *Colletet.* La Vie de J.-J. du Bellay [In: Rev. de la Renaissance XIII (1912) avril-juin].

— La Jeunesse de Joachim du Bellay. Ses parents, ses amis, ses ennemis en Anjou; par *A. Bourdeaut.* Angers, G. Grassin. 1912. In-8, 225 p. [Extrait des «Mémoires de la Société nationale d'agriculture, sciences et arts d'Angers» (année) 1912)].

Flaubert, G. p. *L. Bertrand.* Paris, Mercure de France 1912. Fr. 3.50.

— *Flaubert* p. *A. Beaunier* [In: Rev. des deux mondes. 1er janv. 1913] („Revue littéraire").

— *Flaubert, G.* et *L. Bouilhet* (Ruchouk-Hanem) p. *Ed. Maynial* [In: Mercure de France 1re nov. 1912].

— Autour de Flaubert. Etudes historiques et documentaires suivies d'une biographie chronologique des ouvrages et articles relatifs à Flaubert et d'un index des noms cités; par *René Descharmes* et *René Dumesnil.* I-II. Poitiers, impr. G. Roy. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. 2 vol. in-18 jésus, I, 349 p.; II, 353 p. Les 2 vol. 7 fr.

— Les connaissances médicales de Flaubert p. *R. Descharmes* [In: Annales Romantiques IX (1912), 4.] (Aus Verfassers Buch: *Autour de Flaubert.* Paris, Mercure de France).

— *H. Grappin.* Le Mysticisme de Gustave Flaubert [In: Revue de Paris 1er et 15 déc. 1912].

Flaubert, *R. Descharmes* et *R. Dumesnil* Autour de Flaubert. Paris, Mercure de France.
— *J. de Gaultier.* Le génie de Flaubert [In: Mercure de France 16 nov. et 1er déc. 1912].
Genest, Charles Claude, sein Leben und seine Werke von *K. Feess.* IV, 121 S. 8⁰. Straßburg, K. J. Trübner, 1912. 3 Mk. (Auch Bonner Dissertation.)
Gringore. — *N. Hamper.* Die Stellung des Dichters Pierre Gringore zur französischen Kirchenpolitik unter Ludwig XII. Diss. Bonn 1912. 55 S. 8⁰.
Guillebert de Metz p. *V. Fris* [In: Annales de l'Ac. Royale d'Archéol. de Belgique LXIV (1912), S. 333—366].
Hugo, V et Juliette p *J. Clarétie* [In: Le Temps, 6 déc. 1912].
— *Ant. Giubbini* Victor Hugo e Giosuè-Carducci, come poeti della storia. Perugia, tip. G. Guerra, 1912. 252 S. 8⁰. L. 3.
— *L Séché* Mme Victor Hugo pendant l'exil [In: Annales Romantiques IX (1912), 4].
— *C de Lollis.* Victorhughiana (Fortsetzung) [In: La Cultura XXXI, 23].
— *F. Avalle.* Victor Hugo, studio letterario. Catania, N. Giannotta, 1912. 134 S. 8⁰.
— Une maîtresse de Victor Hugo, d'après des documents nouveaux et avec des lettres inédites; par *Hector Fleischmann.* Paris, Libr. universelle, 20, rue Saint-Marc. 1912. Petit in-8, XXVI-306 p. avec grav., portraits et fac-similés d'autographes, 3 fr. 50.
Lamartine propriétaire en Turquie [In: Mercure de France 1er déc. 1912. S. 670 f.].
— Lamartine par *R. Doumic.* Paris. Hachette et Cie. [Collection des grands écrivains français].
— *Gaston de Lessert.* Le Château de l'Ancienne Seigneurie de Vincy. Genève 1912 (Nicht im Handel). (Vgl. Annales Romantiques IX, 4. p. 311 sqq.)
— La maison de Lamartine à Passy, discours de *M. Chéramy* [In Annales Romantiques IX (1912), 4].
— *J. des Cognets.* La vie intérieure de Lamartine. D'après les Souvenirs inédits de son plus intime ami, J. M. Dargaud et les Travaux les plus récents. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.
— Lamartine et M. de Maisonfort p. *G. Allais* [In: Revue des cours et conférences XXI, 2. 5 Janv. 1913].
Lamennais, sa vie et ses doctrines p. l'Abbé *Charles Boutard.* III: L'éducation de la démocratie. 1834—1854. Paris, Perrin et Cie. 5 fr.
Maupassant, *Guy de*, intime p. Mme X [In: La Grande Revue. 25 octobre 1912].
— La Maladie et la Mort de Maupassant; par *Louis Thomas.* Nouvelle édition augmentée et revue. Paris, A. Messein, 1912. In-18 jésus, 143 p. 2 fr.
Mirabeau p. *L. Barthou.* Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.
Montaigne. — S. oben p. 250 *Biard.*
Musset. — *Th. Wigand.* Heinrich Heine und Alfred de Musset. Progr. Werdau 1912. 56 S. 8⁰.
Pascal, *Blaise* et Antoine Escobar. Etude historique et critique; par *Augustin Gazier.* Paris, H. et E. Champion, 1912. Petit in-8, 76 p. et 3 similigravures.
Pelletan, *Eugène*, sa vie, son œuvre (1813—1884) p. *Édouard Petit.* Paris, A. Quillet. 3 fr. 50.
Rességuier, *J. de.* — *C. Bertel.* Jules de Rességuier. Ein französischer Frühromantiker. V, XIII, 164 S. m. 1 Bildnis. 8⁰. Wien, A. Hölder, 1912. 4 Mk.
Ronsard p. *J. Jusserand.* Paris, Hachette et Cie. [Collection des grands écrivains français] (En préparation).

Rousseau à Lyon. A propos en un acte et en vers; par *Jean Bach-Sisley* et *Marcel Rogniat*, composé pour les fêtes du 2e centenaire de J. J. Rousseau et représenté sur le théâtre des Célestins à la soirée de gala du 10 juillet 1912. Précédé de la conférence de M. Maurice Mignon, professeur au lycée et à la Faculté des lettres. Lyon, imprimerie Waltener et Cie. 1912. In-16, 63 p.
— *E. Friedrichs.* Ein russischer Literarhistoriker über J.-J. Rousseau [In: Germ.-roman. Monatsschrift IV, 12 (1912)].
— La canne de Jean-Jacques Rousseau [In: La Révolution française 14 sept. 1912. P. 262 sq.].
— *Ch. du Buis.* L'exposition J.-J. Rousseau à la Bibliothèque nationale [In: La Révolution française 14 juillet 1912. P. 5—20].
— Un „rousseauiste" de 1790: l'huissier Chariot, par *Edouard Chapuisat* [In: La Révol. franç. 14 juillet 1912. P. 16—20].
— *Rousseau, J.-J.* von *A. Farinelli* (Schluß) [In: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft und Technik. Dezember 1912].
— *Rousseau, J.-J.* von *Fr. Eduard Schneegans* [In: Deutsche Rundschau XXXIX (1912), 1].
— Jean Jacques Rousseau by *G. Gran.* London. W. Blackwood. 402 S. 8⁰.
— *Rousseau, Jean Jacques.* I, Ses précurseurs. II. Sa doctrine. III. Ses disciples; par *Henry Clément.* Paris, A. Noël «Maison bleue», 4, rue des Petits-Pères. 1912. Petit in-8, 72 p. 1 fr. [«Action populaire»].
— *Rousseau, J.-J.*, tassofilo di *L. Foscolo Benedetto* [In: Scritti varii di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier. Torino, Bocca, 1912].
— *Rousseau* artiste p. *É. Faguet.* Paris. Soc. franc. d'impr. et de librairie. 1913. 3 fr. 50.
— *Rousseau* penseur p. *É. Faguet.* Paris. Soc. franç. d'imprimerie et de librairie. 3 fr. 50.
— *Rousseau, J. J.* raconté par les gazettes de son temps. D'un décret à l'autre (9 juin 1762-21 décembre 1790). Articles recueillis et annotés par *Pierre Paul Plan.* Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1912. In-18 jésus, 324 p. avec grav. et portrait, 3 fr. 50
— *L. Proal.* La psychologie de J.-J. Rousseau: les larmes et la bile [In: Le Correspondant 25. 6. 1912].
Sainte-Beuve. — S. oben p. 257 *Strowski.*
— *H. Lalon.* Charles Vertel, Nathalie Oudot et Sainte-Beuve. Paris, Champion. 3 fr. 50.
Soumet. — *G. Winter.* Bemerkungen über Alexandre Soumet [In: Časopis pro Moderní Filologii a Literatury III (1913), 1].
Stendhal p. *A. Bonnard* [In: Figaro, 8 oct. 1912].
Stendhal [In: La revue critique des idées et des livres, 10 mars 1913] [Sommaire: *Stendhal.* Fragments inédits du Journal: Voyage à Gap, Voyage à Genève. — *A. Guinon, H. Bordeaux, P. Lasserre* Opinions. — *H. Cordier.* Comment je suis devenu Stendhalien. — *L. Bélugou.* La sensibilité de Stendhal. — *A. Paupe.* Les finances d'Henri Beyle. — *E. Henriot.* La vie de Henri Brulard. — *Eug. Marsan.* Politique et psychologie. — *P. Gilbert.* Le style. — *H. Clouard.* La tradition du roman psychologique. — *Fondation d'un prix Stendhal. — Notes politiques. — Chroniques. — Faits et documents. — La place de Grève*].
Vigny, Alfr. de. — *F. Roz.* Le silence d'Alfred de Vigny [In: Le Correspondant 25. 7. 1912].
Villedieu, Madame de, inconnue. La famille des de Boesset et ses relations avec le Maine; par le capitaine *Deronne.* Mamers, impr. Fleury. 1912. In-8, XIX-104 p. avec 1 grav. et tableaux généalogiques [Extrait de la «Revue historique et archéologique du Maine». T. 72, 1912].

Villon. — *P. Champion.* François Villon. Sa vie et son temps. Paris, H. Champion. 2 vol. 20 fr.
— Fr. Villon p. *M. A. Suarès* [In: La Nouv. Rev. franç. 1er janv. 1913].
Voltaire. — Le cerveau de Voltaire [In: La Révol. franç. 14 déc. 1912] (Aus: le Petit Provençal du 26 oct. 1912).
Yvert, Eugène, poète amiénois (1794—1878). Conférence faite à la séance du 23 février 1912; par *J. Dessaint.* Avec un portrait. Cayeux-sur-Mer, impr. P. Ollivier. 1912. In-16, 36 p. [Conférences des Rosati picards. Tradition, Art, Littérature. Amiens LVI].

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Appel, C. Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. 4. verb. Aufl. Leipzig, Reisland, 1912. XLI, 344 S. 8⁰.
Behrens, D. Matériaux pour servir d'introduction à l'étude des dialectes de l'ancien français. (Avec carte.) Leipzig, O. R. Reisland, 1913 [Schwan-Behrens, Grammaire de l'ancien français III]. 3 Mk.
Cloetta, W. Altfranzösische Texte. Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher III. Reihe 4. Heidelberg, Winter. 1 Mk.

Aimeric de Peguilhan. — *De Bartholomaeis.* La *Metgia* di Aimeric de Peguilhan. Bologna 1912. 14 S. 4⁰ [Estr.: Memorie d. r. accademia d. scienze : scienze morali].
Alexanderepos. — S. oben p. 255 *Fr. Pfister.*
— *Fr. Pfister.* Untersuchungen zum Alexanderroman des Archebresbyters Leo. Heidelberger Habilitationsschrift. Heidelberg, Carl Winter, 1912 (Bildet die Einleitung zur Ausgabe des lateinischen Alexanderromans des Leo, die Vf. im gleichen Verlag erscheinen läßt).
Aliscans. — *M. J. Minckwitz.* Encore le Willehalm de Wolfram d'Eschenbach [In: Revue germanique. Janv.-févr. 1913].
Apocalypse. — The Earliest French Apocalypse and Commentary. By *J. C. Fox* [In: The mod. lang. review VII (1912), 4].
Archipoeta. — Die Gedichte des Archipoeta hrsgb. von *M. Manitius.* Georg D. W. Callwey. München 1913 [Münchener Texte hrsgb. von Fr. Wilhelm. Heft 6].
Arthur and Guinevere. S. oben p. 255 *Lewis.*
Athis. — *W. Foerster.* Randglossen zum Athisroman (Athis und Cligés) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVI (1912), S. 727—735].
Bible Guiot. — S. oben p. 255 *Lommatzsch.*
Boèce. — *A. Thomas.* Bonaventure de Demena traducteur du *De Consolatione* de Boèce [In: Romania XLI, 615—616].
Chanson d'Antioche. — *W. Tiedau.* Geschichte der Chanson d'Antioche des Richard le Pèlerin und des Graindor de Douay. Göttinger Dissertation [1912].
Chastelaine (la) de Vergi, poème du XIIIe siècle. Edité par Gaston Raynaud. 2e édition, revue par *Lucien Foulet.* Paris, H. Champion, 1912. In-16, VII-36 p. 80 cent. [Les Classiques français du moyen âge].
Deguileville. — *St. L. Galpin.* Notes on the sources of Deguileville's Pèlerinage de l'Ame [In: Mod. Lang. Notes XXVIII, 1].
Li *Dis dou Vrai Aniel.* Die Parabel von dem echten Ringe, französische Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben von *Adolf Tobler.* Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1912. (Die vorliegende 3. Auflage wurde von R. Tobler besorgt. Derselbe bemerkt im Vorwort: ,,Der altfranzösische Text ist unberührt geblieben. In der Vorrede und den Anmerkungen sind eine Anzahl Zusätze gemacht, die auf Eintragungen in dem Handexemplar meines Vaters beruhen,

einige bibliographische Nachweise sind von mir hinzugefügt, eine neue Gruppierung der aufgezählten Stücke der Handschrift ergab sich als notwendige Folge des Fortschritts der Wissenschaft.")

Ebrulfusleben. — *F. Danne.* Das altfranz. Ebrulfusleben. Eine Dichtung aus dem 12. Jahrh. Nach dem Ms. 19867 der Nationalbibliothek zu Paris mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben [In: Rom. Forsch. XXXII, 3].

Elia Cairel. — *De Bartholomaeis.* La canzone *Fregz ni neus* di Elia Cairel. Bologne 1912. 9 S. 4⁰ [Estr.: Memorie d. r. accademia d. scienze : scienze morali].

Eneas. — S. oben p. 250 ***Braumann.***

Enseignements de saint Louis à son fils, Le texte primitif des (suite et fin), p. *H. François Delaborde* [In: Bibl. de l'École des Chartes LXXIII (1912), S. 237—262].

Floire and Blantscheflur. S. oben p. 255 ***Ernst.***

Folquet de Romans. — *De Bartholomaeis.* Il *Conselh* di Folquet de Romans a Federico II imperatore. Bologna 1912. 10 S. 4⁰ [Estr.: Memorie d. r. accademia d. scienze : scienze morali].

Gautier de Coincy. S. unten p. 263 ***Perrin la Tour.***

Guerre de Metz. — S. oben p. 250 ***Rumbke.***

Guillaume le Marechal. — *G. L. Hamilton.* Un manuscrit perdu de l'Histoire de Guillaume le Marechal [In: Romania XLI, 601—605].

Heinrich v. Neustadt. — Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Hrsgb. v. Harry Maync u. S. Singer. gr. 8⁰. Tübingen, J. C. B. Mohr. 10. Heft. *Geiger, Maria.* Die Visio Philiberti des Heinrich v. Neustadt. VII, 116 S. 1912. 5 Mk.

Hervis von Metz und die Sage vom dankbaren Toten von *W.* ***Benary*** [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 57—91].

Das Sirventes *Honratz es hom per despendre* (B. Gr. 242, 38) hrsgb. von ***A. Kolsen*** [In: Arch. f. n. Spr. 129 3/4. S. 467—471].

Julianenlegende. — S. oben p. 255 ***Brunöhler.***

Kristian von Troyes Yvain (der Löwenritter). Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar hrsgb. von *W. Foerster.* Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, M. Niemeyer, 1912 [Rom. Bibliothek. Nr. 5].

— Kristian von Troyes Yvain (der Löwenritter). Textausgabe mit Einleitung hrsgb. von *W. Foerster.* Halle, M. Niemeyer, 1913. Preis: 2 Mk. [Romanische Bibliothek. Textausgabe].

Lai du Conseil. — *A. Barth.* Le Lai du Conseil. Ein altfranzösisches Minnegedicht [In: Roman. Forschungen XXXI, 2].

Lai du Corn. S. oben p. 255 ***Cross.***

Lancelot. S. oben p. 255 ***Huet.***

Lapidaires. — *G. Bertoni.* Su qualche passo dell' antico lapidario francese di Ami o Amis [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 95—98].

le ***Mantel mautaillé.*** — Vgl. oben p. 255 ***Cross.***

Méraugis de Portlesgues. S. oben p. 255 ***Huet.***

Miracles de Nostre Dame. — *Meyer, H.* Die Predigten in den Miracles de Nostre Dame par personnages [In: Roman. Forschungen XXXI 2].

Mystère de S. Bernard de Menthon. — S. oben p. 250 ***Fourmann.***

Ogier. — *Gutersohn, Carl.* Die Balduin-Episode des altfranzösischen Ogier-Epos. Verhältnis der Handschriften untereinander und Charakteristik der einzelnen Handschriften und Bearbeitungen. V, 66 S. m. 1 Fig. gr. 8⁰. Düsseldorf, A. Bagel, 1912. 1,50 Mk.

Pathelin. — *A. Balladoro.* Due varianti veronesi alla farsa Maître Pathelin. Verona, tip. G. Franchini 1912. 14 S. 8⁰ [Per le nozze di Giuseppe Franchini-Stappo con Maria De Malfatti].

Perceval. — *W. Foerster.* Zu Perceval 9336 „*en sanc mesle*" [In: Zs. f. roman. Phil. XXXVI (1912), S. 736 f.].

Perceval. — *G. B. Woods.* A reclassification of the Perceval Romances [In: Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America XXVII, 4 (1912), S. 524 bis 567].

Perrin la Tour. Du Mesdisant. Randbemerkung von *E. Lommatzsch* [In: Arch. f. n. Spr. 129 3/4. S. 453]. (Eine bei Perrin la Tour vorkommende sprichwörtliche Wendung von der Ahle im Sacke wird bei *Gautier de Coincy* nachgewiesen.)

Quatre Fils Aymon. — *J. Bédier.* La légende des Quatre Fils Aymon [In: Revue de Paris. 15 janv. et 1er févr. 1913].

Reinaert. — *J. W. Muller.* De twee dichters van Reinaert I [In: Tijdschrift voor nederl. Taal en Letterkunde XXXI 3/4 (1912)].

Richier. La vie de Saint Remi, poème du XIIIe siècle publié pour la première fois d'après deux manuscrits de la Bibliothèque Royale de Bruxelles par *W. N. Bolderston.* London, Henry Frowde, 1912. Pr. 10/6.

Roland. — *J. Bédier.* L'art et le métier dans la Chanson de Roland [In: Rev. des deux mondes 15 janv. 1913].

— La chanson de Roland. Poème de Théroulde. Précédé d'une étude par *L. Vitet* et suivi de la Chronique de Turpin. Paris, E. Flammarion. Un vol. in-18. 95 centimes.

Sept Sages. — Zum Roman des Sept Sages ed. Keller, v. 2169 ff. von *A. Hilka* [In: Arch. f. n. Spr. 129. Bd. 3. u. 4. Heft p. 450—452].

Thibaut de Champagne. — Eine kritische Neuausgabe wird vorbereitet von *A. Wallensköld.*

Tristan. — *E. Brugger.* Zum Tristan-Roman (Fortsetzung) [In: Arch. f. neuere Spr. 129. Bd. 3. u. 4. Heft].

Uc de Saint-Circ. — Poésies de Uc de Saint-Circ publiées avec une introduction, une traduction et des notes p. *A. Jeanroy* et *J.-J. Salverda de Grave.* Toulouse, Éd. Privat. Paris, Alph. Picard et Fils. 6 fr.

Vilard de Honnecourt. — L'Album de dessins et la Langue de Vilard de Honnecourt, architecte picard du XIIIe siècle. Conférence faite à la séance du 30 septembre 1910 des Rosati picards; par *G. Hector Quignon.* 1910. In-16, 42 p. et 4 planches [Conférences des Rosati picards, Amiens XLVIII].

Wistasse le Moine. S. oben p. 255 *Cannon.*

Yderroman, Der altfranzösische. Hrsgb. v. *Heinr. Gelzer.* Halle, M. Niemeyer, 1913 [Gesellsch. f. rom. Literatur].

Anthologie des auteur modernes publiée sous la direction de *Georges Normandy.* I. *Jean Richepin.* Recueil de morceaux choisis précédé d'une étude bio-bibliographique, anecdotique, critique et documentaire; par *Gabriel Clouzet.* Gravures hors texte et autographes inédits. Paris, Albert Méricant, 1912. In-16, 192 p. 2 fr.

Anthologie des Poètes nouveaux. Avec une préface de *Gustave Lanson.* Poèmes de Roger Allard, Guillaume Apollinaire, Henri-Martin Barzun, Nicolas Beauduin, Paul Castiaux, Jean Clary, Emile Cottinet, Florian-Parmentier, Henri Hertz, Guy Lavaud, Louis Mandin, F.-T. Marinetti, Alexandre Mercereau, Jacques Nayral. Georges Périn, Jean Royère, André Salmon, Jean Thogorma, Théo Varlet, Tancrède de Visan, précédés de notices bio-bibliographiques complètes sur chaque auteur. Paris, Eug. Figuière et Cie. 3 fr. 50.

Balzac, H. de, Gobzeck et Jésus-Christ en Flandre, edited with introduction, notes, and index by Dr. *R. T. Holbrook.* Oxford University Press 1913 [Oxford French Series. General editor: Raymond Weeks].

Balzac, H. de. — *La Rabouilleuse* de Balzac p. *Maurice Serval* [In: Annales Romantiques IX (1912), 5].
— Une Lettre de M. Théodore Stanton à propos des inédits de Balzac [In: Mercure de France 1er déc. 1912. P. 668].
— Die drolligen Geschichten, die in den Abteien der Touraine sammelte und ans Licht zog der Herr v. Balzac, zur bassen Lust allen Pantagruelskindern und niemandem sonst. Dem deutschen Volke erzählt in seiner Sprache von den Herren Otto Jul. Bierbaum und Rolf Bongs, und einleitend angepriesen durch Hanns Heinz Ewers. Die ergötzlichen (Voll-)Bilder sind vom Meister Gust. Doré. 596 S. 8⁰. Berlin, F. Lehmann, 1912. Geb. 6 Mk.
Barbey d'Aurevilly. — Les Sources du Chevalier des Touches de Jules Barbey d'Aurevilly; par Em. Sévestre. Rouen, impr. L. Gy. Paris, libr. A. Lemerre, 1912. Grand in-8, 27 p. 2 fr. [Extrait des «Mémoires du Congrès du millénaire de la Normandie à Rouen»].
Bayle, Pierre. Pensées diverses sur la Comète. Tome II édition critique, avec une introduction et des notes. Publiée par *A. Prat.* 330 S. 16⁰. Paris, Cornély et Cie. 6 fr. [Société des textes français modernes].
— *Smith, H. E.* The literary criticisme of Pierre Bayle. Dissert. der Johns Hopkins University. 1912. 136 S. 8⁰.
Bernardin de Saint-Pierre. — S. oben p. 257 *Lusch.*
Bossuet. Œuvres choisies. T. 5. Paris, Hachette et Cie., 1912. In-16, 544 p. 1 fr. 25.
— Correspondance. Nouvelle édition. Augmentée de lettres inédites et publiée avec des notes et des appendices sous le patronage de l'Académie Française p. *Ch. Urbain* et *E. Levesque.* T. VI. Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.
Brébeuf, Georges de. Entretiens solitaires. Édition critique, avec une introduction et un index. Publiée par *René Harmand.* In-16 de L-XXXVI-250 pages. Paris, Cornély et Cie. 6 fr. [Société des textes français modernes].
Callières. — *A. Schenk.* Une logique à l'usage des Amants du „Grand siècle". Porrentruy, imprimerie-lithographie Jos. Billieux 1912. 16 S. 8⁰.
Chateaubriand. — S. oben p. 257 *Lusch.*
— Œuvres choisies, avec introduction, bibliographie, notes, grammaire, lexique et illustrations documentaires; par *Ch. Florisoone.* Paris, Hatier. In-16, XXIV-436 p. [Collection d'auteurs français d'après la méthode historique].
— *Souriau.* Une lettre inédite de Chateaubriand [In: Rev. des cours et conférences XXI, 1. 20 déc. 1912].
Chénier. André. — *V. Giraud.* Le roman de la jeune captive [In: Rev. des deux mondes. Décembre 1912].
Corneille. — Sentiments (les) de l'Académie françoise sur la tragicomédie du Cid, précédés des observations sur le Cid; par Scudéry. Paris, Hachette et Cie., 1912. In-8, 68 p. 3 fr. 50 [Texte de la collection des Grands Ecrivains de la France revu sur l'édition de 1638].
— S. oben p. 257 *Searles.*
Descartes. — *E. Gilson.* La liberté chez Descartes et la Théologie. Paris, F. Alcan. 7 fr. 50.
Destouches' 'La Fausse Agnès', Analyse ihrer Komik von *K. Wejzwalda.* Progr. Teschen 1912. 19 S. 8⁰.
Du Bellay, J. Œuvres poétiques. III: Recueils lyriques. Edition critique publiée par *Henri Chamard.* Paris, E. Cornély et Cie., 1912. In-16, IX-154 p. [Société des textes français modernes].
— Divers Jeux rustiques et autres œuvres poétiques de Joachim du Bellay. Publiés sur l'édition originale de 1558 et augmentés de

lettres de l'auteur, avec une notice par *Guillaume Colletet*, une biographie et des notes p. *Ad. van Bever*. Paris, E. Sansot et Cie. 3 fr. 50.

Dumas. Graf v. Monte Christo. III. Tl. Die Millionenbraut. Fortsetzung von Der Herr der Welt v. Adf. Mützelburg. Neu bearb. v. N. Eucharius. 3. Aufl. 4 Bde. (176, 176, 176 u. 175 S.) kl. 8⁰. Stuttgart, Franckh, 1912. 5,80 Mk.

Flaubert, G. Œuvres complètes. Madame Bovary, mœurs de province. Paris, L. Conard, 1912. In-8, XXVI-631 p. 8 fr.

Heine, H. Cinquante Lieder mis en vers français p. *Jean-Victor Pellerin*. Paris, Librairie Paul Ollendorff. S. d.

Hugo. — Lettres inédites de Mme Victor Hugo à sa sœur Julie, p. p. *L. Séché* [In: Annales Romantiques IX (1912), 4. 5 (à suivre)].

— Lettres de Madame Victor Hugo à sa Soeur Julie: II [In: Revue de Paris 15 oct. 1912].

— *L. Barthou*. Victor Hugo correcteur d'épreuves. Lettres inédites sur les *Contemplations* [In: Annales Romantiques IX (1912), 5] (Aus: La Revue Hebdomadaire).

— *J. Hardy*. Notes sur «Le Semeur» de Victor Hugo [In: Rev. de l'instruction publique en Belgique 1912, n⁰ 3—4].

— Table générale des poésies de Victor Hugo classées par ordre alphabétique de leur premier vers; par *Jean de Riva-Berni*. Menton, Impr. coopérative mentonnaise. 1912. In-4, 49 p.

Huysmans. — *E. Levrat*. La médecine dans l'œuvre de Huysmans [In: Mercure de France, 16 janv. 1913].

Lamartine. — Les harmonies de Lamartine. Nouvelles études par *G. Allais*. Paris, Soc. franç. d'impr. et de librairie. 1 fr. 50.

— Jocelyn, épisode. Journal trouvé chez un curé de village. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, XXI-333 p. 3 fr. 50 [Edition publiée par la Société propriétaire des œuvres de Lamartine].

— Une page de notre histoire littéraire: les Souscriptions de Lamartine; par *L. Esquieu*. Lille, impr. Lefebvre-Ducrocq. 1912. Grand in-8, 36 p. avec grav [Calepin d'un collectionneur de vieux papiers. Extrait du «Bulletin de la Société archéologique, historique et artistique le Vieux Papier»].

— Premières Méditations poétiques. La Mort de Socrate. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, LXIX-276 p. 3 fr. 50 [Edition publiée par la Société propriétaire des œuvres de Lamartine].

Lemaire de Belges. — S. oben p. 250 *Ryniewicz*.

Mallarmé. — La Poésie de Stéphane Mallarmé. Etude critique par *A. Thibaudet*. Paris, M. Rivière et Cie. In-8, IX-388 p.

— *A. Thibaudet*. La poésie de Stéphane Mallarmé. Étude littéraire. Paris, Éditions de la Nouvelle Revue française. 10 fr.

Marot. — *Ph. Aug. Becker*. Clément Marot und der Rosenroman [In: Germ.-roman. Monatsschrift IV (1912), 12].

Millevoye. — S. oben p. 252 *Wirthwein*.

Molière. — *Th. Edw. Oliver*. Notes on the *Bourgeois Gentilhomme* [In: Mod. Philol., Jan. 1913].

— Molière. Œuvres complètes en six volumes. 31 hors-texte d'après Louis Leloir. Étude sur l'auteur et introduction pour chaque pièce par *Émile Faguet*. 6 vol. Paris, Th. Nelson and Sons. 7 fr. 50. [Édition Lutetia].

— *J. A.* Alceste était-il protestant? [In: Bulletin de la Soc. de l'histoire du Protestantisme Français. Janv.-févr. 1913. S. 7—16].

Montaigne, textes choisis et commentés p. *Pierre Villey*. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 286 S. 8⁰. 1 fr. 50.

— *Montaigne* a-t-il eu quelque influence sur François Bacon? (Suite et fin) [In: Rev. de la Renaissance XIII (1912) avril-juin].

Montaigne, Reproduction en phototypie de l'exemplaire avec notes manuscrites des essais de Montaigne appartenant à la ville de Bordeaux publiée avec une introduction p. M. *Fortunat Strowsky.* Trois vol. in-4. Paris, Hachette et Cie. 250 fr. (A partir du 31 déc. 1913, le prix de l'ouvrage sera porté à 300 francs).

— S. oben p. 256 *Baldensperger.*

Nodier. — S. oben p. 252 *Fach.*

Pascal, B. Pensées et Opuscules, publiés avec une introduction, des notices, des notes et deux fac-similés du manuscrit des Pensées; par *Léon Brunschvicg.* 6e édition, revue. Paris, Hachette et Cie. 1912. Petit in-16, IX-812 p. 3 fr. 50 [Classiques français].

Rabelais. — S. oben p. 249.

Racine: Choix de tragédies en 2 vol. Publié par Dr. Alb. Wagner. 8⁰. Cöthen, O. Schulze Verl., 1913. geb. 1.80 Mk.; Wörterbuch (39 S.) kl. 8⁰ —.40 Mk. Tome 1. Britannicus — Mithridate — Iphigénie. XII, 192 S. Tome 2. Phèdre — Esther — Athalie. XII, 183 S. Hieraus einzeln, geb. in Halbleinw. je —.70 Mk.: Athalie. XII, 71 S. — Britannicus. XII, 65 S. — Esther. XII, 71 S. — Iphigénie. XII, 64 S. — Mithridate. XII, 63 S. — Phèdre. XII, 59 S.

— *Racine* traducteur, fragments inédits. Par *P.-P. Plan* [In: Mercure de France 1er févr. 1913].

— *P. Zahori.* Les livres annotés par Racine [In: Le Temps, 30 nov. 1912].

— Œuvres complètes. T. 2: Phèdre, Esther, Athalie, poésies diverses. Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 435 p. 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].

Regnard. Théâtre choisi. Notice et annotations; par *Georges Roth* T. 1 et 2. Paris, Larousse. 2 vol. petit in-8, avec grav. portraits et fac-similé d'autographe. T. 1er, 223 p.; t. 2, 177 p. [Bibliothèque Larousse].

Richelieu (cardinal de). Mémoires publiés d'après les manuscrits originaux pour la Société de l'histoire de France, sous les auspices de l'Académie française. T. 3 (1620—1623), publié sous la direction de M. *le baron de Courcel*; par *le comte Horric de Beaucaire.* Avec la collaboration de *Robert Lavollée.* Paris, H. Laurens. 1912. In-8, 363 p. 9 fr.

Ronsard. S. oben p. 248 *Morf.*

Rostand. — S. oben p. 252 *H. Altrock.*

Rousseau, J.-J. — Erlebnis und Bekenntnis. Eine Sammlung von Selbstbiographien. Neue Aufl. 8⁰. München, M. Mörike. geb. je 3 Mk. 5. Bd. Rousseaus, Jean-Jacques, Bekenntnisse, herausg. von Otto Fischer. 7.—10. Tausend. 492 S. mit Bildnis. 1912.

— *Wyneken, F. A.* Rousseaus Einfluß auf Klinger. [Aus: „University of California publicat. in mod. philol."] 85 S. gr. 8⁰. Berkeley 1912. Leipzig, O. Harrassowitz. 4.50 Mk.

Œuvres complètes de J. J. Rousseau. T. 11: Correspondance (suite). Paris, Hachette et Cie. 1912. In-16, 438 p. 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].

— *E. Faguet.* La Nouvelle Héloïse. Le caractère de Julie [In: Rev. des cours et conférences XXI, 2. Janv. 1913].

Ryer, Pierre du, dramatist by Henry Carrington Lancaster. Washington, published by the Carnegie Institution of Washington 1913. VI, 182 S. 8⁰.

Saint Evremond, des Herrn v., Schriften und Briefe, und die Memoiren der Herzogin v. Mazarin. Hrsg. v. Karl Federn. 2 Bde. LXXXIV, 251 u. 397 S. m. Taf. 8⁰. München, G. Müller, 1912. 25 Mk.

Scribe. Deinhardsteins „Gönnerschaften" und das französische Original [In: Zs. f. die österreich. Gymnasien LXIII (1912), 11].

Senancour, de. Obermann. T. 1er. Edition critique publiée par *G. Michaut.* Paris, E. Cornély et Cie. 1912. In-16, XXVI-243 p. [Société des textes français modernes].

Sorel, A. Correspondance d'Albert Sorel (1870—1871) [In: Rev. des deux mondes. Déc. 1912; 1er janv. 1913].

Sorel, Ch. — *P. Ronzy.* Escholiers, gentilshommes et pédants français en Italie d'après le *Francion* de Charles Sorel. Paris, H. Champion. 1912. 15 S. 4⁰. [Bibl. de l'Institut français de Florence (Université de Grenoble), IIe série, n⁰ 3].

Staël, Frau von. — *E. Grahl-Schulze.* Die Anschauungen der Frau von Staël über das Wesen und die Aufgaben der Dichtung. Kiel 1913. W. G. Mühlau. 2.40 Mk.

— Seize lettres inédites de Mme de Staël [In: Revue du Temps Présent. 2 déc. 1912].

Stendhal. Œuvres choisies. Extraits et notice de *M. Roustan.* Paris, C. Delagrave. In-18, 497 p. 3 fr. 50 [Collection Pallas].

— *H. Martineau.* L'itinéraire de Stendhal. Paris, Messein, 1912.

— Trop de faveur nuit (2e partie) [In: Revue de Paris, 1er janv. 1913].

— *F. d'Oppeln-Bronikowski.* Une Nouvelle inédite de Stendhal [In: Revue de Paris 15 déc. 1912].

Verlaine, P. Œuvres posthumes. T. 1er: Vers la jeunesse. Varia. Parallèlement (additions). Dédicaces (additions). Souvenirs. Histoires comme ça. Texte définitif collationné sur les originaux. Paris, A. Messein. 1911. In-16, 413 p. 6 fr.

— *E. Dupuy.* L'Évolution poétique de Paul Verlaine à propos d'un manuscrit du poète [In: Rev. d. deux mondes 1er déc. 1912] (S. auch Revue des cours et conférences XXI, 1. 20 déc. 1912).

Voltaire. Œuvre poétique. Notice et annotations; par *H. Legrand.* Paris, Larousse. Petit in-8, 187 p. avec 4 grav. hors texte [Bibliothèque Larousse].

— Théâtre choisi. Notices et annotations; par *H. Legrand.* Paris, Larousse. Petit in-8, 220 p. avec 4 grav. hors texte, 1 fr. [Bibliothèque Larousse].

— S. oben p. 247 *L. Jordan.*

— *Edme Champion.* Avis aux futurs éditeurs de Voltaire [In: La Révolution française 14 nov. 1912. P. 385—400].

Zola. — *W. Berteval.* Les Idées générales et la méthode de Zola d'après des inédits [In: La Vie. 28 déc. 1912].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Cohen, G. Une chaire nouvelle de langue et de littérature française à l'Université d'Amsterdam; programme et méthodes. Paris, Champion, 1912. 35 p. in-8.

Ehrke, Karl. Der neusprachliche Unterricht an Real- und Reformanstalten. 64 S. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1912. 1.20 Mk.

Graves, F. P. Peter Ramus and the Educational Reformation of the 16th Century. Lo. Macmillan. net 5/6.

Kärger, Ernst, u. *Agnes Führ.* Lehrproben u. Entwürfe in der Fremdsprache f. die Behandlung französischer Gedichte in deutschen Schulen. VIII, 151 S. 8⁰. Hannover, C. Meyer, 1913. 2,20 Mk.

Koschwitz, Eduard. Anleitung zum Studium der französischen Philologie f. Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. 4., umgearb. Aufl. v. *Gust. Thurau.* VIII, 274 S. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1912. 4 Mk.

Simonnot, E. Über die Erlernung des Wortschatzes im fremdsprachlichen Unterricht [In: Neuphilol. Mitteilungen. 1912. Nr. 7/8].

— Grammatischer Unterricht nach der direkten Methode [In: Neuphilolog. Mitteilungen 1913, Nr. 1/2] (Exemplifiziert am deutschen Unterricht).

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 völlig neu bearb. v. Schulvorsteherin Margar. Mittell. (Boerners französ. Unterrichtswerk. [Boerner-Mittell 2.]) 2. Tl. Klasse VI. Mit 3 farb. Anschauungstaf. u. 2 Bildern im Text. 3., verb. Aufl. VI, 151 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. 1,80 Mk.

Breitkreuz, Otto. Attention aux prépositions! Eine Anleitg. zur Übertragung deutscher Präpositionen ins Französische. Für den Schul- u. Selbstunterricht. 63 S. 8⁰. Dresden, C. A. Koch, 1912. 1 Mk. 1,25 Mk.

Breymann, H. Französisches Elementarbuch f. Gymnasien u. Progymnasien. 6. Aufl. Überarb. v. Dr. K. Manger. VII, 148 S. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1912. 1,60 Mk.

— Französisches Elementarbuch f. Realschulen u. Oberrealschulen. 15. Aufl. Überarb. v. K. Manger. 148 S. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1912. 1,60 Mk.

Brunot et *Bony.* Méthode de langue française. 2e livre. 1er degré: Grammaire d'après la méthode d'observation, vocabulaire théorique et pratique, élocution, lecture, récitation, poésies, exercices en textes suivis, nombreuses gravures. Paris, A. Colin, 1912. Petit in-8, 168 p. 80 centimes [Enseignement primaire élémentaire. Ouvrage conforme à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nomenclature grammaticale].

Büttner, Herm. Wörterbuch f. den Gebrauch der Präpositionen im Französischen. Die Substantive (Adjektive, Adverbien) in ihren präpositionalen Verbindgn. IV, 190 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1913. 2,80 Mk.

Cesane, O. Lingua viva francese in relazione coll' italiano: proverbi, modi di dire, pensieri, frasi italiane la cui traduzione presenta qualche difficoltà, con note di grammatica e di sintassi. Milano-Roma-Napoli, soc. ed. Dante Alighieri, di Albrighi, Segati e C. 1912. 479 S. 8⁰. L. 4,50.

Delacanne, Jean, u. *Emil Hausknecht.* Parlons et composons. Sprech- u. Aufsatzschule. Sprechübungen u. Musterstücke zur Erweiterg. des Wortschatzes, zur Förderg. der Sprechfertigkeit u. zur mündl. Vorbereitg. französ. Aufsätze. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. 3,20 Mk. 3. Heft. 87 S. m. 1 Taf. 1912. 1,60 Mk. 4. Heft. 77 S. m. 1. Taf. 1912. 1,60 Mk.

Delsart, Z. Cours pratique de langue française conforme à l'organisation pédagogique du Nord, avec des exercices variés de grammaire, d'invention et d'intelligence. Complètement remanié et mis en rapport avec les programmes; par *A. F. Cuir.* Cours moyen. Livre du maître. Lille, A. Druez, 1912. In-16, 435 p.

Dubislav u. *Boek.* Methodischer Lehrgang der französischen Sprache f. höhere Lehranstalten. Aus Frankreich. Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische f. die Oberstufe höherer Lehranstalten v. J. Hengesbach. VII, 164 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1912. Geb. 2 Mk.

Ducotterd u. *Stehling.* Lehrbuch der französischen Sprache. Wörterbuch zu Tl. II, 1. Bearb. v. Mittelsch.-Lehr. K. Nückell. 61 S. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1912. 80 Pfg.

Francillon, Cyprien. Le Français pratique. Lehrbuch der französ. Sprache. 2. verb. Aufl. II. (Schluß-)Tl. IV. 271 S. 8⁰. Berlin, Haude & Spener, 1913. 2,50 Mk.; geb. 3 Mk.

— Le Français de tous les jours. 8⁰. Cöln, M. Du Mont-Schauberg. 2. partie. Verbes irréguliers à l'usage des écoles et de l'enseignement

privé, contenant 31 exercices de conversation, 33 exercices sur homonymes et proverbes, — 45 exercices divers, 105 récits ou anecdotes. 2. éd. XVI, 356 S. 1912. Geb. 3 Mk.

Gebhardt. Neusprachliches Unterrichtswerk m. Schlüssel f. Haus u. Schule. I. Abtlg.: Französische Ergänzungsbücher m. Schlüssel. 1. Tl.: Der Franzose II (f. das 3. u. 4. Schulj.) 220 französ. Einzelübungen f. Haus u. Schule nebst e. Sachregister u. e. Verzeichnis der geübten Verben. Mit Berücksicht. der in Preußen, Sachsen u. anderen Staaten gelt. französ. Lehrpläne verf. v. Karl Seiler. In Frankreich geprüfte Ausg. XIV, 168 S. gr. 8⁰. Leipzig, B. Liebisch, 1913. Geb. 2,40 Mk.; Schlüssel. 109 S. 1,60 Mk.

Irmer, K. Lehrbuch der französischen Sprache f. Mittelschulen und verwandte Anstalten. Nach den „Bestimmgn. üb. die Neuordng. des Mittelschulwesens in Preußen" vom 3. 2. 1910 abgefaßt Ausgabe B: Französisch als 2. Fremdsprache. Mit 14 kolor. Vollbildern, vielen Schwarzdrucken, 1 Münztaf., 1 Karte v. Frankreich u. 1 Plan v. Paris. VIII, 371 S. 8⁰. Flensburg, A. Westphalen, 1912. 3,20 Mk.

Kaysel, Julie. Sammlung französischer Gedichte. XII, 136 u. Wörterbuch u. Anmerkgn. 38 S. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1912. Geb. 2 Mk.

Larousse, P. Cours de style. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 288 p. 2 fr. [Méthode lexicologique Larousse].

Masbou, M. La Composition française dans les examens et les concours. Conseils à l'usage des élèves de l'Ecole pratique Pichon et des candidats et candidates aux examens et aux concours. Paris, Ecole pratique Pichon ,37, rue de Rivoli, 8, rue Pernelle et 6, rue Nicolas-Flamel. 1912. In-16, 20 p. 1 fr. 25.

Meurer, Karl. Französische Synonymik. Mit Beispielen, etymolog. Angaben u. 2 Wortregistern. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearb. 6., sehr verb. Aufl. VIII, 188 S. gr. 8⁰. Leipzig, H. Bredt. 1912. Geb. 3 Mk.

Plan monumental de la ville de Paris. Zweite Aufl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. Preis 60 Pfg.

Ricken, W. Französisch f. Mittelschulen. Vollständiges Lehr- und Übungsbuch in 1 Bde. Nach den neuesten Bestimmgn. verf. Mit zahlreichen Abbildgn. u. Kärtchen. VII, 247 S. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1912. Geb. 3 Mk.

Schaefer, Curt. Neue französische Sprachlehre im Anschluß an das Elementarbuch. VIII, 185 S. 8⁰. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1912. 1,60 Mk.

Schroeder, C. Französisch. II. 208 S. 8⁰. Elberfeld (Ravensbergerstr. 59). R. Arhelger, 1912. Geb. 3,50 Mk.

Toutey, E. Cours pratique de langue française. Vocabulaire, Grammaire, Analyse, Orthographe, Rédaction, Récitation. 2ᵉ année. Paris, E. André fils. 1912. Petit in-8, 160 p. avec gravures, 1 fr. 05.

Walter, S. Französisch f. Militäranwärter. 121 S. 8⁰. Stuttgart (Christophstr. 26), Chr. Scheufele, 1912. 1,80 Mk.

Wolter, Eug. Französisch in Laut u. Schrift. Lin Lehrbuch f. höhere Schulen. 3. Tl. Übungsbuch f. die Sekunda der Realanstalten. VII, 132 u. Wörterverzeichnis 55 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1912. 2,40 M.

---

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Bechtel, A. Tableaux chronologiques des principales œuvres (et des principaux ouvrages destinés à la jeunesse) de la littérature française depuis les origines jusqu'à nos jours, suivis de 2 tables alphabétiques, à l'usage des candidats et candidates aux divers examens de lettres

et des étudiants de lettres. 3. éd. revue et augmentée. 107 S. gr. 8⁰. Wien, Manz, 1912. 2,10 Mk.

Hémon, F. Cours de littérature, Etudes sur les auteurs prescrites pour le brevet supérieur (1914—1917). T. 1er: Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Bossuet, Mme de Sévigné. T. 2: Voltaire, Rousseau, Lamartine, A. Thierry, Victor Hugo. Paris, C. Delagrave, 1912. 2. vol. in-18 jésus. T. 1er, 556 p. 4 fr.; t. 2, 398 p. 3 fr. 50.

Lange. Abriß der französischen Literatur und Metrik nebst sprachgeschichtlicher Einleitung für die Prima der höheren Lehranstalten, Oberlyzeen und Neuphilologen. VI, 130 S. 8⁰. Gotha, F. A. Perthes, 1913. 1,20 Mk.

Auteurs (les) français du brevet supérieur. 1914—1917. Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Mme de Sévigné, Bossuet, Voltaire, J. J. Rousseau, Lamartine, Augustin Thierry, Victor Hugo, publiés avec des notices et des notes; par MM. Petit de Julleville, Lanson, Thirion, Regnier, Madeline, Rébilliau, Brunel, Mabilleau, Cornuel, groupés par *J. Boitel.* Paris, Hachette et Cie., 1912. Petit in-16, 1032 p. cartonné, 4 fr.

Bibliothèque française. kl. 8⁰. Dresden, G. Kühtmann. Nr. 94. *Ségur,* Général Comte de: Histoire de Napoléon et de la grande-armée pendant l'année 1812. Für den Schulgebrauch bearb. v. *Wilh. Reimann.* Mit Einleitg., Anmerkgn., Wörterbuch u. Übersichtskarte. VI, 132, 57 u. 67 S. 1912. 1,60 Mk.

— dasselbe. Einsprachige (Reform-)Ausg. kl. 8⁰. Ebd. Nr. 9. *Ségur,* Général Comte de: Histoire de Napoléon et de la grande-armée pendant l'année 1812. (Pages choisies.) Éd. avec notes littéraires et grammaticales par *Reimann* et *Lucian Jomard.* VII, 132 S. m. 1 Karte u. 58 S. 1912. 1,60 Mk.

Bornecque, Henri, et *Benno Röttgers.* Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme siècles, avec la collaboration de Ob.-Realsch.-Prof. Th. Riehm. Tome I: XVIIme et XVIIIme siècles. 2 Tle. Textes et notes. X, 374 u. 85 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1912. Geb. 4 Mk.

Bossuet. Oraisons funèbres. Edition classique. Tours, A. Mame et fils. Petit in-16, 260 p. [Livres classiques à l'usage des collèges].

Boucley, A. et *L. Garinot.* Textes choisis d'explication française. Garçons: classes de 6e et 5e. Jeunes filles: 1re année secondaire. Paris, A. Colin, 1912. In-16, IX-268 p. 1 fr. 50.

Bouillot, V. Le Français par les textes. Lecture expliquée, Récitation, Grammaire, Orthographe, Vocabulaire, Composition française; Cours élémentaire (1re degré). Paris, Hachette et Cie., 1912. In-16, 256 p. avec grav. 90 cent. [Nouveau Cours d'enseignement primaire, rédigé conformément aux programmes officiels].

Dessaint, L. et *C. Jamart.* La Langue française. Le Mot, la Proposition, la Phrase, le Paragraphe, la Composition. Notions grammaticales, étymologie, orthographe d'usage et de règles, vocabulaire, analyse et synthèse de propositions et de phrases, élocution et composition française. Cours préparatoire et élémentaire. Paris, A. Lesot. In-16, 184 p. avec gravures.

Crouzet, P., G. Berthet et *M. Galliot.* Méthode française et exercices illustrés, 4e et 3e (garçons), 3e et 4e année (filles). Enseignement primaire supérieur. Nombreuses illustrations de Bernard Naudin, nombreux tableaux de maîtres. 2e volume. Toulouse, E. Privat. Paris, H. Didier, 1913. In-16, XV-537 p. 2 fr. 80 [Cours simple et complet de langue française Paul Crouzet].

Diesterweg's neusprachliche Reformausgaben, hrsgb. v. Prof. Dr. Max Frdr. Mann. Neue Aufl. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 15. Maupassant, Guy de. Contes et nouvelles. (IIème recueil.) Annotés par Prof. Charles Robert-Dumas. Seule éd. autorisée pour les pays de langue allemande. 2. éd. XV, 67 u. 36 S. 1912. 1,40 Mk. 17. Robert-Dumas, A., Ch. Robert-Dumas, Proff. Petits Français. Scènes de la vie familière. 3. éd. VI, 80 S. 1912. Geb. 95 Pfg.

Herrig, L., et *G. F. Burguy.* La France littéraire. Remaniée par *Henri Bornecque.* Avec notes explicatives. 50. éd. XV, 706 S. m. 10 Bildnis-Taf., 1 farb. Karte u. 1 farb. Plan. gr. 8⁰. Braunschweig, G. Westermann, 1912. Geb. 5 Mk.

La Fontaine. — La Société du XVIIe siècle dans les fables de La Fontaine; par *Jean Beix.* Paris, G. Vitry, édit. de diapositives. 1912. Petit in-8, 32 p. [Enseignement par les projections lumineuses. Notice rédigée sous le patronage de la commission des vues instituée près du Musée de l'enseignement public].

Morceaux choisis de littérature française. Moyen âge, Renaissance, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles; par F. G. M. Enseignement secondaire. Tours, A. Mame et fils. Paris, J. de Gigord; et chez les principaux libr. 1912. In-16, 880 p.

Präparationen nebst *Übersetzung* f. den neusprachlichen Unterricht, v. e. Fachmann. 16⁰. Kattowitz, Phönix-Verlag. Je 50 Pfg. — Französisch. 16⁰. Ebd. Nr. 8. Racine: Phèdre. 107 S. 1913. Nr. 9 u. 10. Sandeau: Mademoiselle de la Seiglière. 2 Hefte. 104 u. 96 S. 1913. Nr. 11 u. 12. Molière: Les femmes savantes (die gelehrten Frauen). 2 Hefte. 94 u. 84 S. 1913.

Sammlung englischer u. französischer Autoren. Hrsgb. v. Drs. Frz. Eigl u. Rich. Lederer. kl. 8⁰. Troppau, Buchholz & Diebel. 21. *Merimée Prosper*: Colomba. Eingeleitet u. m. Anmerkgn. versehen v. Prof. Rich. Goldreich. 205 S. 1912. 50 Pfg.

Schöningh's, Ferd., französische u. englische Schulbibliothek. I. Serie. kl. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. Bisher u. d. T.: Schülerbibliothek, Französische. 16. Bdchn. Girardin, Mme de, A. de Musset: La joie fait peur. — Fantasio. Comédies. Hrsg. v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. 110 u. Anmerkgn. 10 S. 1912. Geb. u. geh. 1,20 Mk.; m. Wörterbuch. 41 S. 1,40 Mk. — Dasselbe. I. Serie. Neue Aufl. kl. 8⁰. Ebd. 2. Bdchn. Beauchesne, A. de: Louis XVII. Sa vie, sa mort. Auszüge aus dem Werke v. B. Ouvrage couronné par l'académie française. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch versehen v. F. Mersmann. 2. Aufl. 99 u. 15 S. 1912. Geb. u. geh. 1 Mk.; m. Wörterbuch. 37 S. 1,20 Mk.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A. 8⁰. Leipzig, Renger. 167. Bd. *Houssaye, Henry*: 1815. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. Rich. Arndt. Alleinberecht. Ausg. XII, 166 S. m. 8 Abbildgn. 1913. 1,50 Mk. 169. Bd. *Barail*, Général du: Le siège de Metz, aus: Mes souvenirs. Für den Schulgebrauch erklärt v. Frz. Rudolph. Berechtigte Ausg. VI, 89 S. m. 2 farb. Karten. 1913. Geb. 90 Pfg.; Wörterbuch 27 S. 20 Pfg.

Simion, Leonh., Nf. Sammlung französischer Schulausgaben. Hrsg. v. *Max Pfeffer.* Text u. Wörterverzeichnis. kl. 8⁰. Berlin, L. Simion Nf. Text 50 Pfg.; Wörterverzeichnis 25 Pfg. 11. Bd. *Molière*: Le misanthrope. Comédie. Hrsg. v. *Siegb. Schayer.* 1. Tl. Text u. Anmerkgn. 113 u. 37 S. — 2. Tl. Wörterverzeichnis. Bearb. v. *Siegb. Schayer.* 39 S. 1912.

Simon, F., u. *J. Stockhaus.* Französische und englische Volkslieder für den Schulgebrauch. VII, 114 S. kl. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1912. Geb. 1,20 Mk.

Sprachenpflege, System August Scherl. kl. 8⁰. Berlin, A. Scherl. Geb. in Leinw. je 60 Pfg. — Französisch. (Französisch u. deutsch.) 26. Bd. *Dumas, Alexandre.* Die schwarze Tulpe. La tulipe noire. Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. W. Violet. 5. Bd. S. 351—431. 1912. 27. Bd. *Ourliac, Edouard.* Die tolle Nacht. (La folle nuit.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. L. Böckel. 101 S. 1912. 28. u. 29. Bd. *Gozlan, Léon.* Geschichte e. Diamanten. (Histoire d'un diamant.) Französische Bearbeitg. u. Übertragg. ins Deutsche v. W. Violet. 1. u. 2. Bd. 191 S. 1912.

Surkamp, Ernst. Die Sprechmaschine als Hilfsmittel f. Unterricht u. Studium der neueren Sprachen. Mit e. Verzeichnis v. etwa 1000 Sprechmaschinenplatten m. Prosavorträgen, Gesprächen, Rezitationen u. Liedern in deutscher, engl., französ., italien., span. u. russ. Sprache (m. genauem Register aller auf diesen Platten vorkomm. Texte) sowie v. Sprechmaschinen f. Unterricht u. Studium. 77 S. gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet, 1912. 50 Pfg.

Wittenbrinck, G., u. *H. Vollmer.* Französische und englische Gedächtnisstoffe für Reform-Realgymnasien, Real- und Oberrealschulen, nach Klassen zusammengestellt. 42 S. 8⁰. Unna, G. Hornung, 1912. 40 Pfg.

Berichtigung.

S. 30, Z. 23 l. stimmhaftes $s = z$ statt stimmloses $s = ss$.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XL.
Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1912—1913.



INHALT.

Abhandlungen.



Die Varianten von Victor Hugos „Odes et Ballades".

Zur Geschichte seiner Entwicklung in den zwanziger Jahren.

I. Die *„Odes et Ballades"* und die *édition définitive.*

Als V. Hugo 1828 zum erstenmal seine Oden und Balladen sammelte, schrieb er im Vorwort über ihre Textgestalt, nachdem er von der Zusammenstellung und Anordnung der Gedichte gesprochen hatte[1]: «Il faut tout dire. Les modifications apportées à ce recueil ne se bornent pas peut-être à ces changements matériels. Quelque puérile que paraisse à l'auteur l'habitude de *faire des corrections* érigée en système, il est très loin d'avoir fui, ce qui serait aussi un système non moins fâcheux, les corrections qui lui ont paru importantes; mais il a fallu pour cela qu'elles se présentassent naturellement, invinciblement comme d'elles-mêmes, et en quelque sorte avec le caractère de l'inspiration. Ainsi, bon nombre de vers se sont trouvés refaits, bon nombre de strophes remaniées, remplacées ou ajoutées. Au reste tout cela ne valait peut-être pas plus la peine d'être fait que d'être dit.»[2]

Die sogenannte *édition définitive d'après les manuscrits originaux*, deren große Mängel und Unzuverlässigkeit besonders durch die Untersuchungen der Brüder Glachant[3] aufgedeckt worden sind, ist mit der Mitteilung von Varianten für alle Werke

[1]) Dieses Vorwort ist mit den früheren Vorreden von Juni 1822, Dezember 1822, 1824, 1826, 1828 und der letzten von 1853 in der *édition définitive d'après les manuscrits originaux* (Paris, Hetzel) abgedruckt. Ich zitiere nach der Ausgabe in 18⁰ und zwar die «*Odes et Ballades*» mit der Abkürzung: *OB*. Andere Abkürzungen, die ich gebrauche, sind: *CL.* = *Conservateur littéraire* — *MFr.* = *Muse Française* — *TR.* = *Tablettes romantiques.*

[2]) *OB.* p. 20.

[3]) Paul et Victor Glachant, *Un laboratoire dramaturgique. Essai critique sur le théâtre de V. Hugo. Les drames en vers.* 1902 — *Les drames en prose* 1903. Vgl. passim u. bes. Bd. II p. 505 ff.

sehr sparsam, obwohl der Dichter den Herausgebern seine Manuskripte zur Verfügung gestellt hatte. Und die wenigen, die sie mitteilt, sind offenbar so planlos und aufs geradewohl ausgewählt, daß sich aus ihnen keine sicheren Schlüsse auf die feilende Arbeit V. Hugos und die verschiedenen Fassungen ziehen lassen. Für die *OB.* aber, also den Band, der 1880 die neue Gesamtausgabe einleitete, gibt sie überhaupt keine Varianten. Eine Bemerkung am Ende erklärt lakonisch: «Les variantes des manuscrits consistent, pour les *OB.*, dans ces "vers refaits", dans ces strophes "remaniées ou remplacées" dont parle la préface de 1828. On n'a pas jugé qu'il fût intéressant de reproduire, d'après les premières éditions, ces vers de l'adolescent, condamnés et corrigés par le jeune homme. Quant aux pièces entièrement supprimées, elles seront mieux à leur place dans le tome premier de *V. Hugo raconté par un témoin de sa vie.*»[4])

Es ist durchaus begreiflich, daß V. Hugo im Jahre 1880, als er auf sein Werk von riesenhaftem Umfang zurückblickte, den Jugendgedichten, deren Ideen und Stil er längst überwunden hatte, gleichgültig und fremd gegenüberstand. Daß er sie geringer schätzte als andere spätere Gedichte und deshalb ganz vergaß, daß vielleicht gerade hier aus den Varianten manches interessante zu lesen wäre. Denn da die Korrekturen in die entscheidenden Kampfjahre der Frühromantik fallen, ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sie ein Stück seiner Entwicklung spiegeln.

Ich habe diese Varianten zusammengestellt, da ich V. Hugos dichterische Anfänge untersuchen wollte und fürchten mußte, durch die *éd. déf.* irre geführt zu werden. Ich gebe alle irgendwie wichtigen daraus im folgenden mit dem Versuch einer Analyse wieder. Wir haben zwar jetzt eine neue schöne Hugo-Ausgabe, die sogenannte *édition de l'imprimerie nationale*,[5]) die ungleich besser und sorgfältiger gemacht ist als die von Hetzel. Aber auch sie ist weit davon entfernt, die erwünschte kritische Ausgabe darzustellen, und nach den bisher erschienenen Bänden zu urteilen, wird auch sie sich für die Oden und Balladen mit einer mehr oder weniger dem Zufall überlassenen Auswahl von Lesarten begnügen, die kein treues und vollständiges Bild geben kann.

Leider konnte ich für meine Untersuchung das Manuskript der Oden und Balladen nicht einsehen, das verschollen zu sein scheint. Es befindet sich nicht unter den Handschriften, die der Bibliothèque Nationale von der Familie Hugo überlassen

[4]) *OB.* p. 326.

[5]) Erscheint seit 1905 bei Ollendorf in Paris, jetzt unter der Leitung von Gustave Simon.

wurden. Und Herr Professor Dr. Louis Koch,[6]) der liebenswürdige und verdienstvolle Konservator der Maison de Victor Hugo in Paris, der noch einige Handschriften, besonders von Jugendwerken Hugos besitzt, erklärte mir auf meine Anfrage, daß es seines Wissens auch ihm fehle. Glücklicherweise war eine Prüfung des Ms. für meine Zwecke leicht entbehrlich. Es ist mir ja nicht allgemein um einen Einblick in die Art zu tun, wie V. Hugo arbeitete, abänderte und verbesserte, verwarf und hinzufügte. Dafür wären natürlich die Werke aus späterer, reiferer Zeit viel suggestiver und lehrreicher, z. B. die Dramen und Gedichte, die die Brüder Glachant und einige andere an der Hand der Mss. studiert haben. Sondern mir ist es nur darum zu tun, ob und inwieweit sich schon in den Korrekturen der Übergang von den ästhetischen Idealen des Pseudo-Klassizismus zu denen der Romantik, der Übergang von schablonenhaftem Stil und Nachempfinden zu eigenpersönlichem Empfinden und Ausdruck abzeichnet. Und dazu bieten die verschiedenen Drucke der Oden und Balladen Material genug und ebenso interessantes als die Hs. tun könnte, vor allem für die Gedichte der ersten Sammlung von 1822, die in nicht weniger als vier sukzessiven Ausgaben vorliegen, einige sogar in noch mehr, da sie vorher schon in Einzeldrucken oder Zeitschriften erschienen waren.

E. Biré hat in seinem Buch «*V. Hugo avant 1830*»[7]) auf die Varianten aufmerksam gemacht und ein paar von ihnen als Beispiele abgsdruckt, aber willkürlich herausgegriffene und so gut wie ohne Kommentar. Auch Léop. Mabilleau hat ein paar in seinem wertvollen Aufsatz «*Le sens de la vue chez V. Hugo*»[8]) herangezogen. Aber sonst ist niemand von denen, die sich mit V. Hugos Jugend beschäftigt haben, darauf eingegangen, weder

---

[6]) Ich möchte auch an dieser Stelle Herrn Prof. Koch noch für die große Liebenswürdigkeit danken, mit der er mir die an den überaus seltenen Originalausgaben V. Hugos so reiche Bibliothek der Maison de V. Hugo zur Verfügung gestellt hat. Herr Prof. Koch, ein Neffe der Frau Drouet, der selbst in der Intimität des Dichters gelebt hat und heute noch in seiner Wohnung ein sehr interessantes Hugo-Museum besitzt, obwohl viele seiner Erinnerungen (Möbel, Bilder etc.) von ihm bereits der Maison de V. Hugo geschenkt worden sind, beabsichtigt dort eine Hugo-Bibliothek einzurichten, zu der ja bereits schöne Ansätze vorhanden sind. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß ihm alle jene, die über V. Hugo arbeiten, ihre Schriften zusendeten, damit die jetzt schon so zahlreiche und außerhalb Frankreichs verstreute Hugo-Literatur an einer Zentralstelle gesammelt und bequem zugänglich gemacht werden könnte.

[7]) Ich zitiere das Buch als Biré I nach der neuen Ausgabe von 1902 (Paris, Perrin et Cie.) und verweise überall auf die schon von ihm gebrachten Beispiele.

[8]) *Revue des Deux Mondes* 15. Okt. 1890 p. 834—859. Das meiste daraus ist in Mabilleaus schöne Monographie übergegangen (*Les grands écrivains français*, Paris, Hachette).

G. Simon.[9]) noch E. Dupuy.[10]) noch in seiner viel älteren Studie J. Sarrazin.[11])

II. Die verschiedenen Ausgaben der Oden und Balladen.

Bekanntlich sind die *«Odes et Ballades»* unter diesem Titel, mit den Gedichten und in der Zusammenstellung und Anordnung, wie wir sie heute in der *éd. déf.* lesen, zum erstenmal 1828 erschienen. Sie enthalten im ganzen 87 Gedichte, 72 Oden und 15 Balladen. Elf davon waren 1828 neu hinzugekommen. Die übrigen 76 Gedichte sind den früheren Sammlungen entnommen und zwar hat sie V. Hugo etwas gewaltsam zu 5 Büchern Oden und einem Buch Balladen aneinandergereiht, deren Gliederung er in seinem Vorwort auseinandersetzt und zu rechtfertigen versucht.

Die älteren Bände, die zu diesem Fonds beigesteuert haben, sind die folgenden:

1. ODES / ET / POÉSIES DIVERSES, / PAR VICTOR-M. HUGO. / Vox clamabat in deserto. / A PARIS, / CHEZ PELICIER, Libraire, Place du Palais- / Royal No. 245. / 1822.

Bändchen in 24⁰ von 3 Bl. + 234 SS. (Exemplare in der Maison de V. Hugo und der Bibliothèque Nationale. 8⁰. Ye 5352.) Dies ist die bei Guiraudet (*Rue St. Honoré No. 315, vis-à-vis St. Roch*) gedruckte Originalausgabe, deren Ausstattung und Druck übrigens nicht ganz so schlecht sind, als man nach der wegwerfenden Äußerung im *V. Hugo raconté par un témoin de sa vie* vermuten möchte.[12])

Dem Titelblatt folgt ein unnummeriertes Blatt, das zwei Motti trägt: 1. *«Quelque chose me presse d'élever la voix et d'appeler mon siècle en jugement». (F. de La Mennais)* und *«Ecoutez: je vais vous dire des choses du cœur».* (*Hafez* [sic!]). Der Band enthält 24 Oden, nämlich: I *Le poète dans les révolutions* — II *La Vendée* — III *Les vierges de Verdun* — IV *Quiberon* — V *Le rétablissement de la statue de Henri IV* — VI *La mort du duc de Berry* — VII *La naissance du duc de Bordeaux* — VIII *Le baptême du duc de Bordeaux* — IX *Vision* — X *Buonaparte* —

---

[9]) *L'enfance de V. Hugo.* Paris, Hachette 1904.

[10]) *V. Hugo, l'homme et le poète. Nouv. éd.* und *La jeunesse des Romantiques* 1905 (Paris, Soc. fr. d'impr. et de libr.).

[11]) V. Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang. Baden. Pgr. 1885. Dagegen hat Sarrazin in seinen „Beiträgen zur Hugo-Forschung" (*Zeitschrift für franz. Sprache u. Lit.* 1892, p. 96, Anm. 3) darauf hingewiesen, daß eine textkritische Ausgabe der *OB.* für das Erkennen von Hugos Entwicklung von großem Belang wäre.

[12]) *Éd. déf.* Bd. III p. 5: «C'était un in-18 d'un papier gris sale, imprimé en caractères de rebut, assez bons pour des vers. La couverture, trop étroite, était ornée d'un dessin figurant un vase entouré de serpents qui voulaient sans doute être les serpents de l'Envie, mais qui semblaient plutôt être les couleuvres d'une pharmacie, s'échappant de leur bocal.»

XI *La lyre et la harpe* — XII *Moïse sur le Nil* — XIII *Le dévouement* — XIV *À l'académie des Jeux Floraux* — XV *Le génie* — XVI *La fille d'O-Taïti* — XVII *L'homme heureux* — XVIII *Regret* — XIX *Au vallon de Cherizy* — XX *À toi* — XXI *La chauve-souris* — XXII *Le nuage* — XXIII *Le cauchemar* — XXIV *Le matin.* — Ferner drei *Poésies diverses*, denen als Motto vorausgeht: *Facies non omnibus una (Ovid.)*, nämlich: I *Raymond d'Ascoli* — II *Idylle* — III *Les derniers Bardes, poème.*

Die drei *Poésies diverses* hat V. Hugo bereits in der nächsten Auflage ausgemerzt, um seine Sammlung einheitlicher auf den Ton der Ode zu stimmen. Sie waren vorher im *CL.* erschienen und sind heute stark überarbeitet in *V. Hugo raconté par un témoin de sa vie* mit anderen Jugendversuchen zu lesen.[13]) Die übrigen Gedichte sind alle in die *éd. déf.* eingegangen und zwar bilden Ode I—X das I. Buch der Oden (zusammen mit der an fünfter Stelle eingeschobenen Ode: *Louis XVII*), Ode XI—XVII stecken, von späteren eingerahmt, im IV. Buch, Ode XVIII bis XXIV, ebenfalls von späteren eingerahmt im V. Buch.

Im Juni 1822 war der Band erschienen. Schon im Juli desselben Jahres kann V. Hugo an seinen Freund J. de Rességuier nach Toulouse schreiben, daß er auf eine baldige zweite Auflage hofft.[14]) Sie erschien noch im Dezember 1822:

2. ODES / PAR VICTOR-M. HUGO. / Vox clamabat in deserto. / SECONDE EDITION / AUGMENTÉE DE DEUX ODES NOUVELLES. / PARIS. / PERSAN, ÉDITEUR, RUE DE L'ARBRE SEC, No. 22; / PÉLICIER, LIB., PLACE DU PALAIS-ROYAL, No. 243. / 1823.

Bändchen in 18^0 von 222 SS., gedruckt von Busscher, *imprimeur* (Maison de V. Hugo). Der Titel ist geändert, da die *Poésies diverses* fehlen. Neu hinzugekommen sind die Ode *Louis XVII*, die wie in der *éd. déf.* an fünfter Stelle steht, und als letzte XXVI. die Ode *Jéhovah*, die in der *éd. déf.* die letzte XVIII. des IV. Buches bildet. Sonst sind Zahl und Reihenfolge der Gedichte dieselben geblieben.

Über ein Jahr später erschien ein ganz neuer Band, Ende März 1824.[15])

3. NOUVELLES / ODES / PAR / VICTOR-M. HUGO. / Nos canimus surdis. / A PARIS, / CHEZ LADVOCAT, LIBRAIRE, / ÉDITEUR DES ŒUVRES COMPLÈTES DE SHAKESPEARE, SCHILLER, BYRON, / MILLEVOYE ET DES CHEFS-D'ŒUVRE DES THÉÂTRES ÉTRANGERS. MDCCCXXIV.

---

[13]) *éd. déf.* Bd. I p. 203—205 u. p. 219—236.

[14]) *Correspondance* (Paris, Calmann-Lévy). 3e *éd.* 1896. Bd. I p. 29 f.

[15]) Vgl. Biré I p. 363.

Bändchen in 12⁰ von XXVIII + 232 SS., gedruckt bei J. Pinard *(Rue d'Anjou-Dauphine No. 8)*, geschmückt mit einem Stich nach Deveria, der das Gedicht *Le sylphe* illustriert. (Maison de V. Hugo und Bibl. Nat. Réserve p. Ye 235). Es enthält außer einer Vorrede (wie die zwei früheren) folgende 28 Gedichte: I *À mes vers* — II *Le poète* — III *L'histoire* — IV *La bande noire* — V *À mon père* — VI *Le repas libre* — VII *La liberté* — VIII *La guerre d'Espagne* — IX *À l'arc de triomphe de l'Étoile* — X *La mort de Mlle de Sombreuil* — XI *L'âme* — XII *Le chant de l'arène* — XIII *Le chant du cirque* — XIV *Le chant du tournoi* — XV *Le sylphe* — XVI *La grand'mère* — XVII *Épitaphe* — XVIII *Mon enfance* — XIX *Ballade* — XX *À* G××× — XXI *Paysage* — XXII *Encore à toi* — XXIII *Son nom* — XXIV *Actions de Grâces* — XXV *À mes amis* — XXVI *À l'ombre d'un enfant* — XXVII *L'Antechrist* — XXVIII *Le dernier chant.* —

Alle finden sich in der *éd. déf.* wieder und zwar bilden Ode I (unter dem Titel: *À mes odes*) — X mit Ode XXVIII zusammen das II. Buch, nur Ode II hat sich ins IV. Buch verirrt, das sie einleitet, Ode XI—XIV, XVII und XXVII reihen sich im IV. Buch an die Gedichte von 1822, die Oden XVIII und XX (unter dem Titel: *À G...y*) — XXVI stecken im V. Buch, Ode XIX (unter dem Titel: *Une fée*), XV und XVI eröffnen das Buch der Balladen.

Das folgende Jahr bringt keinen neuen Gedichtband, aber die dritte Auflage der ersten Oden:

4) ODES / PAR VICTOR HUGO. / Vox clamabat in deserto. / Troisième édition. / TOME PREMIER. / A PARIS, / CHEZ LADVOCAT, LIBRAIRE, / ÉDITEUR DES ŒUVRES COMPLÈTES DE SHAKESPEARE, SCHILLER, BYRON, MILLEVOYE ET DES CHEFS-D'ŒUVRE DES THÉÂTRES ÉTRANGERS. / MDCCCXXV.

Bändchen in 12⁰ von XII + 236 SS., gedruckt bei J. Pinard, geschmückt mit einem Stich nach Deveria, der das Gedicht *La chauve-souris* illustriert. (Maison de V. Hugo.) Anzahl und Reihenfolge der Oden ist dieselbe wie in der Ausgabe von 1823. Als II. Band dieses ersten Versuchs von gesammelten Gedichten fungieren die «*Nouvelles Odes*», als III. Band die Originalausgabe der «*Odes et Ballades*» von 1826. Das Ganze ist von V. Hugo selbst als dreibändige Ausgabe gedacht. Denn das Vorwort von 1826 beginnt: «Pour la première fois l'auteur du recueil de compositions lyriques *dont les Odes et Ballades forment le troisième volume*, a cru devoir etc.»[16])

[16]) Der kursiv gedruckte Satz fehlt in *éd. déf.* p. 15. — Die 3 Bändchen erscheinen im selben Format, nur mit etwas verändertem Umschlag und Titelblatt (andere Vignetten und die Bezeichnung *tome second—troisième* durchgeführt) auch 1827 in Paris und Brüssel bei Ladvocat. Da sie bis in alle Einzelheiten mit der Pariser Ausgabe übereinstimmen, wird es sich nur um eine Titelauflage handeln. —

5) ODES / ET / BALLADES, / Par Victor Hugo. / Renouvelons aussi / toute vieille pensée. / DU BELLAY. / PARIS / LADVOCAT LIBRAIRE DE S. A. R. LE DUC DE CHARTRES, AU PALAIS-ROYAL. / 1826.

Bändchen in 12^0 von X + 238 SS., gedruckt bei J. Tastu, rue de Vaugirard 36, geschmückt mit einem Stich nach Deveria zu der Ode *Les deux iles* (Maison de V. Hugo). Es enthält außer dem Vorwort 13 Oden, denen das lange Zitat aus Milton vorangeht, das in der *éd. def.* p. 107 das III. Buch eröffnet, nämlich: I *À M. Alphonse de L.* — II *À M. de Chateaubriand* — III *Les funérailles de Louis XVIII* — IV *Le Sacre de Charles X* — V *Au colonel G. A. Gustaffson* — VI *Les deux îles* — VII *Un chant de fête de Néron* — VIII *À XXXX* — IX *À une jeune fille* — X *Le portrait d'une enfant* — XI *Aux ruines de Montfort L'Amaury* — XII *Le voyage* — XIII *Promenade* — Ferner 10 Balladen, denen als Motto zwei Verse von Vigny vorausgehen («*Qu'il est doux, qu'il est doux de conter des histoires, des histoires du temps passé*»), nämlich: I *À Trilby* — II *Le Géant* — III *La fiancée du timbalier* — IV *La mêlée* — V *Les deux Archers* — VI *L'aveu du châtelain* — VII *Hymne Oriental* — VIII *À un passant* — IX *La ronde du Sabbat* — X *La fée et la péri.* —

Auch diese Gedichte sind alle in die def. Ausgabe der *OB.* aufgenommen worden, mit Ausnahme von Ballade VII, die nun unter dem Titel: *La ville prise* in den *Orientales* (*éd. déf.* p. 145 ff.) steht. Ode I—VI bilden mit 2 späteren zusammen das dritte Buch (1824—28), Ode VII steht als XV. im vierten Buch, Ode VIII (unter dem Titel: *À Ramon, duc de Benav.*) und Ode IX—XIII stehen als No. XXI, XVII, XXII, XVIII, XIX und XX im fünften Buch. Die 9 Balladen begegnen im Buch der Balladen als No. IV—X, XIV u. XV, Ball. VI jetzt unter dem Titel: *Écoute-moi, Madeleine.*

1828 erscheint dann in 2 Bänden die gesammelte Ausgabe:[17])

6) ODES / ET BALLADES / PAR VICTOR HUGO. / CINQUIÈME ÉDITION. / TOME I. — ODES. / PARIS / HECTOR BOSSANGE, / QUAI VOLTAIRE, No. 11. / 1828.

Und der zweite Band mit demselben Titelblatt, nur den Vermerk tragend: TOME II. — ODES. — BALLADES.

2 Bände in 8^0, Bd. I: XL + 320 SS. — II: 471 SS., gedruckt bei J. Tastu, jeder Band geschmückt mit je einer Titelvignette, Bd. I mit einem nicht signierten Stich, der sich auf die Ode *À la colonne* bezieht, Bd. II mit einem nicht signierten Stich, der

[17]) Vorher war 1828 in Brüssel bei Laurent frères ein Neudruck der *Odes*, *Nouvelles Odes* und *Odes et Ballades* von 1826 unter dem Titel: *Poésies de V. Hugo* (XXXVI + 540 SS. in 32^0) erschienen, der den Text der älteren Ausgaben wiedergibt. — Quérard, *La France littéraire* Bd. IV (1830) zählt eine *IVe édition* von 1828 in 2. Bänden in 8^0 mit vier Stichen bei Bossanges auf, die ich nicht finden konnte. Vgl. auch *Annales Rom.* I 1904 p. 287.

La ronde du Sabbat illustriert. (Maison de V. Hugo und Bibl. Nat. Rés. p. Ye 233). Diese Ausgabe enthält wie die *éd. déf.* die Vorreden der früheren, nur geht ihnen hier die Vorrede von 1828 voraus statt zu folgen. Ferner enthält sie mit Ausnahme der unterdrückten Stücke alle älteren Gedichte, zu denen sich noch 11 neue gesellen, nämlich: *À la colonne de la place Vendôme — Fin — La demoiselle — À mon ami S.-B. — Premier Soupir — À madame la comtesse A. H. — Pluie d'été — Rêves — La chasse du Burgrave — Le pas d'armes du roi Jean — La légende de la nonne.* — Anzahl, Einteilung und Reihenfolge der Gedichte sind, wie schon bemerkt, dieselbe wie in der *éd. déf.* Auch sind hier alle, auch die älteren Gedichte mit ihrem Entstehungsdatum versehen. Aber die Textgestaltung ist noch nicht durchaus die endgültige. In mehreren allerdings unwichtigen Einzelheiten stimmt der Text von 1828 noch mit den früheren Ausgaben gegen die *éd. déf.* überein.[18] Die Behauptung von Biré (I p. 458), daß die Ausgabe von 1828 das Vorbild aller folgenden geworden sei, trifft also nur mit Einschränkungen zu. Außer diesen Ausgaben waren für einzelne Gedichte noch Sonderdrucke und Zeitschriften zu vergleichen:

So für *La Vendée* die Plakette:

LES DESTINS / DE / LA VENDÉE. / ODE. / A PARIS. / DE L'IMPRIMERIE D'ANTH^e BOUCHER: / SUCCESSEUR DE L. G. MICHAUD, / RUE DES BONS ENFANTS No. 34. / MDCCCXIX.

8⁰. 17 SS. (Titelbl. mitgezählt. Auf dem 2. Blatt die Widmung an Chateaubriand, am Schluß der Name des Dichters. V. M. Hugo. Maison de V. H.)

Für *La mort du duc de Berry* die Plakette:

ODE / SUR LA MORT DE SON ALTESSE ROYALE / CHARLES-FERDINAND-D'ARTOIS / DUC DE BERRI, FILS DE FRANCE; / PAR V.-M. HUGO. / A PARIS. / CHEZ ANTH^e BOUCHER, IMPRIMEUR-LIBRAIRE / RUE DES BONS ENFANTS, No. 34 / ET CHEZ PETIT, PELICIER, DE LAUNAY, LIBRAIRES, / AU PALAIS-ROYAL. / MDCCCXX.

8⁰. 8 SS. (Titelbl. mitgezählt. Maison de V. Hugo. Auf dem Titelblatt verso der Vermerk: *Extr. du Conserv. litt. tom. I. VII livr.*) Diese Ode ist in 2. Auflage als Anhang zur Plakette: *La naissance du duc de Bordeaux* erschienen. Eine Anmerkung erklärt dort p. 9: „Depuis que la première édition est épuisée, cette ode ayant été réimprimée plusieurs fois, on croit devoir en donner ici une seconde édition.»

[18]) S. diese Korrekturen unten p. 17.

Für *La naissance du duc de Bordeaux* die Plakette:

ODE / SUR LA NAISSANCE DE SON ALTESSE ROYALE / MONSEIGNEUR / LE DUC DE BORDEAUX / SUIVIE D'UNE ODE / SUR LA MORT DE SON ALTESSE ROYALE / MONSEIGNEUR / LE DUC DE BERRI. / PAR VICTOR-MARIE HUGO. / DE L'ACADÉMIE DES JEUX-FLORAUX. / A PARIS. / CHEZ. ANTH^e^ BOUCHER, IMPRIMEUR-LIBRAIRE / RUE DES BONS ENFANTS No. 34. / ET CHEZ PÉLICIER ET PONTHIEU, LIBRAIRES AU PALAIS-ROYAL. / MDCCCXX.

8⁰. 15 SS. (Titelbl. mitgezählt. Maison de V. Hugo. Ab p. 9 die Ode auf den Herzog von Berry. Eine Anmerkung am Schluß weist darauf hin, daß die beiden Oden S.-A. aus dem *CL.* sind, die erste aus der *XXIIIe livr.*)

Für *Le génie* die Plakette:

LE GÉNIE, / ODE / A M. LE VICOMTE DE CHATEAUBRIAND; / PAR VICTOR-MARIE HUGO. / A PARIS, / CHEZ ANTH^e^ BOUCHER, IMPRIMEUR-LIBRAIRE, / RUE DES BONS ENFANTS No. 34. / ET CHEZ PÉLICIER ET PONTHIEU, LIBRAIRES AU PALAIS-ROYAL. / MDCCCXX.

8⁰. 7 SS. (Titelblatt mitgezählt. Maison de V. Hugo. Auf dem Titelblatt verso: *Extr. du Cons. Litt. t. II, XVIIIe livr.*)

Für *Buonaparte* die Plakette:

BUONAPARTE, / ODE, / PAR VICTOR-M. HUGO. / A PARIS, / CHEZ PÉLICIER, / LIBRAIRE, PLACE DU PALAIS-ROYAL No. 243, / DE L'IMPRIMERIE DE GUIRAUDET. MDCCCXXII.

8⁰. 8 SS. (Titelblatt mitgezählt. Maison de V. Hugo Auf dem Titelblatt verso ist für Ende April der Band *Odes et poésies diverses* angekündigt.)

Für *Le sacre de Charles X* die Plakette:

LE / SACRE / DE / CHARLES X. / ODE / PAR VICTOR HUGO. / PARIS / LADVOCAT, ÉDITEUR, / AU PALAIS-ROYAL. / IMPRIMERIE DE J. TASTU./

Gr. 8⁰. 16 SS. Ohne Datum [1825]. Sehr schön gedruckte Plakette mit Portrait des Königs.[19])

Für die Ode *À la colonne* die Plakette:

A / LA COLONNE / DE / LA PLACE VENDOME / VICTOR HUGO. / PARIS / AMBROISE DUPONT ET CIE, LIBRAIRES / RUE VIVIENNE, No. 16. / 1827. / Imprimerie de J. Tastu.

8⁰. 16 SS. (Titelblatt mitgezählt. Maison de V. Hugo.[20])

[19]) Das Ex. der Maison de V. Hugo, das wie alle Ausgaben das Exlibris von P. Meurice trägt, ist reich in weissen Saffian und weißen Moire gebunden. Eingebunden ist ein Porträt von V. Hugo, Lith. von Delpech und zwei Autogramme, Brief und Quittung.

[20]) Quérard, *La France littéraire* Bd. IV (1830) nennt auch eine Plakette von *Moïse sur le Nil* (Paris, de l'imprimerie de Guiraudet. 1822. 8⁰. 4 SS.), die mir nicht zugänglich war.

Ferner habe ich folgende Zeitschriften verglichen:

Für *La Vendée*: *CL.* I p. 161 ff. — für *Les vierges de Verdun*: *CL.* I p. 41 ff. — für *La statue de Henri IV*: *CL.* II p. 3 ff. — für *La mort du duc de Berry*: *CL.* I p. 241 ff. — für *La naissance du duc de B.*: *CL.* III p. 80 ff. — für *La lyre et la harpe*: *TR.*[21]) p. 18 ff. — für *Moïse sur le Nil*: *CL.* II p. 121 ff. und *TR.* p. 96 ff. — für *Le génie*: *CL.* II p. 289 ff. — für *La fille d'O-Taïti*: *Annales de la littérature et des arts*[22]) (1821 III p. 15 f. und *TR.* p. 141 ff. — für *Louis XVII*: *Moniteur* 13. Dezember 1822 — für *Jéhovah*: *TR.* p. 368 f. — für *La bande noire*: *MFr.* II 38 ff.[23]) — für *À mon père*: *MFr.* I p. 113 ff. — für *À la colonne*: *Journal des Débats* 9. Februar 1827.

Es sind also Drucke genug vorhanden, um auch ohne die Handschrift die feilende Arbeit V. Hugos in den verschiedenen Jahren und durch verschiedene Studien hindurch zu verfolgen und zu beurteilen. Für die drei *Poésies diverses* wären noch die Fassungen im *CL* (I p. 281 ff. — II, p. 209 ff. und p. 369 ff.) und in *V. Hugo raconté par un témoin de sa vie* zu vergleichen gewesen. Da ich sie gleichzeitig nach dem *CL.* mit den Varianten abdrucke, habe ich sie im folgenden gar nicht berücksichtigt.[24]) —

III. Titel, Widmungen und Motti.

V. Hugo hat nicht bloß am Text seiner Gedichte korrigiert, sondern auch an ihren Titeln, Widmungen und an den Motti, die nach der damaligen Mode nicht fehlen durften. Ganz ohne Interesse sind die paar Änderungen in den Titeln, die ich oben in den Inhaltsangaben verzeichnet habe.[25])

Von den Widmungen sind einige gestrichen worden. So in *La Vendée* (p. 28) die Widmung an Chateaubriand, die noch die Ausgabe von 1828 trägt. Daß V. Hugo seinen Namen gerade

[21]) Die kurz vor der *MFr.* 1823 erschienenen *Tablettes Romantiques* (Paris, bei Persan, *éditeur* und Pélicier, *libraire*), die für die Früh-Romantik, besonders für den Übergang vom Pseudo-Klassizismus wertvolles Material enthalten und die u. a. den sehr wichtigen Aufsatz von Ch. Nodier «*Du genre romantique*» brachten.

[22]) Auch diese Zeitschrift enthält außerordentlich wichtiges Material zur Kenntnis der Früh-Romantik. Sie war das Organ der 1821 gegründeten *Société royale des Bonnes-Lettres*, des Sammelpunktes der klerikalen und royalistischen Literatur. V. Hugo hat in ihr als Mitglied mehrere seiner Oden vorgelesen. Vgl. auch Biré I, p. 237 ff.

[23]) Die *Muse Française* zitiere ich nach der trefflichen kritischen Ausgabe von Jules Marsan (Paris, *Société des textes frçs. modernes.* 1907—09. 2 Bde.

[24]) Wird in den *Romanischen Forschungen* erscheinen.

[25]) Für die Titeländerung in *À Ramon, duc de Benav.* wird in *V. Hugo raconté par un témoin* (*éd. déf.* III p. 17) ein persönlicher Grund angegeben. Alph. Rabbe, der überall Anspielungen auf seine Häßlichkeit witterte, hätte sie veranlast: «Il faillit se fâcher avec M. V. Hugo pour l'ode à son camarade du collège des Nobles, Ramon de Benavente, laquelle parut d'abord avec l'initiale seulement: *À*

aus diesem Gedicht getilgt hat, ist undankbar. Denn die Anregung dazu verdankt er ganz Chateaubriands Aufsatz über die Vendée im *Conservateur* und die Ode ist offenbar unter dem ersten frischen Eindruck der Lektüre entstanden.[26]) Auch zwei aus Chateaubriand entnommene Motti sind unterdrückt, in *Au colonel Gustaffson* (p. 127) und *Le chant du Cirque* (p. 180). Doch verschwindet damit der Name nicht ganz aus den *OB.* Er bleibt in einigen Motti, dann in der Widmung von *Le génie* (p. 165) und natürlich in der Ode an Chateaubriand (p. 115), die ihn wohl behalten mußte, wenn V. Hugo sie nicht überhaupt ausscheiden oder mit ihr dasselbe Verwandlungskunststückchen vornehmen wollte wie mit seinem Artikel über Vignys *Éloa* in der *MFr.*, den er 1834 zum Teil in «*Littérature et philosophie mêlées*» aufnahm, aber nun auf Miltons Verlorenes Paradies münzte, um den Freund von einst, dem er jetzt kühl, wenn nicht feindselig gegenüberstand, nicht mehr enthusiastisch in der Öffentlichkeit loben zu müssen.[27])

Auch eine Widmung an Vigny ist nach 1828 gestrichen (in *Le chant de fête de Néron* p. 190), ebenso das Motto aus *La neige*, das 1826 die Balladen einleitete, während das Motto zu *Le regret* (p. 203) und das erst nach 1826 gewählte Motto zu *Les ruines de Montfort-l'Amaury* (p. 228) geblieben sind. Ganz aus der *OB.* verschwunden sind die Namen Gaspard de Pons und Alexandre Soumet. Dem alten Freund De Pons, der mit zum Kreis der *MFr.* gehört hatte, war *La Vision* (p. 63) noch 1828 gewidmet gewesen. Und der Name Soumets[28]), in dem V. Hugo eine Zeit lang wie die anderen Jungromantiker dankbar den überlegenen Freund und Gönner, vor allem den großen Dichter verehrte, prangte über der einleitenden Ode des ersten Bandes und stand noch 1824 im Motto zu *Le chant du tournoi* (p. 182), das seitdem wie die Widmung gestrichen worden ist. Dagegen fehlten in *L'homme heureux* (p. 171) noch 1825 und in *Les deux Archers* (p. 272) noch 1826 die Widmungen an Ulric Guttinguer und Louis Boulanger.

Was an den Motti besonders auffällt, ist die Verschwendung, mit der sie verstreut sind. Auch in der *éd. déf.* hat noch jedes Gedicht sein wenn auch noch so kurzes Motto, ein paar vereinzelte sogar noch zwei. Früher aber, in den älteren Sammlungen,

---

mon ami R... Les vers parlant d'un malheur mystérieux, il crut que R... voulait dire Rabbe et il fallut pour l'apaiser que l'ode fût republiée avec Ramon en toutes lettres.». Das ist unrichtig. Denn die Ode erschien zuerst mit dem Titel: A XXXX.

[26]) Dupuy, *La jeunesse des Romantiques* p. 23.

[27]) Vgl. Biré I p. 317 ff. und *MFr.* (*éd.* Marsan), Bd. II p. 247 ff.

[28]) Vgl. für den förmlichen Kult, den V. Hugo damals, vielleicht nicht ganz ehrlich und uninteressiert, mit Soumet trieb, ein paar charakteristische Äußerungen in *Correspondance* I p. 35 f. etc. und den von Biré (I p. 279 ff.) abgedruckten Brief an den *Moniteur*.

waren es ungleich mehr. Der Höhepunkt des Motto-Unfugs, dieser Kinderkrankheit der Romantik, fällt zwischen 1822 und 1826, wie das ja auch deutlich die Verschwendung in *Han d'Islande* zeigt. Mehrere Gedichte erhalten 1822 in der Buchausgabe ein Motto, die vorher in den Zeitschriften oder Plaketten keins hatten. Die Oden und Balladen von 1826 sind schon etwas sparsamer. Am reichsten sind die *Odes et poésies diverses* und die *Nouvelles Odes* ausgestattet. *Buonaparte* z. B. hatte in der Plakette noch kein Motto, die zwei Motti von *La lyre et la harpe*, die zwei von *Jéhovah* fehlten in den *TR.* *Le génie* stand im *CL.* ohne Motto, 1822 erhielt es zwei, von denen eins seitdem wieder unterdrückt worden ist. Auch *Quiberon* hat nur mehr eins gegen zwei (bis 1825), *Le cauchemar* nur mehr eins gegen drei wie früher und ebenso ist das Verhältnis in *Les deux archers* und *La ronde du Sabbat*, die noch 1826 je drei Motti trugen usw.

Mehrmals waren unverkennbar persönliche Stimmungen bei den Korrekturen maßgebend. Ein Motto von Lamennais (in *Quiberon*) hat fallen müssen, eins von Alexandre Guiraud (in *La mort de Mlle de Sombreuil*), eins von „*Homon durand*" (Pseudonym für Durand, Durangel, dessen Gedichte V. Hugo der Toulouser Akademie warm empfohlen hatte[29]) in *À mon père*, eins von Ch. Nodier (in *Le cauchemar*), eins von Ém. Deschamps (in *Les deux Archers*) und in *La ronde du Sabbat* eins von Alphonse Rabbe, dem Mitarbeiter der *Tablettes Universelles*, dem der *V. Hugo raconté par un témoin de sa vie* einige Seiten widmet.[30]) Wo V. Hugo ein neues Motto setzen oder einfach den Überfluß verringern wollte, mußten in der Regel seine Freunde und Kampfgenossen aus den Anfängen weichen, die Namen hier wie die Namen von Chateaubriand, Soumet und Vigny.

Änderungen des Mottos waren ja leicht vorzunehmen. Denn die Zitate sind nie notwendig, um den Inhalt verständlich zu machen oder irgend einen Punkt herauszuheben, sie sind meistens überhaupt ohne jede Beziehung auf den Inhalt und nur dazu da, die ausgedehnte und in ihrer Mannigfaltigkeit verblüffende Belesenheit des Dichters recht hell glänzen zu lassen. Sie geben, besonders zusammen mit den Motti in *Han d'Islande*, ein außerordentlich bunt gesprenkeltes Bild, in dem außer der französischen alle möglichen Literaturen vertreten sind. Das Bild wird von Jahr zu Jahr bunter. Im ersten Fonds war die englische Literatur nur durch Shakespeare, die spanische Literatur überhaupt nicht, die französische Literatur nur durch Dichter des XIX. Jahrhunderts und durch Chénier vertreten. Schon 1823 fügt V. Hugo in *La chauve-souris* zu dem jetzt wieder gestrichenen Zitat aus der Edda eins aus der Bertram-Tragödie des Engländers Maturin,

[29]) Cfr. Biré I p. 137 ff.
[30]) *Éd. déf.* Bd. III p. 16 ff. cfr. oben Anm. 25.

der damals in Frankreich und auch von V. Hugo eifrig gelesen und nachgeahmt wurde. 1824 stammte das Hamlet-Motto zu *La grand'mère* noch aus der französischen Übersetzung von Ducis, jetzt liest man es englisch. Von spanischen Motti begegnet das früheste (und das übersetzt) in *La Mêlée*, also 1826. Die Ausgabe von 1828 bringt ein paar mehr und zwar in spanischer Sprache, darunter auch eins für *À Ramon*, das nun die beiden Motti aus Virgil und der Nachfolge Christi verdrängt, die in der Ausgabe von 1826 standen. Von älteren französischen Dichtern begegnet Lafontaine 1824, St.-Amant 1826 (in *La Ronde du Sabbat*, seitdem wieder gestrichen[31]) und Segrais 1828. Dichter des XVI. Jahrhunderts wie Ronsard, Belleau, Baïf etc. tauchen erst 1826 auf, 1828 fügt V. Hugo zwei älteren Gedichten Zitate aus ihnen bei. *À mes amis* erhält Verse von Jean de la Taille statt des lateinischen Mottos (wie 1824) und *Le portrait d'une enfant* eine Strophe von Ronsard statt des Zitates aus Horaz (wie 1826), also ganz ähnlich wie in *Han d'Islande*, wo die zwei Zitate aus Régnier zu Kap. XXX und XXXVI und das Zitat aus Brantôme zu Kap. XL die modernen Motti aus *Bug-Jargal*, Lefèvre und Kotzebue der Originalausgabe ersetzen[32]). Den Motto-Vertauschungen und Streichungen, die sonst noch da und dort vorgenommen worden sind, geht jedes Interesse ab, da sie weder für die Biographie noch für die Kritik Aufschlüsse erteilen. —

IV. Allgemeines über die Textvarianten.

Die Korrekturen im Text sind viel zahlreicher, als man nach V. Hugos Äußerung in der Vorrede zur Ausgabe von 1828 vermuten würde. Aber wenn man die feilende Arbeit des Dichters und das, was sie etwa über seine Entwicklung aussagen kann, richtig einschätzen will, vermitteln natürlich die Ziffern allein eine schiefe, unvollständige Vorstellung. Denn die Varianten sind nach Umfang, Bedeutung und Verteilung auf die einzelnen Gedichte und Sammlungen sehr verschieden. Sie staffeln sich auf von der kleinen Korrektur, die Artikel und Possessivum, Singular und Plural etc. vertauscht, bis zur Korrektur, die ganze Zeilen und Strophen umgießt. Neben belanglosen Varianten stehen sehr charakteristische, die entschieden eine Entwicklung erkennen lassen. Neben Gedichten, die gar keine Änderung erlitten haben, stehen solche, in denen fast in jeder Strophe korrigiert ist und einige wenige, in denen mehrmals nacheinander korrigiert worden ist. Auch der Umfang der Gedichte ist zu berücksichtigen. Denn es ist etwas anderes, ob die lange Ode

---

[31]) Vielleicht nur deshalb gestrichen, weil in A. Jays *La conversion d'un romantique* (1828), dieser Streitschrift gegen die Romantik, hervorgehoben ist, das Gedicht sei ganz und gar in der Art von St.-Amants Ode *La solitude*.

[32]) cfr. éd. Ollendorf p. 215, 240 und 266.

an Lamartine mit ihren 174 Versen unverändert bleibt oder die beiden fünfzeiligen Strophen von *La Demoiselle*. Manche Gedichte (mit oder ohne Varianten) haben auch Zuwachs durch neue Strophen erfahren, eines (abgesehen von den *Poésies diverses*) ist gekürzt worden. Und endlich kommt vor allem noch das Datum der Korrekturen in Betracht. Denn sie sind durchaus nicht erst für die Ausgabe von 1828 gemacht, wie V. Hugos Vorwort anzudeuten scheint. Das trifft nur für die Gedichte der Sammlungen von 1824 und 1826 zu und auch für die nur, soweit sie nicht schon vorher irgendwo gedruckt worden waren, wie z. B. *La bande noire* oder *À mon père* in der *MFr.* oder *Le sacre de Charles X* in der Plakette. Aber die Gedichte der ersten Sammlung zeigen vielfach schon 1822 Korrekturen gegenüber dem älteren Text in Einzeldrucken und Zeitschriften und sind z. T. auch noch vor 1828 für die Ausgabe von 1825 überarbeitet. Selbst die Auflage von 1823 bringt wenigstens für zwei Gedichte von 1822 (*À toi* p. 207 und *Le cauchemar* p. 211) Korrekturen.

Den Zahlen nach stellt sich das Verhältnis wie folgt dar: Die *OB.* enthalten im ganzen 87 Gedichte, dazu kommen noch die drei *Poésies diverses* und der *Hymne oriental* aus den *Orientales*. Davon sind ohne Textvarianten 35, also mehr als ein Drittel haben keine Überarbeitung erfahren. Die Zahl der unveränderten Gedichte ist von Sammlung zu Sammlung gestiegen. Vom Fonds der Erstausgabe sind von 27 nur 5 unverändert geblieben, nämlich: *Quiberon* — *À l'académie des Jeux-floraux* — *La fille d'O-Taïti* — *Regret* — *Nuage*. Dazu kommt das eine neue Gedicht von 1823: *Jéhovah*. In den *Nouvelles Odes* von 1824 sind es schon 8 auf 28 Gedichte, nämlich: *Le poète* — *À l'arc de triomphe* — *L'âme* — *Encore à toi* — *Son nom* — *À mes amis* — *À l'ombre d'un enfant* — *L'Antechrist*. Dazu kann man noch die Oden *À mes odes* und *La mort de Mlle de Sombreuil* rechnen, da die Korrekturen p. 76 «*Mes odes, c'est*» statt «*Mes vers, voici*» bedingt durch die Änderung des Titels und p. 101 «*sur des brasiers*» statt «*sur les*» wirklich ganz belanglos sind. Im Fonds von 1826 ist ungefähr das Verhältnis erreicht, das in den *OB.* der *éd. déf.* herrscht, mehr als ein Drittel sind ohne Korrekturen, nämlich: *À M. Alph. de L.* — *À M. de Chateaubriand* — *À XXXXX* — *À une jeune fille* — *Portrait d'une enfant* — *Aux ruines de M.* — *Le Voyage* — *Promenade* — *À Trilby* — *Les deux archers* — *Hymne oriental* — *À un passant*. Dazu sind eigentlich noch zu rechnen: *La ronde du sabbat* (nur p. 301 Singular statt Plural), *Les deux îles* (p. 136 ebenso und orthographische Variante) *Chant de fête de Néron* und *Au colonel Gustaffson* (beide schwanken in der Konkordanz zwischen Singular und Plural, p. 131 und 192), ferner die Ode *Le sacre de Charles X*, die nur der Plakette gegenüber Veränderungen, aber seit 1826 keine mehr erlitten hat. Und von den 11 Gedichten, die 1828 neu in den gesammelten

Band kommen, zeigt überhaupt nur die Ode *À la Colonne* Korrekturen und auch die nur am Text der Plakette und des *Journal des Débats.* V. Hugo hat zwar auch nach 1828 noch geändert, aber nur an älteren Gedichten. —

Was den Charakter der Veränderungen betrifft, so findet sich einmal eine Reihe von ganz belanglosen, z. B. Vertauschung von Teilungsartikel und bestimmtem Artikel, von Singular und Plural etc.[33]) Sie begegnen recht häufig in allen Ausgaben und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß V. Hugo seine Gedichte sehr sorgfältig revidierte, bis in die flüchtigsten Einzelheiten hinein, die ganz gleichgültig scheinen und bei deren Kritik nur das persönlichste Sprachempfinden entscheiden kann. Doch muß man sich daran erinnern, daß gerade solche Korrekturen gar keine Mühe verursachten und daß daneben anderes, ungleich wichtigeres unverändert geblieben ist, was V. Hugos Geschmack mindestens 1828 nicht viel weniger chokiert haben wird, als es uns heute chokiert.[34])

Für die anderen Varianten muß möglichst ermittelt werden, was V. Hugo in jedem einzelnen Fall zur Änderung bewogen hat. Das gelingt auch meistens durch die genaue Analyse, ev. des Zusammenhangs, selbst da, wo auf den ersten Blick kein Beweggrund zu ersehen ist. Aber die Frage liegt nicht überall so klar wie für die eine Korrektur von *Le cauchemar* (p. 211), die der Spott eines Kritikers veranlaßte. V. Hugo hatte 1822 von dem m Traum erschauten Ungeheuer geschrieben:

Tantôt dans une eau *morte* il *traîne* son *corps bleu*

und beeilte sich 1823 zu korrigieren in:

Tantôt d'une eau *dormante* il *lève* son *front bleu*,

da im *Journal des Débats* Hoffman, der ihm übrigens wohlwollend entgegenkam, mit billigem Wortspiel sagte: «*Corbleu! ce n'est pas là du classique!*[35])

[33]) Z. B. p. 28 «*quelque*» statt «*son*», «*des*» statt «*ses*» (seit 1825) — p. 43 «*de*» statt «*ma*» (seit 1828) — p. 301 «*au feu*» statt Plural (seit 1828) — p. 50 f. die gegenseitige Vertauschung der Anrede «*princesse*» und «*madame*» etc. etc.

[34]) Auch die *OB.* der *éd. déf.* scheinen ein paar Druckfehler zu enthalten, aber bei weitem keine so entstellenden und sinnstörenden wie die von den Glachant notierten: p. 26 «*à la vertu*» statt «*à ta vertu*» wie es in allen Ausgaben, auch in der *éd. déf.* in 8⁰ heißt — p. 117 «*Je veux au roi que je remplace Succéder jusque dans la mort*» statt des Plurals «*aux rois*», der entschieden besser dem Sinn entspricht — p. 175 «*le vide obscur, des nuits tombeaux silencieux*» statt des offenbar korrekten Singulars «*tombeau*» wie in den älteren Ausgaben. — Vielleicht auch in *La colonne* (p. 143) «*tous les autres*» statt «*tous les astres*». Vgl. den Abschnitt über die Sinn- und Stilvarianten p. 26. — Umgekehrt finden sich mehrere Korrekturen, die einfach Druckfehler der früheren Ausgaben berichtigen, z. B. p. 303: «Sur la terre, où le feu, l'onde ou l'air les réclame» wo noch 1828 ganz sinnlos stand: «Sur la terre, où le feu, l'onde où l'air les réclame». —

[35]) Vgl. Biré I p. 247. — Der gleiche Farbeneffekt, der gut zu gewissen makabren Spielereien der Frühromantik paßt, ist auch

So bleiben mehrere Fälle, für die kaum eine Erklärung zu finden ist. Warum korrigiert V. Hugo z. B. in *Les vierges de Verdun* (p. 35) «*devant des lois cruelles*» statt «*bravant*» wie im *CL?* Warum in *La statue de Henri IV* (p. 48) «*Le grand néant*» statt «*l'obscur néant*» wie im *CL.* oder «*mais repoussons*» statt «*mais écartons*» (seit 1825)? Warum in *La mort du duc de Berry* (p. 51) «*Il proclame*» statt «*Son cœur fait*» wie in der Plakette und im *CL?* Warum in *La vision* (p. 64) «*résonneront*» statt «*retentiront*» (wie noch 1825) und «*mène*» statt «*guide*» (wie 1825)? Warum in *Le baptême* (p. 58) «*font fuir*» statt «*chassent*» (seit 1825) und (p. 61) «*honneur*» statt «*soutien*» (seit 1828)? Warum in *L'histoire* (p. 79) «*fonde*» statt «*dresse*» oder in *La bande noire* (p. 82) «*qu'ébranle*» statt «*où tremble*» (seit 1828)? Warum in *La lyre et la harpe* (p. 153) seit 1825 «*d'un signe austère*» statt des im pseudoklassischen so beliebten Bildes «*d'un bras austère*»? Warum in *Le chant de l'arène* (p. 178) «*riches hécatombes*» statt wie 1824 «*saintes hécatombes*»? Warum in *Le chant du cirque* (p. 180) «*Les tigres d'Hyrcanie*» statt wie 1824 «*Les tigres de Nubie*?» Oder warum in *Une Fée* (p. 253) die Fassung:

> Et qui veut que ma main sévère
> Joigne la harpe du trouvère
> Au gantelet du chevalier

statt wie 1824 «*Joigne à la harpe... le gantelet*»? Oder endlich, um ein letztes Beispiel zu zitieren: Warum ist in *La fée et la péri* (p. 308) durch die Korrektur:

> *La tempête* à mes chants suspend son vol fatal

statt wie 1826 «*Quand l'orage à mes chants...*» der Satz selbständig gemacht oder ist umgekehrt die Veränderung im Satzbau durch die Wahl des anderen Substantivums bedingt worden, während doch sonst in den *OB.* die beiden Substantiva, sowohl das „poetischere" als das weniger „poetische" nebeneinander begegnen?

Es handelt sich in diesen Fällen, wie man sieht, um lauter recht unerhebliche Korrekturen. Gewiß wird sie V. Hugo in irgend einer Absicht vorgenommen haben. Aber sie bringen so fein abgestufte Unterschiede, sind wie die vorhin erwähnten Korrekturen von einem so persönlichen, intimen Sprachgefühl eingegeben und anscheinend so wenig bezeichnend, daß es heute kaum mehr möglich ist, aufzuspüren, welche Wirkungen und Verbesserungen V. Hugo sich von ihnen versprach.

Sonst scheiden sich die Varianten von selbst in zwei große Gruppen, in Sinn- und Stil-Varianten und in metrische Varianten, doch ohne daß die Trennung immer ganz scharf durchzuführen wäre, ohne daß nicht manchmal Zweifel blieben, ob z. B. in der einen oder anderen Korrektur gerade der Wunsch nach reichem Reim das Motiv gewesen ist oder ob nicht vielmehr der reiche

in *Han d'Islande* (Kap. I) bei der Schilderung der verwesenden Leiche des jungen Mädchens verwendet.

Reim sich bloß infolge einer Sinn- oder Stil-Korrektur eingestellt hat. Ich behandle diese beiden Gruppen nacheinander in den zwei nächsten Abschnitten und in einem dritten die wenig zahlreichen Korrekturen von größerem Umfang und von mehr Konsequenzen, die zusammengedrängt und meistens nebeneinander wirksam dieselben Tendenzen offenbaren wie die verstreuten kleineren Korrekturen.

Die Korrekturen aus der Zeit nach 1828 fallen außerhalb des zeitlichen Rahmens, der meiner Untersuchung gesteckt ist. Da ich deshalb im folgenden nur ausnahmsweise die eine oder andere von ihnen anführen kann, gebe ich hier noch eine Übersicht: *La Vendée* (p. 30): «*que Dieu donne à nos rives Les lys*» statt «*rende*», das der genauere Ausdruck war, da das Lilienbanner ja schon in Frankreich geherrscht hat. — *La Vision* (p. 66): «*Un roi bon, une belle reine Conduisant son peuple joyeux*» statt «*conduisaient*», wo es sich kaum um einen Druckfehler handeln wird, sondern eher darum, die Häufung der Imperfektausgänge zu vermeiden, da «*j'aimais*» voraus- und «*Je bénissais*» nachgeht. — *La lyre et la harpe* (p. 153): «*Vénus embrasse Mars d'un souris gracieux*» statt «*embrase*», das vielleicht nur Druckfehler war, aber jedenfalls von den *TR.* an durch alle Ausgaben gegangen ist. — *Épitaphe* (p. 190): «*Quelques os détachés, un reste de poussière*» statt «*os desséchés*». — *Le matin* (p. 212): «*Un soleil aussi beau luire à ton désespoir*» im Reim auf: «*Sur mon tombeau muet et noir*» statt «*Luire à tes yeux en pleurs un soleil aussi beau*» im Reim auf:«*Sur mon noir et muet tombeau*». — *La mêlée* (p. 270): «*Pour eux chaque sillon qu'ils foulent Est un sépulcre tout creusé*» statt «*Dans chacun des sillons qu'ils foulent Leur sépulcre est déjà creusé*». — Außerdem Schwanken im Numerus oder in der Konkordanz, wie in *Au colonel Gustaffson* (p. 131): «*Une foule de chars ébranle*» statt «*ébranlent*» oder in *Les deux îles* (p. 136): «*À courber la tête des rois*» statt «*les têtes*», wenn nicht auch hier nur ein Druckfehler vorliegt.

V. Sinn- und Stil-Varianten.

Vor allem ist zu betonen, daß die Varianten fast ausschließlich nur ästhetisches Interesse haben, daß sich in ihnen nur dichterisch-formale Entwicklung, aber nicht Entwicklung der ganzen Persönlichkeit, der Weltanschauung, der politischen und religiösen Gesinnungen abzeichnet. Darüber kann man nicht erstaunt sein. Denn einmal macht V. Hugo in jenen Jahren bis 1828 keinen entscheidenden Wandel durch. Er reift erst allmählich zur inneren Umkehr hin, obwohl es unverkennbar ist, daß seine schwärmerische Begeisterung für die Bourbonen sich etwas abzukühlen beginnt, während gleichzeitig die epische Größe Napoleons mehr und mehr auf ihn Eindruck macht, und daß vor allem sein Patriotismus langsam von den dynastischen Ge-

fühlen freier wird, in denen er zuerst ganz und gar aufging. Anderseits ist der Ton seiner Zeitgedichte, sowohl in der Verherrlichung von Monarchie und Kirche wie im Abscheu gegen die Revolution und den korsischen „Tyrannen", so prononziert und kampflustig, daß V. Hugo entweder sie überhaupt unterdrücken oder aber sie lassen mußte, wie sie waren. Immerhin wäre es vielleicht denkbar gewesen, daß er gewisse besonders dick aufgetragene Lobhudeleien und Übertreibungen nachträglich in manchem abgeschwächt hätte. Aber das einzige Beispiel, das dafür herangezogen werden könnte, sagt wirklich zu wenig. In *Vision* (p. 66) nannte er 1822 die beiden Opfer der Revolution «*Un roi sage, une grande reine*». 1828 nennt er sie mit vorsichtigerem Lob «*Un roi bon, une belle reine*». Und wenn in *Les deux îles* (p. 133) nach 1828 die Schreibung «*Buonaparte*» der: «*Bonaparte*» gewichen ist, so darf man darin wohl nur eine typographische Zufälligkeit erblicken. Denn im Titel der Ode *Buonaparte* ist die alte Schreibung unverändert geblieben.

Ein anderes Mal hat V. Hugo einen Strophenschluß korrigiert, nicht um abzuschwächen, sondern um eine Anklage zu verschärfen. In *La bande noire*[36] (p. 84) hieß es ursprünglich in der *MFr.*:

> Pour eux il n'est point de danger;
> Les héros qui veillaient sur ces hautes murailles,
> Les ombres qui jadis ont gagné des batailles,
> Ne combattent que l'étranger.

Die Verse wurden für die Ausgabe von 1828 geändert in:

> Un tel triomphe est sans dangers.
> Mais qu'ils n'éveillent pas les preux de ces murailles;
> Ces ombres qui jadis ont gagné des batailles,
> Les prendraient pour des étrangers![37])

Zuerst hieß es nur: Die Frevler, die unsere Königsgräber geschändet haben, können jetzt auch unbehelligt unsere ehrwürdigen Ruinen angreifen. Sie laufen keine Gefahr, da sie Franzosen sind und die Helden, die die Mauern bewachen, nur

---

[36]) V. Hugo fügte seiner Ode auch zwei Anmerkungen gegen die Revolution bei. Davon ist die eine heftigere in der *éd. déf.* abgedruckt (p. 319). Die andere ist gestrichen worden: «On reprochera peut-être au titre de cette Ode sa trivialité; mais *la Bande noire* est une des *institutions* laissées par la révolution, et en parlant des choses de la révolution, la trivialité est souvent un défaut inévitable». Eine andere Bemerkung dagegen, die sich sehr heftig gegen die Revolution wendet, hat V. Hugo unterdrückt, die zur I. Strophe von *Le sacre de Charles X*, die in der Plakette und 1826 lautete: «A Reims, nos rois s'enorgueillissaient de recevoir leur royauté de Dieu. Durant la révolution il y eut au Champ de Mars une fête où un homme (et cet homme était Robespierre!) crut pouvoir conférer à Dieu la divinité. Ce rapprochement a, ce nous semble, quelque chose de saisissant pour la pensée. Il fait voir à nu le bouleversement des choses et montre à quel point le monstrueux égarement de l'orgueil peut intervertir l'ordre primitif des idées.»

[37]) Auch von Biré I p. 312 zitiert, aber die letzte Zeile falsch.

gegen Fremde kämpfen. Dann aber: Die Frevler der schwarzen Bande mögen sich hüten, die Helden dieser Mauern aufzuwecken, die sie für Fremdlinge halten und mit ihnen wie mit Fremdlingen verfahren würden. Die zweite Fassung ist also schärfer, aggressiver als die ältere.

Ein stolzeres Selbstbewußtsein verrät sich, wenn V. Hugo in *Le dernier chant* (p. 105) vom Dichter schreibt: «*Et son nom.... Éveille mille échos au fond de l'avenir*» statt wie 1824: «*un écho faible*». In *La chauve-souris* hieß es bis 1825:

Appelé par la vie, ainsi vient le malheur.

Seit 1828 liest man «*Attiré par la gloire*», auch hier gesteigertes Selbstbewußtsein des Dichters, der von sich selbst spricht, aber zugleich Abschwächung des Pessimismus, den die erste Fassung verkündet. In *Le Poète*, einem der verschiedenen Gedichte, die mit großem Pathos die romantische Formel vom Märtyrertum des Dichters ausspinnen, las man 1824 (p. 149):

L'auguste infortuné que *trop d'âme dévore!*

V. Hugo verbessert: «*son âme*», was immer noch weltschmerzlich genug klingt, aber doch wieder eine leise Abschwächung bedeutet. In *Le sylphe* (p. 256) stand ursprünglich als Anrede an die Dame am Fenster: «*Bachelette, entends-moi!*» V. Hugo verbessert: «*Damoiselle*», verwirft also die mittelalterliche Benennung, die zu den beliebten Ausdrücken der Frühromantik, der Troubadourspielerei gehört. In den beiden letzten Fällen tilgt er also Unarten der romantischen Mode. Aber die Fälle stehen isoliert und es ist von vorneherein klar, daß sie nicht häufiger begegnen können. Denn dichterische Entwicklung mußte damals für V. Hugo vor allem die Abkehr von den Geschmacksidealen und dem überlieferten Kliché-Stil der Pseudoklassiker[38]) bedeuten, die Reaktion auf die romantische Mode konnte erst viel später eintreten, wenn dieser völlig überwunden war und so spiegeln denn auch die Korrekturen in der Hauptsache nichts als negativ das Bestreben, sich von den pseudo-klassizistischen Gewohnheiten los zu machen und positiv das Ringen nach eigen-persönlichem, schöpferischen Ausdruck.

Recht bezeichnend in dieser Richtung sind ein paar kleine Veränderungen, die den Wortschatz betreffen. In *La naissance du duc de Bordeaux* (p. 54) stand bis 1825 in der pseudo-klassizistischen Furcht vor dem *mot propre* zu lesen: «*Les bronzes ont tonné*». 1828 schreibt V. Hugo: «*Les canons*». Ähnlich liest man seit 1828 in *Mon enfance* (p. 213) statt «*Je dormis sur l'airain des canons*» mit Angabe des bestimmten Teils «*Je dormis sur l'affût*». In *À mon père* wird 1828 *L'astre heureux de Brennus*» in

[38]) Für die Charakteristik des pseudoklassischen Stils erinnere ich an die ausgezeichnete Pariser These von Emm. Barat *Le style poétique et la révolution romantique* (1904).

«L'étoile» geändert. In *L'homme heureux* war noch bis 1825 die Rede von *«Les beautés de l'Europe».* 1828 zieht V. Hugo der Metapher das schlichtere *«Les femmes»* vor. Auch die Korrektur von *«sur ce globe d'argile»* in *«dans ce monde stérile»* (seit 1825) in *Le dévouement* (p. 161) kann man hier erwähnen.

Woran der pseudoklassische Stil am auffallendsten krankt, das sind die leeren, nichtssagenden Adjektive, denen man die Verlegenheit auf der Stirne geschrieben liest, die nur dazu da sind, den Rahmen des Verses auszufüllen, einen Reim zu bringen oder den Ton poetisch zu „heben" und zu „verklären". Die *OB.* wimmeln von solchen Adjektiven auch noch in der definitiven Ausgabe. Aber einzelne Verbesserungen verraten doch, daß der Dichter sich allmählich auf die Wichtigkeit des Epithetons zu besinnen und es sorgfältiger zu behandeln beginnt.

Wenig fühlbar ist die Verbesserung noch in *Louis XVII* (p. 42), wo das Königskind im Himmel vor den Engeln (nach dem *Moniteur* und dem Druck von 1823) von seiner *«lente vie»* spricht. Seit 1825 heißt es *«longue vie».* Da die ganze Ode auf pathetisches Bemitleiden des prinzlichen Märtyrers gestimmt ist, will V. Hugo die Vorstellung von seinen Qualen möglichst eindringlich machen und das scheint ihm eher erreicht, wenn der Knabe sein kurzes Leben lang nennt. In *La guerre d'Espagne* (p. 97) ersetzt er die Zeile:

> Qu'à l'Alhambra joyeux le Louvre ému réponde

1828 durch:

> Qu'au vieil Escurial le vieux Louvre réponde.

Vielleicht war Ausgangspunkt nur der Wunsch, die Alliteration *«à l'Alhambra»* zu vermeiden. *Escurial*, das er viersilbig mißt, verlangte dann ein einsilbiges Epitheton. Es war ihm aber wohl mehr darum zu tun, die trivialen Epitheta, die Personifikation voraussetzen, abzustoßen; daß sich dabei Wiederholung desselben Adjektivs einstellte, kam seiner Vorliebe für Parallelkonstruktionen entgegen. In *La naissance du duc de B.* (p. 54) liest man (auch seit 1828) *«ta grande épée»* statt der konventionellen klassischen Schablone *«ta noble épée».* In *La fée et la péri* (p. 308) sprach die Fee ursprünglich von: *«la funèbre abbaye».* Daraus wird 1828 *«la morose abbaye»*, weil das neue Adjektiv weniger abgegriffen klang und V. Hugo gewiß froh war, sich einmal des *«funèbre»* zu entledigen, das ohnehin, durch den reichen Reim auf *«ténèbres»* notwendig herbeigerufen, mehr als häufig in seinen Versen spukte.

Interessanter sind die Fälle, in denen ein farbloses Epitheton durch ein farbiges, ein abstraktes durch ein konkretes ersetzt wird. *«Python livide»* statt *«perfide»* (*Le poète dans les révolutions* p. 26) — *«son œil bleu»* statt *«œil doux»* (*Louis XVII* p. 41) — *«le noir chemin»* statt *«l'affreux»* (*Le repas libre* p. 89) — *«le vert*

dragon» statt *«le grand»* (*Chant du tournoi* p. 182) sind alles solche Korrekturen, die aber erst in der Ausgabe von 1828 auftauchen. Das Bestreben, sinnlicher, anschaulicher, malerischer zu schildern, offenbart sich auch sonst, nicht bloß im Adjektiv allein, im Substantiv, im Verbum, in mehrgliedrigen Bestimmungen, ja in ganzen Zeilen. In *À mon père* heißt es schon 1824 mit mehr Ausdruck und Bewegung (p. 87):

> Vingt courtisans royaux *épier* son réveil

statt wie in der *MFr.* *«attendre»*.[39] In *La statue de Henri IV* (p. 46) heißt es bis 1823 in dem Vergleich mit dem Tiger:

> Tel, aux feux du soleil rugissant d'un air sombre.

Seit 1825 lautet der Vers:

> Tel, troublant le désert d'un rugissement sombre.

Oder in *Vallon de Chérizy* (p. 205) vergleicht V. Hugo das einsame Leben des Wanderers mit der schwarzen Cypresse, um die sich keine Reben ranken und schreibt 1825:

> Et jamais *égayant* son ombre malheureuse
> Une jeune vigne amoureuse

statt wie früher *«redoutant son ombre»*, weil das neue Verbum, das zwar auch abstrakt ist, besser die Wirkung aufs Auge, den Kontrast zwischen den hellen und düsteren Farben andeutet, während im alten nur ausgedrückt war, warum die Rebe die Cypresse meidet. In *La Vendée* (p. 30) steht:

> Seront *jetés* aux flots mouvants

statt *«livrés»*. In *La naissance du duc de Bordeaux* (p. 57):

> *Rallume* enfin l'ardent courroux

statt *«ranime»*. Ebenso in *Actions de grâces* (p. 222):

> Votre souffle vivant *rallume* la splendeur

statt *«a rendu»*. Oder in *À G . . . . Y* (p. 217):

> Où l'air *vibre* animé d'ineffables accords

statt *«l'air semble»*. Oder in *Le génie* (p. 169):

> Voit les nuages sur nos têtes
> Rouler *leurs flots séditieux*

statt:

> Voit des nuages sur nos têtes
> Rouler *l'amas séditieux*,

wo zwar das Verlegenheitsepitheton geblieben ist, aber das Bild sinnlicher wurde (und zwar sicher nicht etwa zufällig, weil V. Hugo die Inversion hätte korrigieren wollen; denn Inversionen weicht er durchaus nicht ängstlich aus). Oder in *À mon père* (p. 87), wo er Europa schildert, das, solange unter dem Arm Napoleons

[39] Übrigens folgten im Text der *MFr.* *«attendre»* und *«attente»* in bedenklicher Nähe. 1824 wird der Infinitiv ersetzt, 1828 auch das Substantiv. Vgl. weiter unten den Schluß dieser Seite.

zitternd, nun nicht mehr die Stunden seines Schlummers zählt: *«assise aux portes de sa tente»* statt wie früher: *«craintive en sa pénible attente»*, wo dem sinnlichen Bild sogar etwas vom Inhalt, der Ausdruck der Ängstlichkeit geopfert wird. Im selben Gedicht begegnet (p. 85) statt der vagen Andeutung, die sich der Leser erst selbst auslegen mußte:

> Mais chercher de David les traces effacées!

die energischere und unmittelbar verständliche Zeile:

> Mais jeter ma colère en strophes cadencées!

In *Vision* (p. 64) wird das Rad am Wagen der Seraphim *«aux flammes bruyantes»* statt *«aux traces»* genannt. In *Le baptême du Duc de Bordeaux* (p. 61) heißt es von den Schatten der in den Kreuzzügen Gefallenen: *«des vieux croisés»* statt *«des chevaliers»*, also mit mehr Inhalt und mittelalterlichem Lokalkolorit. In *Le géant* (p. 264) spricht der Riese:

> Moi qui peux, succédant au vieillard qui décline,
> *Les pieds dans le vallon*, m'asseoir sur la colline,

statt wie zuerst *«sans quitter le vallon»*, also auch hier zur Veranschaulichung der Größe statt des nicht unmittelbar anschaulichen Gedankens ein optischer Eindruck mitgeteilt. Und ein letztes Beispiel aus dem Gedicht *Le fée et la péri*, das unter den *OB.* am meisten an den pittoresken Stil der *Orientales* gemahnt, obwohl es schon 1824 entstanden ist. Dort wird (p. 307) die inhaltsarme Zeile, die unseren Sinnen gar nichts sagt:

> Ici vois la pagode et son faste indigent

ersetzt durch die anders volle, leuchtende und farbige:

> La pagode de nacre au toit rose et changeant.

Es ist sehr charakteristisch, daß, von den ersten Beispielen abgesehen, all diese Korrekturen erst für die Ausgabe von 1828 gemacht worden sind, daß V. Hugo also erst so spät das Bedürfnis empfand, den Ton seiner älteren Gedichte konkreter zu machen und durch die plastischen und malerischen Details zu beleben, die er inzwischen zu schauen und zu notieren oder mit visueller Einbildungskraft zu erfinden gelernt hatte.

Ganz ähnlich sind die folgenden Korrekturen zu beurteilen, die ebenfalls zeigen, wie sehr V. Hugo bemüht ist, sich genauer, präziser auszudrücken, mehr zu sagen, überflüssige Füllwörter hinauszuwerfen und in seine Verse mehr Inhalt zu pressen. In *Moïse* (p. 158) ist die Fassung der *TR.* und des *CL.*:

> On entendait .....
> *Les* anges, devant Dieu de leurs ailes voilés,
> *Monter* les lyres éternelles.

schon 1822 verbessert in *«Des anges» . . . chanter les lyres»*. In *La lyre et la harpe* (p. 154) paßt *«l'aigle planant dans l'air»* (seit 1825) viel besser in den Zusammenhang als *«l'aigle égaré dans l'air»*. Und in *Louis XVII* (p. 42) paßt *«le meurtre, d'horreurs*

avide» besser als (wie im *Moniteur*): *«le crime, de sang avide»*, da von der Schändung der Königsgräber die Rede ist. In:

Quels sont ces meurtriers couverts d'*impurs* lambeaux?

(*Les vierges de Verdun* p. 33) statt *«tout couverts de lambeaux»* (wie im *CL*) ist ein neues Epitheton gewonnen. Gelegentlich wird einmal ein tatsächlicher Irrtum beseitigt, so in *Chant du Tournoi* (p. 182) durch *«la croix d'Aragon»* statt *«La tour d'Aragon»* die Verwechslung mit dem kastilianischen Wappen.[40] In *Le poète* (p. 27) bringt *«ne sait plus rien de»* statt

Et la Muse, aveugle et muette,
Ne *raconte* plus l'avenir

eine Steigerung des Ausdrucks. Genauer ist in *Mon Enfance* (p. 215): das Gelächter der Soldaten schien *«des cris de deuil»* statt *«des chants de deuil»*, ebenso in *La fée* (p. 309) *«chassent»* statt *«errent»*, von den unsichtbaren Meuten gesagt, genauer auch in *À la colonne* (p. 141) *«notre histoire, écrite avec du sang»* statt wie in der Plakette und im *Journal des Débats «écrite dans le sang»*. Besser wirkt in *Actions de grâces* (p. 223) *«je marchais dans l'abîme»*, vom Dichter selbst gesagt, statt der kühnen Vorstellung *«je planais sur l'abîme»*, einem Bild, das zwar V. Hugo später sehr geläufig wird und das auch zu dem Ton dieser Ode stimmen würde, da in ihr schon vor der heiligen Verzückung auf Pathmos als von einem Erlebnis die Rede ist. Aber es klingt zu stolz hier, wo er vor allem erzählen will, wie bedrückt er war, wieviel Unglück und Trauer sein Dasein umdüsterte, ehe er Liebe fand. Verständlicher und zugleich inhaltsreicher klingt in *La statue de Henri IV* (p. 47):

Nous devons *ta statue* au denier de la veuve

statt *«Henri, nous te devons»* wie noch 1825. Ebenfalls im selben Sinn verbessern die folgenden Korrekturen: In *Le baptême* (p. 62) *«Quand l'évêque sur toi . . .»* statt wie noch 1825 *«quand le prêtre»* (bestimmter Titel statt der unbestimmten Standesbezeichnung) — in *La vision* (p. 64):

Dès qu'un siècle, éteint pour le monde,
Redescend dans la nuit profonde

statt wie noch 1825 *«retourne vers la . . .»* — in *Les funérailles de Louis XVIII* (p. 119):

Loin du *sacré tombeau* qu'il s'arrangeait naguère

statt wie 1826:

Loin du *saint monument* qu'il se promit . . .

In der Schlußstrophe von *La mort du duc de Berry* (p. 53), wo mit diskreter Anspielung auf die Schwangerschaft der Herzogin ein Vergleich zwischen der Hydra des Umsturzes und der bib-

---

[40]) S. J. Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch Bd. 1, 2. Nürnberg 1857.

lischen Schlange gezogen wird, deren Kopf einst ein schwaches Weib zertrat, heißt es seit 1828, genauer ins Bild passend: «*le Serpent. auteur de tous les crimes*» statt (wie noch 1825) «*le Dragon*». In *Le baptême du duc de B.* (p. 61) wird «*la coupe voyageuse*» in «*la gourde*» korrigiert, die Flasche, die der Pilger mit Wasser aus dem heiligen Fluß füllte, und (p. 60) «*Les spectres sans cercueil*» in «*Les ombres*» korrigiert. die Schatten der königlichen Ahnen. die die Wiege des Neugeborenen bewachen.

Im selben Gedicht (p. 61) ersetzt V. Hugo die Halbzeile «*Et le trône et la croix*» durch «*Trône, autel, chartres, lois*», die Aufzählung wird also bereichert, freilich auf Kosten des Rhytmus; aber Häufung von Betonungen im Alexandriner hat er nie unangenehm empfunden. Ein neuer Eigenname erscheint in *Le poète* (p. 27):

> Que n'es-tu né sur les rivages
> *Des Abbas* et des Cosroës,
> *Aux rayons* d'un ciel sans nuages.

während die Verse vor 1828 lauteten:

> Que n'es-tu, loin de nos rivages,
> Au champ où régna Cosroës,
> Né sous un beau ciel sans nuages,

also zugleich syntaktisch weniger geschlossen waren. da das einsilbige Participium seinem Hilfsverbum so spät nachhinkte. In *La mort du duc de Berry* (p. 50) wandelt der «*sbirre obscur*» um sein Opfer: «*Rêveur autour de la victime*». Vor 1828 war allgemeiner nicht vom Häscher, sondern vom «*monstre*» die Rede und es hieß: «*Autour de l'auguste victime*». so daß auch hier ein neuer, ausmalender Gedanke gewonnen ist. dem das konventionelle Epitheton leicht geopfert werden konnte. Ähnlich ist ein Epitheton geopfert in *Le sacre de Charles X* (p. 123). wo es in der Plakette hieß:

> Comme un de ces palais *que les riantes* fées
> *Faisaient rêver aux* chevaliers

und wo V. Hugo korrigiert in «*où voltigeaient les fées, Dans les rêves des chevaliers*». Ein neuer Gedanke kommt ferner hinzu. wenn es in *Paysage* (p. 219) von der lärmenden Stadt heißt: «*mêle ses mille voix*» statt «*lève*», zu der Vorstellung des Erklingens noch die des Ineinanderklingens. Und wenn V. Hugo in *Dévouement* (p. 160) das Zeilenpaar:

> Sous mille traits amis, par cent nœuds légitimes
> Le monstre enchaîne ses victimes

korrigiert in:

> Le monstre l'une à l'autre enchaîne ses victimes,
> Il les traîne aux mêmes abîmes,

so ist zwar ein reicher Reim verloren gegangen, aber dafür ist der Inhalt voller geworden und vor allem sind die zwei unklaren schiefen Bestimmungen verschwunden, die den Alexandriner

füllten. Auch für diese Gruppe von Korrekturen ist es charakteristisch, daß sie, von den ersten Beispielen abgesehen, erst in der Ausgabe von 1828 begegnen.

Von der Antithese hat V. Hugo in seinen Anfängen recht geringschätzig gedacht, hat z. B. an Chénier in seinem Aufsatz im *CL.* ausdrücklich gelobt, daß er sie vermeidet.[41]) Man darf das nicht zu wörtlich nehmen. Aber in der Tat spielt sie in seinen ersten Gedichten keine ungewöhnlich große Rolle und eine sehr kleine in den Korrekturen. In *À mon père* (p. 86) hieß es in der *MFr.* von Napoleon:

> *Trompé* par la fortune, il fut puni par elle.

1824 korrigiert er in: «*Flatté par sa fortune*» (1828: «*par la fortune*»), erreicht dadurch also den Gegensatz zwischen den beiden Halbzeilen. In *Vision* (p. 66) korrigiert er 1825 den Vers:

> C'est moi dont le souffle *invisible*

in:

> Mon souffle *propice ou terrible.*

Aber es ist hier nicht bloß um den Gegensatz zu tun, sondern auch darum daß die zweite Zeile gedrängter wird und zugleich einen reichen Reim (freilich auch banalen) auf «*horrible*» erhält. Anderswo ist eine Antithese verwischt. In *Actions de grâces* (p. 223) wird aus der Zeile:

> Mêle *au calice amer* l'amertume des pleurs
> Mêle *à ses premiers jours* l'amertume des pleurs.

Viel Wert legt er bereits früh auf den Parallelismus der Konstruktion, auf symmetrische Wiederholung, wie mehrere Änderungen zeigen. In *La Vendée* (p. 32) korrigiert er die Fassung der Plakette und des CL.:

> Loin de leurs *champs détruits* et de leur chaume en cendre

schon für die Ausgabe von 1822 in:

> Loin de leur *temple en deuil* et de leur chaume en cendre.

In *La naissance du duc de B.* (p. 57) steht ursprünglich:

> Voit Palerme en fureur, Messine *dans les larmes,*
> Et plaignant la Sicile en armes...

1825 schreibt er: «*voit Messine en alarmes*». Oder er wiederholt in *Dévouement* (p. 161) seit 1828:

> Entre les fêtes de la veille
> Et les *fêtes* du lendemain

statt, wie vorher «*les plaisirs du lendemain*». Oder er wiederholt in *Actions de grâces* (p. 223):

> *L'effroi qui le précède* et l'effroi qui le suit

statt wie 1824: «*L'extase qui l'amène*». Oder in *La fée et la péri* (p. 305):

> C'est moi que bercent les feuillages,
> *Moi que berce* le flot des mers

[41]) CL. I und *Litt. et phil. mêlées, éd. déf.* p. 80 ff.

statt wie 1826: «*que balance*», wodurch zugleich das Subjekt wiederholt und die Beziehung des zweiten Relativums durchsichtiger wird. Oder Hugo wiederholt in der Aufzählung seiner Jugenderinnerungen (*Mon enfance* p. 215) «*Puis Turin, puis Florence* . . .» statt wie 1824 «*Je vis Turin, Florence* . . .». Nur einmal wird eine solche Wiederholung getilgt, in *Épitaphe* (p. 189):

> Suis l'instinct d'un plaisir ou *l'appel* d'un besoin

statt wie 1824 «*l'instinct d'un besoin*».[42])

Dagegen sind andere Wiederholungen getilgt, die durch keinen Parallelismus gerechtfertigt waren, so in *Les vierges de Verdun* (p. 34):

> . . . Leur vaillance trompée
> Prêtait au vil couteau *le secours de* l'épée

statt wie im *CL.* «*l'appui de leur épée*» und in *L'histoire* (p. 79):

> Les siècles tour à tour, ces gigantesques frères,
> Différents par leur sort, semblables dans leurs vœux,
> Trouvent un but pareil *par des routes contraires*,
> Et leurs fanaux divers . . . .

statt wie 1824 «*en leurs sentiers contraires*». Oder in *Louis XVII* (p. 42 Str. III) «*sauveur*» statt «*seigneur*» (wie im *Moniteur*) wegen vorhergehendem «*seigneur*», also lauter Fälle, in denen die Wiederholung durch keine künstlerische Absicht herbeigeführt war und leicht als sprachliche Nachlässigkeit hätte empfunden werden können, besonders im zweiten Fall, wo durch die Korrektur die Häufung des Possessivpronomens vermindert wird, und im ersten, wo ursprünglich Subjekt und Objekt, durch das gleiche Possessivum bestimmt, im Reim miteinander gebunden waren.

VI. Metrische Varianten. Klangwirkung.

Der klassische Bau der Verse ist nirgends durch die feilende Arbeit angetastet worden. Die Alexandriner bleiben durch die verschiedenen Ausgaben hindurch das, was sie von Anfang an waren, Verse mit streng binärer Einteilung, jeder in sich syntaktisch und dem Sinn nach abgeschlossen, nur mit den leichten Abweichungen vom starren Schema, die schon der klassischen Poesie geläufig sind, also besonders mit stärkeren Einschnitten in der ersten Vershälfte (durch Ausruf, Beginn einer direkten Rede etc.). Daß V. Hugo hier nichts geändert hat, kann nicht überraschen. Denn seine Metrik ist in der ersten Hälfte der 20er Jahre überhaupt durchaus konservativ. Erst die Verse des *Cromwell* zeigen, daß er sich um eine freiere Technik mit mehr Bewegung und Abwechslung bemüht. Diese neue Technik,

[42]) Noch ein Fall begegnet in *à la colonne* (p. 143):

> Quand votre astre paraît, tous les *autres* s'effacent

statt «*tous les astres*». Aber da noch 1828 «*astres*» zu lesen ist, darf man bei der Ähnlichkeit der Formen vielleicht an einen Druckfehler der *éd. déf.* denken.

die in den *Orientales* dann schon ziemlich ausgeprägt erscheint, könnte sich deshalb erst in den Korrekturen von 1828 spiegeln und es ist durchaus begreiflich, daß er damals kein großes Interesse mehr daran und noch viel weniger die Geduld hatte, in Gedichten, über deren Kunst er sich bereits hinausgewachsen fühlte, alle oder auch nur einen Teil der vielen Alexandriner umzugießen, die ihm rhythmisch einförmig und langweilig klingen mochten.

Sonst wird natürlich durch die Korrekturen häufig auch die innere Gliederung der Verse verändert, es entstehen in den Halbzeilen der Alexandriner andere Silbengruppierungen. Doch läßt sich, glaube ich, in keinem Fall nachweisen, daß solche rhythmische Änderungen beabsichtigt seien, daß V. Hugo ihretwegen korrigiert habe. Sie sind nur Folge, aber nicht Ursache. Ein paarmal ist man versucht, das Gegenteil anzunehmen. Wenn in *La statue de Henri IV* (p. 47) statt der Fassung des *CL.*

Plaisir, guide leurs pas, joie, anime leurs chants

seit 1822 die Zeile lautet:

Mêlez vos pas joyeux, mêlez vos heureux chants,

so könnte man zuerst denken, V. Hugo wollte es vermeiden, in der 6. und 7. Silbe die beiden Betonungen «*pas*, *joie*» aufeinander stoßen zu lassen. Denn für die Sinnvariante ist kein Grund ersichtlich, stilistisch ist der Parallelismus der Halbzeilen genau derselbe geblieben und dem unschönen Hiat in «*joie*, *anime*» wäre V. Hugo gewiß nicht ausgewichen, da er orthographisch verschleiert und offiziell geduldet ist.[43] An dieselbe Erklärung könnte man denken, wenn in *La naissance du duc de Bordeaux* (p. 56) seit 1825 statt

Aux vapeurs dont la nuit couvre son char en deuil

der Vers lautet:

Rends le jour et la joie à notre ciel en deuil.

Der Zusammenstoß («*nuit couvre*») war hier noch empfindlicher als oben, da die beiden Betonungen durch keinen stärkeren syntaktischen Einschnitt voneinander getrennt sind.

Aber die Verspraxis Hugos zeigt, daß er solche Zusammenstöße sonst durchaus nicht vermeidet. Er führt im Gegenteil durch seine Korrekturen neue ein, z. B. p. 58 im Zehnsilbner, p. 61 im Alexandriner, allerdings nicht in der Zäsur, ferner in *Les vierges de Verdun* (p. 36) in dem neuen Vers von 1822:

Marthyres, dont l'encens plaît au martyre divin!

ferner in *À mon père*, wo er 1824 die Fassung der *MFr.*:

Que ta bannière dort auprès de ton foyer

[43]) Man denke nur an das unmittelbar folgende Beispiel, wo durch die Korrektur der ebenso häßliche Hiat «joie à» neu eingeführt wird

korrigiert in:

Puisque ton étendard dort près de ton foyer,

und wo nun der Zusammenstoß durch die Konsonanz der beiden Silben besonders fühlbar und sogar unangenehm wirkt, und endlich p. 212 in *Le matin*, wo die Zeile:

Luire à tes yeux en pleurs un soleil aussi beau

nach 1828 korrigiert wird in:

Un soleil aussi beau luire à ton désespoir.

V. Hugo liebt es so sehr, die zweite Halbzeile mit einer starken Betonung einsetzen zu lassen, daß man diese Eigentümlichkeit als bezeichnendes Merkmal seiner Verstechnik ansehen kann. Die Gedichte der *OB.* bieten eine Fülle von Beispielen dafür und zwar die von 1822 nicht weniger als die späteren, ebenso *Cromwell*. Und meist entsprechen die Beispiele den beiden zitierten Typen: die zweite Halbzeile beginnt mit einem Vokativ oder (noch häufiger) mit einem Verbum im Imperativ, in den stammbetonten Formen des Präsens oder mit stammbetontem Infinitiv.

Ganz selten sind Veränderungen der Strophenform. Die Korrekturen lassen überall Silbenzahl und Reimanordnung unberührt. Selbst die merkwürdigen plumpen strophischen Gebilde früher Gedichte wie *Les cierges de Verdun*, *Vallon de Chérizy* oder *L'antéchrist*, die noch stark an die freigemischten Versmaße der *Poésies diverses* gemahnen,[44] wenn sie auch schon etwas mehr Einheit und Geschlossenheit zeigen, sind, ein einziges Gedicht ausgenommen, geblieben. Nur in *Les cierges de Verdun* finden sich 1822 ein paar Abweichungen von der Fassung des *CL.* In Strophe VIII Z. 8 und Strophe XII Z. 5 tritt an die Stelle des Zehnsilbners ein Alexandriner, in Strophe X Z. 6 an die Stelle des Alexandriners ein Achtsilbner und in Strophe XIII Z. 1 an die Stelle des Achtsilbners ein Alexandriner. Aber die Änderungen sind bis auf die letzte systemlos; denn sie beseitigen nicht die auffallende Ungleichheit im Silbenmaß der verschiedenen Strophen. Sie sind offenbar nur gemacht, weil sie sich zufällig mühelos machen ließen und bestätigen also indirekt, daß V. Hugo auch hier im Strophenbau Verbesserungen deshalb vermieden hat, weil sie nur durch geduldiges Umgießen des Ganzen, durch Umdichtung oder Neudichtung möglich gewesen wären. Sonst hätte er wohl auch die zahlreichen, ganz locker gefügten Strophen verbessert und enger zusammengeschweißt, die als Strophen überhaupt nur durch die typographische Anordnung erkennbar sind und im inneren sowohl dem Satzbau wie dem Reim nach in kleinere Versgruppen zerfallen.

Verschiedene Gedichte weisen Korrekturen auf, für die kaum ein anderer Grund als der Wunsch nach reichen Reimen

[44]) Vgl. dazu Ph. Aug. Becker, Streifzüge durch V. Hugos Lyrik. Archiv f. d. Stud. d. n. Sprachen u. Lit. 1906, p. 87 ff.

ersichtlich ist.[45]) Zweifel bleiben, wenn in *Les Vierges de Verdun* die Fassung des *CL.*

Sur vos écharpes éclatantes
Pourquoi flotte à grands plis ce crêpe menacant?
Pourquoi *ces verts* festons *sur* ces chaînes *pesantes*

1822 abgeändert wird in (p. 32 f.):

Pourquoi *sur des* festons ces chaînes *insultantes.*

Durch das reich reimende abstrakte «*insultantes*» wird das anschaulichere, konkrete «*pesantes*» verdrängt. V. Hugo ist mit dem Sinn seines Verses nicht zufrieden. „Warum bringt Ihr mir, leichte Gespenster, meine Leier?“ beginnt er die Strophe und das Gedicht „Warum tragt Ihr auf euerm Schmuck Zeichen der Trauer und Knechtschaft?“ Und sein Erstaunen muß sich so ausdrücken: „Warum auf euern Guirlanden die Ketten?“ und nicht umgekehrt wie im *CL.* Diese Sinnvariante bedingte aber in der zweiten Halbzeile statt des zweisilbigen Adjektivs ein dreisilbiges und so stellte sich das zugleich reich reimende ein. Der reiche Reim ist also, wie man das noch öfter in den Varianten konstatieren kann, nur Begleiterscheinung.

Dagegen ist im selben Gedicht (p. 33) «*gardes menaçantes*» des *CL.* ab 1822 durch «*cohortes sanglantes*» ersetzt, um den reichen Reim mit folgendem «*lèvres tremblantes*» zu gewinnen, ebenso (ib. p. 34) «*pour sauver la France*» durch «*sans chercher la vengeance*» wegen des Reims mit «*l'indigence*». Ferner in *Statue de Henri IV* (p. 46) «*reconnais ta faiblesse*» des *CL.* durch «*dans la publique ivresse*», wohl nur wegen des Reims auf «*l'allégresse*»; denn inhaltlich ist die neue Fassung nicht glücklicher als die alte, beide sind schwache Verlegenheitsfüllsel. Ferner werden in *La mort du duc de Berry* (p. 48) die Reimwörter «*imprudente*: *pesante*» (so in *CL.* und in der Plakette) durch «*insensée*: *glacée*» verdrängt, dadurch bedingt dann in der vorletzten Zeile dieser Strophe «*insensés*» durch «*malheureux*» ersetzt, ebenso (ib. p. 49), aber später, «*murmurante*» (so noch 1825) durch «*chancelante*» wegen «*sanglante*» und ib. (p. 53) ab 1825:

L'hydre des factions qui, *sorti des ténèbres*

im Reim auf «*tant d'epoques funèbres*» statt «*par des morts célèbres*», das auch inhaltlich schwächer klang, sich entschiedener als Füllsel verriet. Und in *Le Génie* (p. 169) wird 1828

Pour lui, loin des bruits de la terre,
Bercé *sur son aile légère*

in «*par son vol solitaire*» verbessert, wodurch ebenfalls auch inhaltlich eine Verbesserung erreicht ist; denn der neue Gedanke ergänzt den Vergleich zwischen dem über allen Neid der Menge erhabenen Genie und dem einsam über den Wolken und dem Lärm der Erde hinschwebenden Sturmvogel.

---

[45]) Vgl. auch die Beispiele im folgenden Abschnitt VII.

Ein paarmal hat V. Hugo einen reichen Reim durch einen bloß hinreichenden ersetzt, so (abgesehen von einigen Beispielen, die an anderer Stelle, besonders im nächsten Abschnitt, zu erwähnen sind) p. 212 nach 1828[46]) und 1825 in *Buonaparte* (p. 68) Str. II, wo:

Et dans leur gloire impie *en désastres féconde*

statt «*et leur grandeur immonde*» im Reim auf «*au monde*» korrigiert wird, vielleicht weil der Reim zwischen zwei Wörtern gleichen Stammes vermieden werden sollte,[47]) obwohl sie durch ihre verschiedene Bedeutung und grammatische Rolle genug differenziert gewesen wären, jedenfalls differenzierter als die überwiegende Mehrzahl der in den *OB.* im Reim gepaarten Wörter und obwohl die Variante inhaltlich nur eine sehr fühlbare Cheville schafft.

Das sind vereinzelte Ausnahmen. Im ganzen zeichnet sich schon in den Gedichten von 1822 das Bestreben, reich zu reimen, deutlich ab. In den *Nouvelles Odes* ist die Zahl der reichen Reime prozentual noch höher. Vor allem werden dort die Strophen, die gar keinen reichen Reim aufweisen, seltener und umgekehrt die ganz reich gereimten häufiger. Charakteristisch ist auch, daß die neuen Strophen, die älteren Gedichten hinzugefügt worden sind, mit einer Ausnahme (in *L'enfance*) ganz oder fast ganz reich reimen. Mit dieser Zunahme der reichen Reime in den nach 1822 entstandenen Gedichten hängt es offenbar zusammen, daß eigentlich nur die Reime der ersten Sammlung überarbeitet werden, während die der späteren unangetastet bleiben oder wenigstens keinen Zuwachs von reichen Reimen mehr erhalten. Sie waren für V. Hugos Geschmack von damals reich genug gereimt, nur der älteste Fonds schien ihm in diesem Punkt verbesserungsbedürftig.

Überblickt man übrigens diese Korrekturen, die dem reichen Reim zu lieb gemacht zu sein scheinen, so drängt sich wiederum die Beobachtung auf, wie billig und bequem sie zu machen waren. In fast allen Fällen handelt es sich um Adjektiva, die rasch durch andere ersetzt werden konnten, ohne daß etwas an der Zeile, der Satzfügung etc. geändert wurde. Sie bringen auch nur reichen Reim im oberflächlichen, ganz äußerlichen Sinn der Forderung, nämlich den Reim mit Stützlauten. V. Hugo hat, wenigstens theoretisch, die ungemeine Wichtigkeit des Reims schon sehr früh erkannt und seinen Reichtum (immer theoretisch) gewiß nicht allein in der numerischen Häufung von Stützlauten, sondern auch in inneren Qualitäten gesucht. Tatsächlich werden ja auch seine Reime von Sammlung zu Sammlung besser, nicht bloß klangvoller, sondern auch weniger trivial, seltener, eigen-

[46]) Zitiert oben p. 17 und 28.

[47]) Aber derselbe Reim begegnet z. B. in *Chant du cirque* p. 180.

artiger, überraschender, bis er Ende der zwanziger Jahre manchmal schon in besonders glücklichen Stunden die virtuose Vollendung seiner Reimtechnik erreicht, die in gewissen Balladen wie *Le pas d'armes du roi Jean* mit ihren glänzenden und übermütig spielerischen Jonglierkünsten paradiert. Nur ist seltsamerweise in den Korrekturen von diesen Fortschritten so gut wie gar nichts zu spüren. Das folgende Kapitel wird ja ein paarmal zeigen, wie gelegentlich eine öde Cheville ausgemerzt wurde. Aber für eine Cheville bleiben Dutzende und Aberdutzende von anderen, ebenso schlimmen stehen und die Oden der ersten Sammlung bieten auch in der definitiven Ausgabe noch das Schauspiel einer armseligen, oft unbeholfenen, meist trostlos banalen Reimerei, wie man sie armseliger auch nicht bei den verschrieensten Pseudo-Klassikern des Kaiserreichs antrifft. —

Schließlich sind noch einige Korrekturen zu erwähnen, die unangenehme Klangwirkungen beseitigen, erhöhten Wohlklang erzielen wollen. Hiate sind keine getilgt. Die hat V. Hugo ja sein Leben lang geduldet, sobald sie nur für das Auge orthographisch nach den Regeln der offiziellen Metrik maskiert waren. Binnenreime begegnen in den *OB.* da und dort. Aber in *Le sacre de Charles X* (p. 122) wird im Vers der Plakette:

Poursuivre sous l'abri des granits séculaires

1826 «*granits*» durch «*marbres*» ersetzt, wohl aus dem richtigen Gefühl heraus, daß das Aufeinanderstoßen der allitterierenden und doppelt assonierenden Silben in solch unmittelbarer Nähe stören müßte. In *Buonaparte* (p. 70) lautet ein Vers in allen älteren Drucken (auch 1825):

Il mourut. — Quand ce bruit accourut vers nos villes...

Erst 1828 korrigiert V. Hugo:

Il mourut. — Quand ce bruit éclata dans nos villes...

Hier wäre der Binnenreim reich und sogar zweisilbig gewesen und besonders fühlbar, da nach «*Il mourut*» eine starke Pause eintritt. Es lag die Gefahr nahe, daß dieser erste Teil der Zeile, auch wegen seiner Bedeutung in der Strophe als Vers für sich empfunden wurde, daß die Einheit des Alexandriners, auf die V. Hugo damals noch großes Gewicht legte, nicht mehr ins Bewußtsein trat und das vorhergehende Reimwort, das seinen Reim erst drei Zeilen später erhält und von ihm durch so viel andere getrennt worden wäre, darüber verwischt und vergessen wurde. Immerhin handelt es sich um ein Detail, das leicht zu übersehen ist, und wahrscheinlich fiel es V. Hugo nur zufällig deshalb auf, weil er sich mit dieser Strophe überhaupt mehrmals und eingehender beschäftigte.[48]) Wenn man in *Les Vierges de Verdun* (p. 36) seit 1828 liest: «*Charlotte, autre Judith*» statt «*Charlotte, au cœur d'airain*» (wie in den früheren Drucken), so galt es hier,

---

[48]) Vgl. das folgende Kapitel.

nicht bloß Gleichklang, sondern auch Zweideutigkeit zu entfernen, da die Halbzeile «*dans ces chœurs d'innocence*» unmittelbar vorangeht. (Vielleicht haben auch die folgenden «*en vain-divin*» mitgewirkt, die erst 1822 durch eine Korrektur in die Strophe gekommen waren.)

Mit Alliteration und Assonanz weiß V. Hugo schon sehr geschickt umzugehen. Er weiß sie vor allem da zu vermeiden, wo sie nicht durch die Absicht besonderer klangmalerischer Wirkungen gerechtfertigt sind und nur eine grundlose, störende Häufung gleicher Laute schaffen. Mehrere Korrekturen zeigen, wie sein Gehör darauf reagiert. In:

J'entendais le *son* clair des *son*ores cymbales

aus *Mon enfance* (p. 214) wird «*sonores*» durch «*tremblantes*» ersetzt, in *La lyre et la harpe* (p. 153) verbessert er «*l'espace*» in «*le monde*», weil es von ähnlichen Wortausgängen «*clémence*», «*recommence*», «*immense*», von dem vorausgehenden «*sans cesse*» und dem bald folgenden «*subissent*» umgeben ist. In *La Mort du duc de Berry* (p. 52) korrigiert er 1825:

Car tu savais les maux que *laisse* au cœur d'un père

statt «*que cause*», das unangenehm assonnierte und allitterierte. In *L'homme heureux* (p. 171) tilgt er 1828 eine schwerfällige Konsonantenhäufung in der Zeile:

La pour*pre* *or*ne mon lit v*erm*eil,

indem er sie ändert in:

Sur un lit aux pieds de vermeil

und gleichfalls 1828 wird eine ebenso unangenehme Vokalhäufung in *La naissance du duc de Bordeaux* (p. 56) getilgt, da V. Hugo statt:

Maudis *ta tra*hison et procl*a*m*a*s *ta* foi

nun schreibt:

Rendue aux fleurs de lys, as proclamé ta foi.

Vielleicht gehört hierher auch die Korrektur von «*le feu pur*» in: «*le souffle*» (*Le génie* p. 167) wegen vorausgehendem: «*La France en deuil reçut des fers, Tu fuis*», ferner wohl in *La Vendée* (p. 28) die Korrektur von «*Dans ces jours où . . .*» (noch 1825) in «*Dans ces chants où . . .*». Und sicher der Strophenfall in *Paysage* (p. 218), der seit 1828 lautet:

Ces magiques palais qui *naissent* sous le chaume
Dans les *beaux* contes de l'aïeul

statt der früheren Fassung: «*qu'enfantent sous le chaume Les contes riants*», die zu den vorhergehenden: «*églantier — penses — errant — fantôme*» weitere nasale *a*-Vokale fügte, einmal noch dazu mit dem dentalen Verschlußlaut wie in «*églantier — fantôme*». Ähnlich auch die Korrektur in *La liberté* (p. 93)

La liberté sourit *à toutes* les victimes

seit 1828 statt «*couronnant les victimes*» wegen vorausgehenden «*prendre — rang — en — souffrant*» und folgendem «*dévoûments*». —

VII. Umfangreiche und einschneidende Korrekturen.

Wenn man von den *Poésies diverses* absieht, so weist nur eine geringe Anzahl von Gedichten einschneidende und auch quantitativ bedeutsame Änderungen auf. Darunter sind vor allem die zu nennen, die Kürzungen oder Erweiterungen durch neue Strophen erfahren haben. Kürzung begegnet nur einmal. In *Les vierges de Verdun* stand im *CL.* zwischen der III. und IV. Strophe der Ausgabe der *OB.* (p. 33) die folgende Strophe eingeschoben:

> Vous serez satisfaits, mânes chers à l'histoire:
> Je veux consacrer vos regrets:
> Heureux si ce trépas qui vous comble de gloire
> N'était la honte des Français!
> Mais non: quand ma patrie en a paru complice,
> Elle a désavoué le jour de leur supplice
> Par de longs jours d'épouvante et de deuil.
> Déchire-toi, voile des âges!
> France, avec moi reviens à ce siècle d'orages
> Gémir encore sur leur cercueil!

Diese Strophe hat V. Hugo schon 1822 unterdrückt. Warum? Schien ihm ihre Rhetorik noch blasser und trivialer als die der übrigen Strophen, von denen sie sich unserem Empfinden nach kaum unterscheidet? Schien ihm das ganze Gedicht mit seinen 127 Versen zu lang, so daß er die inhaltsleere Einleitung abkürzen und gleich zur Erzählung selbst übergehen wollte? Ich weiß keine Antwort auf die Frage. *Les Vierges* gehört überhaupt zu den Oden, an denen V. Hugo am meisten gefeilt hat, wenigstens vor 1822 (denn die Fassung von 1822 ist fast unangetastet geblieben): ganze Verse, halbe Strophen sind in ihr umgegossen, mehrere Reime reich gemacht und selbst die Form der Strophen ist variiert.

Die Frage, warum mehrfach neue Strophen eingeschoben sind, läßt sich leichter beantworten. In der Ode *La lyre et la harpe*, die zuerst *TR.* gedruckt ist, fehlten vor 1822 Strophe VII und VIII der *OB.* (p. 153 f.). Das ganze ist ein imaginäres Zwiegespräch vor dem Dichter, der wie Herakles am Scheideweg steht: die Leier lockt zu genußfrohem, sorgenlosen Heidentum, die Harfe mahnt zu ernstem, entsagendem Wirken für das Christentum. Die beiden neuen Strophen wenden diesen Leitgedanken energischer als die anderen auf den Beruf des Dichters an und betonen gerade die sittliche Aufgabe der Kunst, das Ideal von der Poesie als Predigt, das V. Hugo damals schon so gern, in den Versen wie im Vorwort der ersten Ausgabe mit solchem Nachdruck betont hat und das er ja später immer wieder betonen wird. Ähnlich wird der Gedankengang in *Dernier chant* (p. 105)

durch die zwei Strophen V und VII, die 1824 fehlten, weiter ausgesponnen und um neue Vorstellungen und Bilder bereichert und zwar um sehr eindringliche, die schon ganz an die Sprache der *Orientales* gemahnen. Zugleich wechseln nun infolge des Einschubs durch das ganze Gedicht die Alexandrinerstrophen regelmäßig mit den Achtsilberstrophen ab, während 1824 in der Mitte drei Alexandrinerstrophen zusammenstießen. In *Mon enfance* (p. 216) fehlte 1824 die XVII. Strophe:

L'Espagne me montrait ses couvents, ses bastilles...,

die so glücklich und greifbar Erinnerungen an die frühe Reise zum Vater gestaltet und zu den vorhergehenden Strophen über Italien und Spanien neue malerische Details fügt. Ebenfalls 1828 erhält eine neue Strophe die Ode *L'homme heureux*, die seit 1822 unverändert geblieben war, nämlich Strophe VII (p. 172), die die blasierte Langeweile des reichen Nichtstuers Celsus sehr drastisch ausdrückt (es macht ihm kaum mehr Spaß, den Muränen Sklaven vorzuwerfen) und die wohl in der Absicht V. Hugos das Milieu der römischen Dekadenz besser schildern, die *couleur locale* wahrer machen soll. Die Ballade: *Écoute-moi, Madeleine* erhielt auch erst 1828 die VI. Strophe (p. 276), die ausmalt, was der Schloßherr mit indiskretem Blick zu erspähen wünschte: Madeleine nachts in ihrer Schlafkammer nackt und die Kleider über den Spiegel werfend, um sich nicht nackt zu sehen. Und das Bild ist so graziös, die Strophe hat so hübschen Fall, daß man sie in dem Gedicht nicht mehr missen möchte. —

Umfangreichere Korrekturen haben folgende Gedichte umgestaltet:

In *Les Vierges de Verdun* lautete der Schluß der Strophe XII (p. 36) im *CL.*:

Vous verrez près de vous, dans ces chœurs d'innocence
Charlotte, *au cœur d'airain* qui vous vengea d'avance;
Élisabeth, *cet ange de nos bords*;
Et Sombreuil qui trahit par ses pâleurs soudaines
Le sang glacé des morts circulant dans ses veines;
Et Cazotte enviant le prix de ses efforts!

Die neue Fassung lautet:

Vous verrez près de vous, dans ces chœurs d'innocence
Charlotte, *autre Judith*, qui vous vengea d'avance;
Cazotte; Élisabeth, *si malheureuse en vain*,
Et Sombreuil qui trahit par ses pâleurs soudaines
Le sang glacé des morts circulant dans ses veines;
Martyres, dont l'encens plaît au martyr divin.

Verändert sind, abgesehen vom Silbenmaß und dem Epitheton zu Charlotte,[49]) das Epitheton zu Elisabeth und vor allem die ganze letzte Zeile, die nun reich reimt. Die neue Fassung ist geschlossener und inhaltsvoller. Der Eigenname Cazotte, der in

[49]) Vgl. dazu oben p. 31.

der alten Fassung von dem nichtssagenden Epitheton begleitet den anderen Eigennamen, etwas verloren, nachhinkte, wird in die vorangehende Zeile hineingepreßt und die Schlußzeile wird frei für die zusammenfassende Kennzeichnung, die geschickt die Märtyrerinnen dem göttlichen Märtyrer gegenüberstellt.

In der XIII. Strophe desselben Gedichtes sind die drei ersten Verse umgegossen. Sie lauteten im *CL.*:

> Ici, *par de nouveaux prodiges,*
> *Les spectres effrayaient mes yeux épouvantés*;
> *Ils* balançaient *sur moi parmi d'affreux prestiges...*
> De longs linceuls ensanglantés.

Nun:

> Ici *devant mes yeux erraient des lueurs sombres*;
> *Des visions troublaient mes sens* épouvantés;
> *Les spectres sur mon front* balançaient *dans les ombres...*

Auch hier eine glückliche Änderung. Die neue Fassung klingt nicht gar so inhaltsleer und phrasenhaft, künstlich ausgedehnt, als die ursprüngliche. Vor allem werden in Zeile I und III die garstigen, miteinander reimenden und auch syntaktisch parallel gebauten Füllsel getilgt.

In *La statue de Henri IV* ist die X. Strophe (p. 47) fast ganz umgearbeitet. Sie lautete im *CL.*:

> Jeunes amis, dansez autour de cette enceinte;
> *Plaisir, guide leurs pas*; *joie, anime leurs chants*!
> Henri, car *la* bonté *dans ses regards est peinte,*
> *Jouira de ces jeux* touchants.
> *J'aime mieux* cet airain *où d'un roi qu'elle adore*
> La France *croit* revoir *encore*
> *Le port,* le geste accoutumé,
> Que ces vains monuments *qu'un art pénible enfante,*
> *Dont la grandeur surprend*; *mais qu'un tyran cimente*
> *Des sueurs* d'un peuple opprimé.

Nun:

> Jeunes amis, dansez autour de cette enceinte;
> *Mêlez vos pas joyeux, mêlez vos heureux chants*;
> Henri, car *sa* bonté *dans ses traits est empreinte*
> *Bénira vos transports* touchants.
> Près des vains monuments *que des tyrans s'élèvent*
> *Qu'après de longs siècles achèvent*
> *Les travaux* d'un peuple opprimé,
> *Qu'il est beau,* cet airain *où d'un roi tutélaire*
> La France *aime à* revoir le geste *populaire*
> *Et le regard* accoutumé.

Diese Änderung, die den Grundgedanken stehen läßt, verbessert ebenfalls. Das wichtigste daran scheinen mir nicht das neugewonnene reiche Reimpaar und die Detailkorrekturen zu sein, obwohl sie zwei entschieden unangenehme Chevillen ausmerzen, sondern dies, daß statt der eitlen Denkmäler als Pointe das Bild des Königs an den Schluß gerückt und lebendiger gemacht wird.

Wie V. Hugo gelegentlich eine Verbesserung erreicht, ohne die Reime, den strophischen Bau und den Sinn im ganzen zu ändern, dafür bietet ein Beispiel *La liberté.* Die II. Strophe lautete 1824 (cfr. auch Biré I, p. 366):

> Non, sur nos tristes bords, ô belle voyageuse!
> Sœur auguste des rois, fille sainte de dieu,
> Liberté, *guide* pur de la gloire orageuse,
> Non, je ne t'ai point dit adieu!
> Mes hymnes dévoués *ne vont plus sur l'arène,*
> *Traînant dans la lutte une* chaîne,
> *Mais du manteau d'azur* vêtus.
> Mon luth *n'est point* de ceux dont les voix importunes
> *Ne savent pas pleurer* toutes les infortunes
> *Et bénir* toutes les vertus.

Seit 1828 lautet sie von der dritten Zeile an:

> Liberté, pur *flambeau* de la gloire orageuse,
> Non, je ne t'ai point dit adieu!
> *Car* mon luth est de ceux, dont les voix importunes
> *Pleurent* toutes les infortunes,
> *Bénissent* toutes les vertus.
> Mes hymnes dévoués *ne traînent point* la chaîne
> *Du vil gladiateur, mais ils vont dans* l'arène
> *Du linceul des martyrs* vêtus.

Das wichtige daran ist die Umkehrung ins positive: „meine Laute besingt etc." und die Vertauschung der Reihenfolge der Zeilen, durch die wieder eine kräftigere Pointe, ein wirkungsvollerer Schluß der Strophe gewonnen wird. Zugleich verschwindet der nicht von vorneherein verständliche «*manteau d'azur*», zu dessen Erklärung 1824 eine besondere Anmerkung melden mußte, daß die zu den Tierkämpfen verurteilten eine blaue Tunika trugen.[50])

In *La naissance du duc de B.* (p. 56) lautete die IX. Strophe in der Plakette, 1822 und 1823:

> *Sois aux sombres soucis qui nous rongent* encore
> *Ce qu'est le flambeau de l'aurore*
> *Aux vapeurs dont la nuit couvre son char* en deuil!

Seit 1825 lautet sie:

> *Chasse le noir passé qui nous attriste* encore;
> *Sois à nos yeux comme une* aurore!
> *Rends le jour et la joie à notre ciel* en deuil![51])

Der Unterschied ist sehr bezeichnend. In der neuen Lesart ist der verstiegene Vergleich in eine einzige kürzere Zeile zusammengedrängt und verliert sich zwischen den beiden anderen Zeilen, die nun klar, präzis und direkt die Wünsche ausdrücken, die ursprünglich in dem plump und weitschweifig über drei Verse hin ausgesponnenen Vergleich nur angedeutet waren.

[50]) Diese Anmerkung ist aber seltsamer Weise, wohl aus Versehen, stehen geblieben. S. *éd. déf.* p. 319.

[51]) Auch zitiert von Biré I p. 277.

Dagegen läßt sich kaum erkennen, warum die Korrektur gemacht und vor allem, was für eine Verbesserung damit erzielt worden ist, in *Le Repas libre* (p. 88), wo die erste Strophe 1824 lautete:

> Lorsqu' aux dieux de l'Olympe immolant l'Évangile,
> Et d'un vil tribunal prêtant l'appui fragile
> À leur temple odieux,
> Le juge avait proscrit des chrétiens....

und dann korrigiert wurde in:

> Lorsqu'à l'antique Olympe immolant l'Évangile,
> Le préteur appuyant d'un tribunal fragile
> Ses temples odieux,
> Livide avait proscrit....

Eine bedeutsame Veränderung ist mit *Mon enfance* (p. 214 vorgenommen worden. 1824 lautete die VI. Strophe (auch von Biré I, p. 366 zitiert):

> Et j'accusais mon âge *et je disais: ô gloire!*
> *Quand donc serai-je aussi connu de la victoire?*
> *Mon sang dormira-t-il dans mes veines perdu?*
> *Faut-il qu'en un combat, célébré par l'histoire,*
> *Il ne soit jamais répandu?*

In der Ausgabe von 1828, die auch die schon erwähnte neue Strophe mit den Erinnerungen an Spanien bringt, liest man wie folgt:

> Et j'accusais mon âge: *Ah, dans une ombre obscure*
> *Grandir, vivre! laisser refroidir sans murmure,*
> *Tout ce sang jeune et pur, bouillant chez mes pareils,*
> *Qui dans un noir combat, sur l'acier d'une armure,*
> *Coulerait à flots si vermeils!*

Die neue Fassung enthält nicht bloß mehr, in den gleichen Rahmen zusammen gedrängt (man vergleiche die zweite Zeile in den beiden Fassungen), sie tilgt nicht bloß die Cheville im vorletzten Vers und ersetzt sie durch ein anschauliches Kostümdetail, sondern sie ist auch ungleich bewegter, kräftiger, konkreter, vor allem farbiger. 1824 war nur ganz allgemein die Vorstellung von vergossenem Blut ausgedrückt. 1828 sieht V. Hugo es wirklich fließen, rot auf dem Panzer und diese sinnliche Wirkung reizt ihn so, daß er ihr sogar unbedenklich den reichen Reim *perdu*: *répandu* opfert.

Noch auffallender ist der Unterschied zwischen zwei Fassungen und noch sichtbarer der Fortschritt, den die zweite verrät, in einer Strophe von *La grand' mère* (p. 259), die 1824 lautete:[52])

> Ou montre-nous ta bible *aux figures dorées,*
> Les saints *vêtus de blanc, protecteur des hameaux,*
> *Les vierges, de rayons dans leur joie entourées,*

[52]) Auch zitiert von Biré I p. 365.

Et ces feuilles où luit en lettres ignorées
Le langage inconnu qui dit à Dieu nos maux.

und die seit 1828 lautet:

Ou montre-nous ta bible, *et les belles images*,
Le ciel d'or, les saints *bleus, les saintes à genoux*,
L'enfant Jésus, la crèche, et le bœuf, et les mages;
Fais-nous lire du doigt, dans le milieu des pages,
Un peu de ce latin qui parle à Dieu de nous.

1824 spricht V. Hugo noch von der fremden Sprache, ohne sie beim Namen zu nennen, 1828 nennt er sie. 1824 spricht er von den vergoldeten Figuren, man spürt wohl Ansätze, den Wunsch, malerisch zu wirken, aber noch erzählt er von der Bilderbibel in allgemeiner, vager Schilderung wie von den Jungfrauen, mit Beiwörtern ganz abstrakten Inhalts wie von den Heiligen und gibt vor allem nur diese zwei angedeuteten Bilder, von denen keines ausgemalt ist. 1828 wird die Strophe wirklich farbig und malerisch, so malerisch sogar, daß eine Bibel von ähnlicher Pracht in der armen Hütte überrascht und daß Mabilleau[53]) nicht ohne Recht ein wenig darüber spottet: «*ce qui tendrait à faire croire qu'il avait appris à lire dans un précieux missel du moyen âge.*» Ob eine solche Bibel in den Rahmen paßt oder nicht, darauf kommt es hier nicht an, sondern nur auf die Tatsache, wie reich an Kolorit und noch mehr an Gestalten und Bildern mit anschaulichen Details die jüngere Redaktion im Vergleich zur älteren ist.

Sehr selten sind die Fälle, in denen ein und dieselbe Strophe in mehreren sukzessiven Redaktionen vorliegt. In der Ode *À toi* (p. 207), die eine der frühesten Proben seiner Liebeslyrik ist, aber noch ganz in abgeklatschter Rhetorik stecken bleibt und zudem noch, wie so viele andere Gedichte aus jenen Jahren durch die affektierte Pose wimmernden Weltschmerzes verunziert wird, lautete die V. Strophe 1822:

Aujourd'hui réveillant sa victime endormie,
Sombre au lieu du bonheur que *ma folie a cru*,
Devant mes yeux troublés par l'espérance amie
Avec un rire affreux le malheur *a paru.*

1823 und 1825 liest man den Schluß der 2. und 4. Zeile so: «*que j'ai longtemps rêvé*» und «*s'est levé*», 1828 wird die zweite Zeile noch einmal geändert in «*que j'avais tant rêvé*». In der ersten Fassung war «*cru*» ungenau statt ersehnt, erhofft, erträumt «*paru*» nicht konkret. Beides wird 1823 verbessert, die Reime bleiben reich und die letzte Fassung bringt dann nur mehr ein anderes Tempus, ein Tempus der Vorvergangenheit, das besser in die zeitliche Folge paßt.

---

[53]) Léop. Mabilleau «*Le sens de la vue chez V. Hugo.*» *Revue des Deux Mondes*, 15 Okt. 1890 p. 845.

Viel einschneidender ist die Feile an *Buonaparte*, Strophe X (p. 70). V. Hugo spricht vom jähen Sturz Napoleons, von seiner Gefangenschaft auf dem Felsen:

> Là, se refroidissant comme un torrent de lave,
> Gardé par ses vaincus, chassé de l'univers,
> Ce reste d'un tyran, en s'éveillant esclave,
> N'avait fait que changer de fers.
> Tout ses pas dans son île ébranlaient nos murailles.
> *De son nom fameux aux* batailles
> *Vivant il était le dernier.*

Das war der Text der Plakette von 1822. Es folgen noch drei Zeilen, die wie die ersten vier unverändert geblieben sind und deren letzte (*prisonnier*) mit «*dernier*» reich reimte. Schon die Ausgabe von 1822 bringt eine neue Fassung, die 1823 und 1825 bleibt:

> Tous ses pas dans son île ébranlaient nos murailles.
> *Exilé des champs de* batailles
> *Il se survivait tout entier.*

Und seit 1828 lauten nun diese Verse:

> *Des trônes restaurés écoutant la fanfare,*
> *Il brillait de loin comme un phare,*
> *Montrant l'écueil au nautonnier.*

In der ersten Fassung klingt sehr glücklich die kraftvoll geprägte Zeile: «*Tous ses pas....*». Aber V. Hugo ist offenbar mit den beiden folgenden Zeilen unzufrieden, die ja auch tatsächlich recht blaß und leer sind. Er ändert sie für die Buchausgabe, ohne daß sie darum sichtlich besser würden. Im Gegenteil, sie bleiben ein Gemeinplatz, der nun sogar den reichen Reim eingebüßt hat. 1828 nimmt V. Hugo die Verse noch einmal vor, verzweifelt aber daran, im Reim auf «*murailles*», und womöglich im reichen, ausdrucksvollere Zeilen zu finden und gießt alle drei vollständig um. Dabei stößt er auf das Bild: Napoleon als «*phare*» auf seiner Insel, zweifellos eine Reminiszenz an sein Gedicht *Les deux îles* von 1826. Dort ließ er den Schiffer nächtlich auf dem Gipfel des Felsens den dunklen Schatten Napoleons mit gekreuzten Armen erblicken.[54]) Diesen Gedanken nimmt er wieder auf, um ihn zu variieren, und nimmt ihn wohl um so lieber auf, als er einen reichen Reim auf *prisonnier* gestaltet und den reichen Reim *phare* : *fanfare* bringt, den V. Hugo später so gerne und unermüdlich verwenden wird. Zugleich findet er für die erste Zeile einen Gedanken, der ihm in den Zusammenhang einen wichtigen neuen Zug zu tragen scheint: die

[54]) Gerade dies Bild ist ja auch im Stiche der Originalausgabe (von Deveria) festgehalten.

Demütigung, die die Wiedereinsetzung des Königtums für Napoleon bedeutet, als Verschärfung seiner Sühne. Die besondere Form, in der dieser Gedanke geäußert wird, ist natürlich durch den Reim erzwungen. Ob man sie sehr glücklich nennen kann, weiß ich nicht, ich meine eher, daß von den drei verschiedenen Redaktionen die älteste vorzuziehen wäre, die wenigstens in der einen ersten Zeile den anderen überlegen ist.[55])

Diese Korrektur zieht dann noch eine Änderung in der vorhergehenden VIII. Strophe nach sich. Dort hieß es bis 1828 mit Anspielung auf den Brand von Moskau:

> *Et le phare sauveur* d'un sanglant incendie
> Fut l'aurore du grand réveil!

Da das Wort «*phare*» nun entfernt werden mußte, ersetzt V. Hugo die erste Halbzeile durch: «*Les peuples sommeillaient*» und drückt zugleich einen Gedanken hinein, der sich dem Schlußwort antithetisch gegenüberstellt.

Schon von 1825 datiert die Verbesserung von drei anderen Versen derselben Strophe:

> Rappelant sous vingt cieux ses aigles parsemées
> Le nord de ses longues armées
> Vit venir l'immense appareil

wird geändert in:

> Ses aigles qui volaient sous vingt cieux parsemées,
> Au nord, de ses longues armées
> Guidèrent l'immense appareil.

Was hier mit leiser Retouche beseitigt wird, ist einmal die Unklarheit in der Beziehung des Partizips «*rappelant*», dann die Personifizierung des Nordens, der in der neuen Fassung nicht mehr als Subjekt fungiert.

Starke und z. T. sukzessive Überarbeitungen weist endlich neben einigen kleineren Änderungen die Ode *Le génie* (p. 165 ff.) auf. In der II. Strophe stand im *CL.* und in der Plakette:

> *D'un éclat magique et* céleste
> La gloire *fascine* ses yeux

---

[55]) Ich glaube nicht, daß V. Hugo die erste Zeile absichtlich geopfert hat, weil in *Les deux îles* eine ungefähr ähnliche Wendung gebraucht war (p. 133):

> Loin de nos rives ébranlées
> Par les orages de son sort...

Denn sonst weicht V. Hugo in den *OB.* solchen entfernten Anklängen nicht aus, wenn er sich auch damals noch nicht so gewohnheitsmäßig wiederholt wie in späteren Jahren.

Seit 1822 lauten die Verse:

> La gloire, *fantôme* céleste
> *Apparait de loin à* ses yeux.

Dadurch wurde in der übernächsten Zeile die Ersetzung von «*ce fantôme*» durch «*son sourire*» bedingt. Der Schluß der V. Strophe lautete im *CL.*, der Plakette und in den Ausgaben bis 1825:

> Que t'importe *les vils outrages*
> *D'un vulgaire né pour mourir,*
> *Qui poussé par* la calomnie
> *Poursuit encore dans ton génie*
> *Le grand siècle qu'il veut flétrir.*

Seit der Ausgabe von 1828 lautet er und die neue Fassung klingt mit den kurzen Sätzen in den knappen Zeilen und dem Vergleich im letzten Vers zugespitzter hochmütiger, die Verachtung für das Zwergenvolk kommt scharfer zum Ausdruck:

> Que t'importe, *avec ses outrages,*
> *À toi, géant, un peuple nain?*
> *Tout doit un tribut au* génie.
> *Eux, ils n'ont que* la calomnie,
> *Le serpent n'a que son venin.*

Kräftiger klingt:

> *Les grecs courbent leurs fronts* serviles

statt der Fassung der Plakette und des *CL.* «*Des fers chargent leurs mains...*».

Auch in der IX. Strophe gehen die älteren Ausgaben gegen die von 1828 zusammen. Sie bringen:

> Les dieux ont fui; dans les prairies
> *Eleusis de ses* théories
> *N'entend plus les pieux* concerts.
> *Delos cherche ses chœurs fidèles*

1828:

> *Adieu les blanches* théories!
> *Plus de jeux, plus de saints* concerts!
> *Adieu les fêtes fraternelles!*

V. Hugo entfernt die beiden Eigennamen, gibt aber dafür mehr Farbe, Bewegung und Inhalt. Er will die Verödung und den Verfall von ganz Griechenland in der Knechtschaft schildern, teilt seinen Versen durch die Ausrufe mehr Schwung, ein rascheres Tempo mit und findet zugleich einen reichen Reim auf das folgende: «*Dardanelles.*»

Am interessantesten ist die Geschichte der X. Strophe zu verfolgen, die in drei Fassungen vorliegt: die erste die des *CL.*

und der Plaquette. die zweite die von 1822, 1823 und 1825 und die letzte definitive von 1828:

C. L. und Plak.	1822—1825:	1828:
À l'ombre de la pyramide,	*Le camp voyageur* du Numide	*Mais si la Grèce est sans prestiges,*
Tente immobile de la mort.	*T'accueillit errant sur ce bord*	*Tu savais des lieux solennels*
Le camp voyageur du Numide.	*Où s'élève* la *pyramide,*	*Où sont de plus sacrés vestiges,*
T'accueillit errant sur ce bord.	Tente immobile de la mort.	*Des monuments plus éternels,*
Tu vis encore le mont auguste,	wie 1820	*Une tombe pleine de vie,*
Où maudit par son peuple injuste		*Et Jérusalem asservie,*
Mourut le sauveur des humains.		*Qu'un pacha foule sans remord,*
Sur le tombeau qui nous rachète		*Et le Bédouin, fils* du Numide,
La muse sainte du prophète		*Et Carthage, et* la Pyramide,
T'enseigna ses secrets divins.		Tente immobile de la mort.

Die Fassungen von 1820 und 1822 gleichen sich fast ganz. Die letzten 6 Verse sind überhaupt unverändert geblieben. Die

ersten 4 sind im wesentlichen nur untereinander vertauscht, da die Ersetzung von «*à l'ombre*» durch «*où s'élève*» kaum ins Gewicht fällt. Aber an der Umstellung ist sehr bezeichnend, daß die Zeile: «*tente immobile de la mort*» ihren Platz wechselt. Sie stand ursprünglich vor dem Subjekt und Prädikat verloren eingekeilt und mußte verklingen, ohne sich recht entfalten zu können. Nun aber rückt sie an den Schluß des ersten Teils der Strophe, an das Ende der ersten Periode und erhält dadurch vor der fühlbaren Sinnespause schon etwas mehr Relief. Die Fassung von 1828 gießt die Strophe fast vollständig um. Sie reimt durchaus reich, während die alte fast durchaus nicht reich reimte. Sie drückt sich über das heilige Land bestimmter aus und vor allem stellt sie die christlichen Erinnerungen, die dort geweckt werden, an die Spitze, um dann erst die Landschaft (und mit etwas mehr Details als früher) zu schildern. Dadurch ergibt sich einmal eine antithetische Anknüpfung an den Inhalt der vorhergehenden Strophen, die zuerst fehlte (Griechenland ist verfallen, aber du wußtest noch andere Gegenden). Ferner ergibt sich wieder die Möglichkeit, die ausdrucksvollste und wirksamste Zeile der ganzen Strophe an ihren Schluß zu rücken. Das schöne, eigenartige Bild «*la pyramide, tente immobile de la mort*» hat V. Hugo schon 1822 mehr hervorzuheben versucht.[56]) Jetzt gelingt es ihm und er kann auch für diese Strophe, wie für die paar anderen, die ich schon anführte, nachholen, was er erst allmählich meistern lernte, die Kunst, seine Wirkungen abzustufen und sich die höchste aufzusparen, um die Strophe effektvoll in sie ausklingen zu lassen.

VIII. Die Bedeutung der Korrekturen.

Ich konnte oben (p. 14) feststellen, daß die Zahl der nichtkorrigierten Gedichte von Sammlung zu Sammlung steigt. Es ist ja leicht erklärlich, daß V. Hugo an den Gedichten der ersten Bände mehr auszusetzen und zu verbessern fand als an den jüngeren. Aber man darf die Korrekturen durchaus nicht allgemein als Maßstab für die Beurteilung anlegen. Es wäre unmöglich, aus der Tatsache, daß dies oder jenes Gedicht unverändert geblieben ist, irgendwelche Schlüsse auf seine Qualität zu ziehen, zu meinen, es hätte vor Hugos Kritik bestanden. Das zeigt jeder Vergleich zwischen den retouchierten und den nicht retouchierten Gedichten ein und derselben oder verschiedener Sammlungen. Die Ode *Quiberon* z. B. ist keineswegs reicher gereimt, ihre Rhetorik ist nicht weniger äußerlich und mit den dürftigen Schablonen des Pseudo-Klassizismus bestritten als die Oden *La statue de Henri IV* oder *La naissance du duc de Bordeaux*. Die Liebesgedichte *Encore à toi* oder *Son nom* oder

---

[56]) Vgl. zu dem Bild Huguet I p. 330 f.

das ganze frühe, vom Dezember 1819 datierte, aber erst 1828 aufgenommene *Premier soupir* unterscheiden sich im Ton nicht von *À toi* oder *Actions de grâce*.

Nur aus den Korrekturen selbst lassen sich Schlüsse auf V. Hugos Geschmack ziehen, nicht aber indirekt aus dem, was ohne Korrektur geblieben ist. V. Hugo hat, wie er in der Vorrede von 1828 eigens hervorhebt, gar nicht die Absicht, systematisch auszumerzen, was ihm nicht mehr gefällt. Er verbessert sich lieber in neuen Gedichten als daß er unzufrieden an den alten immer und immer wieder herumbastelt: «sa méthode concotant à amender son esprit plutôt qu'à retravailler ses livres et, sismme il l'a dit ailleurs, *à corriger un ouvrage dans un autre ouvrage*».[57]) Und wenn diese Methode auch vielleicht für manchen anderen gefährlich wäre, für einen Dichter von seiner unversiegbaren Schöpferkraft ist sie zweifellos die richtige. Er macht also nur Korrekturen, die sich natürlich und wie von selber einstellen «*en quelque sorte avec le caractere de l'inspiration*».[58]) Man tut ihm aber wohl nicht unrecht, wenn man das geheimnisvolle Wort Inspiration, das so vieles deckt, hier einfach mit Laune, Zufall einer Stimmung verdeutscht.

Laune und Zufall sind in der Hauptsache allein maßgebend gewesen. Das darf man nicht vergessen. Sonst stellt die Textgestaltung der *OB.* in einem fort Rätsel und man wundert sich darüber, daß z. B. schon so früh das Streben nach reichem Reim sich unverkennbar äußert, daß aber neben einem Dutzend Korrekturen, die in diesem Sinn bessern, so viele Dutzende armer Reimpaare stehen geblieben sind, ja in *La Vendée*, *La statue de Henri IV*, *La naissance du duc de Bordeaux*, *À mes odes* und noch einer Reihe von Gedichten ganze Strophen, die überhaupt keinen reichen Reim besitzen. Oder man wundert sich, daß V. Hugo in mehreren Fällen bemüht scheint, sich vom Vorurteil des *mot noble*, von periphrastischer oder abstrakter Ausdrucksweise zu emanzipieren, daß aber neben einem korrigierten *mot noble*, z. B. neben einem durch «*étoile*» ersetzten «*astre*» Dutzende von «*astre*» und anderen vermeintlich erhabenen Wörtern, neben einer getilgten Periphrase oder unsinnlichen Wendung Dutzende von andern durchaus ähnlichen pietätvoll bewahrt sind, gerade als paßten sie in Hugos Stil von 1828 noch ebenso gut wie in den von 1822. Warum er in dem einen Fall korrigiert, in dem anderen nicht korrigiert, warum er hier sucht, bis er den rechten Ausdruck, den rechten Reim findet, dort aber ruhig Reime und Ausdrücke duldet, die er belächelt haben wird, das sind Fragen, auf die es keine Antwort gibt.

[57]) Vorrede von 1828. *OB. éd. déf.* p. 19. Anspielung auf die Vorrede zu *Cromwell* (*éd. déf.* p. 46).
[58]) *OB.* p. 20.

Nur das eine läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, sobald man die Umarbeitungen und daneben den Text ohne Varianten prüft: V. Hugo korrigiert am ehesten da, wo es sich leicht und mühelos machen ließ und die weitaus überwiegende Mehrzahl seiner Korrekturen betreffen Einzelheiten, die isoliert abgeändert werden konnten, ohne andere, tiefer gehende Korrekturen nach sich zu ziehen, ohne das Silbenmaß und besonders den Satzbau einschneidend zu berühren. Dies gilt für fast alle Varianten, gleichviel welcher Art sie auch sein mögen, für die Sinnvarianten, die Stilvarianten; auch am Reim wird in der Regel nur so korrigiert, daß das Reimwort durch ein anderes derselben Silbenzahl und derselben grammatikalischen Kategorie, womöglich auch von derselben Form ersetzt wird, also Nomen durch Nomen, Verbum durch Verbum etc. Umfangreiche und einschneidende Änderungen, die zugleich Umwälzungen bedeuteten, die mehr Zeit und Arbeit forderten, sind nur ganz selten in einigen wenigen Gedichten zu konstatieren, an denen V. Hugo vielleicht regeres persönliches Interesse genommen hat, wenn nicht der bloße Zufall sie veranlaßt hat.

Die Korrekturen sind also (und das müßte in die Augen fallen, auch wenn wir es nicht aus seinem eigenen Mund erfahren hätten) unsystematisch, nur lückenhaftes Flickwerk und gewöhnlich von geringem Umfang. Das hindert aber nicht, daß sie lehrreich sind. Auch ein geändertes Detail, irgend ein einzelnes Wort, ein Adjektiv z. B. kann sehr bezeichnend sein. Und im ganzen sind die Varianten so zahlreich und bewegen sich alle so entschieden in bestimmten Richtungen, daß auch sie auf die Entwicklung Hugos in jenen Jahren helles Licht werfen und das, was man darüber auf Grund des verschiedenen Inhalts und der verschiedenen Form in den aufeinander folgenden Sammlungen aussagen kann, illustrieren, bestätigen und ergänzen. Vor allem können wir uns aus den Korrekturen ein Bild davon machen, was V. Hugo von Sammlung zu Sammlung verbesserungsbedürftig schien, wenn er es auch nicht überall gebessert hat, sondern vielfach vor den Mühen eines Umarbeitens zurückgeschreckt ist.

Die Korrekturen haben ein doppeltes Interesse. Eine große Gruppe bringt Verbesserungen, die an sich nichts oder fast nichts mit dem Unterschied zwischen pseudoklassischen und romantischem Stil zu tun haben, durch die nur Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten im Ausdruck, ungenaue Wendungen, ungenaue und schiefe Bilder, nichtssagende Füllsel beseitigt werden, die also nur ganz allgemein zeigen, wie V. Hugo an seiner Vervollkommnung arbeitet, wie er als Künstler reifer, kritischer und gegen sich selbst strenger wird. In der ersten Vorrede vom Juni 1822 schrieb er noch: «*la poésie n'est pas dans la forme des idées, mais dans les idées elles-mêmes*». Dieser Wertschätzung des inneren,

des Gehaltes blieb er zeitlebens treu. Aber der Künstler in ihm ist von Anfang an zu stark, als daß er nicht früh auch auf die Form zu achten lernte, immer größere Sorgfalt auf ihre Reinheit und Schönheit verwendete und danach trachtete, sich einen eigenpersönlichen Stil zu erringen. Das spiegelt sich schon in einigen Korrekturen der Ausgabe von 1822 und mehr noch in der Masse der Korrekturen von 1828. Und es läßt sich sofort erkennen, daß seine Korrekturen durchaus dem Ideal entsprechen, das wir aus seinen theoretischen Äußerungen, den Vorreden und den Kritiken, besonders aus der sehr wichtigen Rezension Chéniers erschließen können, die von 1819, also ganz aus seiner Frühzeit stammt. Was er dort fordert oder lobt, verwirklicht er hier (natürlich immer in dem Maß, als es sich bequem machen ließ): er bemüht sich um mehr Bewegung, um vielsagendere, anschaulichere und malerische Epitheta, um mehr Wahrheit in den Details, also um mehr Beobachtung und in erster Linie um mehr Kraft im Ausdruck, um die gesteigerte Energie, die ihm an Chénier am meisten imponiert und die er gar nicht müde wird, hervorzuheben und zu bewundern.

Dieses Streben, sich eine persönliche Form zu schaffen, mehr Beobachtetes und Erlebtes in seinen Vers zu gießen, mit dem Nachempfundenen und dem als Schablone fertig Überlieferten aufzuräumen, bedeutete zugleich den Bruch mit der pseudoklassischen Ästhetik und die Überwindung ihrer Mängel. Als V. Hugo 1834 unter dem Titel *Littérature et philosophie mêlées* ältere Aufsätze, Kritiken etc. gesammelt herausgab, gab er rückschauend im Vorwort[59]) einen Überblick über die Entwicklung der französischen poetischen Sprache seit dem XVI. Jahrhundert, erwähnte die Neuerungen, die es zehn Jahre vorher für ihn und für die junge Romantik durchzusetzen galt, die Reaktion auf die Sprache des XVIII. Jahrhunderts, die er *«claire, sèche, dure, neutre, incolore et insipide»* nennt, und stellte fest: *«il fallait d'abord colorer la langue, il fallait lui faire reprendre du corps et de la saveur»*. Es ist charakteristisch, daß man bei ihm von Anfang an vergebens nach Korrekturen sucht, die im Sinn der pseudo-klassischen Eleganz bessern, man müßte denn die eine ganz vereinzelte Variante aus *La statue de Henri IV.* heranziehen, wo er (p. 48) — es ist von den Pyramiden die Rede, *«les montagnes altières»* — den Vers des *CL*:

De cent rois cachant les poussières

korrigiert in:

Cachant *cent royales* poussières,

[59]) *éd. déf.* p. 10 ff.

gewiß nicht aus Scheu vor der Inversion, sondern wohl, weil ihm das Substantiv allein ohne Epitheton zu nackt, zu wenig poetisch gehoben erschien.

V. Hugo hat zwar selbst 1828 noch lange nicht alle fragwürdigen Verzierungen des Stils abgestreift, den er von den Vorbildern seiner Kindheitsversuche wie Delille kopierte, aber er nimmt sie schon früh nicht mehr unbesehen hin, ist auf die pseudoklassizistischen Regeln nicht mehr wie auf Dogmen eingeschworen. Wir haben heute Mühe, uns von der Tragweite seiner Korrekturen eine rechte Vorstellung zu machen. Wir unterschätzen sie zu leicht. Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie kühn die Sprache und Technik der Oden zu ihrer Zeit schien, auf wieviel Kritik und Tadel sie stieß, wie viel z. B. Hoffman im *Journal des Débats*[60]) an den *Nouvelles Odes* V. Hugos bei aller Anerkennung seines Talentes zu bemängeln fand und wie sehr sich ihm die Befürchtung aufdrängte, V. Hugo möchte dem «*Apollon pythien*» den Rücken kehren, um dem «*Baal littéraire*» (d. h. den „germanischen Musen“) zu opfern. Aus der Perspektive der *Châtiments* oder der *Légende des siècles* sind die verschiedenen Beispiele, in denen er ein «*mot noble*», eine Metapher, eine Periphrase, eine abstrakte Wendung, eine unklare Anspielung durch ein gewöhnliches Wort, durch den klaren, konkreten Ausdruck und womöglich durch einen plastischen oder pittoresken ersetzt, gewiß nicht sehr einschneidend und bedeutsam und können schon deshalb nicht besonders auffallen, weil der Grundcharakter des Stils trotz dieser Änderungen, auch trotz der wenigen durchaus umgearbeiteten Strophen derselbe bleibt. Im Rahmen der *OB.* aber und an dem Stil gemessen, mit dem V. Hugo begann, markieren sie unverkennbare Fortschritte auf dem Weg von einer körperlosen, ganz verstandesmäßigen und noch dazu unpersönlichen Sprache zu der höchst persönlichen, ganz aus dem Erlebnis und der Empfindung geschöpften, farbigen, schillernden und an Nüancen so reichen Sprache, die er sich allmählich prägte und von der die neue Dichtung des XIX. Jahrhunderts zehrte, bis andere nach ihm noch andere Möglichkeiten erschlossen.

Auch die metrischen Korrekturen sind von diesem Gesichtspunkt aus zu beurteilen. Die Fälle, in denen er eine Cheville tilgt, sind zwar gering an Zahl und noch geringer die Fälle, wo an Stelle eines banalen Reims ein seltener, nicht bloß klangvoller, sondern auch durch seine Assoziationen reizvoller Reim tritt. Aber sie verraten doch, daß V. Hugo die entschiedenste Blöße der pseudoklassizistischen Versifizierung erspäht hat, die Unterschätzung der Rolle des Reims und die Skrupellosigkeit, mit der man den Satz gleichviel auf welche Weise streckte,

[60]) In der Nummer vom 14. Juni 1824. Vgl. am 26. Juli die interessante Antwort V. Hugos.

nur um den Vers zu füllen, die unkünstlerische Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, über die sich Stendhal 1823 so drastisch empörte: «*De nos jours le vers alexandrin n'est le plus souvent qu'un cache-sottise*».[61]) Freilich ändern die Reimkorrekturen nur in äußerlichem, quantitativem Sinn, dehnen den Gleichklang über mehr Laute aus, ohne seinen Inhalt zu verbessern. Aber, das war wohl eine notwendige Vorstufe der Virtuosität im Reimen, zu der er sich schließlich durchrang und von der schon die Balladen frühe Proben zeigen, war ein Anlauf zu strengerer Selbstzucht, der erste Anlauf, auszuwählen, zu suchen, Schwierigkeiten zu überwinden und sich nicht mehr mit dem nächstbesten Reim zu begnügen, den ihm der Zufall aufs Blatt wehte.

Die zahlreichen Korrekturen, die V. Hugo von 1822 bis 1828 an seinen Gedichten vorgenommen hat, sind verschieden an Umfang und Bedeutung. Aber — Korrekturen am Sinn, am Wortschatz, am Stil, am Reim oder am Wohlklang der Verse — dieselbe Richtung ist ihnen allen gemeinsam, dieselbe Entwicklung offenbart sich ihnen und macht sie interessant. Einmal ganz allgemein das allmähliche Erwachen und die Verfeinerung des künstlerischen Gewissens, die Erkenntnis, daß die Poesie nicht allein in den Gedanken, sondern auch in ihrer Prägung liegt und daß die Vollendung der Form nur durch emsiges Sichten und Feilen zu erreichen ist. Daneben der Wille, von den alten Vorbildern und den aufgezwungenen Vorschriften unabhängig zu werden, die traditionellen Formeln und Schablonen zu vergessen, in fremden Litteraturen nach neuen Vorbildern zu spähen oder noch besser, nicht mehr durch fremde Brillen zu sehen, sondern eigenes, selbstempfundenes auf eigene Art auszudrücken, das Streben nach erhöhter Lebenswahrheit und einem Realismus, der auf schärfere Beobachtung und bessere, treuere Wiedergabe der Eindrücke und Stimmungen abzielt und der bei ihrer Wiedergabe auch schon mit Mitteln arbeitet, die die ängstliche, engherzige Poetik der Klassizisten des XVIII. Jahrhunderts und des Kaiserreichs verpönt hatte.

Bonn. H. Heiss.

[61]) Vorrede von *Racine et Shakespeare.*

Beiträge zur Geschichte der französischen Akademie.

(Vgl. Zeitschrift XXXV[1] S. 249—305.)

II.

Die Neuwahlen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

(Nach dem Berichte der Verfasser der ‚*Nouvelles Littéraires*‘ und der ‚*Correspondance littéraire, philosophique et critique*‘.)[1])

A. Die ‚Nouvelles Littéraires‘.[2])

Der Abbé Raynal hat als correspondant littéraire des Fürstenhauses Sachsen-Gotha (insbesondere der Herzogin Dorothee) fleißig Bericht über die französische Akademie abgestattet. Die sichtliche Schadenfreude, mit der er mehr oder weniger witzige Angriffe meldet, denen der wechselnde Mitgliederbestand nur allzu häufig ausgesetzt war, berechtigt zu der Vermutung, daß sein Ehrgeiz an der vereitelten Hoffnung krankte, selbst den vierzig Unsterblichen eingereiht zu werden. Verschmähte wandeln sich leicht zu Schmähern.

Der von ihm behandelte Zeitraum hat ihm siebenmal Anlaß geboten, Neuwahlen (darunter eine Doppelwahl) mehr oder weniger ausführlich zu schildern. Da er gut orientiert ist, benützt er die eintretenden Vakanzen zu Rückblicken auf die Toten, zu wenig Scheu bekundender Wertbemessung ihrer Nachfolger, häufig zur Bemängelung der *séances de réception*, insbesondere der unerläßlichen *discours de réception*.

Raynal hat acht erledigte Sitze mit Kommentaren versehen: acht Toten eine Art von Nachruf, acht Nachfolgern eine Art von Begrüßung gewidmet. Gelegentlich gedenkt er auch einiger Bewerber, die aus irgend welchen Gründen zurückstehen mußten.

---

1) Alle im vorliegenden Artikel aus der bezeichneten Quelle angeführten Zitate sind der Ausgabe Maurice Tourneux (Paris, Garnier Frères, 16 vol., 1877) entlehnt.

2) Raynal's „*journal-manuscrit*“ umspannt anscheinend die Jahre 1747—1755, weist aber große Lücken auf. Die beiden Jahre 1752 und 1753 fehlen gänzlich. Der Bericht setzt erst um die Mitte des Jahres 1754 neu ein und führt dann allerdings ununterbrochen bis Februar 1855. Grimm's *Correspondance* hebt im Mai 1753 an.

Da der Verfasser der *Nouvelles Littéraires* trotz unverkennbarer Parteilichkeit den schönen Mut der Aufrichtigkeit besitzt und gereifte Selbständigkeit des Urteils über literarische Zeitgenossen bekundet, ist sein Zeugnis für die Geschichte der französischen Akademie von nicht geringem Wert. Mehrmals steht er mit Grimm in Widerspruch.

Die für ihn in Betracht kommenden Toten sind Girard und Danchet († am 4. und 21. Februar 1748), Jean-Jacques Amelot de Chaillou († 7. Mai 1749), der Kardinal Rohan († 19. Juli 1749), Jean Terrasson († 15. Sept. 1750), La Chaussée († 14. März 1754), Destouches († 4. Juli 1754), Jean-Baptiste Surian, évêque de Vence († 3. August 1754). Prüfen wir die einzelnen, bisweilen von echter südfranzösischer Spottlust gewürzten Angaben Raynals in der sich von selbst ergebenden chronologischen Reihenfolge.

1. Girard und Danchet. (Nachfolger: De Paulmy d'Argenson und Gresset.)

Wegen der im gleichen Monat erfolgten beiden Todesfälle, fand am 21. März 1748 eine Doppelwahl statt; auch fand für die beiden Neugewählten nur eine Aufnahmefeier statt. Raynal hielt es für unerläßlich, seinen Bericht nach dem Ausland durch ein scharf umrissenes Portrait Girard's[3]) zu illustrieren, das als kurzer Nekrolog peinlich wirkt: *l'abbé Girard était un homme grossier, d'une physionomie triste et rebutante, d'un entretien sec, d'un maintien embarrassé. Quoiqu'il aimât l'or, il a vécu sans fortune, parce qu'il manquait d'adresse pour en acquérir . . . . . .* Immerhin sei dem Autor der *Synonymes français* (1718) ein gewisser Erfolg nicht abzusprechen. Dagegen klingt Raynal's Kritik seiner „*grammaire française*" (gemeint sind jedenfalls: *Les vrais principes de notre langue*) sehr hart aus: *elle est pleine de vues, d'esprit et de philosophie, mais obscure, durement écrite et d'un goût détestable.*

Danchet widmet er einen etwas günstigeren Nachruf: . . . . *homme simple, obligeant, poli et même gracieux*; *il était beaucoup plus aimé qu'estimé.* Sein Lebenswerk kann freilich keinen Anspruch auf dauernden Wert erheben, denn jung hat er schlechte Tragödien geschrieben und später: *des opéras pleins de cette douceur, de cette mollesse, de ce sentiment, qui conviennent si bien à la poésie lyrique.* Seine Erfolge in der Literatur verdanke er vielmehr der Gunst des Abbé Bignon, *qui était l'âme de la littérature française et le dispensateur des grâces.*

An die scharfzüngigen Gedenkworte für die Toten reiht Raynal kurze Bemerkungen über ihre Nachfolger. Der vor-

---

[3]) *Corresp.* de Grimm, t. I, p. 148—149.

nehme Vertreter der Diplomatie, der Marquis Paulmy, erfreut sich durchaus nicht der Gunst des Publikums: *M. de P. a contre lui la figure et la physionomie, et même les dispositions du public, qui le croit malin et dur.* Für den Dichter Gresset versteht sich unser Abbé nur widerwillig zu einer respektvollen Anerkennung: *c'est, sans contredit, le premier homme que nous ayons après Voltaire.* Nur wird er hoffentlich im Schoße der Akademie nicht lässig einschlummern, wie die meisten Herren Akademiker und wiederum das witzige Epigramm Piron's bestätigen helfen:

En France on fait, par un plaisant moyen,
Taire un auteur quand d'écrits il assomme;
Dans un fauteuil d'académicien,
Lui quarantième, on fait asseoir cet homme.
Lors il s'endort, et ne fait plus qu'un somme . . . .[4])

Die Aufnahmefeier am 3. (4.?) April des gleichen Jahres verlockte Raynal zu neuen Invektiven, nicht so sehr gegen die Neuaufgenommenen, von denen er de Paulmy klug einschätzt als: *homme de son état, qui n'entre pas à l'Académie pour cultiver directement les muses, mais pour les protéger,* und Gresset, *plus brillant et plus éloquent* — weil er sich die Würdigung ihrer Festreden für nach der Drucklegung vorbehält — als gegen den sie empfangenden Directeur de Boze, der zugleich zu viel und zu wenig gesprochen habe: *qui n'a été heureux ni dans les éloges qu'il a donnés, ni dans ceux qu'il a supprimés. Il a ridiculement loué M. d'Argenson et il a eu tort de ne pas louer M. Gresset.*[5])

Über die Lektüre der gedruckten *discours* äußert sich Raynal völlig unbefriedigt: *La lecture que je viens de faire des derniers discours qui ont été lus à l'Académie française, a confirmé le jugement que j'en avais porté, lorsque je les entendis prononcer. Je crois avec tout le monde que ces harangues ne sont pas faites pour le commun des hommes, et qu'il n'y a que trente-neuf (?) élus et le complétant qui les entendent. Celui de Gresset est falbalisé, enluminé, découpé à peu près comme une poupée à la Duchap.*[6]) *Le remerciement de M. d'Argenson a été jugé en dernier ressort de la simple déclamation. C'est un vrai squelette dont on conterait*

[4]) An anderer Stelle (ib. p. 159) zitiert Raynal ein spöttisches Epigramm von Roy:

Le Parnasse a tant de roquets,
Recevez Gresset, je vous prie;
Montez votre ménagerie:
Aprés les chats), les perroquets.*

[5]) *Ibid.*, p. 153.

[6]) Berühmte Modistin der Zeit.

*) Anspielung auf Moncrif, Verfasser einer *Histoire des chats.* (Cf. ibid., p. 309, 310.)

aisément les côtes. Quant à la réponse de M. de Boze, elle est regardée constamment comme un conte de ma mère l'oie.[7])

2. Amelot de Chaillou. (Nachfolger: le maréchal, duc de Belle-Isle.)

Bei dieser Neubesetzung gedenkt Raynal zunächst einiger Bewerber, die unmittelbar nach Amelot's Tode einen Sitz in der Akademie anstrebten: Trublet, der Verfasser der *Essais de littérature et de morale*; der Abbé d'Ecluse, der Herausgeber der *Mémoires de Sully*; Le Franc, der Dichter der Tragödie *Didon*; der Abbé Le Blanc, *dont les Lettres sur les Anglais et les Français vous auront sans doute endormie*; Linant, den die Akademie dreimal preisgekrönt hat. Doch treten nur Le Blanc und Linant offiziell als Kandidaten auf, die anderen scheuen den sicheren Mißerfolg. Begründete Aussichten schien im ersten Augenblicke nur M. de Montazet, évêque d'Autun[8]) zu haben.

Unerwartet jedoch geriet die Akademie in ein arges Dilemma: ein zweiter hoher Kirchenfürst, M. Poncet de la Rivière, der Bischof von Troyes, trat mit seinem hohen Amtsbruder in Wettbewerb. In dieser kritischen Lage fand die Akademie, um jeder peinlichen Bevorzugung aus dem Wege zu gehen, einen klugen Ausweg: sie wählte den „maréchal de Belle-Isle."[9])

Über dieser Aufnahmesitzung scheint ein Unstern gewaltet zu haben. Raynal wollte (aus sicherer Quelle anscheinend) erfahren haben, daß man den Marschall für fähig hielt, seinen *discours* von dem Jesuitenpater de la Neuville anfertigen zu lassen. Trotz dieser fremden Hilfe bedeutete diese Rede einen eklatanten Mißerfolg: *On s'attendait à un ouvrage qui réunirait les talents et les défauts du P. de La Neuville; on n'a eu qu'un squelette sans vie, sans âme et sans couleur.* Die Begrüßung von seiten des Abbé du Resnel fiel nicht glücklicher aus: *le style, les choses, le débit de ce discours, tout annonçait plutôt le Collège que l'Académie.*[10]) — Für sein unerquickliches Bild wählt Raynal als Signatur ein malitiöses Epigramm Roy's, der an den seeligen Cotin erinnert:

> *Sur votre liste un nom que la gloire couronne*
> *Vous rend bien fiers et bien hautains;*
> *Pauvres gens, croyez-vous qu'un maréchal vous donne*
> *Sauvegarde pour vos Cotins?*

---

[7]) *Ibid.*, p. 160.
[8]) *Ibid.*, p. 304.
[9]) *Ibid.* ,p. 308.
[10]) *Ibid.*, p. 324. *La séance fut terminée par la lecture de quelques réflexions sur la poésie de M. de Fontenelle.*

3. Der Kardinal R o h a n. (Nachfolger: V a u r é a l, é v ê q u e d e R e n n e s.)

Diesmal war Raynal über die voraussichtliche Neubesetzung von Anfang an gut orientiert. Zwei andere Gesuche waren sofort gescheitert: *le prince de Montbazon abandonna ses poursuites à la sollicitation des princes de sa maison* ...... und selbst der Schützling Mme de Pompadour's, der Abbé Le Blanc wich dem höheren Ansehen Vauréal's. Raynal bekundet unverhohlen seine Schadenfreude über Le Blanc's Mißgeschick. Doch ist er über den Verlauf der *séance de réception* keineswegs befriedigt: *le discours que M. l'évêque de Rennes a prononcé à l'Académie française est extrêmement lourd; la réponse de M. de Fontenelle est mal écrite et imprudente.* Immerhin fand die Feier einen Glanzpunkt in einer Lektüre Marivaux': *parallèle de Corneille et de Racine, plein de noblesse et de philosophie, contre l'ordinaire de cet ingénieux écrivain.*[11])

4. J e a n T e r r a s s o n. (Nachfolger: C l a u d e d e T h i a r d, c o m t e d e B i s s y.)

Die Charakteristik dieses Toten ist von Raynal in respektvoller Form erfolgt. Der Höhepunkt seines wissenschaftlichen Ruhmes lag weit hinter dem Achtzigjährigen. Aber Raynal ruft die Erinnerung wach an die bedeutsame Rolle, die er in der leidenschaftlichen Fehde zwischen Madame Dacier und La Motte durch seine *Dissertation critique sur l'Iliade* (1715) gespielt hatte. Diese einst vielgenannte Abhandlung erfährt durch Raynal eine sehr gerechte Beurteilung: *La dissertation sur l'Iliade est d'un homme qui a beaucoup d'esprit et peu de sentiment, d'un roi-sonneur plus que d'un homme de goût, d'un critique qui aperçoit mieux les défauts d'un ouvrage qu'il n'est sensible à ses beautés. En écrivant sur ces matières, l'abbé Terrasson prit si fort en aversion les auteurs anciens, qu'il a passé la meilleure partie de sa vie à traduire Diodore de Sicile, pour prouver, disait-il, que ces anciens, qu'on admire tant, étaient des radoteurs.* Sein Romanversuch: *S e t h o s, où l'esprit, l'érudition et l'ennui se trouvent à un degré à peu près égal,* erscheint Raynal als unpassender Zeitvertreib eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften. Dagegen zollt er dem „Menschen" ungeheuchelte Bewunderung: *l'abbé T. était l'homme le plus simple, le plus vrai, le plus modeste, et en même temps le plus vertueux qu'on pût voir. Ce caractère lui faisait passer son athéisme qu'il ne prenait pas la peine de dissimuler.*[12])

Der akademischen Feier für Bissy gedenkt Raynal in dreifacher Form: er vermeldet ein pikantes Wortspiel, ein malitiöses

[11]) *Ibid.*, p. 367.
[12]) *Ibid.*, p. 477.

Epigramm und skizziert selbst die Sitzung vom 29. Dezember in wenigen Zügen.[13]) Das Wortspiel ist im Grunde genommen höchst trivial: *Le marquis de Bissy est entré à l'Académie; mais son frère, le chevalier est resté à la porte (parce que celui-ci est l'amant d'une jolie femme de ce nom).* Der Verfasser des: *Epigramme sur la Réception du Marquis de Bissy* blieb ungenannt:

Il est donc de l'Académie.
Qui? Piron, Trublet ou Boissy?
Non, c'est le marquis de Bissy.
Minerve était donc endormie?
Mais qu'en dit son frère Apollon?
Il dit, parbleu, que c'est tout comme,
Que pour remplacer Terrasson
Il ne fallait pas un grand homme.

Der Sitzungsbericht lautet ebenso abfällig wie lakonisch: *Le nouvel académicien, qui n'était connu dans les lettres que par une traduction qu'on lui contestait, avait besoin de faire ses preuves, et il ne les fit pas. Son discours était mauvais, il fut trouvé encore plus mauvais qu'il n'était parce que le public aurait désiré d'entendre Piron. Le maréchal de Belle-Isle répondit, en qualité de directeur, d'une manière simple et commune. On attendait autre chose d'un homme à qui le talent de la parole a dû être nécessaire dans ses grandes négociations.* Auch die geistvolle Plauderei, mit der Abbé Bernis die Feier beschloß, war nicht ganz im Sinne Raynal's ausgefallen.

5. La Chaussée. (Nachfolger: Jean-Pierre de Bougainville.)

Für die Aufnahmen Bougainville, Boissy, d'Alembert liegt — wie voraus bemerkt werden muß — Doppelbericht vor. Denn hier laufen die *Nouvelles Littéraires* mit der *Correspondance littéraire* parallel. Grimm und Raynal fordern als gleichzeitige Berichterstatter in diesen drei Fällen zu recht lehrreichem Vergleich auf.

Die Wahl Bougainville's weckte bei Raynal und Grimm den gleichen Unwillen. Raynal beschließt die Ankündigung dieses zweifelhaften Erfolges mit dem ironischen Zusatz: *C'est une place qu'il a emportée d'assaut; il a été élu en dépit de l'Académie et du public; les briques et les protections lui ont tenu lieu des talents qui lui manquent.*[14]) Grimm äußert seine Entrüstung ebenso unverhohlen: *Son exemple nous prouve que la persévérance et le courage dans les cabales sont souvent plus sûrs de triompher que la persévérance dans la vertu et dans les actions honnêtes.*[15])

[13]) *Ibid.*, t. II, p. 6, 18.
[14]) *Ibid.*, p. 146.
[15]) *Ibid.*, p. 354.

Bei der Schilderung der Aufnahmesitzung (30. Mai 1754) verfährt Grimm trotz seiner offen zur Schau getragenen Abneigung gegen Bougainville aber entschieden großzügiger als Raynal, der selbst die unbedeutendste Geberde des unsympathischen récipiendaire gehässig bekrittelt: *Il débita son discours avec quelque grâce et une nonchalance arrangée. Avant de le commencer, il tira une lunette et lorgna, en minaudant, deux ou trois femmes, il prit agréablement une prise de tabac, se moucha, toussa, ôta son chapeau et, le coude mollement appuyé sur la table académique, lut son remerciement . . .* Energisch lehnt er Bougainville's „*éloge amphigourique*" seines Vorgängers La Chaussée ab, einen einfältigen Vergleich mit Molière, der zu des letzteren ungunsten (!) ausfiel. Die größere Wahrhaftigkeit soll bei La Chaussée zu finden sein: *Molière est toujours chargé, tandis que M. de La Chaussée prend ses personnages dans la société même, et on les retrouve dans ses amis et ses égaux.* Den Gesamteindruck der Feier faßt Raynal schließlich in das mürrische Gesamturteil: *le résumé des sentiments des gens sensés est que le discours de M. de Bougainville ne dit que des choses communes, et qu'il n'y a ni idées ni style; que M. de Saint-Aignan* (als begrüßender Directeur) *a profité, en honoraire de l'Académie, de la dispense d'avoir de l'esprit.* Auch Crébillon, der am gleichen Tage Proben einer neuen Tragödie le Triumvirat zum Besten gab, fand keine Gnade vor Raynal's Augen: *il brailla avec beaucoup d'emphase et de poumon.*[16])

Grimm zerzaust die Dichterschwächen Crébillon's weniger unbarmherzig und behauptet sogar, daß die Lektüre der beiden ersten Akte der für den folgenden Winter zur Aufführung bestimmten Tragödie den weitaus größten Teil der glänzenden Versammlung in die Akademie gelockt hatte. Die üblichen Festreden streift er nur mit wenigen ablehnenden Worten: *fort long et fort ennuyeux* (für Bougainville) — *plus court et non moins ennuyeux* (für St.-Aignan).[17])

6. Destouches. (Nachfolger: Louis de Boissy.)

Raynal bezeugt für Boissy lebhaftere Teilnahme als Grimm. Über diese Wahl äußert er sich — ein bei ihm seltener Zug — mit einer gewissen Herzenswärme: *L'Académie vient de faire une chose rare et qui est à son honneur. C'est une élection faite avec équité, avec tranquillité, et avec cette liberté qu'exige la constitution académique: c'est l'élection de M. de Boissy, qui a réuni les suffrages du public et de l'Académie, lesquels ne vont pas toujours ensemble.* Die angereihte wohlwollende Würdigung seiner dra-

---

[16]) *Ibid.*, t. II, p. 159.
[17]) *Ibid.*, p. 360 ff.

matischen Produktivität *(plus de trente pièces de théâtre)* zeugt von gründlicher Sachkenntnis.[18])

Grimm äußert sich kühler und bedächtiger: *M. de Boissy, connu par un grand nombre de pièces de théâtre, dont on joue encore deux ou trois quelquefois, et dont la principale, les Dehors trompeurs, a beaucoup plus de réputation qu'elle ne mérite à mon gré, fut nommé lundi passé par l'A. Fr. pour remplacer M. Destouches. Comme la situation de M. Boissy est assez intéressante,*[19]) *qu'il n'est plus jeune, et qu'il était, sans difficulté, le plus digne parmi ceux qui se présentaient, le public paraît fort content de ce choix.*[20]) Auch in bezug auf die Aufnahmesitzung sind die Ansichten geteilt. Raynal lobt den glücklichen Einfall Boissy's (der bereits am 25. August 1754 empfangen wurde), in Versen zu sprechen: *son discours est une manière d'ode, mais une ode sans fureur et sans ivresse, une ode tranquille en vers doux et innocents; au reste, sa poésie vaut bien la prose ordinaire des autres, et même mieux, parce qu'elle est plus brève.* Freilich, um pikant zu wirken, fehlt der Muse Boissy's selbst die kleinste satirische Ader. Dafür zerpflückt Raynal Gresset's Begrüßungsrede recht unbarmherzig, obwohl ihm eine pointierte Äußerung (daß diese Wahl nicht mit Hilfe von Intriguen bewerkstelligt worden sei) sichtlich Freude bereitet: *on ne manqua pas de jeter les yeux à l'instant sur Bougainville dont l'entrée à l'Académie est toute récente.* Der Stil Gresset's veranlaßt ihn, besonders scharfe Zensur zu üben: *C'est un style, quelquefois bouffi, quelquefois maniéré, chamarré d'epithètes, de petites antithèses, et d'expressions épigrammatiques; on connait déjà de lui en prose un Discours sur l'harmonie qui est une mauvaise déclamation de collège, ridiculement écrite.*[21]) Grimm ist ganz anderer Ansicht. Boissy's *discours est une ode fort mauvaise qui, quand elle serait bonne, donnerait toujours à l'académicien l'air d'un écolier. Il n'y a dans ces occasions que la prose qui soit bien majestueuse, la poésie est fort déplacée. Le comble de l'extravagance est de faire une ode, car comment arranger les compliments qu'on a à faire avec l'ivresse qu'elle demande?* Dafür spendet er nun, in vollem Widerspruch mit Raynal Gresset fast uneingeschränktes Lob. Zwar lasse sein Prosa viel zu wünschen übrig, *mais vous en êtes dédommagé par les choses. M. Gresset prêche partout Molière. On peut dire de ce génie sublime ce que Quintilien dit de Cicéron. (Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit.) Vous trouverez dans ce morceau de M. Gresset beaucoup de réflexions excellentes et même neuves.*[22])

---

[18]) *Ibid.*, t. II, p. 177.
[19]) Er kämpfte sogar mit Nahrungssorgen.
[20]) *Ibid.*, t. II, p. 399.
[21]) *Ibid.*, t. II, p. 180—181.
[22]) *Ibid.*, t. II, p. 414—415.

7. J e a n - B a p t i s t e S u r i a n. (Nachfolger: d'A l e m b e r t.)

Die letzte von Raynal besprochene Neuwahl ist zugleich die wichtigste. D'Alembert ersetzte — seltsamer Zufall — einen Kirchenfürsten, den Bischof von Vence.

Raynal begrüßte die Wahl d'Alembert's mit einem gewissen Vorbehalt, Grimm begnügte sich bei der ersten Kunde dieses Erfolges mit einer trocken sachlichen Meldung. Raynal, der allerdings an chronischer Unzufriedenheit krankt, fühlt sich in erster Linie zu einem Ausfall gegen die Akademie der Wissenschaften gereizt, die *continue d'envoyer des colonies dans l'A. Fr., et celle-ci ne fait jamais passer de sujets dans l'autre. Il me semble que cela devrait être le contraire.* Raynal begründet diese wunderliche Behauptung mit der Ansicht, daß in reiferen Jahren der ernüchterte Verstand sich den Wissenschaften zulenkt: *quand on a commencé par la géométrie on ne devient guère poète, au lieu qu'un poète devient souvent géomètre.* Immerhin gesteht er ein, daß d'Alembert's Wahl dem Publikum gefällt. Jedenfalls sei er aber in diesem Falle seinen eigenen Grundsätzen untreu geworden: *n'aspirer ni aux places ni aux récompenses littéraires......* Wie um seine zögernde Anerkennung nachzuholen, bequemt sich Raynal zu dem freundlichen Eingeständnis: *mais il a trop bien mérité de la littérature et de sa patrie pour qu'on lui sache mauvais gré d'avoir pensé un peu plus avantageusement de son mérite.*[23])

Grimm meldet ganz schlicht: *Le public n'a pas eu de peine à ratifier ce choix. Les concurrents de M. d'Alembert étaient M. l'abbé Trublet et M. l'abbé de Boismont.*[24]) Die Sitzung vom 19. Dezember 1754 bedeutet einen beachtenswerten Parteisieg, dem auch Raynal und Grimm hohe Bedeutung zuerkennen. D'Alembert wurde durch Gresset empfangen und als Held des Tages gebührend gefeiert. Aber seine Festrede forderte die Kritik heraus. Raynal faßte sein Urteil milder: *Tout son discours est parsemé de traits brillants, de réflexions sages, de vérités courageuses, relevés par un style ferme et agréable.* Aber eine Meisterleistung hätte mehr Sorgfalt in der Abfassung beansprucht: *ce discours ne brille pas par les transitions et par l'ordre*; .... *chaque phrase est isolée et semble avoir été faite à part.* Hier fühlt sich Raynal veranlaßt, an Voltaire's Akademierede zu erinnern, die von dem böswilligen Fréret in verschiedenen Salons vorgelesen wurde, und zwar in umgekehrter Reihenfolge: *il en mettait au milieu ce qui était à la fin, sans qu'on s'aperçut de ces transpositions.* D'Alembert habe Voltaire nachgeäfft, ohne dessen angeborenes Geschick zu besitzen: *ses antithèses répétées deviennent froides et fatigantes* .... Raynal ist mit Gresset's Rednerleistung aber noch viel weniger einverstanden. *Rien de plus plat que*

---

23) *Ibid.*, t. II, p. 205.

24) *Ibid.*, p. 451.

sa réponse: *un bavardage continuel, beaucoup d'humeur, des satires vagues, un ton de sermon.* Augenscheinlich kann Raynal, der Freigeist, es Gresset doch nicht verzeihen, daß der freimütige Dichter die Herren Bischöfe beschuldigte, ihre Diözesen gar zu arg zu vernachlässigen: *surtout ceux qui viennent porter à la cour leur inutilité et y traîner de l'ambition sans talent, de l'intrigue sans affaires, et de l'importance sans crédit.* Deshalb wird der *discours* als *très-long et très-mal écrit* verurteilt, und d'Alembert zu einer gewinnbringenden Gegenüberstellung verholfen: *on a vu la différence qu'il y avait entre le philosophe et le poëte, c'est à peu près celle qui se trouve entre des mots et des choses.*[25])

Grimm urteilt über Gresset günstiger als der Abbé Raynal: *Le discours . . . . est trop long, et, par intervalles, un peu plat et maussade, aux fréquentes antithèses près*; *mais il est bien écrit, et vous serez surtout content du début et du portrait de M. l'évêque de Vence.*

D'Alembert's Beurteilung nimmt er sehr ernst. Vor allem habe sich seit der Drucklegung der beiden Reden die öffentliche Meinung zugunsten Gresset's geändert. *Il me semble qu'on trouve le discours de M. Gresset beaucoup meilleur qu'il n'avait paru d'abord, et qu'on lui accorde même en général d'être mieux écrit que celui de M. d'Alembert.* Ungeachtet seiner freundschaftlichen Beziehungen zu d'Alembert, fühlt sich Grimm genötigt, der allgemeinen Ansicht zuzustimmen. *Le public a raison de dire que le discours de M. d'Alembert n'est pas bien écrit, ni avec assez de soin*; *mais ce qui me choque bien davantage, c'est qu'il n'est pas fait. Je voudrais y découvrir un plan, une idée de dessein qui règne du commencement jusqu'à la fin, et sans laquelle rien ne se tient.* Grimm äußert viel stärkere Vorwürfe als Raynal. In seinem Eifer zitiert er zwei Vorbilder, bei denen d'Alembert viel lernen konnte: den zielbewußten Voltaire und den Verfasser der „*Art poétique*". *Le poëte, en parlant des règles de son art, prend insensiblement le ton de chaque genre qu'il traite, et trouve le secret d'en donner l'exemple en même temps qu'il en propose les préceptes.* D'Alembert hat die schöne Gelegenheit verabsäumt, seine Regeln in die Praxis umzusetzen: *en partant du bien que la philosophie a fait à l'humanité.* Er hat sich gescheut, den Trumpf Philosophie gegen Religion auszuspielen. Diese Unterlassungssünde findet Grimm unverzeihlich: *c'était là le moment de crayonner deux tableaux magnifiques*: *l'un de la misère de ces temps ténébreux et barbares où la superstition et la sottise donnaient la loi aux hommes et maîtrisaient l'esprit humain*; *l'autre aurait dû nous tracer tous les heureux effets de cette lumière douce et bénigne qui a éclairé les hommes en ces derniers temps, et qui les a rendus dignes de leur existence*: *car c'est à la philosophie seule*

---

[25]) *Ibid.*, p. 206—207.

que nous avons cette obligation; et il est non-seulement faux que ce soit la religion qui ait fait ce bien aux hommes, mais il est maladroit aux théologiens d'attribuer à cette dernière des effets qu'elle n'a point produits. Grimm hat kein Verständnis für die Taktik des äußerst vorsichtigen d'Alembert, der vorläufig nach Einfluß in der Akademie strebt und den ersehnten Einzug in ihre Mitte als Weltmann feiert.[26])

B. Die ,Correspondance littéraire' (1753—1793).

Auf den Zeitraum, der bei Raynal große Lücken aufweist, entfällt aus Grimm's Feder noch die Schilderung einer wichtigen Aufnahme, die am 25. August 1753 erfolgte:

Buffon (an Stelle des „archevêque de Sens").

Die Wahl Buffon's war trotz des hohen Ansehens, das er nicht bloß in Frankreich genoß, nicht spontan erfolgt. Denn in Aussicht genommen war Piron, der als Verfasser der „*Métromanie*" begründete Ansprüche auf eine akademische Ehrung geltend machen konnte. Der König jedoch durchkreuzte diese ursprüngliche Absicht der Majorität der Wähler, indem er Montesquieu (in seiner Eigenschaft als Directeur) zur Audienz befahl und Piron's Aufnahme kategorisch ablehnte: ...... *sachant que M. Piron était l'auteur de plusieurs écrits licencieux, il souhaitait que l'Académie choisît un autre sujet pour remplir la place vacante. Sa Majesté déclara en même temps qu'elle ne voulait point de sujet de l'ordre des avocats.* Grimm, der allem Anschein nach aus bester Quelle orientiert ist, hat sich eingehend nach den Urhebern der Kabale gegen Piron erkundigt: *On dit que ce sont les dévots qui ont rendu ce service à Piron, et M. l'ancien évêque de Mirepoix à leur tête.* Das Publikum aber bezeichnet Bougainville (der bei dieser Wahl zunächst zurückstehen mußte) als Hauptintriganten: *qui affiche la dévotion et qui a la réputation d'être fort tracassier.* Montesquieu, als Interpret des königlichen Willens, bestimmte die Mitglieder der Akademie, die Wahl um zehn Tage zu verzögern, bis ein Würdiger gefunden sei.[27]) Dieses Verfahren wurde von dem scharf protestierenden Abbé d'Olivet jedoch als „*insolite et indécente*" verurteilt, und nur der gewandten Vermittelung Duclos' gelang es, den Frieden wieder herzustellen und die schroffe Rüge Richelieu's ad absurdum zu führen.

---

[26]) *Ibid.*, 457—461.

[27]) In der Tat melden die *Registres de l'Académie Françoise* (t. III, p. 38) unter dem Datum: mercredi 13 juin 1853: „*L'Académie assemblée aujourd'hui pour donner un successeur à Mr. l'Arch. de Sens, a jugé à propos de remettre l'élection au 23 du présent mois.* Die königliche Intervention erscheint nur durch eine Randbemerkung angedeutet: *Séance convoquée pour une élection qui n'eut pas lieu, par la défense d'élire Piron.* Zehn Tage später ist die Wahl Buffon's mit Stimmenmehrheit erfolgt.

Der zwei Monate später erfolgten Aufnahmefeier ist die ganze Septembernummer der *Correspondance littéraire* gewidmet. Buffon erlebte einen glänzenden Ehrentag. Grimm, der sonst (wie Raynal) eher mit Lobsprüchen kargt, spricht von dem Eindruck, den Buffon's Rednertalent erzielte, mit wahrer Begeisterung: *Cet homme célèbre, dédaignant les éloges fades et pesants qui font ordinairement le sujet de ces sortes de discours, a jugé à propos de traiter une matière digne de sa plume et digne de l'Académie. Ce sont des idées sur le style; et l'on a dit, à ce sujet, que l'Académie avait pris un maître à écrire.* Einen traurigen Kontrast bot zu dieser genialen Leistung der begrüßende Directeur de Moncrif, der — wie Grimm verächtlich bemerkt — das seltene Geschick bekundete *de désobliger également M. de Buffon, M. de Montesquieu*[28]) *et le public, en s'étendant avec emphase sur le zèle de la Sorbonne dans un temps où ce corps, par ses procédés avec M. de Buffon, avec M. le président de Montesquieu et surtout avec M. l'abbé de Prades, s'est exposé lui-même au mépris et à la risée de tous les honnêtes gens.* Von dieser unerquicklichen Szene wendet sich Grimm als Berichterstatter geringschätzig ab, um lieber Buffon's *discours* ausführlich zu zergliedern. Er wird es nicht müde, die Vorzüge dieser eminenten Leistung anzupreisen: *Buffon, qui, en traitant du style, en a donné en même temps le modèle.* Ein solches Vorbild entsprach seiner Ansicht nach einem brennenden Zeitbedürfnis: *depuis que nous sommes inondés de tant de mauvaises brochures et de tant d'ouvrages médiocres.*

Im Anschluß an später viel zitierte Aussprüche Buffon's, wie: *le style n'est que l'ordre et le mouvement qu'on met dans la pensée,* gestattet sich Grimm eine höchst originelle Nutzanwendung auf pädagogischem Gebiete: .... *Or .... vous voyez combien l'éducation de nos enfants dans les colleges est ridicule, et combien il est non — seulement inutile, mais très — nuisible, de les obliger à écrire lorsqu'ils ont la tête tout à fait vide, et qu'on devrait tout au contraire employer un temps aussi précieux et aussi estimable que celui de la jeunesse à développer en eux les facultés de l'esprit et la force de la raison, par des entretiens et des raisonnements fréquents.*[29])

Auch den zweiten Mißerfolg des ihm verhaßten Bougainville, der dem unerwarteten Auftauchen eines Prinzen aus königlichem Geblüte, des Comte de Clermont[30]) zuzuschreiben

[28]) Er wagte öffentlich daran zu erinnern, daß der verstorbene archevêque de Sens durch den Tod an einer langst vorbereiteten Widerlegung des *Esprit des Lois* gehindert worden war.

[29]) *Ibid.*, t. II, p. 274 ff.

[30]) Er ist vorzüglich orientiert (cf. *Journal historique* de Collé, janvier, février, mars 1754 sowie das Zeugnis d'Alembert's und Duclos').

war, bespricht Grimm im Januar 1754. Seine Schadenfreude ist so groß, daß er die seltsame, von Duclos stark beanstandete Vergewaltigung der Willensfreiheit der Akademie durch unerlaubten Eingriff des Hofes völlig übersieht: *le public paraît plus content de voir un prince qui aime les lettres et les arts, qu'un homme de lettres qui n'a rien fait ni pour les uns ni pour les autres.*[31])

Die bis zum Ausbruche der Revolution in der *Correspondance littéraire* weiterhin berücksichtigten Neuwahlen lassen sich am besten nach Jahresangaben einordnen.

1755.

Für den Nachfolger Montesquieu's, M. de Châteaubrun, *maitre d'hôtel de M. le duc d'Orléans, auteur des tragédies des Troyennes et de Philoctète* hegt Grimm nicht die geringste Sympathie. Trotzdem unterzieht er die Aufnahmefeier (5. Mai) bereits am 15. Mai einer ausführlichen Besprechung. Er ist sichtlich empört, daß Montesquieu kein würdiger Nachruf zuteil geworden ist. *L'éloge du grand homme qu'il remplace l'autorisait sans doute à mépriser tous les usages et à oublier le cardinal de Richelieu et le chancelier Séguier, tant de fois mal loués dans cette Académie pour n'être occupé que de la perte d'un homme à qui l'humanité entière doit de l'encens et des larmes.* Wo Grimm vielleicht noch Nachsicht hätte walten lassen, souffliert der erzürnte Diderot.[32]) Der unbedeutende Nachfolger hätte sich mit einer bescheidenen Aufzählung der Hauptwerke des großen Toten begnügen sollen, statt dessen gestattete er sich eine lang ausgesponnene, kraft- und saftlose Rede, die nur deshalb eine wohlwollende Zuhörerschaft fand, weil Châteaubrun den Ruf eines Ehrenmannes genoß. Diese Langmut des Publikums verstimmt Grimm. Für die Kritik sollte ein anderer Standpunkt

---

[31]) *Ibid.*, t. II, p. 311—312.

[32]) *Ibid.*, t. III, p. 26: *Voici le discours de réception de M. de Châteaubrun, suivant ces idées: „Messieurs (d'un ton pathétique, élevé et touchant), Charles de Secondat de Montesquieu est l'auteur du Temple de Gnide...., des Lettres persanes....., des Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence ...... et de l'Esprit des lois..... (Silence..... puis en baissant les yeux et affaiblissant la voix): Voilà, messieurs, l'homme auquel il m'était réservé de succéder dans cette Académie......"*

Si M. de Châteaubrun eût osé prononcer ce discours de cette manière, il aurait sans doute excité dans l'assemblée un mouvement général d'admiration pour lui et pour celui qu'il remplace. Ces impressions sont infaillibles. Nous en éprouvons tous les jours les effets sur le théâtre de la Comédie-Française. Mais ce n'est ni le nouvel académicien ni moi qui avons imaginé ce discours, c'est M. Diderot. Pour M. de Châteaubrun il a trouvé plus court de donner à son discours la forme ordinaire, ce qui le rend froid, long et insipide; ces défauts, inséparables peut-être de la forme établie, ne l'ont point empêché d'être applaudi.

den Ausschlag geben: *elle honore la vertu; mais elle ne loue le talent qu'autant qu'il se montre.* Denn selbst die von einigen Seiten gepriesene Analyse der Werke Montesquieu's sei jämmerlich ausgefallen: *Je ne trouve dans tout ce qu'il en dit que du verbiage, des phrases entassées l'une sur l'autre, et une déclamation de collège.* Einige abgeschmackte Stilblüten werden zur Bekräftigung dieser schroffen Anklage angeführt: *il marche à pas de géant dans la carrière du génie.... Je le vois aux prises avec les maîtres du monde...... Il demande compte aux Romains de leur agrandissement et de leur décadence...... Quel langage!* protestiert der grollende Kritiker. *J'en demande compte à l'Académie. Si ce style s'établit jamais, nous pouvons tenir notre goût pour perdu....* Aber nicht bloß die Wertschätzung Montesquieu's ist vollständig mißglückt, diese Festrede enthält auch unsinnige Behauptungen, die allen Ernstes zurückgewiesen werden müssen. Châteaubrun hat allen Ernstes versichert, daß in bezug auf Literatur *de l'aveu de toutes les nations polies, le monde se renfermait sous deux siècles, l'un de Périclès, l'autre d'Auguste, et qu'il n'y a que celui de Louis XIV qui ait mérité d'y être ajouté.* Solcher nationaler Dünkel verdient eine energische Zurechtweisung: *Et celui des Médicis donc et de la renaissance des lettres en Italie! le siècle des Tasse et des Arioste, des Michel-Ange, des Raphael! l'assemblage de tant d'excellents hommes, de tant de génies supérieurs dans tous les genres, ne méritera-t-il pas le nom d'un siècle glorieux pour l'humanité? Ne soyons point ingrats envers nos maîtres. Toute l'Europe doit ses arts et ses lettres à l'Italie. Sans elle, le siècle de Louis XIV n'aurait jamais eu de nom dans l'histoire de l'esprit humain.*

Auch die Antwort Olivet's erregt Grimm's Mißvergnügen. Er bezeichnet sie als „lourde et ennuyeuse", und was ganz unverzeihlich ist: *l'éloge de M. de Montesquieu n'y est pas fait sans malignité, et il y a beaucoup d'affectation dans l'article qui regarde la religion de ce grand homme: mais ces indignes artifices ne sauraient déshonorer ses cendres.*

Die Wahl des Abbé Boismont an Stelle Boyer's, die mitsamt der Aufnahmefeier (25. Oktober) in das gleiche Jahr fällt, wird von Grimm höchst verdrießlich angezeigt: *Les étrangers qui ne savent pas que tout se fait ici par brigue et par cabale doivent être bien surpris de voir entrer à l'Académie des gens obscurs qui n'ont jamais rien fait imprimer, sur la parole de quelques gens tout aussi obscurs, qui leur accordent de l'esprit tandis que les Diderot et les Piron n'en sont point, et qu'il y a bien des gens de mérite encore dans la distance d'eux au nouvel académicien.*

Das ironische Gegenstück zu dieser Meldung bildet die ebenso unwillige summarische Kritik der Rede des „*récipiendaire*": *son discours a été généralement condamné à l'impression. C'est un jargon vide d'idées et de sens, fort bon pour jeter de la poussière*

aux yeux des sots. Il dit, par exemple, que l'homme est tout entier dans le cœur, et que l'imagination est beaucoup plus près du cœur que la raison. Tout son discours est écrit dans ce goût-là. Et voilà les gens qu'on met de l'Académie![33])

1756.

Mit zwei dürren Zeilen wird die Wahl des Bischofs von Autun an Stelle des Kardinals Soubise gemeldet.[34])

1757.

Erst im folgenden Jahre fand die Aufnahme des Nachfolgers von Soubise statt. Da Montazet sich als Redner keine Blößen gab, trifft Grimm's Tadel diesmal nur den empfangenden Directeur Dupré de Saint-Maur: *qui a répondu fort froidement et fort maussadement.*[35])

Ganz lakonisch ist der Bericht über Séguier, avocat général du roi au Parlement, ausgefallen, dem der durch Fontenelle's Tod erledigte Sitz übertragen wurde.[36])

1758.

Für den verdienstvollen Philologen La Curne de Sainte-Palaye, dessen Wahl (an Stelle Boissy's) doch sicher einen Gewinn für die frz. Akademie bedeutete, bekundet Grimm gar kein Verständnis. Er beschränkt sich auf eine trockene Anzeige der Wahl und der Aufnahme.[37])

1759.

Die für den neu entfachten Parteikampf so bedeutsame Ernennung von Lefranc de Pompignan streift Grimm (vielleicht absichtlich?) nur ganz obenhin.[38])

1760.

Anscheinend sparte Grimm die volle Schärfe seiner Kritik für den neuen dreisten Wortführer der reaktionären Partei bis zu seinem offiziellen Eintritt in die Akademie auf. Die Stimmung des denkwürdigen 10. März hat er ganz erfaßt und in ihren Haupt-

---

33) *Ibid.*, t. III, p. 137.
34) *Ibid.*, p. 202.
35) *Ibid.*, p. 360.
36) *Ibid.*, p. 359, 372.
37) *Ibid.*, t. IV, p. 7, 28. — An anderer Stelle (ibid., t. IV, p. 60), anläßlich der Anzeige der ersten Bände von La Curne's: *Mémoires sur l'ancienne Chevalerie*, considérée comme un établissement politique et militaire, tritt Grimm's mangelndes Verständnis für die erwachende sprachhistorische Forschung etwas deutlicher zutage: *ils sont remplis de recherches curieuses, et feront plaisir à ceux qui aiment à s'occuper des mœurs de ces siècles ignorants, galants et barbares.*
38) *Ibid.*, t. IV, p. 159.

momenten treulich gespiegelt. Sein Bericht ist diesmal, im Vergleich zu früheren, abgerissenen, sprunghaften, so sorgfältig abgerundet, daß der Ernst der Situation grelle Beleuchtung erfährt. Mit dem annähernden Wortlaut einer Stelle der 24. der „*lettres philosophiques*" Voltaire's hebt die Darstellung feierlich an, um mit einer kritischen Revue der fraglichen Leistungen Pompignan's zu enden. Die Persönlichkeit des neuen Akademiemitgliedes erscheint in sehr ungünstige Perspektive gerückt. Seine Rede wird ganz und gar zerpflückt. Sie enthält die üblichen Lobhudeleien für Richelieu, Séguier und Ludwig XIV, während für den Vorgänger Maupertuis nur spärliche Anerkennung übrig bleibt. Der eigentliche Zweck des Redners ist polemischer Art: *une invective très-forte contre les philosophes et les gens de lettres de nos jours; ce qui fait que Richelieu, Séguier, Louis XIV, et Maupertuis morts, il ne reste, compte fait, de grands hommes à la France que M. Le Franc de Pompignan, et que Voltaire, Diderot, Buffon, D'Alembert, ne sont pas bons à jeter aux chiens.* Die Zuhörerschaft bekundete auch wenig Gutwilligkeit, diese provozierenden Ausführungen gleichmütig über sich ergehen zu lassen. Es war naiv, daß ein Gaskogner sich für den einzigen großen Mann Frankreichs hielt und die Hauptstadt zu belehren geruhte: *qu'on ne pouvait être grand homme qu'autant qu'on allait à la messe et qu'on disait son chapelet, et que Maupertuis n'avait été grand homme que parce qu'il était mort entre les mains des capucins.* Auch beanstandete man dieses taktlose „*début à l'Académie française par une satire contre les gens de lettres, et qu'il nous imputât de n'avoir qu'une fausse littérature et une fausse philosophie, rce qui, pour parler avec plus d'exactitude, voudrait dire que notre philosophie est devenue fausse et dangereuse depuis qu'elle ressemble à celle des Grecs du temps des Socrate et des Platon; à celle des Romains du temps des Lélius et des Ciceron, et à celle des Anglais du temps des Newton, des Locke et des Pope.* Ein solches herausforderndes Auftreten fachte den halb erloschenen Hader von neuem an. *Il était aisé de prévoir que, quand même les philosophes n'iraient pas à la messe ni à confesse, cela ne les empêchait pas d'avoir une plume à la main, et qu'ils pourraient bien être tentés de s'en servir contre un grand homme qui les insultait gratuitement; il fallait considérer encore qu'en mettant les philosophes, par un excès de générosité, dans le cas de ne pouvoir répondre aux imputations sans se rendre odieux aux sots et à la populace, on les invitait, pour ainsi dire, à se servir du ridicule, et si par hasard l'agresseur avait fait sa sortie contre eux dans le dessein de devenir sous-gouverneur des Enfants de France, rien n'éloignait plus de cette place que d'être le plastron de cinquante plaisanteries amères. Ces réflexions ne se sont pas offertes à M. Le France de Pompignan, ou sont venues trop tard.*

In seinem Eifer, diesen Gegner seiner Partei als Feind alles geistigen Fortschrittes zu schildern, vergißt Grimm auch nur den Namen des begrüßenden Directeur (Dupré de Saint-Maur) zu erwähnen. Mit wahrem Ergötzen berichtet er vielmehr von der pikanten Broschürenflut, die sich über Pompignan ergossen hat. An der Spitze der gereizten Widersacher steht Voltaire mit seinen witzigen „*Quand*", hinter ihn scharen sich die mutwilligen „*Si*" und „*Pourquoi*". Alles literarische Gepäck des anmaßenden Gegners wird gewogen und zu leicht befunden. Es scheint, als ob er sich von einem grundlosen Verdachte reinigen wollte, aber „*personne ne lui a fait l'injustice de le compter au nombre des philosophes*". In seinem Dünkel hat Lefranc de Pompignan nur eins erreicht: *après avoir été regardé pendant quarante ans, sur sa parole, comme un homme fait pour être de l'Académie française, [il] n'y est pas sitôt entré qu'on lui a disputé ses titres d'éligibilité, tant il est vrai que les gens trop pénétrés de leur mérite n'invitent pas les autres à leur rendre justice.*[39])

1761.

Im Jahre 1761 führten sieben Todesfälle zu Neubesetzungen: La Condamine für Vauréal, Watelet für Mirabaud, der Abbé Batteux für den Abbé Saint-Cyr, Coëtlosquet für den Abbé Sallier, Saurin für den Abbé du Resnel, Trublet für den Marschall de Belle-Isle und der Prinz Louis de Rohan für den Abbé Séguy.

Die *Correspondance littéraire* vom 15. Februar bekundet nur ganz laues Interesse an den Aufnahmen von La Condamine und Watelet, bedenkt die Neuwahlen Coëtlosquet und Batteux mit einer kurzen Anzeige und stellt weitere Veränderungen des Mitgliederbestandes durch den Tod des Marschalls de Belle-Isle und die tötliche Erkrankung des Abbé du Resnel in Aussicht. — Die Festrede La Condamine's wird von Grimm nur bedingt gelobt: sie ist ungebührlich lang und die wenig ansprechende Vortragsweise hat den Eindruck vollends verdorben, aber: *à ces platitudes et aux longueurs près, son discours est très-bon.* Besonders der Schluß hätte im Munde eines guten Redners viel Anklang finden müssen. Watelet's *discours* wird das freundliche Lob gespendet: *est celui d'un homme de mérite, philosophe simple et aimable auquel tout le monde est disposé à s'intéresser.* Als Übersetzer Tasso's findet ihn Grimm zu matt und farblos. Anläßlich beider Sitzungen preist er Buffon für sein taktvolles Eingreifen als begrüßender Directeur, insbesondere *l'éloge qu'il a fait de Mirabaud est touchant.*[40])

[39]) *Ibid.*, t. IV, p. 235—238.
[40]) *Ibid.*, p. 349—352.

Die vier übrigen Aufnahmen, die sämtlich im April stattfanden, streift Grimm nur ganz oberflächlich. Über Coëtlosquet's und Batteux' Reden äußert er sich gar nicht, Trublet's[41]) Leistung lehnt er als wenig befriedigend ab. Saurin's *discours* begrüßt er als sympathisch: *le discours de l'archidiacre Trublet était long et plat comme l'épée de Charlemagne; celui de M. Saurin, un peu trop long, mais écrit avec pureté et avec noblesse.* Die eigentlichen Lorbeeren der beiden Festtage erkennt Grimm dem Herzog v. Nivernois zu: *Son style est un peu trop rempli d'antithèses, et en cela il ne me plaît point; mais au milieu de ces antithèses, vous trouvez des pensées fines et délicates, et la grâce avec laquelle M. de Nivernois prononce ses discours ajoute infiniment à leur valeur. Personne ne connait mieux que lui l'art des transitions.*[42])

Über die Aufnahme des Prinzen Rohan[43]) bietet die *Correspondance littéraire* keinerlei Auskunft.

1763.

Da längere Zeit kein Todesfall eintrat, erfolgten erst am 22. Januar, 26. März und 22. Dezember 1763 drei Ersatzwahlen für die beiden Dichter Crébillon und Marivaux, sowie für Bougainville.

In den beiden ersten Fällen rührt die ausführliche Anzeige von Grimm her, im letztgenannten von Diderot.

Grimm spielt sowohl dem Nachfolger Crébillon's, dem Abbé Voisenon als auch dem für Marivaux ernannten Abbé Radonvilliers übel mit. Über Voisenon's Schwächen äußert er sich scharf und ausführlich, da ihn das Thema „*Crébillon*“ ungemein zu fesseln scheint. Schon die Form des *discours* Voisenon erregt sein Mißfallen: *Vous le trouverez composé de phrases de toutes sortes de couleurs, décousu, et bien éloigné de la véritable éloquence. Au milieu de cela il y a quelques phrases qui sont bien, parce qu'un écolier en rencontre parfois aussi dans la composition de ses thèmes. Si la conservation du goût et de la langue eût dépendu d'écrivains tels que M. l'abbé de Voisenon, nous serions tombés*

---

41) Über Trublet äußert er öfters ganz geringschätzige Urteile, so z. Bsp. t. IV., p. 448—450, wo er spöttische Betrachtungen an Trublet's „*lettres sur M. de Fontenelle*“ anknüpft: *Ombre de Rabelais, et toi, divin Molière, je vous en demande pardon, mais vos saillies sublimes m'ont, je crois, moins réjoui, moins fait rire dans ma vie, que l'attention laborieuse de l'archidiacre de Saint-Malo à nous conter toutes les minuties de son héros avec la plus scrupuleuse exactitude, toujours amalgamée avec le talent de dire finement. Vous lirez dans sa compilation des pages entières où chaque phrase est toujours rectifiée par la suivante, ce qui fait qu'au bout de vingt rectifications il ne reste ordinairement rien du tout de tout le discours..... Je conseille à tout homme triste, ou gai, de faire son vade-mecum du Fontelliana.....*

42) *Ibid.*, p. 373. Über die nachfolgende Lektüre: *Apologie de l'Etude* von d'Alembert ist Grimm sehr unzufrieden.

43) *Ibid.*, p. 411 ist die Wahl kurz angezeigt.

depuis longtemps dans la décadence que M. de Voltaire et trois ou quatre philosophes ont su reculer par la beauté et la vigueur de leur génie... J'admire quelquefois avec quelle legèreté on donne ici des titres, Crébillon et Sophocle sont presque devenus synonymes. Assurément si c'est là notre Sophocle, les nations étrangères auraient tort de nous l'envier. Ce Sophocle français est ordinairement si français dans ses vers qu'il vous écorche les oreilles.[44])

Aus der Begrüßungsrede des Herzogs von Saint-Aignan beeilt sich Grimm ein unglaubliches Satzungeheuer an den Pranger zu stellen.[45]) Im Anschluß an derartige Entgleisungen ergeht er sich in den leidenschaftlichsten Klagen über derartige unerhörte Sprachversündigungen: *Il y auroit de quoi mourir de douleur pour la muse de l'éloquence, si elle s'avisait d'assister aux réceptions. Son abattement serait sûrement au-dessus de celui de Melpomène.*

Mit dem erneuten Bedauern über Piron's vereitelte Kandidatur verbindet unser empörter Kritiker einen deutlichen Hinweis auf den moralischen Unwert des neu eingetretenen Mitgliedes: *M. l'abbé de Voisenon, prêtre toujours mourant, toujours charmant n'a d'autres titres pour être de l'Académie que quelques pièces du Théâtre-Italien, qui ne sont pas aussi charmantes que lui, et quelques romans qui sont remplis de sottises. Celui qu'il a donné en dernier lieu, et qui porte pour titre: Tant mieux pour elle, est plein d'obscénités et d'ordures; et ce qui a fait exclure l'homme du monde de l'Académie y fait entrer le prêtre!*[46])

Den Nachfolger Marivaux', sous-précepteur des Enfants de France, Abbé Radonvilliers behandelt Grimm etwas glimpflicher. Doch ist sein discours *un recueil d'éloges très-plat et très-insipide.* Er lobt alles und jedes, was zu den Kindern des königlichen Hauses in Beziehung steht, oder gestanden hat, Lebende und Tote ohne Unterschied. Über diesen seiner Stellung entsprechenden Lobeserhebungen ist der arme Marivaux um den gebührenden Nachruf gekommen. Der begrüßende Kardinal Luynes blies in das nämliche Horn und beweihräucherte obendrein den Neu-

[44]) *Ibid.*, t. V, p. 223. Grimm prophezeiht, daß Crébillon bald in Vergessenheit geraten wird: *A peine reste-t-il deux pièces de ce poëte au théâtre, encore ne les joue-t-on pas six fois par an, et je ne voudrais pas parier que Rhadamiste et Electre fussent encore dans dix ans d'ici au nombre des tragédies qu'on représente. La postérité sera donc bien étonnée de la distinction que le gouvernement a accordée à ce poëte, exclusivement à tous les génies et du siècle passé et du siècle présent.* (Ludwig XV hatte angeordnet, daß Crébillon ein Denkmal errichtet werde.)

[45]) *C'est à ce que l'interêt de la vôtre* [gloire] *vous a paru demander qu'il nous est permis de croire, monsieur, que nous devons votre empressement à nous rechercher, en même temps que c'est à ce que vous avez déjà fait connaître de vos talents que vous devez le concours de nos suffrages.*

[46]) *Ibid.*, t. V, p. 222 ff. Die *chronique scandaleuse* wird von Grimm durch einige jedenfalls wahrheitsgetreue Angaben über den Lebenswandel Voisenon's bereichert (*ibid.*, p. 224—225).

aufgenommenen. Die geistlichen Herren wußten sich augenscheinlich mit Marivaux' Leistungen nicht recht abzufinden. Boshaft klingt deshalb auch Grimm's Schlußbetrachtung: *Nous croyions bêtement que le mérite littéraire entrait pour quelque chose dans le choix que l'Académie faisait de ses sujets, et depuis longtemps nous n'en voyions pas choisir un seul dont le mérite fût connu du public. C'est que tous ces abbés et autres que l'Académie a pris dans ces derniers temps aiment le roi et la patrie à la folie, et il n'y a que cela qui fasse un bon académicien.* Für die Akademie hat nach Ansicht der Geistlichkeit nur die Unsterblichkeit *de nos monarques et de nos princes* Bedeutung; diese zu feiern ist der Hauptzweck jeder festlichen Sitzung. *Voilà qui est modeste*, schließt Grimm entrüstet seinen Bericht — *mais nous qui savons ce que nous devons à l'Académie, nous révérons en elle quarante victimes ambulantes, dévouées à l'immortalité. Je suis convaincu que l'abbé Trublet n'en jetterait pas sa part aux chiens.*[47])

Marmontel's Aufnahme hat Diderot sichtlich Freude bereitet: diese Wahl bedeutet wiederum einen Sieg der Philosophenpartei. Aus diesem Grunde spart er nicht mit dem Lobe: *c'est un des meilleurs discours de réception que nous ayons vus depuis longtemps....... Ici on lit sans degoût: le discours a sa juste étendue; rien n'est étranglé ni allongé. On y parle de la dignité des lettres, et des vertus de ceux qui les cultivent, d'une manière noble et intéressante, et sans avoir l'air de la prétention de traiter ce sujet. Tout est si bien fondu qu'on ne peut distinguer le sujet du discours d'avec ses formalités.* Nur einen Vorwurf erhebt er gegen Marmontel: *un éloge trop outré* seines Vorgängers Bougainville, der nach Diderot's Ansicht kein Ehrenmann gewesen ist: *cet académicien, comme homme de lettres, était un homme médiocre et comme homme privé, sa réputation d'honnêteté n'était rien moins que bien établie.* Aus dem gleichen Grunde wird Abbé Bignon als Directeur und Lobredner des Toten von Diderot abfällig beurteilt: *on ne peut pas dire que le discours de M. Bignon soit un des plus mauvais qu'on puisse lire, car nous en avons de cette espèce en si grand nombre qu'il serait difficile de choisir; mais on peut dire que c'est un des plus malhonnêtes qu'on ait jamais vus. Il n'y a pas un mot agréable pour le récipiendaire.....*[48])

1767.

Erst am 22. Januar 1767 fand wieder ein Personenwechsel in der frz. Ak. statt: Thomas trat an die Stelle von Hardion. Diesen neuen Triumph der Philosophen feiert Grimm durch einen langatmigen, teilnahmvollen Bericht. Eine glänzende Versammlung hatte sich zu Ehren des neuen Mitgliedes ein-

[47]) *Ibid.*, p. 276—277.
[48]) *Ibid.*, p. 429—430.

gefunden: *M. Thomas est fort aimé, et ce concours le prouve bien.* An diesem discours hat die Kritik wenig zu beanstanden, man rühmt allgemein: *les pensées fortes, sentiments élévés, images brillantes.* Grimm ist jedoch mit der einseitigen Ausführung des Themas: *l'homme de lettres citoyen* nicht völlig einverstanden. Thomas erkennt dem Schriftsteller eine allzuwichtige Rolle zu, eine Rolle, die selbst für Voltaire nicht zutrifft, den er als den größten Wohltäter der Menschheit rühmt. Denn selbst die wahrhaft Großen unter ihnen gewinnen den richtigen Einfluß erst nach dem Tode: *M. Thomas n'a pas osé tenter d'arracher à la calomnie son poignard, ni de faire rougir son siècle de ses injustices; mais, en accordant à l'homme de lettres une influence subite qu'il n'eut jamais, en le plaçant de son vivant à côté de l'homme d'Etat, il a été censuré d'exagération avec quelque raison......* Für den stellvertretenden[49]) Directeur, den Prinzen Louis Rohan, findet Grimm nur Worte der Anerkennung: *cette réponse est courte, noble et simple. La dernière partie surtout m'a paru fort bien.*[50])

1770.[51])

Saint-Lambert's Aufnahme (an Stelle Trublet's) und Loménie de Brienne's Wahl an Stelle des Herzogs de Villars gewann Grimm wiederum lebhaftes Interesse ab. Im ersten Falle schon deshalb, weil er dem von ihm häufig verspotteten Trublet noch recht ironische Worte als Nachruf widmen wollte.

Die literarische Bedeutung[52]) Saint-Lambert's schätzt Grimm nicht zu hoch ein. Aber es handelt sich von neuem um einen Parteigänger der Philosophen und deshalb bekundet er lebhafte Freude über diesen wiederholten Triumph moderner Weltanschauung. Deshalb kleidet er auch sein Urteil über St.-Lambert's Rede in die mildeste Form: *ce discours trace rapidement et légèrement l'histoire de la littérature française, depuis sa naissance jusqu'à nos jours.* Der Vortrag wurde mit viel Wohlwollen aufgenommen; gedruckt hat die Rede eher Tadel geerntet. *J'avoue que cette rigueur me paraît injuste: si vous voulez un discours sublime;*

---

49) *Ibid.*, t. VII, p. 218. *M. le comte de Clermont, prince du sang, devait, en sa qualité de directeur répondre au discours de M. Thomas; mais ce prince ne va point à l'Académie* (cf. t. II, p. 312).

50) *Ibid.*, t. VII, p. 213 ff.

51) Im Jahre 1768 meldet Grimm zwar den Tod d'Olivet's, erwähnt aber die Aufnahme Condillac's (am 22. Dez.) mit keiner Silbe. Über der eingehenden Beschreibung der Feierlichkeiten, die anläßlich des Besuches des Königs von Dänemark im gleichen Monat veranstaltet wurden, scheint er diesen Bericht verabsäumt zu haben. — Indessen ist ihm Condillac nicht sympathisch. Bei der Aufnahme Saint-Lambert's grollt er unverhohlen über das Lob, das jenem gespendet wird. *Comment peut-on passer sous silence M. de Buffon, quand on a le courage de louer son pesant adversaire, l'abbé de Condillac?* (t. IX, p. 85).

52) *Ibid.*, t. IX, p. 88.

il ne l'est pas, mais il y en a eu de plus mauvais prononcés dans ces augustes assemblées; d'ailleurs on est convenu de tout temps que quelques phrases ingénieuses en feraient l'affaire.

Ganz witzig verteidigt er den neuen Unsterblichen gegen den Vorwurf der Lobhudelei: *d'avoir tout loué et d'avoir trop loué; mais c'est l'esprit de l'institut, il ne faut donc pas chicaner l'orateur. On lui a donné à la porte de l'Académie un encensoir, à condition qu'il en dirigerait les coups, non-seulement en arrière sur les fondateurs, mais encore en avant vers les principaux nez académiques.* Grimm ist mit den Lobsprüchen St.-Lambert's nur in einem Punkte unzufrieden: daß bei der Verherrlichung Montesquieu's, Voltaire's, Condillac's, Thomas', d'Alembert's—Buffon leer ausgegangen ist: *Si l'on reproche à M. de Buffon des systèmes insoutenables, on ne peut nier que, passion de système à part, il n'ait en général le coup d'oeil très philosophique; et l'élévation de ses idées, la noblesse et le coloris de son style, lui assurent sa place parmi les premiers écrivains de ce temps, qui commence à être stérile en grands hommes.*

Dagegen übergießt er St.-L.'s freundliche Gedenkworte für seinen Vorgänger mit geradezu ätzendem Spott: *Si l'abbé Trublet pouvait lire tout le bien que M. de Saint-Lambert dit de lui comme littérateur, il arriverait exprès de Saint-Malo, par les coquetiers (!) pour remercier son généreux successeur. Je soupçonne M. de Saint-Lambert d'avoir le projet de voyager en Allemagne, et d'avoir su, par Maupertuis, avec quelle affection les maitres de poste de ce pays-là servent ceux qui ont de la considération pour l'archidiacre Trublet.* An den Schluß dieser Rede knüpft Grimm denkwürdige Äußerungen: *Il a fini son discours par une apologie faible, mais franche, des lettres et de la philosophie contre les reproches d'irréligion et autres imputations à la mode. On a appelé point d'orgue ou cadenza la sortie formelle et régulière que les évêques et tous les prédicateurs font depuis quelque temps contre les philosophes, et qui est devenue l'essence de tous les sermons qui se prêchent en France. Je vois que les philosophes commencent aussi à avoir leur point d'orgue, et qu'il n'y aura plus de discours de (?) prononcé à l'Académie sans réclamation contre le point d'orgue des prêtres, et sans apologie de la liberté de penser. Il faudra voir lesquels de ces chanteurs à ramage si différent sauront tenir leur haleine le plus longtemps, et varier assez leur ton pour ne pas ennuyer leurs auditeurs. Je crains pour le point d'orgue des prêtres: il me semble que leur goût de chant vieillit de jour en jour; et ce qu'il y a de pis, c'est que la plupart d'entre eux, tout en s'égosillant, ont eux-mêmes l'air prévenu contre la bonté de leur méthode.*

Grimm hat den Einfall, den begrüßenden Directeur *(l'ancien évêque de Limoges)* mit Fénelon zu vergleichen. Dieser Vergleich

fällt für Coëtlosquet sehr ungünstig aus: *tout ce qu'il a dit est d'une extrême platitude.*[53])

Im Oktober 1770 äußert sich Grimm ausführlich über die Parteizwiste, für die mit der Aufnahmefeier zu Ehren des Erzbischofes von Toulouse ein neuer Anlaß auftauchte. Das Journal de Collé beschuldigt Thomas, bei der Begrüßung des Erzbischofes ein anderes Mitglied der Akademie, zur Zielscheibe einer böswilligen Satire gewählt zu haben: *Le jeudi 6 du courant (septembre) on a reçu à l'A. fr., M. l'archevêque de Toulouse, M. Thomas lui a répondu ou plutôt a répondu à un requisitoire de M. Séguier avocat général que ce dernier a fait le mois passé contre les livres impies.* Die Folge dieser Beschuldigung war, daß Thomas verklagt und von der Regierung unter Androhung schwerer Strafen (Ausstoßung aus der Akademie, Gefängnisstrafe usw.) zur Auslieferung des Textes seiner Rede verurteilt wurde. Die Drucklegung seiner Rede war somit gehemmt. Der „récipiendaire" teilte freiwillig dieses Schicksal. Grimm hebt gebührend hervor: *Dès que M. l'archevêque de Toulouse sut la défense qui avait été faite à M. Thomas, il déclara qu'il ne ferait pas paraître son discours.* Von befreundeter Seite wurde die Behauptung aufrecht erhalten, daß es sich um eine ganz unbeabsichtigte Satire gehandelt habe. Auch die *Correspondance littéraire* sucht die Unschuld Thomas' in einleuchtender Weise darzutun: *Ce qu'il y a de certain, c'est que la harangue de M. Thomas avait été composé avant la publication du réquisitoire de M. Séguier; qu'elle avait été communiquée à M. l'archevêque de Toulouse, à plusieurs académiciens, ainsi qu'à d'autres personnes, et que tous conviennent unanimement que l'auteur en a retranché beaucoup de choses, mais qu'il n'y a pas fait une seule addition depuis que le réquisitoire a paru.* Im wohlgemeinten Eifer hat Grimm auch das Zeugnis von zwei verständigen Männern angerufen, die beide der Sitzung beigewohnt haben, und völlig unabhängig voneinander, da sie sich nicht kennen, versichern keinerlei Anspielung auf Séguier oder irgendwelche andere „*affaire du temps*" verspürt zu haben. Zu erwägen bleibe auch die persönliche Veranlagung des Verdächtigten: *c'est l'homme du monde le plus éloigné du penchant de la satire; qu'il ne lui est peut-être de sa vie échappé ni un sarcasme ni un trait tendant à rendre ridicule, et qu'il serait à désirer que ses ennemis pensassent avec autant d'honnêteté, de noblesse et d'élévation que lui.* Immerhin hatte sich die Kunde von der schweren angeblichen Kränkung Séguier's wie ein Lauffeuer verbreitet: *Tout Paris s'entretint de cette prétendue insulte, et chacun en parla suivant les interêts de son parti.* Die Verleumdung tat ein Übriges: *on dit que le discours de M. Thomas n'était*

---

[53]) *Ibid.*, t., IX p. 84. Wenn Grimm dem Herzog v. Nivernois, der auch bei dieser Sitzung einige Fabeln von sich vortrug, konsequent Lob spendet, so ist jedenfalls der Parteigeist für ihn maßgebend.

qu'une satire violente du gouvernement; qu'on y avait exagéré les malheurs des peuples; qu'on s'y était permis des allusions les plus hardies; qu'on n'avait loué le duc de Villars comme gouverneur de province que pour faire une satire sanglante contre M. le duc d'Aiguillon; que celui-ci avait demandé au roi justice de l'audace de l'orateur de l'Académie.[54])

Das Signal zu neuen anhaltenden Kämpfen der frommen Partei gegen die Enzyklopädisten war somit gegeben. Die Akademie aber fühlte sich schwer in ihren Privilegien beeinträchtigt, sowohl durch die perfide Angeberei von seiten Séguier's als durch die unbefugte Einmischung des Kanzlers M. de Maupeon. Grimm scheint von der geheimen Sitzung der Akademie, wo der Antrag gestellt wurde, Séguier für seine perfide Anzeige in die „Acht" zu erklären, keine Kenntnis[55]) gehabt zu haben, denn er ergeht sich nur in ganz vagen Äußerungen über das gesetzwidrige Verfahren der Behörden: die Akademie stehe doch unmittelbar unter dem Schutze des Königs, *elle n'est donc pas, comme les parlements, dans le département de M. le chancelier, et elle jouit du privilège de faire imprimer tous les ouvrages de ses membres qui sont munis de son approbation. Il y a apparence que l'Académie se ménage des circonstances plus favorables pour faire sa réclamation, et elle n'oubliera sûrement pas les obligations qu'elle a à M. Séguier dans cette occasion.*[56])

1771.

Über die vier Neuwahlen des folgenden Jahres (Roquelaure für Moncrif, le prince de Beauvau für Hénault, Gaillard, für Alary und Arnaud für Mairan legt Grimm am 15. Mai gleichzeitig Bericht ab.[57]) Das Interesse

[54]) *Ibid.*, t. IX, p. 316. Im Mai 1771 meldet Grimm eine Wendung zum besseren: *Il vous souvient sans doute que, sur la plainte de M. Séguier M. le chancelier ferma la bouche de M. Thomas l'année derniere après la réception de M. l'archevêque de Toulouse; il vient de la lui rouvrir, c'est-à-dire que la défense qui avait été faite à M. Thomas de lire désormais dans les séances publiques de l'Académie a été levée. L'Académie, pour ne plus s'exposer à ces sortes de désagréments, fera dorénavant examiner par un comité particulier les morceaux destinés aux lectures publiques.*

[55]) Cf. *Les Registres de l'Académie Françoise*, t. III, p. 280.

[56]) *Ibid.*, t. IX, p. 126. Von den in Umlauf gesetzten Epigrammen zitiert Grimm zwei wenig schmeichelhafte für Séguier:

Entre Séguier et Fréron,
Jésus disait à sa mère:
Me voici sur le calvaire;
Mais quel est le bon larron?
Entre Séguier et Fréron,
Jésus disait à sa mère:
Je me croirais au calvaire,
Si je voyais le bon larron.

[57]) *Ibid.*, t. IX, p. 307 ff.

an den Parteikämpfen tritt in der Schilderung diesmal noch stärker in den Vordergrund als früher. Grimm charakterisiert die beiden vorherrschenden Strömungen ausdrücklich nach ihrem moralischen Werte: *l'Académie, suivant l'usage de tous les corps, est partagée en deux parties ou factions: le parti dévot, qui réunit aux prélats tous les académiciens mincement pourvus de mérite, et d'autant plus empressés par conséquent à faire leur cour avec bassesse; et le parti philosophique, que les dévots appellent encyclopédique, qui est composé de tous les gens de lettres qui pensent avec un peu d'élévation et de hardiesse, et qui préfèrent l'indépendance et une fortune bornée aux faveurs qu'on n'obtient qu'à force de ramper et de mentir. Ce dernier parti se fait gloire de compter parmi ses soutiens M. le prince Louis de Rohan, coadjuteur de Strasbourg, M. le duc de Nivernois, M. l'archevêque de Toulouse, et s'est renforcé cet hiver par l'élection de M. le prince de Beauvau. Il y a au reste dans ces deux partis, comme entre deux armées opposées, un fonds de déserteurs qui se rangent, suivant la fortune, de l'un ou de l'autre côté et dont l'un ou l'autre se fortifie en les méprisant également; il y a aussi de ces âmes fières et libres qui dédaignent d'être d'aucun parti, comme M. de Buffon, par exemple, et que leur neutralité expose à la calomnie des deux factions.*[58])

Grimm ist fest überzeugt, daß die Philosophen längst den Sieg über die Klerikalen davon getragen haben würden, wenn nicht eine Hauptbedingung für diesen endgültigen Sieg unerfüllt bliebe: *s'il avait pu se renforcer de sujets d'un mérite reconnu, il aurait fini sans doute par écraser le parti dévot. Mais malheureusement la disette des sujets est extrême et augmente tous les jours; et si la mortalité se mettait parmi les vieux académiciens l'Académie ne pourrait manquer de se peupler d'une infinité de jeunes gens dont le caractère incertain et peu arrêté amènerait peut-être d'autres révolutions ou bien elle finirait, si le parti dévot l'emportait, par devenir une assemblée d'évêques et d'abbés.* Bei der Ersatzwahl für Moncrif trug eine durch den Marschall Richelieu angestiftete Kabale den Sieg davon: *un des académiciens les plus opposés au parti philosophique, qui ourdit cette trame, M. l'évêque de Senlis, se mit sur les rangs deux fois vingt-quatre heures avant le jour fixé pour l'élection et l'emporta de trois ou quatre voix sur son concurrent* (La Harpe). Um seiner Partei den Wahlerfolg zu sichern, hatte Richelieu am Tage vor der Entscheidung mit Hilfe eines von ihm veranstalteten Diners seinem Kandidaten die Stimmenmehrheit gesichert. Aus Rache setzte ein anonymer Verfasser, der sicher dem feindlichen Lager angehörte, ein Spottgedicht in Umlauf, das einen starken Groll gegen den mächtigen Intriganten bekundete:

---

[58]) *Ibid.*, p. 308.

Sans l'intrigue, point de salut:
Richelieu, c'est là ta devise.....
Tu n'as plus de rôle à jouer;
Voltaire est las de te louer,
Tout le monde est las de t'entendre.
Que faire? A quel saint te vouer?
Il te reste l'Académie,
Et tu viens de t'imaginer
Que ton importante momie
Là du moins pourrait dominer.......

Indem Grimm die vier neuen Mitglieder der Akademie Revue passieren läßt, bekundet er allenthalben ein starkes Mißbehagen. Besonders scharf äußert er sich über Voisenon, dem dreimal die Begrüßung als Direkteur oblag. Zweimal (beim Empfange des évêque de Senlis und des Prinzen Beauvau) hatte er einen Ton angeschlagen, der grellen Mißklang in den akademischen Rahmen hineintrug. Der Evêque de Senlis hatte sicherlich eine klägliche Rolle gespielt, durch eigene wie durch fremde Schuld: *on ne parla de son discours que pour le trouver mauvais.* Die Antwort des Abbé Voisenon aber bedeutete einen geradezu immensen Heiterkeitserfolg. Grimm findet, daß die Würde der Akademie dadurch stark kompromittiert wird: *savoir si ce ton burlesque convient au lieu, aux personnes, à la circonstance, c'est une autre question; ce qu'il y a de sûr, c'est que jamais peut-être on n'avait tant ri à une assemblée académique.* Grimm weiß zu berichten, daß der Erzbischof beim Verlassen des Saales dem Abbé den entsprechenden Dank für seine seltsame Begrüßung ausgesprochen habe: *Vous vous êtes bien égayé sur mon compte et vous avez bien amusé le public. Ah! monseigneur, lui répondit l'abbé de Voisenon, je ne suis que Crispin rival de son maître.*[59])

Im zweiten Fall ist Grimm empört über das unpassende Verhalten dieses allzu heiter gestimmten *Directeur.* Der Prinz de Beauvau hatte das Andenken Hénault's mit dem er in nahem Verkehr gestanden war, schlicht und vornehm gefeiert: *il était donc plus en état qu'un autre de faire son éloge.* Um so unverständlicher erschien die Ausgelassenheit des Abbé Voisenon: *ma foi, il ne m'est pas possible de m'accommoder de la réponse de M. l'abbé de V., j'aime bien Arlequin, mais je ne me soucie pas de le trouver à l'Académie...* Gaillard's „discours" wird von Grimm wenigstens stellenweise gelobt, ist er doch ein Vertreter seiner eigenen Partei. Er preist ihn für den Besitz echter Bürgertugenden, er begrüßt auch mit ihm den ersten unter den „vierzig" Unsterblichen *qui ait osé ne pas louer le cardinal de Richelieu sans restriction. Il distingue en lui le protecteur des lettres du ministre sévère et même sanguinaire. Son éloge de l'abbé Alary, auquel*

[59]) *Ibid.*, p. 310.

il succédait, a infiniment plu, parce qu'il est simple et vrai. Bei dieser Gelegenheit kommt Voisenon etwas glimpflicher davon.[60])

Im Anschluß an diese Sitzung ergeht sich Grimm in einer ausführlichen Betrachtung der Bedeutung Duclos' als Geschichtsschreiber der französischen Akademie und charakterisiert ihn zutreffend als würdigen Fortsetzer d'Olivet's. Mit der Lektüre einer Skizze, die vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur unmittelbaren Gegenwart führte, hatte Duclos den Schluß der genannten Sitzung verschönt und bei der Zuhörerschaft viel Anerkennung gefunden. *Cette esquisse* — schildert Grimm — *ressemblait moins à la lecture d'un écrit qu'à une causerie pétulante et interrompue, mais très-piquante, par une foule d'anecdotes, et plus encore par les allusions continuelles à différens objets qui, quoique détournées et secrètes, n'échappèrent pas à une assemblée aussi éclairée et aussi clair voyante que celle qui écoutait messieurs les Quarante* . . . . .[61])

Die vierte Sitzung, die zu Ehren des neu aufgenommenen Abbé Arnaud[62]) stattfand, veranlaßte Grimm zu heftigen Angriffen auf die Redakteure der Gazette de France: Arnaud und Suard. Gegen Arnaud wird er leidenschaftlich: *le véritable titre de l'abbé Arnaud était la disette de sujets académiques.* Rücksichtslos zerpflückt er seine vermeintlichen Ansprüche auf einen Sitz in der französischen Akademie. Er gehöre freilich bereits der Schwesterakademie der Inscriptions et Belles-Lettres an. Aber diese Zugehörigkeit mache diese zweite Wahl doch nicht zur unumgänglichen Pflicht: *si appartenir à ce corps était*

---

60) *Ibid.*, t. IX, p. 312. *M. l'abbé de Voisenon, dans sa réponse à M. Gaillard, était un peu moins „Misapouf" que dans les deux autres: ce n'est pas qu'on n'y trouve encore honnêtement d'antithèses, mais le ton en est moins burlesque. Quoi qu'il en soit, M. l'abbé Misapouf est une si drôle de chose et quelque chose de si aimable qu'il n'y a pas moyen de se fâcher sérieusement contre lui.*

61) *Ibid.*, t. IX, p. 313. *On applaudit à l'éloge de M. le duc de Nivernois, de M. le prince Louis de Rohan, coadjuteur de Strasbourg; mais lorsque l'académicien eut prononcé le nom de Lamoignon, toutes les mains partirent avec un tel transport qu'il ne fut plus possible de reprendre la parole de plus de dix minutes. M. de Lamoignon de Malesherbes, fils de l'ancien chevalier et premier président de la cour des aides qui vient d'être supprimée, se trouvait dans la foule des auditeurs, et le public voulut témoigner par ses acclamations, à cet illustre magistrat, le cas qu'il faisait de ses talents et de ses vertus.*

62) *Ibid.*, t. IX, p. 314. *Le choix de cet académicien est l'ouvrage de M. Suard, son associé à la Gazette de France. Il ne s'est pas fait sans rencontrer beaucoup de difficultés. Le public a trouvé l'abbé Arnaud sans titres pour aspirer à cette place; on a demandé: Qu'a-t-il fait? le Journal étranger, et une Gazette littéraire, qui n'ont pu se soutenir dès que les principaux d'entre les gens de lettres ont cessé d'y contribuer, parce que les deux éditeurs associés, l'abbé Arnaud et Suard, étaient trop paresseux, trop attachés au monde, et à souper en ville, pour prendre les soins qu'exige un ouvrage périodique.*

un titre pour entrer dans l'autre, tous les académiciens de belles-lettres y auraient à peu près le même droit. Auch sein Charakter biete Angriffspunkte: *Le parti philosophique avait bien des griefs contre lui: il fut un temps où l'abbé Arnaud voulut faire fortune en calomniant les philosophes, et il n'est pas bien sûr aujourd'hui qu'il soit de leurs amis; il ne l'est que jusqu'aux services à recevoir inclusivement; mais il ne sera jamais assez maladroit pour prendre l'uniforme d'un corps qui n'est pas en faveur à la cour.* Aber sein Freund Suard hat seine Wahl äußerst geschickt zu inszenieren verstanden. — Selbstverständlich ist Grimm auch mit der Rede Arnaud's nicht einverstanden. Er bezeichnet den Kern als verfehlt: *l'éloge de M. de Mairan n'est guère que croqué, et cet académicien célèbre méritait bien un panégyrique plus soigné, c'était, ce me semble, le cas d'entrer dans quelques détails sur ses principaux ouvrages.* Aber Arnaud hat ohne ersichtlichen Grund vorgezogen, sich über die Vorzüge der griechischen und französischen Sprache zu verbreiten und die Beredtsamkeit von Paris und Athen in eine Art von Parallele zu stellen. *Ce discours m'a paru sans résultat: quand l'orateur a fini, il n'en est rien resté, et l'on ne sait ce qu'on a entendu: cela vient du vague qui règne dans ses idées et dans sa tête.* Grimm wird nicht müde, sein hartes Urteil nach allen Richtungen hin zu bekräftigen. Um recht drastisch zu wirken, gestattet er sich schließlich noch einen Vergleich mit Diderot, der natürlich zu Arnaud's Nachteil ausfallen muß: *L'abbé Arnaud a un faux air de Diderot, mais c'est un bien faux air. Il n'en a certainement pas l'aménité, mais il en a la chaleur et l'énergie: on croirait qu'il en a le génie lumineux, mais on ne tarde pas à se désabuser. C'est une fusée qui a un instant d'éclat: elle s'élance en l'air, mais c'est pour vous replonger incontinent dans les ténèbres; au lieu que lorsque Diderot s'élance, vous voyez une traînée de lumière à perte de vue; elle perse dans les régions supérieures, et si vous ne pouvez la suivre, ce n'est pas la faute de son jet, c'est la faiblesse de vos yeux qui en est la cause. D'où je conclus que M. l'abbé Arnaud n'est pas un Diderot, ce qui n'empêche pas qu'il n'ait pris séance à l'Académie française.* Mit anderen Worten, Grimm wird ungerecht mit seinem verblümten Proteste, den hochverdienten Diderot zugunsten minderwertiger Elemente aus der Akademie ausgeschlossen zu sehen.

Dagegen hatte der Directeur (Châteaubrun) den Toten besser zu würdigen verstanden: *on trouva l'éloge de M. de Mairan mieux dans ce discours que dans l'autre, en ce qu'il appartient plus particulièrement à l'académicien à qui il est consacré, et qu'il finit par un parallèle en six lignes, très bien senti, entre Fontenelle et Mairan.*[63])

[63]) *Ibid.*, t. IX, p. 316.

1772.

Als am 9. Januar 1772[64]) de Belloy als Nachfolger des Comte de Clermont (prince du sang)[65]) aufgenommen wurde, bezeugt Grimm erneutes Mißfallen in scharf ironischer Form, indem er die vierzig Unsterblichen geringschätzig als „troupe" bezeichnet und den neuerdings zur Unsterblichkeit Beförderten seinen Einzug in „le bercail académique" feiern läßt. Gegen das neue Mitglied erhebt er einen schweren Vorwurf: *C'est dommage que M. de Belloy, avec cet amour pour sa nation* (in seiner Rede wimmeln die Schlagwörter *cœurs, honneur, patrie*) *dont le feu le consume, n'ait pas reçu du ciel le don de parler sa langue, de s'y exprimer avec correction et avec pureté, de rendre enfin ses idées par un choix et une propriété de termes sans lesquels il est impossible d'aspirer à aucune sorte d'éloquence.* Die erste, eigentlich selbstverständliche Bedingung für den Eintritt in die französische Akademie bleibe somit unerfüllt. *Il semblerait que le premier titre pour entrer dans l'Académie devrait être d'écrire purement et correctement, et que le défaut contraire ne saurait manquer d'être un titre d'exclusion; mais l'Académie, consultant la perspective qu'elle peut avoir pour réparer ses pertes successives, a cru devoir s'écarter de cette condition, désormais trop sévère, et se borner au choix des bons cœurs, des bons citoyens, des grands patriotes; car si notre gloire littéraire devient tous les jours plus mince, en revanche nos vertus et notre patriotisme vont, au su de tout le monde, toujours en augmentant ......*

Grimm krönt seine Verurteilung Du Belloy's mit der denkbar giftigsten Persiflage: *M. de Belloy a fait, en entrant dans l'Académie, un acte de patriotisme en rétablissant, par son exemple, les discours de réception dans leur insipidité primitive, dont quelques novateurs avaient essayé de s'écarter, ils voulaient substituer à tant d'éloges fastidieux la discussion de quelque objet littéraire, et mettre des choses à la place des mots. M. de B. n'est pas tombé dans ce dangereux écart, et il ramène ses confrères, autant qu'il dépend de lui, à leur premier devoir, que La Fontaine leur avait tracé en ces vers:*

> *On ne peut trop louer trois sortes de personnes:*
> *Les dieux, sa maîtresse et son roi.*[66])

Zwei Todesfälle (Duclos am 26. März, Bignon am 8. Mai wurden unvermutet zum Anlaß neuer Reibereien mit der Regie-

---

[64]) *Ibid.*, t. IX, p. 447—449.

[65]) *Ibid.*, t. XII, p. 537—538.

[66]) *Ibid.*, p. 449. *Sa maîtresse, c'est l'Académie, cela va sans dire; ses dieux, c'est le cardinal de Richelieu, le chancelier Séguier, et le prédécesseur du récipiendaire, puisque par son assomption, il a fait vaquer une place. M. de Belloy leur associe encore un demi-dieu, c'est M. le maréchal de Richelieu, qu'il ne tient sans doute à la demi-page que parce qu'il se promène encore tout embaumé dans cette vallée de misère.....*

rung. Grimm verbreitet sich über die Parteizwiste dieses Zeitraums mit genauer Sachkenntnis.[67]) Er hält es für unerläßlich, den verdrießlichen Zwischenfall Séguier-Thomas nochmals eingehend in Erinnerung zu bringen und knüpft daran eine ausführliche Schilderung der Opposition, der zufolge in der Akademie zwei feindliche Lager entstanden sind: *deux parties s'y font une guerre violente et opiniâtre, quoique sourde.* Nach schwedischem Muster könne man ihnen die Spitznamen Chapeaux (Philosophen) und Bonnets (Klerikale) beilegen. Die Bonnets seien an Zahl die schwächeren, aber *renforcés à la cour par tout le parti des dévots, ils cherchent à maintenir leur crédit par des actes d'autorité, en alarmant la conscience du roi sur les progrès de l'irréligion, après avoir réussi à faire regarder les philosophes et les gens de lettres comme un parti très-dangereux dans l'Etat, sous la dénomination redoutable et odieuse d'encyclopédistes.* Der herrschsüchtige Richelieu hat sich wegen allzu geringer Willfährigkeit der Chapeaux an die Spitze der Bonnets gestellt. Dagegen sind der Erzbischof von Toulouse, der Prinz Louis de Rohan, der Herzog v. Nivernois, der Prinz v. Beauvau *restés inébranlables dans le parti des Chapeaux, et ont été, dans ces temps orageux, ses avocats et ses appuis auprès du trône. Le roi, suivant les principes d'une exacte neutralité ou d'une parfaite indifférence, a cédé alternativement aux insinuations de l'un et de l'autre parti, et en approuvant hautement les principes et la conduite des Bonnets. Sa Majesté n'a pas laissé que de donner quelques marques de bonté aux Chapeaux reconnus pour encyclopédistes.*

Die schwankende Haltung des völlig erschlafften, apathischen Ludwig XV. wird von Grimm noch durch einige spezielle Angaben illustriert: Die erledigten Sitze Duclos und Bignon weckten den begreiflichen Wunsch der „Bonnets", ihre Partei zu verstärken. Zu diesem Zweck wählten sie einen Umweg und erreichten durch den Einfluß höherer Mächte bei dem Monarchen, daß der freisinnige Herzog v. Nivernois (in seiner Eigenschaft als Directeur) aus dem Kabinett des Königs ein ziemlich orakelhaft abgefaßtes Warnungsschreiben erhielt. Die „Bonnets" triumphierten: dieses Schreiben sicherte ihnen „*un grand air de supériorité*". Aber plötzlich neigte sich die Wagschale der königlichen Gunst auffallend nach der anderen Seite: der von der Geistlichkeit stark befehdete Marmontel wurde durch die Ernennung zum *historiographe de France* ausgezeichnet und d'Alembert durch die königliche Bestätigung als *secrétaire perpétuel* geehrt. Diese beiden Erfolge verstimmten die Bonnets so sehr, daß sie sofort auf Rache sannen. Es galt, die beiden Neuwahlen in der Akademie zu durchkreuzen. Mit Hilfe Richelieu's setzte man beim Könige durch, daß er die beiden neuen Mitglieder

[67]) *Ibid.*, t. X, p. 15—21.

Delille und Suard beanstandete und eine Wiederholung der Wahlsitzung anordnete. Auf die ehrfürchtigen Vorstellungen des Herzogs de Nivernois antwortete seine Majestät ungnädig: *que les deux élus étaient encyclopédistes, et qu'elle ordonnait que sa lettre fût exécutée de point en point.* Eine Wiederholung der Wahlen war somit unvermeidlich: sie fielen auf de Bréquigny und Beauzée, von denen der letztere mit mehr Recht als die abgewiesenen Kandidaten als „encyclopédiste" hätte gelten können: *puis qu'il a fait tous les articles de grammaire depuis la mort du célèbre Dumarsais.* Inzwischen waren aber auch die Chapeaux nicht untätig gewesen. Ein mächtiger Fürsprecher wußte den König zu überzeugen, daß gegen Delille und Suard keine begründeten Anschuldigungen vorlägen. Seine Majestät beeilte sich, den Gekränkten huldvoll die Genehmigung zu erteilen: *de se remettre sur les rangs à la première occasion.* Die Aufnahme Bréquigny-Beauzée verlief, ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Grimm äußert sich lakonisch: *On a dit que le discours de M. Beauzée était long et plat; que celui de M. Bréquigny n'était pas long.* Die Hauptrolle spielte eigentlich (als Directeur) der Prinz de Beauvau, dem die Zuhörerschaft um so lebhafter Beifall spendete als allgemein bekannt war, daß er seinen ganzen Einfluß beim Könige zur Sicherung der Privilege der Akademie aufgeboten hatte.

1774.

Am 11. Juli und am 4. August 1774 wurde Delille und Suard die Genugtuung zuteil, die ihnen längst zugedachte akademische Ehrung feiern zu können. Delille's Rede war ausschließlich seinem Vorgänger La Condamine gewidmet. Den besten Teil des Nachrufes hatte ihm freilich Condorcet vorweg genommen.[68]) *Notre nouvel académicien ne l'a guère loué qu'en poëte, et quelquefois en rhéteur de collège.* Da er sich in poetischen Beschreibungen der Arbeiten und Reisen La Condamine's förmlich wie in einem Irrgarten verlor, bezeichnet Grimm seinen discours witzig als „petite odyssée académique". Für Radonvillier's Antwort begnügt sich unser Berichterstatter mit einer bedingten kühlen Ablehnung.[69])

[68]) *Ibid.*, t., X, p. 455. *M. l'abbé Delille a cru que l'éloge de M. de La Condamine, à qui il succède, était assez piquant pour en faire l'unique objet de son discours, il eût peut-être intéressé davantage s'il n'avait pas déjà été prévenu par M. le marquis de Condorcet. Ce dernier l'a loué en philosophe et en homme du monde.*

[69]) *Ibid.*, p. 456. *C'est M. l'abbé de Radonvilliers qui a répondu au discours du récipiendaire... La réponse mérite d'être remarquée par son excessive simplicité, pour ne pas dire son extrême platitude, et par un trait vraiment sublime sur le caractére de Sa Majesté, dont l'abbé de R. a été sous-précepteur. D'ordinaire on dit aux rois: Gardez-vous des flatteurs; aujourd'hui il faut dire aux flatteurs: Gardez-vous du roi.*

Suard's Eintritt[70]) in die Akademie erklärt Grimm für einen namhaften Gewinn, insbesondere zur Förderung der sprachlichen Arbeit. *Il est rare d'avoir l'esprit plus fin, le goût plus exercé, une connaissance plus parfaite des ressources et des difficultés de notre langue. Les Conrart, les Valincour, les Mirabaud, ont honoré par leur mérite cette illustre compagnie; aucun d'eux n'y fut annoncé par d'autres succès que ceux qui distinguent depuis longtemps M. Suard dans la république des lettres et dans la société.* Das von Suard in seiner Festrede behandelte Thema, die Apologie der Philosophen, weckt jedoch stellenweise Grimm's Widerspruch[71]) und veranlaßt ihn zugleich, die angeregten Gedanken ziemlich langatmig nach neuen Richtungen hin auszuspinnen.[72]) Er stimmt Suard zu, daß der sinnende Menschengeist sich nicht gewaltsam in seiner natürlichen Entwickelung aufhalten läßt: *M. Suard a dit fort ingénieusement que „l'esprit est comme une plante dont on ne saurait arrêter la végétation sans la faire périr"*. Aber der Einfluß der Philosophie auf unsere Lebensanschauungen scheint Grimm zu optimistisch gezeichnet, sie macht uns vielmehr: *plus éclairés et moins heureux, plus humains et moins sensibles.* Gresset's Entgegnung tadelt er als: *persiflage assez lourd, assez provincial.*

1775.

Seit d'Alembert mit dem wichtigen Amt des *secrétaire perpétuel* betraut war, übte er bekanntlich auf die Wahlen einen starken, öfters als lästig empfundenen Druck aus. Die Zeiten waren freilich für passenden Ersatz äußerst ungünstig. Grimm's Äußerungen bestätigen nur D'Alembert's eigene briefliche Bekenntnisse, daß es äußerst schwierig war, die entstehenden Lücken einigermaßen würdig zu ergänzen.

Von den drei Personalveränderungen des Jahres 1775 war eigentlich nur eine einzige von Bedeutung: der wackere M a l e s h e r b e s trat an die Stelle von D u p r é d e S a i n t - M a u r.

[70]) *Ibid.*, p. 464—471.

[71]) *Ibid.*, p. 464. *Son discours cependant n'a pas produit tout l'effet dont ses amis avaient osé se flatter; ils ont été obligés d'avouer qu'il n'avait pas travaillé avec toutes ses forces, et ses ennemis ont remarqué qu'il s'était contenté de nous prouver longuement combien il était bon chrétien, ce qui n'était point du tout la chose qu'il importait de prouver à l'Académie. Il est vrai qu'il s'est attaché à démontrer avec beaucoup d'efforts que la philosophie de nos jours, loin de nuire aux arts, aux bonnes mœurs, à la religion, leur avait été infiniment favorable, et qu'il s'est surtout appesanti sur le dernier point.*

[72]) Ibid., p. 470. Interessant sind bei dieser Gelegenheit seine Ausführungen über das System Law: *Ainsi la confusion que le système de Law jeta dans tous les rangs de la société, la chute et l'élévation soudaine de tant de fortunes, l'exemple des hommes les plus puissants alors, leurs goûts et leurs séductions, contribuèrent bien plus sans doute à la licence des mœurs que tous les romans orduriers qui furent publiés dans ce temps...*

Seine Aufnahme[73]) gestaltete sich, dank der schlichten Vornehmheit seines Charakters, zu einem weihevollen Festakt. Grimm widmet ihm Worte warm empfundener Anerkennung: *Les sentiments de patriotisme que M. de Malesherbes a déployés dans les circonstances les plus difficiles, l'éloquence noble et touchante qui règne dans tous ses discours, l'étendue et l'utilité de ses lumières ne sont pas ses seuls titres à la reconnaissance des lettres et de la philosophie. Si la liberté de penser a fait quelques progrès en France, elle le doit surtout à la sagesse adroite de son administration, tant qu'il fut à la tête de la librairie. En conservant toutes les apparences d'une très-grande sévérité, peut-être nécessaires pour réprimer des abus pernicieux ou du moins pour ne pas effaroucher l'autorité ombrageuse, il favorisait avec la plus grande indulgence l'impression et le débit des ouvrages hardis. Sans lui l'Encyclopédie n'eût vraisemblablement jamais osé paraître.*

Über den discours Malesherbes' äußert sich Grimm anerkennend, aber nicht enthusiastisch. Seiner allzu idealen Bewunderung des Gründers der Akademie widerspricht er mit rücksichtsloser Energie[74]): Richelieu habe den literarischen Ehrgeiz an die Kette legen wollen: *semblable à celle qui attache les grands aux honneurs de la cour.* Mit dieser Bemerkung zielt er sicher auf den Kern der diktatorischen Gründungsidee. Verletzender — weil kleinlicher in der Auffassung — wirkt seine Behauptung, der Kardinal habe mit der Ausführung dieser Idee gar keine weitsichtigen Zukunftspläne verbunden: *L'établissement de l'Académie ne fut probablement pour lui qu'une espèce de distraction, un jou-jou de sa toute-puissance, qui flattait ses prétentions, ses ridicules, et dont il comptait bien que sa vanité tirerait un jour un grand parti. Et voilà comme les fantaisies même d'un homme d'Etat, d'un génie entreprenant, ont toujours un caractère de grandeur et renferment souvent le germe des révolutions les plus utiles.*

Am 27. April und am 15. Mai des gleichen Jahres verstärkte sich die Partei der „grands seigneurs" durch Chastellux (für Châteaubrun) und den Herzog von Duras für Belloy. Über Chastellux' Ansprüche auf einen Sitz in der Akademie äußert sich Grimm ebenso absprechend wie alle anderen Zeitgenossen: *quelque estimables que soient les titres littéraires du chevalier de Chastellux, il peut paraître problématique s'il est entré à l'A. fr. comme homme de lettres ou comme homme de qualité, ou parce qu'il est en même temps l'un et l'autre.*[75]) Über die Rede des ‚récipiendaire' äußert sich Grimm ausführlich: *ce discours ressemble peut-être plus à une dissertation qu'à un discours académique.* Chastellux sang ein ebenso enthusiastisches als kritik-

[73]) *Ibid.*, t. XI, p. 35—38.
[74]) Im vollen Gegensatz zu Sainte-Beuve.
[75]) *Ibid.*, p. 66.

loses Loblied auf den modernen Geschmack.[76]) Grimm resümiert seine ausführliche Widerlegung in einigen kraftvollen Schlußsätzen: *J'en suis bien fâché pour notre siècle; mais ce qui me paraît plus évident que tous les arguments de M. le chevalier de Chastellux, c'est que nos tragédies nouvelles sont très-inférieures à celles de Racine; c'est que les plus jolies comédies de M. Dorat sont fort loin de celles de Molière; c'est que toutes nos fables du jour ne valent pas les Deux Pigeons de La Fontaine, et qu'il n'y a guère que nos discours académiques, dont malheureusement on ne se soucie assez peu, qui soient plus profonds et plus intéressants que ceux du siècle passé.* Buffon hatte als begrüßender Directeur — nach Grimm's Bericht — keinen glücklichen Tag: *jamais rien de plus insipide ne sortit de la bouche d'un grand homme.* Erst bei der folgenden Aufnahme zeigt er sich wieder der Situation gewachsen.[77])

Für den Herzog von Duras findet Grimm das richtige Maß der Anerkennung: *son discours respire cette simplicité modeste et noble qui tient peut-être également à l'usage du grand monde et au tact d'un goût sévère et sûr.* Als eigentlicher Festredner galt Buffon: *La réponse . . . . . est aussi digne de l'Aristote de France que celle qu'il fit dernièrement à M. de Chastellux l'était peu.* Trotz dieses hohen Lobes ist Grimm mit Buffon unzufrieden, weil er Homer zugunsten des Verfassers der ‚Henriade' entthronen wollte. Denn ungeachtet seiner Vorliebe für Voltaire, schwört er zur Antike: . . . . *il ne serait pas impossible que l'on finît par ne plus aimer Homère, mais ce sera quand on n'aimera plus la poésie, et j'avouerai volontiers que ces temps de lumière paraissent moins éloignés que jamais.*[78])

1776.

Von den beiden Aufnahmen des Jahres 1776 ist nur die zweite (La Harpe) von besonderem Interesse. Über die erste,[79]) die am 29. Februar erfolgte (Boisgelin für Voisenon) bekundet Grimm sein Mißvergnügen durch eine mürrische Glosse: *On a remarqué, à propos de cette nouvelle élection, que*

[76]) *Ibid.*, p. 68. Energisch protestiert Grimm insbesondere gegen die Herabsetzung der griechischen Vorzuge: *La Grèce fut la patrie du goût parce qu'elle fut celle du génie et de la beauté. Soit que l'on attribue de si rares avantages au climat du pays, à la nature du gouvernement, à l'esprit des moeurs, au caractère dominant de l'éducation publique ou bien à quelques jeux fortunés du hasard, il n'en sera pas moins vrai que ces avantages ont existé. L'Iliade d'Homère, les théâtres d'Euripide et de Sophocle, les poésies de Pindare et d'Anacréon, l'Apollon du Belvédère et les belles statues de Niobé ont servi de modèles à toutes les nations; et laquelle osera se vanter d'avoir su les surpasser ou seulement les atteindre?*

[77]) *Ibid.*, p. 86. *La réponse qui lui (le maréchal duc de Duras) fut faite par M. le comte de Buffon est aussi digne de l'Aristote de la France que celle qu'il fit dernièrement à M. de Chastellux l'était peu.*

[78]) *Ibid.*, p. 88—89.

[79]) *Ibid.*, t. XI, p. 201.

dans peu l'Académie française, toute composée d'ecclésiastiques et de grands seigneurs, ressemblerait beaucoup plus à un concile qu'à une société de gens de lettres.

Gleichwohl bot diese Feier ethische Momente, die hervorgehoben zu werden verdienen. Überdies prallten durch seltsame Fügung ganz eigentümliche Gegensätze aufeinander: *Ce qu'il y a peut-être eu de plus singulier dans la séance du 29, c'est le double contraste qu'a pu présenter l'éloge que M. l'évêque de Senlis a été obligé de faire d'un abbé libertin et celui que M. d'Alembert a fait ensuite d'un abbé convertisseur, l'abbé de Dangeau.* Aus der Rede des „récipiendaire" hebt Grimm nur zwei Stellen hervor, und zwar wörtlich, *parce que tout le reste mérite à peine d'être lu.* Die wahre Beredtsamkeit ist nach der Ansicht des Erzbischofs von Aix nur der Ausfluß eines tüchtigen Charakters: *il est des expressions que la vertu seule a l'heureuse audace et le droit de prononcer.* Der zweite Passus ist als schlichte Anerkennung dem jungen Herrscher Ludwig XVI. gewidmet: *Il se plaît au récit de tous les biens qu'il veut faire, et semble oublier tous ceux qu'il a faits. On peut l'entretenir de ses devoirs et non de ses vertus......*

Besonders eindrucksvoll schildert Grimm bei diesem Anlaß die Versöhnlichkeit des Directeur Roquelaure (évêque de Senlis), der des toten Voisenon mit vornehmer Milde gedenkt, obwohl er selbst von persönlicher Kränkung sprechen konnte. Grimm zitiert die friedfertigen Äußerungen des Kirchenfürsten, jedoch mit einer ironischen Randglosse: *Voici comment la charité du prélat s'en est vengée; les annales de la théologie offrent trop peu d'exemples de ce genre pour ne pas citer celui-là ......* Roquelaure rühmte insbesondere die heitere Weltanschauung des Toten, das Gleichmaß seines Verhaltens gegen jedermann: *ennemi de toutes querelles littéraires, eût-on attaqué ses ouvrages, il eût conseillé le censeur; eût-on attaqué sa personne, il eût pardonné, et ce que je viens de dire qu'il eût pu faire est véritablement ce qu'il a fait.*

Man sieht, daß Grimm trotz seiner scharfen Zunge, auch an der ihm unsympathischen Gegenpartei die Lichtseiten hervorhebt, soweit sie ihm bekannt werden.

Über La Harpe's Aufnahme (20. Juni) bekundet er herzliche Freude. Es hat sich diesmal wirklich um einen Festtag gehandelt, und die zahlreiche Zuhörerschaft bewies das Interesse von ganz Paris. Grimm, als Augenzeuge, erklärt nachdrücklich: *j'ai vu peu de séances de l'Académie aussi nombreuses, aussi brillantes.* Gleichwohl erntete nicht La Harpe, der eigentliche Held des Tages, die meisten Lorbeeren, obwohl ihm die außergewöhnliche Pflicht oblag, das Andenken zweier Vorgänger zu ehren: des Herzogs von St.-Aignan und Colardeau.[80])

[80]) Colardeau war an Stelle des Herzogs von Saint-Aignon gewählt worden, aber noch vor seinem offiziellen Empfang in die Akademie (7. April 1776) gestorben.

La Harpe zog ein Thema eigener Wahl allen anderen Rücksichten vor und behandelte es eher mit der Umständlichkeit des Fachgelehrten als der Eleganz des Weltmanns.... *il n'est point pour un homme de lettres de société préférable à celle de ses confrères*, erläutert Grimm trocken dieses wunderliche Verhalten. Die langatmige Rede hat bei der Zuhörerschaft wenig Anklang gefunden. Dagegen entfesselte Marmontel als Directeur einen wahren Sturm der Begeisterung: *Les portraits des deux Académiciens à qui M. de La Harpe succède, si vous en exceptez quelques antithèses que le bon goût eût peut-être dédaignées, ont paru d'une touche noble et sensible, l'apothéose du récipiendaire infiniment originale et gaie.*

Mit der Charakteristik des Herzogs von Saint-Aignan entrollte Marmontel zugleich einen großen Zeitraum aus der Geschichte der französischen Akademie. Fünfzig Jahre hatte der Verstorbene der Akademie angehört. *Sa vie et celle de son père ont embrassé l'espace de trois longs règnes, les plus célèbres de la monarchie, les plus remplis de grands événements et les plus féconds en grands hommes.* Einem 32 Jahre älteren Bruder, dem Herzog de Beauvilliers, der sich der Freundschaft Fénelon's rühmen durfte, hatte der Herzog de Saint-Aignan es zu verdanken, daß die fortlaufende Kette wichtiger Traditionen bis in ihre feinsten Glieder unversehrt blieb. *Dans son rang il est peut-être le seul homme de tout un siècle qui, constamment heureux sans trouble, et impunément vertueux, n'ait pas même irrité l'envie.*

Für Colardeau fand Marmontel gleichfalls warme Herzenstöne und konnte insbesondere für seinen vornehmen Charakter nicht genug Lob äußern. Colardeau hatte sich überall zurückgezogen, wo er in Wettbewerb mit anderen Würdigen treten sollte, so vor Vatelet, der gleichfalls Tasso's Hauptwerk in französische Verse umformen wollte. Diese Bescheidenheit ist um so rührender, je größer das persönliche Verdienst ist. Marmontel rühmt sein Uebersetzergenie: *L'art d'imiter était le sien par excellence ..... Ni la tristesse monotone des sombres esquisses d'Young, ni le coloris déjà si pur et si brillant de la prose de Montesquieu, ni le charme que les vers de Quinault avaient substitué au prestige des vers du Tasse, dans la peinture de l'Armide, rien ne l'intimidait.* Er besaß eine unvergleichliche sprachliche Meisterschaft: *Il avait fait une étude si assidue et si profonde des ressources de notre langue et des moyens de lui donner de la souplesse et de la grâce dans ses mouvements variés, que les difficultés à vaincre étaient pour lui un nouvel avantage, et que ce qui aurait fait le désespoir d'un autre ne présentait qu'un attrait de plus à son émulation.*

Über La Harpe äußert sich Marmontel stellenweise naiv, stellenweise problematisch. Grimm ist auch nicht recht geneigt, seine rätselhafte Haltung mit einem deutlichen Kommentar zu

versehen: *s'il n'a point eu d'autre projet que celui de louer, il faut convenir qu'il n'y a pas mis toute l'adresse imaginable; s'il n'a voulu que persifler, convenons encore qu'il eût pu le faire avec plus de franchise et de légèreté. Mais reposons-nous sur l'exactitude de M. de La Harpe; tout cela se retrouvera un jour ou l'autre, et tant mieux pour la galerie.*

Der pikante Reiz der Festlichkeit wurde noch erhöht durch die persönlichen Beziehungen, die man hinter einigen Äußerungen d'Alembert's bei seiner den Schluß der Festlichkeit bildenden Lektüre eines ‚Eloge de M. de Sacy' suchte. Man fand den Schlüssel zu seiner herzbeweglichen Klage über den Abbruch der Beziehungen de Sacy's zu Madame de Lambert in dem schweren Verlust, der ihn selbst kürzlich betroffen hatte: *Jamais M. d'Alembert n'a rien écrit avec plus d'âme et de sensibilité. Quoi qu'il ne lui soit échappé un seul mot sur sa propre situation, tout le monde a reconnu le sentiment qui lui dictait des plaintes si tendres, et tout le monde a paru les partager.*[81])

1778.

Gresset's[82]) Sitz in der Akademie war viel umstritten. Im Januarbericht der Correspondance littéraire[83]) defilieren die Kandidaten, die sich unerwartet (infolge des starken, von D'Alembert ausgeübten Druckes) den Abbé Millot vorgezogen sahen. Erst sechs Monate nach Gresset's Tode trat Millot seine Nachfolge an. Dieses ungewöhnlich lange Interregnum forderte Grimm's Spott heraus. Keiner von den Bewerbern, weder Chabanon, noch Maury, noch Lemierre, noch Millot selbst fanden Gnade vor seinen Augen: *puisque ces messieurs nous permettent si rarement de parler de leurs ouvrages, il faut bien que nous parlions un peu de leur personne.* D'Alembert's tyrannische Willkür hatte somit leichtes Spiel. Chabanon war noch der gefährlichste Bewerber, weil er die meisten Aussichten hatte. Aber der willensstarke secrétaire perpétuel wußte sich zu helfen: *il imagina très-adroitement d'écarter de la lice M. de Chabanon, en faisant valoir contre lui le titre même qui semblait devoir lui assurer le plus de suffrages, celui d'académicien des inscriptions. Il fit observer que l'Académie des inscriptions avait déjà disposé si souvent en faveur de ses membres du choix de l'Académie française que, si on y laissait augmenter encore le nombre de ses clients, on risquait de la voir bientôt maîtresse absolue de toutes les élections. Une vue si profondément politique frappa tous les esprits. M. de Chabanon se crut lui-même obligé de s'y soumettre, sans autre ressource que l'espoir d'enterrer bientôt quelque ancien confrère de l'une et de l'autre Académie.*[84])

---

81) *Ibid.*, t. XI, p. 267—274.
82) Er starb am 16. Juni 1777.
83) *Ibid.*, t. XII, p. 36—41.
84) *Ibid.*, p. 39.

Von der Abstimmung, die stark zugunsten Millot's ausfiel, weiß Grimm einen pikanten Zwischenfall zu melden, den er geschickt zur Anknüpfung eines vernichtenden Urteiles benutzt: *En effet il l'emporta, et avec une grande pluralité de suffrages. Dans le nombre des billets qui le nommèrent, il y en eut pourtant un qui dut paraître au moins assez équivoque. Je donne, disait le billet, ma voix à M. l'abbé Millot, mais à condition qu'il écrira mieux. Cet homme scrupuleux* — spottet Grimm — *pouvait en conscience reprendre sa voix après avoir vu le discours du récipiendaire, car c'est un des plus mauvais discours de réception que nous ayons entendus depuis longtemps, le plus plat extrait de tous les lieux communs qui furent jamais débités en pareille occasion....*

Mit schlecht verhehlter Schadenfreude gedenkt Grimm auch noch der humoristischen Korrektur, die von der Zuhörerschaft für eine anzüglich ausgelegte Stelle in D'Alembert's Begrüßungsrede erfolgte. Als er nämlich Gresset's über jeden Zweifel erhabenes Verdienst rühmte, das in der Akademie keiner Fürsprache aus Frauenmund bedurft hätte, erhob sich spontan ein vernehmliches Murmeln: *O manes de Mlle de Lespinasse*!

1779.

Der unbedeutende Nachfolger Voltaire's, der Tragödiendichter Ducis, war gleich bei der Wahl dem öffentlichen Gelächter durch derbe Spottverse preisgegeben worden:

A Ducis le fauteuil! — Oui, car l'Académie
Veut donner son gratis comme la Comédie.

Grimm liefert auch den Schlüssel zu dieser ironischen Huldigung: .... *Cette élection s'est faite à la suite des gratis donnés par les différents spectacles à l'occasion de l'heureux accouchement de la reine.*[85])

Ducis hatte bei dieser Nachfolge[86]) einen schwierigen Stand. Auch zeigte er sich nicht von der günstigsten Seite, obwohl sein Thema, ein enthusiastisches Loblied auf Voltaire, ihm von allen Seiten reichen Beifall eintrug. Der gedruckte discours verblaßte hinter der impulsiven Augenblicksstimmung, von der Redner und Zuhörer beherrscht gewesen waren.

Grimm's Kritik war den Verhältnissen durchaus angemessen: *Une lecture plus reposée y a fait remarquer des défauts que leur coloris éblouissant et un débit plein de force et de noblesse avaient à peine laissé apercevoir, des analyses d'une recherche trop subtile, une trop grande abondance de comparaisons, des images trop gigantesques, des périodes obscures et fatigantes à force d'être prolixes, enfin, s'il faut trancher le mot, cette espèce d'éloquence que M. de Voltaire osait appeler du galithomas.* Der wirkliche Verfasser

---

85) *Ibid.*, t. XII, p. 193.
86) *Ibid.*, p. 228—231.

dieser Lobrede war auch sofort von der Zuhörerschaft erraten worden. Grimm erwähnt, daß seine Nachbarn während des Vortrags von Ducis: Optime, Thomas! optime! vor sich hinmurmelten.

Radonvillier's Antwort erntete mehr Dank bei der nachträglichen Lektüre.[87]) Die Meinungen waren geteilt, aber Grimm führt u. a. Mme du Deffand an, die sogar der Ansicht war, daß Ducis durch den begrüßenden Directeur in den Schatten gestellt worden sei. *Un pareil jugement* — fügt er erläuternd hinzu: *ne doit être cité que pour montrer à quel point le goût peut dépendre de nos habitudes et de nos préventions particulières.* Immerhin war die Gedächtnisfeier für Voltaire weihevoll verlaufen. Auf weithin sichtbarem Ehrenplatz thronte seine mit fürstlichen Juwelen geschmückte Nichte Madame Denis, in Ermangelung direkter Nachkommen. D'Alembert stellte, auf seine Stiftung der Büsten Molière's und Voltaire's Bezug nehmend, einen für Ducis' Vorgänger ehrenvollen Vergleich an: *L'un et l'autre ont attaqué, dans leurs chefs d'œuvre dramatiques, deux des plus funestes fléaux de la société humaine, le fanatisme et l'hypocrisie.*

1780.

Für das folgende Jahr kommt nur eine einzige Aufnahme in Betracht. Chabanon[88]) erreichte endlich das ersehnte Ziel und hielt am 20. Januar seine Gedächtnisrede auf seinen Vorgänger de Foncemagne. Grimm hat die Situation glücklich erfaßt und ansprechend gezeichnet: *Il a pris possession le 20 du mois dernier, de ce fauteuil tant désiré; c'est à M. de Foncemagne qu'il succède; et l'on ne peut dissimuler que c'était bien l'un des Quarante immortels que le génie de M. de Chabanon pouvait le mieux remplacer. M. de F.* — fügt er hinzu, um ja richtig verstanden zu werden — *n'eût guère plus de titres que lui à ces honneurs littéraires.* Grimm fände solche Wahlen verzeihlich, wenn nicht Männer von ausgesprochener Begabung, deren Kraft im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens aufgerieben würde, durch solche unverdiente Bevorzugung

---

[87]) Bei der Aufnahmefeier urteilt Grimm sehr ungünstig: *On n'a guère pu entendre que les vingt premières lignes du discours de M. l'abbé de R., grâce au murmure indécent qui s'éleva dans toute la salle aussitôt qu'il eut commencé à parler. Il est vrai que son début n'était pas bien propre à séduire le public rassemblé dans ce lycée. „L'hommage rendu souvent à la personne de M. de Voltaire, il est encore plus honnête de le rendre à sa mémoire.“ Un ton si niais parut faire un contraste étrange avec celui du discours qu'on venait d'applaudir. Le désir pieux qu'osait former ensuite le lamentable orateur qu'une main amie, en retranchant des écrits publiés sous le nom de M. de Voltaire tout ce qui blesse la religion, les mœurs et les lois, pût effacer la tache qui ternissait sa gloire, fut sifflé sans pitié (ibid., p. 229).*

[88]) *Ibid.*, p. 373—375.

minderwertiger Elemente der berechtigten Anerkennung ihres redlichen Strebens verlustig gingen: *et que l'extrême médiocrité de leur fortune leur eût rendue doublement précieuse.*[89]) Ein wahrhaft weihevoller Moment des Festtages war — wie Grimm in Erinnerung bringt — erreicht, als La Harpe, der die Sitzung mit einem neuen Eloge für Voltaire beschloß, mit prophetischem Verständnis für die politische Zukunft Frankreichs, die Verdienste Neckers gebührend hervorhob. Die nahende Revolution wirft ihre Schatten voraus.

1781.

Ein Jahr später erfolgte eine Doppelaufnahme[90]): am 25. Januar rückten Lemierre und Tressan an die Stelle Batteux' und Condillac's. Grimm betrachtet diese neuen Mitglieder der Akademie mit gemischten Gefühlen. Für Lemierre verspürt er noch eher einige Teilnahme: *il a trouvé le moyen de sauver la sécheresse et la stérilité d'une route si commune par quelques digressions assez brillantes sur l'institution de l'Université, sur la morale du théâtre et sur l'autorité des jugements du public.*

Tressan dagegen hat Grimm's Billigung nicht gefunden: *Le discours de M. de Tressan a été peu goûté à l'Académie, et ne l'a pas été davantage à l'impression; il ne contient qu'une analyse aussi frivole qu'ennuyeuse de la philosophie de l'abbé de Condillac, quelques lieux communs fort usés sur la galanterie et les vertus de l'ancienne chevalerie, avec beaucoup de louanges fades et déplacées . . . . . .*

Am 19. Juli des gleichen Jahres feierte Chamfort,[91]) als Nachfolger von Lacurne de Sainte-Palaye seinen Eintritt in die Akademie. Grimm deckt ungeniert die schwachen Seiten seiner Rede auf, so z. B. ein völlig mißglücktes Kompliment an seine neuen ‚confrères': *C'est en vivant parmi vous, dit-il, que M. de Sainte-Palaye vit bientôt les défauts de son plan (il s'agit du Glossaire de notre ancien idiome), et, en continuant d'y vivre, il apprit de vous l'art de disposer ses idées, l'art d'abréger pour être clair et de se borner pour être lu . . . . .* Grimm konstatiert ganz trocken, was von diesem übertriebenen Lob zu halten ist: *En effet n'est-il pas évident que si M. de Sainte-Palaye eût vécu hors du giron de l'Académie, il n'eût jamais possédé l'art de disposer ses idées, il n'eût jamais eu l'esprit de voir les défauts de son plan et la nécessité d'abréger un ouvrage qui, grâce aux utiles conseils de ses confrères, n'est plus que de quarante*

---

[89]) Für den Herzog de Duras, dem als Direktor die Aufgabe zufiel, Chabanon zu begrüßen, ist Grimm des Lobes voll: *(il) a répondu au discours du récipiendaire avec beaucoup de mesure, de simplicité et de précision . . . . .*

[90]) *Ibid.*, p. 469—472.

[91]) *Ibid.*, p. 535—538.

volumes in-folio? Auch einige seltsame Stilblüten zerpflückt Grimm unbarmherzig und beschließt die Aufzählung halb unverständlicher Äußerungen mit recht starkem Proteste: *M. de Voltaire aurait-il compris ce langage? et M. de Chamfort n'a-t-il pas un peu oublié l'avis de Fontenelle, qui voulait qu'en écrivant l'on commençât toujours par s'entendre soi-même?* Immerhin läßt sich Grimm keine Ungerechtigkeit zuschulden kommen, da er an den berechtigten Tadel auch Worte der Anerkennung reiht für sinnreiche Einfälle, sowie für die Feinheit und den Scharfsinn des Geistes des späteren „Judas Ischarioth" der Akademie.

1782.

Im nächsten Jahre erfolgte nur eine einzige Aufnahme.[92]) Am 21. Februar triumphierte Condorcet — allerdings nur mit dem Plus einer einzigen Stimme — über seinen verdienstvollen Rivalen, den Astronomen Bailly. Grimm erklärt diesen Wahlerfolg humoristisch für eine der wichtigsten Schlachten, die d'Alembert gegen Buffon gewonnen habe. Der Neugewählte ist ihm nicht genehm. Fast gehässig unterzieht er seine Publikationen, insbesondere seine Polemik gegen den Minister Necker, einer scharfen Musterung: *Les infâmes libelles qu'il osa faire depuis sur les opérations de ce grand ministre; tous ces écrits sans doute devaient paraître à l'Académie française autant de motifs d'exclusion. Mais que d'iniquités ne peut couvrir l'amour de la philosophie porté à un certain degré.* Höchst ergötzlich wirkt die Schilderung Grimm's, wie d'Alembert Buffon zum Trotz seinem Kandidaten die Stimme Tressan's zu sichern wußte, obwohl dieser Buffon seinen Sitz in der Akademie verdankte und ihm somit stark verpflichtet war. Dank den Überredungskünsten D'Alemberts brach Tressan nicht nur sein gegebenes Versprechen, sondern ließ sich sogar dazu verlocken, seine den Ausschlag bewirkende Stimme schriftlich „dans un billet convenablement cacheté" für Condorcet abzugeben. Grimm belächelt die Vorsicht, mit der sich d'Alembert den Erfolg der Abstimmung sicherte, mit der scherzhaften Glosse: *beaucoup meilleur géomètre que le Pline français, il jugea très-bien qu'une promesse verbale du comte de Tressan n'était pas d'une démonstration assez rigoureuse . . . . et ce petit tour de passe-passe a décidé le succès d'une des plus illustres journées du conclave académique.*

Condorcet's Ansichten über die Perfektibilität des Menschengeistes reizen Grimm zum Widerspruch. Der Redner hat seiner Ansicht nach die geistigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts viel zu hoch eingeschätzt: *dans son ivresse philosophique.* Zu den Übertreibungen des Inhalts paßt die schwülstige Form. Nicht daß Grimm den unleugbaren Fortschritt gegenüber früheren

---

[92]) *Ibid.*, t. XIII, p. 83—88.

Jahrhunderten in Abrede stellen möchte: *mais pourquoi ne se contenter de le dire avec simplicité? Pourquoi nous exagérer follement et le peu de progrès que nous avons fait, et le peu de progrès que nous pouvons faire?* Warum überdies die öffentliche Meinung hartnäckig zum Widerstand gegen das Walten festwurzelnder Autoritäten aufstacheln? *Pourquoi se permettre surtout d'opposer avec tant de faste cette puissance de l'opinion aux puissances qui gouvernent réellement le monde? Pourquoi risquer si gratuitement de les brouiller, lorsqu'il est si fort de leur interêt de se ménager mutuellement?*

Unter Berufung auf Bacon's Autorität wendet Grimm auch zur Beurteilung der Leistungen seines Jahrhunderts den alten Erfahrungssatz an: *que l'éloquence et la poésie ont toujours précédé l'étude des sciences exactes, et l'ont rarement suivie.* Auch die Weltklugheit des Philosophen Condorcet bedenkt er mit einer scharfen Rüge. Unter den Herrschern Europas, die den Lehren der Philosophie willig Gehör schenkten, hatte Condorcet Joseph II. mit aufzuzählen unterlassen: *mais c'est une omission qu'il serait injuste de lui reprocher, des ordres supérieurs l'avaient exigée; on a craint sans doute de compromettre le Lycée académique avec le Vatican . . . .*

1784.

Mit dem Tode d'Alemberts trat in der Akademie noch sechs Jahre vor dem Ausbruch der Revolution eine gewisse Bewegungsfreiheit ein. Das wichtige Amt des secrétaire perpétuel wurde Marmontel übertragen, und der erledigte Sitz in der Akademie fiel Choiseul-Gouffier zu, der seine Aufnahme gleichzeitig mit Bailly feierte.[93]) Die Gedächtnisfeier für D'Alembert hatte ein zahlreiches Publikum herbeigelockt, doch war nichts von Trauerstimmung zu verspüren. *Vous le voyez, les plus grands hommes disparaissent, le monde va toujours,* flüsterte ein Nachbar Grimm ins Ohr. Gleichwohl entbehrte das von Choiseul-Gouffier sorgsam gezeichnete Bild des großen Toten nicht der rührenden Züge, die nur eine liebevolle Hand zu markieren vermag. Mit vornehmem Takt streifte der Redner den harten Lebenseingang des großen Denkers, dessen Name europäische Berühmtheit erlangen sollte. *Quel était-il? un malheureux enfant, sans parents, sans berceau, et qui ne dut qu'aux apparences d'une mort prochaine et à l'humanité d'un officier public l'avantage de n'être point confondu dans la foule de ces infortunés rendus à la vie pour s'ignorer toujours eux-mêmes . . . .*

Man begreift in Hinblick auf dieses Zitat das von Grimm gefällte Gesamturteil: *tout le discours est en général d'un ton noble et soutenu.*

[93]) *Ibid.*, t. XIII, p. 488—493.

Für Condorcet's Würdigung d'Alembert's hat Grimm dagegen nur eine recht trockene Notiz übrig: *Le tribut d'éloges que M. de Condorcet paye à la mémoire de M. d'Alembert est d'une sensibilité tout à fait géométrique, et qui prouve qu'il ne manque à l'orateur ni le sang-froid ni les connaissances nécessaires pour apprécier sans illusion les services rendus aux sciences par son illustre ami: comme ces éloges cependant n'offrent rien de neuf, nous ne nous y arrêterons pas plus longtemps.*

Über den „discours“ Bailly's äußert er sich kurz, aber befriedigt: *il y a moins de naturel, moins de simplicité dans le discours de M. de Bailly que dans celui de M. de Choiseul; mais on y trouve plus d'idées, plus de finesse et de profondeur ....*

Der Aufnahme Montesquiou's (am 15. Juni für Coëtlosquet)[94]) sind in der Correspondance littéraire sehr ausführliche Angaben gewidmet. Über diesem Festtage waltete ein günstiger Stern. Die festliche Stimmung wurde noch gehoben durch die Anwesenheit des Schwedenkönigs Gustav III., der um diese Zeit inkognito als „Graf von Haga“ wegen diplomatischer Unterhandlungen in Paris weilte. Das durch die Verhältnisse gebotene Thema: die Bedeutung eines würdigen Prinzenerziehers, ermöglichte es sowohl dem „récipiendaire“ als dem „Directeur“ (Suard) dem Verdienste Coëtlosquet's gerecht zu werden. Zu Suard's toleranter Würdigung des verstorbenen Kirchenfürsten liefert freilich Grimm erst den richtigen Schlüssel, da er hinter die Kulissen gespäht hat. Es klingt erfreulich, daß die echte Philosophie einen positiven Vorteil zu verzeichnen hat: *elle apprend à respecter, à célébrer convenablement les vertus les plus utiles à la société, et M. l'évêque de Limoges n'eût pas été loué plus dignement dans la cathédrale de son siège.* Aber der wahre Sachverhalt stellt sich anders heraus: *Nous sommes instruits que ce triomphe assez neuf des couvenances de la saine raison sur l'intolérance que prêchent à leur tour nos philosophes n'eût pas été aussi édifiant, si M. le marquis de Paulmy, chancelier de l'Académie, et, à ce titre, censeur du discours de son confrère, n'en eût pas fait retrancher une phrase où M. Suard rappelait des temps qu'il est aujourd'hui sage et convenable d'oublier absolument.*

Suard's Rede entnahm Grimm zwei zeitgeschichtlich merkwürdige Erörterungen. Erstlich, eine verblümte Anspielung auf Beaumarchais' Mariage de Figaro, ein Bühnenerfolg, der Suard's Mißfallen erregte und anscheinend von der Festversammlung ebensowenig gut geheißen wurde. Grimm nimmt die momentane Stimmung nicht ernst: *Des applaudissements universels se sont renouvelés par trois fois à la lecture de ce morceau; quoi qu'ils partissent des mêmes mains qui les prodiguent*

---

[94]) *Ibid.*, t. XIII, p. 537—548.

encore aujourd'hui avec un enthousiasme semblable à la trentième représentation de cette comédie, ils n'en ont pas moins consacré la sévérité de cette censure.

Zweitens, eine langatmige Auseinandersetzung Suard's über den Einfluß „*de l'union des gens du monde et des gens de lettres sur le langage, pour montrer combien cette alliance sert à fixer les principes de la langue, et à maintenir le bon goût*". Diese Ausführungen hält Grimm für so wichtig, daß er den vollen Wortlaut zitiert. Die Rolle, die Suard der französischen Akademie anweist, verdient besondere Beachtung. Suard beklagt den Kraftverlust, den alle Kultursprachen durch die zunehmende Verfeinerung erleiden müssen: *elles perdent plus de mots anciens qu'elles n'en acquièrent de nouveaux, et ce n'est guère que par les tours qu'elles s'enrichissent. — Plusieurs mots employés par Virgile étaient déjà vieillis du temps de Sénèque. La langue de Racine vieillirait aussi, et se corromprait peut-être bientôt, si une institution inconnue aux Romains ne veillait à en conserver la richesse et la pureté. Ce dépôt est confié à l'Académie française.*

1785.

Die Wahl des Abbé Maury[95]) (für Le Franc de Pompignan) — wie Grimm zu erläutern für notwendig erachtet — entsprach einem dringenden Bedürfnis: *la circonstance d'ailleurs qui lui a été la plus favorable est le besoin qu'avait dans ce moment l'Académie d'un prédicateur, celui de ses membres qui en avait fait jusqu'ici les fonctions, M. l'abbé de Boismont, ayant déclaré que son âge et sa santé ne lui permettaient plus de s'en charger.* Grimm, dem Maury wenig Achtung einflößt, versteht sich zu dem widerwilligen Zugeständnis: *A juger M. l'abbé Maury par ses sermons, il faut convenir que nous avons aujourd'hui peu d'orateurs chrétiens qui parussent plus dignes du choix de l'Académie.* Dieses spontan ehrliche Lob trübt der bedenkliche Zusatz: *à le juger même encore sur les bruits malins de la chronique scandaleuse, il n'en est guère sans doute qui puissent se trouver moins déplacés dans une assemblée de philosophes.*

Grimm gedenkt des seltsamen Umstandes, daß dieser Verlegenheitskandidat im Grunde genommen beide Parteien gegen sich hatte: *en voulant s'assurer également les suffrages et des gluckistes et des piccinistes*[96]) *(car ce sont très-sérieusement ces*

[95]) *Ibid.*, t. XIV, p. 103—106.

[96]) *Ibid.*, t. XI, p. 456 ff. berichtet Grimm ausführlich über die musikalischen Animositäten, die in der frz. Ak. zu ernstlichem Zwiespalt führten: *Débuter dans une querelle de musique par se prendre par les oreilles, cela semble assez naturel; mais deux confrères, deux membres de l'Académie française (Marmontel, Arnaud), deux Encyclopédistes! O philosophie, quel scandale!....* Verschiedene in Zeitungen veröffentlichte Angriffe auf Marmontel und seinen Freund Piccini führten zur offenen Fehde: *Depuis ce moment fatal, la discorde*

deux partis qui divisent aujourd'hui l'Académie), il a eu le secret de se brouiller avec tous deux, et de les brouiller eux-mêmes davantage. Schließlich setzten noch die „piccinistes" seine Wahl durch. Sehr kühl äußert sich Grimm über Maury's Gedächtnisrede auf Lefranc de Pompignan. Er ist dem Toten wie dem Lebenden feindlich gesinnt. Die schönen Eingangs- und Schlußworte können über den Kern der Rede nicht hinwegtäuschen: *Ce n'était pas une tâche aisée de rappeler les torts de M. de Pompignan avec l'Académie....... Si la manière dont M. l'abbé Maury a surmonté la difficulté n'est pas très-heureuse, elle est du moins sage et mesurée.* Die Kritik war auch dem Stil dieser Rede nicht sonderlich günstig. Eine geschraubte Wendung forderte sogar öffentlichen Spott heraus. Maury konstatierte allen Ernstes, daß sein Vorgänger „*entre aujourd'hui dans la postérité*". Grimm zitiert behaglich einen auf diese täppische Äußerung gemünzten Vierzeiler:

> *Ce bourgeois dont Paris sifflait la vanité,*
> *Et qui dans Montauban fut un second Virgile,*
> *Maury l'a fait entrer dans la postérité,*
> *Mais ce n'est pas parole d'Evangile.*

Die unerquickliche Feier fand noch einen peinlichen Abschluß, dessen Folgen sich sogar auf die nächstfolgende öffentliche Sitzung ausdehnten. Die schon durch Maury allzu stark angespannte Langmut der Zuhörerschaft führte zu lautem Proteste, als Gaillard mit der pedantischen Lektüre seiner Abhandlung über Demosthenes noch eine letzte harte Geduldprobe auferlegen wollte. Als er in harmloser Selbstgefälligkeit den großen Redner am Meeresstrand seine Stimme den Wellen zum Trotz erheben ließ, erhob sich *un flot si bruyant de murmures et de huées, qu'il en a pâli, sa voix s'est embarrassée, ses lunettes sont tombées sur*

---

s'est emparée de tous les esprits, elle a jeté le trouble dans nos académies, dans nos cafés, dans toutes nos sociétés littéraires. Les gens qui se cherchaient le plus se fuient; les dîners mêmes, qui conciliaient si heureusement toutes sortes d'esprits et de caractères, ne respirent plus que la contrainte et la défiance; les bureaux d'esprit les plus brillants, les plus nombreux jadis, à présent sont à moitié déserts. On ne demande plus: est-il jansémiste, est-il moliniste, philosophe ou dévot? On demande: est-il gluckiste ou picciniste? Et la réponse à cette question décide toutes les autres.

Le parti Gluck a pour lui l'enthousiasme éloquent de M. l'abbé Arnaud, l'esprit adroit de M. Suard, l'impertinence du Bailli Rollet, et sur toutes choses un bruit d'orchestre qui doit nécessairement avoir le dessus dans toutes les disputes du monde, et qui doit l'emporter plus sûrement encore au tribunal dont les juges sont accusés, comme on sait depuis longtemps, d'avoir l'ouïe fort dure. Le parti picciniste n'a guère pour lui que de bonnes raisons, de la musique enchanteresse, mais une musique qui ne sera peut-être exécutée ni entendue, le suffrage de quelques artistes desintéressés, et le zèle de M. Marmontel, zèle dont l'ardeur est infatigable, mais dont la conduite est souvent plus franche qu'adroite (mai 1777*).*

le papier, et il a perdu connaissance au point qu'il a fallu lever le siège, emporter le pauvre homme dans la salle prochaine, et renvoyer brusquement l'auditoire malévole. Toute l'Académie a été si émue de l'événement, qu'on a été presque tenté de renoncer pour jamais à la célébrité des séances publiques. Bei reiflicher Überlegung erwog man die Möglichkeit, in Zukunft die Frauen auszuschließen, *comme plus impatientes et plus susceptibles d'ennui; de distribuer les billets avec plus de précaution et de n'admettre en général que des personnes dont on puisse être à peu près sûr, quoi qu'il arrive et quoi qu'on lise.* Grimm deutet noch geheimnisvoll seine Mitwisserschaft eines anderen Projektes an: *mais ceci est un mystère qui ne nous sera révélé qu'à la prochaine séance.*

Am 10. März erhielt Target [97]) den durch Arnaud's Tod erledigten Sitz. Grimm betont bei dieser Gelegenheit, nach wie langer Pause erst der Advokatenstand wieder für diese akademische Auszeichnung in Betracht kam: *Plus d'un siècle s'était écoulé depuis la mort de Patru et de Barbier d'Aucour, qui ne survécut que peu d'années au premier, et dans ce long intervalle aucun avocat n'était parvenu aux honneurs académiques.* Grimm versteigt sich sogar zu der unsicheren Behauptung: *le fameux Le Normand s'y refusa, je crois. Il semblait décidé que la gloire du barreau ne serait plus associée à celle des lettres; l'ordre des avocats avait même arrêté, dans une de ses assemblées, qu'il ne convenait point à la sévérité de leur ministère d'aspirer à une distinction qu'on ne pouvait plus obtenir sans l'avoir sollicitée.*

Vor Target, der sich allgemein hoher Achtung erfreute, fielen alle Schranken von selbst. Er war auch ehrlich und klug genug, für sich selbst jedes persönliche literarische Verdienst abzulehnen. Aus seiner Rede, einem herzlichen Loblied auf die Beredtsamkeit und Herzensgüte Arnaud's, greift Grimm geschickt zwei Momente heraus. Eine Anspielung auf den Minister Necker, die frenetischen Beifall weckte, und die Darlegung einer Prozeßepisode, aus der hervorging, daß Arnaud selbst einmal Mittel und Wege suchte, sich in einem Rechtsstreit unrecht geben zu lassen, um einem bedürftigen Amtsbruder aus der Not helfen zu können. Befriedigt, so gut über den Charakter seines Vorgängers unterrichtet zu sein, fügte Target hinzu: *Ce trait si attendrissant et si noble, c'est moi qui le premier le fais connaître au public et même à ses amis!*

Auch diese schöne Feier fand leider wieder einen stürmischen Abschluß, da der verdrießliche Zwischenfall, der schon die vorige Sitzung gestört hatte, noch ein taktloses Nachspiel erleben sollte. Der Abbé Boismont hatte geglaubt, durch eine passende Lektüre die Zuhörerschaft von allen Skandalgelüsten endgültig zu heilen. Aber schon der ominöse Titel seines Vortrags: „*Ré-*

[97]) *Ibid.*, t. XIV, p. 128—132.

flexions sur les assemblées littéraires“ gab das Signal zu neuen Unruhen. *A ce titre* — schreibt Grimm — *tout le monde comprit que ce serait une espèce de mercuriale pour la scène indécente qui s'était passée à la dernière séance, à l'occasion de l'ennuyeuse diatribe de M. Gaillard sur Démosthène; et le public parut s'armer d'une attention toute nouvelle, comme pour se défendre d'une attaque qui semblait porter atteinte à ses droits.* Leider griff Boismont zu einem ganz verkehrten Mittel der Beschwichtigung. Er appellierte an die Heiterkeit der dicht gedrängten Zuhörerschaft. *L'orateur s'était persuadé, je ne sais comment, que, pour gagner son auditoire et le rendre plus docile à la censure, il fallait commencer par l'égayer à tout prix.* Das war natürlich verlorene Mühe. *Ce n'est pas en se familiarisant avec ses juges qu'on leur en impose: en conséquence, tout ce que M. l'abbé de Boismont avait pris la peine d'employer d'esprit et de grâce pour persuader au public de porter à l'avenir aux séances académiques plus d'indulgence et de réserve ne servit qu'à produire un effet tout contraire à celui qu'il s'était proposé; jamais rien ne fut écouté avec plus d'impatience et de sévérité.* Das schwerste Versehen beging Boismont mit der unüberlegten Behauptung *que l'oisiveté nous promenait indifféremment à tous les spectacles, à l'Académie, aux Variétés amusantes, même au sermon, lors qu'on pouvait espérer que le talent ferait oublier qu'on y parlait de Dieu.*

Diese Worte entfesselten einen förmlichen Tumult. Aus dem Chaos löste sich unter allgemeinem Beifall eine Stimme, die ein Zitat aus Athalie als kecken Zuruf benützte:

Hé quoi! Mathan, d'un prêtre est-ce là le langage?

Der Redner[98]) bewahrte, unbeirrt durch alle Störungen, seine Fassung und führte der rebellischen Zuhörerschaft zu Gemüte, daß die Akademie in ihnen nicht Richter sondern Zeugen suche, und das Publikum dieser Eigenschaft zufolge: *devrait se borner à ne marquer son mécontentement que par le silence.* Wieder erhob

[98]) Grimm zitiert ein wenig schmeichelhaftes Epigramm, das über ihn in Umlauf gesetzt wurde:

Sur la Mercuriale prononcée à l'Académie par l'abbé de Boismont.

Oh! que le Français dégénère!
Oh! qu'en tout nous sommes tombés!
Le Pinde moderne et Cythère
Restent en proie à des abbés.
Dictateurs de l'Académie,
Ces fanfarons pédants et lourds
Tancent le public qui s'ennuie,
Et le prêchent en calembours;
Et sitôt que Boismont renifle
Ou que Maury vient à brailler,
Leur Phébus ne veut plus qu'on siffle,
Il ne permet que de bâiller.

sich eine gellende Stimme zu dem respektwidrigen Zurufe: *silence, silence!* Der Lärm nahm kein Ende.

Infolge dieses neuen Skandals faßte die Akademie den Beschluß, in Zukunft die Zahl der einzulassenden Zuhörer zu mindern und bei der Verteilung der Eintrittskarten weise Vorsicht walten zu lassen.

Die letzte Aufnahme des Jahres fiel auf den 16. Juni[99]): Morellet für Millot. Dieser Tag verlief ruhig, obwohl die beiden Festreden reichlich viel Zeit in Anspruch nahmen. *C'est que, grâce au nouveau régime établi sur la distribution des billets d'entrée, on y était à l'aise comme aux sermons de l'abbé Cottin. L'auditoire, en conséquence plus choisi, plus tranquille, s'est montré aussi beaucoup plus bénévole.* Morellet gewann die Zuhörer durch das sympathische Bild, das er von seinem Vorgänger entwarf; er erwähnte insbesondere die Unerschrockenheit, mit der Millot als professeur d'éloquence sich bei den Jesuiten zugunsten des Verfassers des *Esprit des Lois* zu äußern gewagt hatte: *cette noble hardiesse indisposa contre lui ses confrères.*

Marmontel beehrte die Sitzung mit einem Vortrag: *De l'autorité de l'usage sur la langue.* Grimm interessierte sich für dieses Thema so lebhaft, daß er ganze Stellen wörtlich zitierte.

1786.

Die Aufnahmen des folgenden Jahres fielen auf den 13. Februar[100]) und den 27. April.[101]) Die „réception Guibert" (für Thomas) war besonders zahlreich besucht, da die vornehme Welt dieser Wahl sichtliches Interesse entgegenbrachte. Die nie rastende Pariser Spottlust erspähte alsbald die Hauptschwäche der Rede Guibert's, die häufige Wiederkehr des Wortes „gloire" und bedachte diese Naivetät mit einem „couplet impromptu":

Je suis un brave soldat
Qui chante toujours victoire
Sans avoir vu de combat;
Mon nom de guerre est la Gloire.
Vive la Gloire!

Der langatmigen Sitzung fehlte es nicht an pikanten Momenten hinter und vor den Kulissen. Guibert gestattete sich einen Vergleich zwischen Thomas und La Harpe: *ce dernier a eu lui-même la bonne foi de s'y reconnaître et l'indiscrétion de s'en plaindre.* Der begrüßende Directeur, Saint-Lambert hatte sich einer Korrek-

[99]) *Ibid.*, t. XIV, p. 177—184.
[100]) *Ibid.*, 323—330. *En dépit de l'ordre nouvellement établi, il y eut plus de cent personnes réduites à rester debout; et dans cette foule, pressé comme on l'est au parterre de la Comédie, se trouvaient plusieurs cordons bleus et plusieurs femmes de la cour......*
[101]) *Ibid.*, p. 374—377.

tur seiner Rede unterziehen und die abfällige Kritik von Guibert's Buch „Sur l'ordre profond" ganz unterdrücken müssen. Überdies zog er sich den Groll der Hinterbliebenen des Ministers de Praslin zu, der seinen Untergebenen, Thomas zu einer Intrigue gegen Marmontel anstiften wollte: durch die Erwähnung dieser vereitelten Ränke. *M. de Praslin voulut engager M. Thomas à demander la place qui vaquait; il ne put l'y déterminer et fut mécontent.* Thomas hatte stolz um seine Entlassung nachgesucht. Die Aufnahme Sedaine's[102]) (für Watelet) bot Grimm Anlaß, in humoristisch-friedlicher Weise die stilistischen Schwächen des „récipiendaire" in Erinnerung zu bringen. *Le discours de M. Sedaine n'est pas mieux écrit que ses autres ouvrages.* Auch sein bescheidener Versuch einer „*amende honorable pour tous les défauts reprochés à sa manière d'écrire*", hat nur dazu gedient, das allgemeine Urteil zu bestätigen: *J'avoue* — zitiert Grimm — *que les reproches qui m'ont été faits ont été justes, eussé-je dans ma conscience des raisons à leur opposer*...... Lemierre's Begrüßung bekundete ebenso viel Wohlwollen für Sedaine wie seinen Vorgänger. Die pedantisch wirkende Lektüre eines für die neue Encyclopédie bestimmten Prosaartikels entschädigte (oder enttäuschte vielmehr) die Zuhörer für das unerwartete Ausbleiben des Abbé Delille.

1787.

Im folgenden Jahre hatte die Akademie nur ein einziges neues Mitglied zu verzeichnen: am 4. Juni trat Rulhière[103]) an die Stelle Boismont's. Grimm wirft Rulhière ernstlich vor, daß er die richtigen Proportionen für die Würdigung seines Vorgängers ganz aus den Augen verloren habe: *M. de Rulhière a bien senti lui-même le peu de rapport qu'il y avait entre l'étendue de la niche qu'il venait d'élever à nos yeux et la petite statue du saint à qui cette niche était destinée.* Trotz dieses wesentlichen Fehlers im Aufbau bedeutete dieser discours die Erkenntnis der Tragweite der revolutionären Ideen seines Jahrhunderts: *il s'est appliqué* (nach Grimm's Ansicht) *à retracer le tableau de la révolution qui se fit dans l'empire des lettres françaises au moment où son prédécesseur parut dans le monde; il en a fixé l'époque à l'année 1749, époque marquée par les plus célèbres travaux*

[102]) In der Correspondance littéraire (juin 1785, ib. p. 391—392) nimmt Grimm ein Fragment des „discours" Sedaine's auf: *dont M. Marmontel a exigé la suppression comme très-injurieux pour les gens de lettres, très-déplacé dans un discours académique, et aussi dépourvu de justesse que de justice et de bienséance.* — Meister äußert sich über die ausgemerzten Äußerungen sehr anerkennend: *Malgré la rigueur d'un pareil anathème, nous nous empressons de recueillir ici ce morceau; et nous oserons même avouer que c'est le seul de tout le discours qui nous ait paru digne de l'auteur et de l'originalité qui distingue son talent et sa manière de voir.*

[103]) *Ibid.*, t. XV, p. 83—86.

de Voltaire, de Montesquieu, de Buffon, de l'Encyclopédie. Das kühn skizzierte Tableau entbehrte keineswegs der prophetischen Ausblicke. Rulhière betonte insbesondere zwei Momente: *l'empire de l'opinion publique* und *la dignité d'homme de lettres.* Auch die Gefahren und Auswüchse der neuen Geistesrichtung bezeichnete er mit sicherem Griffel: *une audace imprudente, une sorte de fanatisme dans les opinions, et surtout un ton affirmatif et dogmatique, qui faisait dire à Fontenelle, alors dans sa centième année et témoin encore de cette révolution: Je suis effrayé de l'horrible certitude que je rencontre à présent partout.* Über die Entgegnung des marquis de Chastellux bekundet Grimm helle Freude, da seine Spottlust hier wieder auf ihre Rechnung kommt: *avec beaucoup de finesse, d'étendue et de subtilité dans l'esprit, on serait tenté de croire que M. de Chastellux a reçu du ciel le talent et l'éloquence en raison inverse, c'est-à-dire qu'au lieu d'avoir celui de faire de l'effet, il a précisement celui de l'éteindre.* Um sein absprechendes Urteil noch zu verschärfen, reiht er die verunglückte Rede den rhetorischen Prunkstücken an, von denen behauptet wird: *passé le jour où ils ont été prononcés,* gleichen sie *carcasses enfumées d'un feu d'artifice tristement éteint. Celui de M. de Chastellux avait par malheur le jour même de la fête, tout l'air du lendemain.*

1788.

Im folgenden Jahre trat vierfache Veränderung des Mitgliederbestandes ein: Daguesseau für Paulny, Florian für Luynes und Vicq d'Azyr für Buffon; Boufflers für Montazet. Die Aufnahme Daguesseaus fand am 13. März statt. Grimm ist über diese Feier höchst ungehalten.[104]) *On se rappelle peu de séances publiques de l'Académie fr. moins intéressantes que celle du 13 mars, pour la réception de M. Daguesseau . . Le récipiendaire ne s'est pas borné à battre la campagne, il a battu toute l'Europe pour trouver quelque chose d'intéressant à dire, et il n'a rien trouvé.* Das Beste an dieser Feier war: *la séance, heureusement, n'a pas été longue.*

Die öffentliche Sitzung der Akademie zu Ehren des Dichters Florian (am 14. Mai)[105]) war durch die Anwesenheit mehrerer Fürstlichkeiten ausgezeichnet, die Grimm sogar mit Namen aufzählt. Florian nötigt ihm nicht viel Respekt ab: *tout ce marivaudage est sans doute assez joli; au fond cependant que veut-il dire.* Der Dichter lobte in seiner festlichen Stimmung seine „confrères", feierte Buffon und — Gessner (aus Anlaß ihres jüngst erfolgten Ablebens) fast in einem Atem und natürlich

[104]) *Ibid.*, t. XV, p. 247—248.

[105]) *Ibid.*, p. 264—266. Cf. Sainte-Beuve (C. d. L. III, 240), der Florian's Aufnahme und rednerische Leistung viel objectiver, aber auch kritischer beurteilt.

auch seinen wackeren Vorgänger. *Ce discours n'avait d'ailleurs rien de fort remarquable* — schließt Grimm.

Für den Nachfolger Buffon's (11. Dezember) bekundet er mehr Interesse. Vicq d'Azyr[106]) hat seiner Ansicht nach seine schwierige Aufgabe durch weise Beschränkung einigermaßen zu erfüllen verstanden: *au lieu de prodiguer au génie, aux talents de l'Aristote français l'hommage d'une admiration exclusive, il s'est borné à faire l'analyse de ses ouvrages, et l'a faite avec autant de justesse que d'élégance, avec autant de savoir que d'impartialité.*

Grimm entnimmt diesem discours sehr ausführliche und sorgsam ausgewählte Zitate, insbesondere ein Gesamturteil über die Histoire naturelle, das nicht treffender formuliert werden kann: *Parmi tant d'idées exactes et de vues neuves, comment ne reconnaîtrait-on pas, dit-il, une raison forte que l'imagination n'abandonne jamais, et qui, soit qu'elle s'occupe à discuter, à diviser ou à conclure, mêlant des images aux abstractions et des emblèmes aux vérités, ne laisse rien sans liaison, sans couleur ou sans vie, peint ce que les autres ont décrit, substitue des tableaux ornés à des détails arides, des théories brillantes à de vaines suppositions, crée une science nouvelle, et force tous les esprits à méditer sur les objets de son étude, et à partager ses travaux et ses plaisirs?*

Verdienstlich war auch die Zusammenstellung Buffon's mit seinen Gegnern, insbesondere Condillac und Linné. Ohne das Bild Buffon's zu trüben, zog Vicq d'Azyr mit kundiger Hand die Grenzlinien zwischen diesen so grundverschiedenen Denkern.

Gehaltvoll war auch die Antwort Saint-Lambert's, der Grimm ebenfalls einige Stellen entnimmt, einen schönen Ausspruch über den derzeitigen Stand der Wissenschaft und die Beurteilung der sprachlichen Meisterschaft Buffon's: *Ce sont toujours de grandes choses exposées avec simplicité: tous les détails sont grands, l'ensemble est sublime. L'envie a voulu y voir de la parure, il n'y a que de la beauté.*

Reichlich vierzehn Tage später (am 29. Dezember)[107]) zielte die Rede Boufflers direkt auf die politisch bewegten Zeiten. Auch unter den Füßen der Akademie begann der Boden zu schwanken, und der Flug in reine Geisteshöhen ein Ding der Unmöglichkeit zu werden. Boufflers' Rede suchte vieles zu überbrücken. Sie handelte von seinem Vorgänger Montazet, von den Erfordernissen eines guten Stils — und schloß mit einer *harangue sur les états généraux.* Boufflers sprach direkt zu den Vertretern der Nation: *Ah! qui que vous soyez qui devez remplir un aussi auguste ministère, connaissez le devoir sacré qu'il vous impose! Ce devoir, c'est la vérité; le règne de l'exagération est fini, elle disparaît devant la grandeur des choses qui se préparent........*

---

[106]) *Ibid.*, p. 362—367.
[107]) *Ibid.*, p. 397—400.

Grimm zitiert ganze Stellen dieser enthusiastischen Apostrophe, ohne die geringste Verwunderung über dieses ungewöhnliche Thema zu äußern. Auch den Vergleich der Monarchie mit dem sich verjüngenden Phönix: *qu'il soit l'emblème de la plus belle et de la plus durable de toutes les monarchies, prête à se régénérer* führt er ohne skeptische Randglosse an. Eine hoffnungsfrohe Zuversicht durchweht die Räume der Akademie!

1789.

Die Monate Februar, März und August des ersten Revolutionsjahres sahen die letzten drei Neuaufnahmen vor dem Zusammenbruch der Akademie.

Am 26. Februar[108]) fand Herzogaustausch statt: der Herzog d'Harcourt trat an die Stelle des Neffen[109]) des großen Kardinals. Das Thema hätte nach Grimm's Andeutungen pikant werden können, aber der Name „Richelieu" hielt die Geister im Bann. Nur der begrüßende Directeur Gaillard ließ einige versteckte Anspielungen in seine Gedächtnisworte einfließen: *il a passé à l'éloge du maréchal de Richelieu, qu'il nous a peint tantôt comme l'Alcibiade français, tantôt comme un demi-dieu, dont la foi partout offerte est reçue en cent lieux* . . . . . Ein Hauch der alten frivolen Zeit taucht mit dieser Feier auf, um vor dem Ernst der Gegenwart schleunig zu verschwinden.

Am 12. März[110]) erlangte Nicolaï, *premier président de la chambre des comptes, élu à la place de M. le marquis de* Chastellux, das ersehnte akademische Bürgerrecht. Die Rede hat Grimm kühl gelassen; er resümiert ihren Hauptinhalt und bekrittelt die Vortragsweise: *Ce discours, assez long par lui-même, l'a paru davantage encore par l'extrême lenteur avec laquelle il a été prononcé.*

Rulhière's Antwort beanspruchte mehr Interesse: sie behandelte zunächst die Träger des Namen Nicolaï und *cette longue succession d'une même dignité, une des plus belles du royaumes transmise de génération en génération, et sans aucun intervalle, des ancêtres de M. de Nicolaï jusqu'à lui.*

Die Erinnerung an Chastellux führte Rulhière wieder zur Prüfung brennender politischer Zeitfragen. Er stellte den Marquis mit Mably und Rousseau zusammen, um seinem propheti-

[108]) *Ibid.*, t. XV, p. 409—410.

[109]) *Ibid.*, t. IX, p. 449.

[110]) *Ibid.*, t. XV, p. 443—446. — Im Dezember 1788 meldet die Correspondance littéraire ein auf die Wahl Nicolaï's bezügliches Epigramm:

Au cercle académique, en dépit des méchants,
Avec éclat je suis sûr de paraître:
A mes ordres toujours j'ai douze présidents,
Pour m'enseigner au moins quarante maîtres,
Pour m'imprimer soixante correcteurs,
Pour m'applaudir quatre-vingts auditeurs (*ibid.*, p. 367).

schen (?) Blick in der Beurteilung der Zeitverhältnisse die Palme zuzuerkennen: *il annonce en France et dans toute l'Europe le retour de la liberté par l'excès même de la dette publique; il dit que les besoins du fisc sont les vrais précepteurs des rois, et qu'envisagés d'un œil juste, ils deviendront un jour les protecteurs de la fortune des peuples......*

Wiederum scheint Grimm diesen optimistischen Schwärmereien stillschweigend zuzustimmen. Am 29. August zog das letzte Mitglied (unter dem alten Régime) in die Akademie ein: der abbé B a r t h é l e m y[111]) (für Beauzée). Grimm bezeichnet ihn ehrfürchtig als „*l'illustre récipiendaire*", nimmt aber seine phantastische Ausmalung einer rosigen Zukunft nicht ernst. Der Redner verstieg sich allerdings zu den kühnsten Utopien mit einem improvisierten Lobgesang auf sein Jahrhundert: *où s'est levé un jour éternel dont l'éclat toujours plus vif pénétrera successivement dans tous les climats...... La France va sans doute se ressentir de cet heureux effet. Elle voit ses représentants rangés autour de ce trône d'où sont descendues des paroles de consolation qui n'étaient jamais tombées de si haut (la singularité de cette phrase* — bemerkt Grimm — *a été fort applaudie), et qui ont laissé dans les cœurs une impression profonde. Ils sont venus poser les fondements inébranlables de la félicité publique .....*
— *O utinam!* schließt unser Berichterstatter.

Boufflers' Antwort diente der Verherrlichung des Autors des „jeune Anarcharsis", und Grimm erlaubte sich anzudeuten, daß man allgemein der Ansicht war: *que dans tout l'ouvrage si délicieusement loué l'on aurait peut-être de la peine à trouver autant de poésie, autant d'imagination qu'il y en a dans ce seul morceau.*

Ein eigentümlicher Zufall wollte, daß diese l e t z t e Aufnahme mit der am 29. August üblichen Preisverteilung zusammenfiel. Zugleich fand — wie üblich — die Ankündigung der neuen Themen statt. Grimm knüpft an die Wahl des Themas für den prix d'éloquence ein Schlußwort, das wie ein Markstein in der Geschichte der französischen Akademie einsetzt: *Ce qui a étonné du moins quelques personnes, c'est d'entendre que le sujet du nouveau prix d'éloquence proposé par l'Académie pour l'année prochaine était l'Eloge de Jean-Jacques Rousseau. Qu'en diront les mânes de d'Alembert et de Voltaire? Mais on ne gagnera que six cents livres à louer Rousseau, et deux mille quatre cents à déchirer Louis XI.*[112])

Als Quelle für die Geschichte der französischen Akademie ist die C o r r e s p o n d a n c e l i t t é r a i r e in der vorliegen-

[111]) *Ibid., t.* XV, p. 511—514.

[112]) Ich habe es ausdrücklich vermieden, Werke wie L. Brunel, L e s p h i l o s o p h e s e t l'A c a d é m i e f r a n ç a i s e, Paris, 1884 u. a. m. durch Zitate zum Vergleich heranzuziehen, um eine klarere Übersicht des von der C o r r e s p o n d a n c e l i t t é r a i r e gebotenen Materials zu erzielen.

den Studie natürlich noch lange nicht erschöpfend behandelt. Sie bietet noch unzählige wissenswerte Einzelheiten, auch für früher e Zeiträume. Aber die Schilderung der Neuwahlen eines halben Jahrhunderts durch Zeitgenossen und Augenzeugen fördert erstlich die Personalkenntnis — und wirkt zweitens wie eine farbenreiche Illustration zu den dürren Angaben der „Registres de l'Académie Françoise!

Alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Akademiemitglieder.

A. Nouvelles Littéraires.

B. Correspondance Littéraire.

München. M. J. Minckwitz.

Das älteste französische Lautgesetz.

Wenn ein Ausländer unsere Sprache redet, so erkennt man ihn daran, daß er unser Deutsch mit fremden Lauten spricht und in der Ausdrucksweise fremde Eigenheiten zeigt. Er verrät sich aber nicht dadurch, daß er fremde Worte in seine deutsche Rede flicht; denn er weiß wohl, daß sie nicht deutsch sind, und begeht nicht den Fehler, sie zu verwenden, weil er sich dessen bewußt ist und sie zu meiden leicht in der Lage ist. Auch mag er wissen, wenn er phonetisch geschult ist, daß er nicht die richtigen Laute spricht, aber er verwendet sie trotzdem, weil er es eben nicht anders vermag. Wohl kommt es vor, daß jemand auch die fremde Artikulation völlig erlernt, aber unter der Masse der eine fremde Sprache fließend und sog. korrekt sprechenden Menschen ist nur ein verschwindend kleiner Hundertsatz dazu imstande. Und ebenso wenig wie von der heimischen Artikulation wird der Durchschnitt je von heimischer Ausdrucksweise völlig frei: wenn gleichwertige Redewendungen oder Konstruktionen nebeneinander stehen, zieht man unbewußt diejenige vor, welche auch der eigenen Sprache zukommt; und wo die eigene und die fremde Ausdrucksweise oder Konstruktion im Widerspruch stehen, da stellen sich häufig falsche Gebilde nach dem Muster der Muttersprache ein.

Es ist nicht nötig, diese allgemeinen Verhältnisse mit Beispielen zu belegen; jeder, der selbst einmal eine lebende Sprache erlernt hat oder andere lernen sieht und hört, wird sich dessen bewußt sein. Was diesbezüglich heute noch gilt, hat naturgemäß zu allen Zeiten gegolten und muß auch dort Geltung haben, wo ganze Völker eine fremde Sprache erlernen, um darüber allmählich ihre eigene zu vergessen. Sprachübertragung aber hat auf der Welt in ungeheurem Maßstabe stattgefunden. Die lateinische Sprache ist ein besonders glänzendes Beispiel dafür: das Idiom einer italischen Provinz ist auf halb Europa und halb Amerika übertragen worden. Der Sprachforschung ist dabei die Aufgabe gestellt zu untersuchen, wie die Übertragung auf die Gestaltung der Sprache eingewirkt hat. Nun kann die Erlernung mehr oder minder vollkommen sein. Eine unvollkommene Übertragung stellen die sog. Küchensprachen dar: um ein Beispiel

aus der Nähe zu geben, das „Kuchelbiehmsch“ in Böhmen, oder um eines aus der Ferne zu holen, das Küchenspanisch auf den Philippinen. Aber bei den romanischen Sprachen in Europa hat eine vollkommene Erlernung stattgefunden. Und da haben wir auf Grund der Beobachtungen, welche jeder beim Lernen einer fremden Sprache machen kann, a priori anzusetzen, daß eine geänderte Artikulation und eine Reihe syntaktischer Erscheinungen im Munde des sprachwechselnden Volkes zu erwarten sind. Die Untersuchung hat sich also darauf zu erstrecken, 1. welche Änderungen in der Betonung und in der Hervorbringung der Laute und 2. welche Abweichungen in Ausdrucksweise und Konstruktion eingetreten sind. Entlehnungen aus dem Wortschatz dagegen sind nicht auf Rechnung der Sprachübertragung zu setzen. Kein Deutscher mischt, wenn er französisch spricht, deutsche Worte in seine französische Rede. Kein Pole oder Tscheche schmückt, wenn er deutsch spricht, sein Deutsch mit polnischen oder tschechischen Worten, weil er weiß, daß er eben nicht verstanden wird; sondern diejenigen slawischen Wortstämme, die er etwa gebraucht, sind längst als Lehnwörter in die Redeweise der Ostdeutschen übergegangen. Die keltischen Worte, die im Französischen fortlebten, sind daher nicht als Reste der keltischen Sprache anzusehen, welche die Urbevölkerung des Landes aufbewahrte, sondern es sind im Gegenteil Entlehnungen der Lateiner aus dem Gallischen, weil es dafür eben nur gallische und keine lateinischen Bezeichnungen gab.

Solche Untersuchungen über den Einfluß des Keltischen auf das Französische sind bisher meist nur für einzelne Fälle gemacht worden, man griff einen Laut oder eine syntaktische Wendung heraus. Was Schuchardt und Ascoli an Gutem darüber gesagt haben, wurde immer wieder angezweifelt. Meist waren die Gegengründe daher genommen, daß die geographischen Grenzen zwar im allgemeinen, aber nicht in Einzelheiten stimmten. Das Keltische hat nach allem, was wir wissen, zur Zeit der Sprachübertragung einen stärker expiratorischen Akzent gehabt als das Lateinische und man hat m. E. mit Recht den stark expiratorischen Akzent des Urfranzösischen aus der Betonungsart der Gallier erklärt. Eine genaue geographische Begrenzung einer Übertragungserscheinung auf das Siedlungsgebiet eines Volkes aber ist gar nicht zu erwarten. Die Sprachengeographie lehrt uns, wie Worte und Wortformen sich verbreiten oder eingeschränkt werden; und sie täte Unrecht, nicht für alle Spracherscheinungen ein Gleiches gelten zu lassen.

Ich will mich im folgenden nurmehr mit der Frage beschäftigen, welchen Einfluß die keltische Artikulationsgewohnheit auf das Urfranzösische gehabt hat. Daß ein solcher bei jeder Sprachübertragung stattfindet, steht mir unzweifelhaft fest. Um ihn genau darstellen zu können, müßte man einerseits den

Lautstand der einheimischen Sprache und andrerseits der fremden zur Zeit der Übertragung genau kennen. In solch glücklicher Lage sind wir nun im romanischen Sprachgebiet im allgemeinen nicht. Wohl lassen sich solche Studien in Südamerika machen, weil hier zum Teil die Ursprachen noch vorhanden sind und die Zeit der Übertragung noch nicht so weit zurückliegt, daß der Unterschied zwischen der heutigen Artikulation der Sprachen und der seinerzeitigen ins Gewicht fallen könnte. Jederzeit aber vermögen wir an modernen Sprachübertragungen die Erscheinungsformen zu studieren und dann ihre Analogien bei der Ausbreitung der lateinischen Sprache in Europa aufzusuchen. Ja wir können sogar soweit gehen, aus den ältesten Spracherscheinungen Rückschlüsse auf die Artikulation der zugrundeliegenden Sprache zu machen.

Gewiß ist der Grad der Beeinflussung nicht in allen Fällen der gleiche. Wie bei der Erlernung einer fremden Sprache die Nachahmung fremder Laute dem einen in höherem Maße gelingt als anderen, so wird es auch einzelnen Völkern besser geglückt sein. Das hängt vom Grade der Verschiedenheit der Artikulation beider Völker — der Deutsche z. B. spricht das Französische im allgemeinen besser aus als der Engländer —, vom Talent zur Spracherlernung, vom Mischungsverhältnis der Bevölkerung und anderen Imponderabilien ab. Der phonetisch nicht geschulte Erlerner einer fremden Sprache gibt zunächst die Laute der fremden Zunge mit denjenigen seiner Sprache wieder, welche ihnen am nächsten stehen. Jeder Deutsche neigt dazu, lange französische Vokale geschlossen zu sprechen. Erst bei näherem Zusehen lernt er, die fremden Laute genauer wiederzugeben, ohne deswegen jedoch jemals wirklich französische Lautgebung völlig zu erreichen. Er wird ferner leicht fremde Laute, die er nicht hat, durch einheimische ersetzen (z. B. *š* für *ž*, *s* für engl. *th*) oder er wird neue Laute bilden, die ein Mittelding zwischen dem fremden und dem nächsten einheimischen Laut bilden (z. B. *ō"* für *ō*, *rž* für slaw. *ř*). Man pflegt zu lehren, zur richtigen Nachahmung der englischen Laute müsse man den Unterkiefer nach vorn schieben; natürlich entstehen Laute, die nicht mehr ganz deutsch, aber darum noch nicht etwa wirklich englisch sind. Aber der Unterschied der Artikulationsbasis ist bis zu einem gewissen Grade damit angegeben und eine Art Kompromiß zwischen deutscher und englischer Grundlage tritt ein.

Es ist bekannt, daß das „Prager Deutsch" in Wirklichkeit „Deutsch mit tschechischen Lauten" ist; für das Chilenische ist festgestellt, daß es vom Araukanischen die Verschiebung der Artikulationsbasis nach hinten und die geringe Lippentätigkeit übernommen hat; allerdings (und das ist sehr wichtig) weist das Araukanische diese Eigenschaften in höherem Maße auf. Es hat also auch hier ein Kompromiß stattgefunden und das

chilenische Lautsystem besitzt Zwischenstufen zwischen araukanischen und spanischen Lauten.

Der Durchschnittsfranzose spricht deutsch mit „französischen Lauten“, der Durchschnittsengländer französisch mit „englischen Lauten“. Frz. *ü* erscheint im heutigen Englisch als *ju*. Wir Deutschen finden das sehr sonderbar; wer aber einmal einen französisch sprechenden Engländer *le mur* beständig *miur* aussprechen, aber steif und fest behaupten hört, daß er *mür* spreche, der findet engl. *ju* für *ü* sofort begreiflich. Freilich vermag phonetische Schulung dabei sehr viel zu überwinden, aber solche Bemühungen dürfen wir ja bei Sprachübertragungen auf Völker geringer Kulturstufe nicht voraussetzen. Wie sehr aber solche Eigentümlichkeiten der Artikulation anhaften, das weiß jeder, der einen Italiener und einen Engländer, seien sie selbst phonetisch geschult, französisch sprechen hört; er wird kaum jemals im Zweifel sein, welches der Italiener und welches der Engländer ist. Und wenn man einen Deutschen in Paris französisch sprechen hört, ist es meist wahrhaftig kein Kunststück zu sagen, aus welcher deutschen Landschaft er kommt.

Die Eigenheit der Artikulation läßt sich nicht verschwinden machen. Sorgfältige Schulung oder besondere Begabung mag die Unterschiede dämpfen, vielleicht sogar unmerklich machen; aber mag das beim einzelnen möglich sein, bei einem ganzen Volke ist es ausgeschlossen. Wie tief die Artikulationsgewohnheiten haften, hat W. Streitberg in der Germ.-Rom. Monatsschrift I, 3 ff. sehr anschaulich dargestellt.

Aber nicht nur das einheimische Volk spricht die fremde Sprache mit einheimischem Akzent, sondern auch die eingewanderten Fremden nehmen in 2. oder 3. Generation die bodenständige Artikulation an. In Chile sprechen nicht nur die Eingeborenen „spanisch mit araukanischen Lauten“, sondern die echten Nachkommen der Spanier ebenfalls. In Prag sprechen die dort geborenen Deutschen ihre Muttersprache mit denselben Lauten wie die Tschechen, welche Deutsch gelernt haben; meist deshalb, weil die Kinder viel mit deutsch sprechenden Slawen (Dienst- und Kindermädchen, Kaufleuten und Gewerbetreibenden) zusammenkommen. Die in Paris geborenen Kinder dort wohnender Deutscher sprechen deutsch zumeist mit französischer Artikulation.

Wir können also den Grundsatz aufstellen: wo eine vollkommene Sprachübertragung stattfindet, spricht das Volk die fremde Sprache mit einer Artikulation, die einen Ausgleich darstellt zwischen der fremden und der eigenen Lautgebung. Dieser Kompromiß kann natürlich je nach den Verhältnissen der einen oder der anderen Sprache mehr oder minder nahe stehen.

Diese Verhältnisse, die a priori für jede Sprachübertragung vorauszusetzen sind, verkennt Meyer-Lübke, Romanische Sprach-

wissenschaft S. 177, gänzlich, wenn er zum Schlusse kommt, daß für die Annahme, daß an den Ausgangspunkten der *ü*-Bewegung wirklich die Gallier für das *ü* verantwortlich zu machen seien, „auch nicht der Schatten eines Beweises gegeben werden kann.“ Wir haben vielmehr als die erste und älteste „französische“ Lauterscheinung die Beeinflussung der lateinischen Laute durch die gallische Artikulation festzustellen.

Ich beschränke nun meine Untersuchung zunächst auf den Vokalismus. Im Keltischen scheinen nach allem, was man darüber vermuten kann, die Vokale weiter vorn gebildet worden zu sein als im Latein oder Germanischen. Wir sehen, wie voneinander unabhängige Sprachen, die auf keltisches Gebiet übertragen werden, dieselbe erste Veränderung auf dem Gebiet des Vokalismus erfahren, nämlich, daß die Selbstlaute etwas erhöht gesprochen werden; und wir können daraus schließen, daß die Ursache ein und dieselbe war, nämlich die vordere Artikulation der überdeckten Sprache, zumal wir eine derartige Artikulation auch aus der Entwicklung der keltischen Sprache selbst annehmen dürfen. Da es nun als feststehend zu betrachten ist, daß eine Einwirkung der keltischen Artikulation stattgefunden haben muß, können wir mit genügend großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die vordere Artikulation die Tonerhöhung der übernommenen Sprachen zur Folge hatte.

Wir sehen in England als erste Veränderung der eindringenden germanischen Sprache, daß alle westgermanischen Vokale im Altenglischen bei selbständiger Entwicklung „ungefähr zur Zeit der angelsächsischen Eroberung Britanniens“ Tonerhöhung erfahren (Bülbring, Altenglisches Elementarbuch S. 90). Dieselbe Erscheinung tritt bei den Friesen ein, die ja auch auf keltischem Gebiete sitzen. Daß die Angel-Sachsen diese erhöhte Aussprache nicht schon aus der Heimat brachten, zeigt der Umstand, daß in England aufgenommene lateinische Lehnwörter die Erhöhung mitmachten.

Auch die älteste französische Lautgeschichte zeigt diese Tonerhöhung[1]) der Vokale. Man ist bei der Betrachtung des Problems bisher immer nur von Einzelfällen ausgegangen, im Französischen insbesondere von *ü*. Da sind nun leicht zwei Einwände zu machen. Einmal haben die Griechen und Römer den entsprechenden keltischen Laut mit *ου* und *u*, nicht aber mit *υ* und *y* wiedergegeben; andrerseits wäre, wenn man in Gallien seit dem 4. Jahrhunderte *ü* sprach, zweifellos *k*, *g* davor palatal geworden. Es kann also weder im Keltischen noch im Gallo-Romanischen der ersten fünf Jahrhunderte *ü* gesprochen worden

[1]) Ich gebrauche den Ausdruck in demselben Sinne wie Bülbring; ich bin mir dabei bewußt, daß bei einem Übergange von *o* > *u* nicht von eigentlicher Erhöhung der Tonstufe gesprochen werden kann.

sein. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß keltisches *u* von griechischem und lateinischem *u* nicht verschieden gewesen ist.

Es genügt, daß man für idg. *u* weiter vorn gebildetes *u*⊦ sprach, das dem griechischen ου näher stand als dem gr. υ und daher so wiedergegeben wurde.

Wir dürfen eben die Tonerhöhung zunächst nur dahin auslegen, daß alle Vokale ein wenig weiter nach vorn gebildet wurden, d. h.

vl.	*i*	*ẹ*	*ę*	*a*	*ǫ*	*ọ*	*u*

wurden zunächst vielleicht nur

gallo-rom.	*i*⊦	*ẹ*⊦	*ę*⊦	*a*⊦	*ǫ*⊦	*ọ*⊦	*u*⊦,

vielleicht schon

ị	ı	*e*	a	*o*	u	*ü*[2])

gesprochen. Damit aber war der Anstoß zu einer Weiterentwicklung gegeben, die wir erst am Beginn der literarischen Zeit abgeschlossen finden.

i, das im Vulgärlateinischen vermutlich ähnlich unserm deutschen langen *i* gelautet hat, wurde sehr geschlossen. *u*⊦ entwickelte sich zu *ü*, welche Stufe es im 9. Jahrhunderte jedenfalls erreicht hat, so daß, als im 6. Jahrhundert die Palatalisierung von *k*, *g* vor *a* sich einstellte, sie vor dem noch nicht palatalen *u* nicht eintreten konnte.

Die mittleren Vokale *o a e* nehmen bekanntlich eine verschiedene Entwicklung, je nachdem sie in geschlossener oder in offener Silbe stehen. Im ersteren Falle nimmt die Bewegung im Zentralfranzösischen keinen Fortgang, sie bleibt auf dem einmal erreichten Punkte stehen. Besonders beachtenswert ist *a*. Vor dem Normal-*a* wäre keine Palatalisierung eingetreten; aber daß ein weiter vorn gebildetes a sie zur Folge hatte, ist leicht begreiflich. In offener Silbe, wo dem Vokal Dehnung zuteil geworden war und er sich freier entwickeln konnte, tritt die Bewegung nach weiterer Erhöhung klar zutage. a > *e*,[3]) *e* > *éè* > *ie*, *o* > *óò* > *uo* (*üe*) zeigen die T e n d e n z handgreiflich, aber auch *i* > ı, *o* > u nicht minder, wenn in frühliterarischen Stücken, z. B. in den Eiden, vl. *ẹ* mit *i* wiedergegeben wird oder vl. *ẹ* in germanischen Lehnwörtern als i erscheint (ahd. *fīra*, *phil*, *pīna*, *sida*, *krida*).[4])

---

[2]) *ị* sehr geschlossen; ı und u Zwischenlaute zwischen *i*, *e* und *u*, *o*; *ü* Zwischenlaut zwischen *u* und *ü* (wie im Schwedischen); a wie in frz. *patte*, *part*.

[3]) Auch die Entwicklung von *a* + *n* > *ain* bezeugt die palatale Natur das *a*; *i* ist ein Gleitlaut, der sich zwischen *a* und *n* einstellte. Zu anderer Zeit und unter anderen Umständen trat zwischen gesenktem *a* und Nasal ein *u* als Gleitlaut auf, vgl. anglonorm. me. *chaumbre*, *aunte* usw.

[4]) Nicht die Diphthongierung zu *ei*, *ou*, wohl aber die zugrundeliegende geschleifte Betonung darf man vielleicht auf das Keltische zurückführen.

Es bleibt uns noch übrig, die Bedenken zu besprechen, die man gegen die Zurückführung von frz. *ü* auf keltischen Einfluß erhoben hat. Meyer-Lübke (*Einführung in die romanische Sprachwissenschaft* S. 181 ff.) erwähnt zunächst den Umstand, daß *ü* auch dort im Romanischen zuweilen erscheint, wo keine keltische Grundlage vorhanden ist, namentlich im Vegliotischen und Albanesischen. Ein stichhaltiger Einwand ist das natürlich nicht, denn der Übergang von *u* > *ü* kann selbstverständlich überall eintreten und es wird nicht behauptet, daß er an das Vorhandensein von Kelten geknüpft sei. Es wird ferner angeführt, daß in der Emilia, im Gaskognischen und in Belgien das *u* noch heute bewahrt sei. Philipon *Rom.* 40, 3 führt gerade umgekehrt Aquitanien als Beispiel für den Übergang von *u* > *ü* an in einem Gebiete, wo niemals gallisch gesprochen wurde! Daß das Gebiet der Iberer nicht für uns in Betracht kommt, ist selbstverständlich. Daß die heutige Grenze von *u*/*ü* nicht mit der ehemaligen Grenze der Kelten und Iberer zusammenfällt, ist ebenso selbstverständlich. Das Gegenteil wäre eine höchst auffällige Erscheinung, die einer besonderen Erklärung bedürfte. Nicht nur Worte und Wortformen, sondern auch Aussprechgewohnheiten wandern, verbreiten sich und werden eingeschränkt, und es wäre eine Aufgabe der Sprachgeographie, an der Hand des *Atlas linguistique* zu zeigen, in wieweit an den Grenzen *ü* vorgedrungen oder zurückgewichen ist. Auch Belgien und die Emilia sind Grenzgebiete: in dem einen wohnte ein anderer keltischer Stamm als in Gallien, in dem zweiten Gebiete überdeckte die keltische Einwanderung eine einheimische Schicht, die sich geltend gemacht haben kann.

Und wenn Meyer-Lübke schließlich wahrscheinlich macht (nicht aber sicher stellt), daß das *ü* nicht überall gleich alt ist, so kommt dieser Einwand für unsere Auffassung wenig in Betracht. Denn es ist gar nicht einmal wahrscheinlich, daß die Weiterentwicklung von *u*⊢ zu *ü* überall zu gleicher Zeit und in gleicher Weise erfolgt ist; ebensowenig wie etwa die Weiterentwicklung von urfrz. a aus lat. *a* auf dem gesamten Sprachgebiete die gleiche war. Nur der Ersatz des lat. *u* und *a* durch *u*⊢, *a*⊢, bezw. *ü*, a ist auf Rechnung der keltischen Artikulationsgewohnheit zu setzen, die Weiterentwicklung hat unmittelbar damit nichts zu tun (wohl aber mittelbar, indem diese Verschiebung den Anstoß zur Weiterentwicklung gab, die natürlich verschieden enden konnte).

Den Weg, durch geographische Begründung dem *ü* keltischen Ursprung abzustreiten, ist Philipon in einem an sich trefflichen Aufsatz in der *Romania* 40, 1 ff. weitergegangen. Er führt den Nachweis, daß im Franko-Provenzalischen in weitem Umfange altes *ū* und *ọ* zusammengefallen sind. Allerdings die Städtenamen auf *-dunum*, die er mit an erster Stelle heranzieht,

sind für die Frage nicht verwendbar. Denn es ist sehr umstritten, ob *o* in *dōnum* für *dūnum* keltisch oder romanisch ist. Wenn in der Mitte des 2. Jahrhunderts inschriftlich bereits Λυγδωνησίας belegt ist, bleibt zum mindesten die Möglichkeit, daß *dōnon* keltische Entwicklung war. Konnte aber *-uno* mundartlich zu *-ono* werden, wie man vermutet hat, so bildet lyonn. *on* aus lat. *ūnum* usw. einen schlagenden Beweis für unsere Annahme. Aber sei dem, wie dem sei. Ganz allgemein gesagt: das Keltische Galliens hatte gewiß seine mundartlichen Unterschiede, auch in der Artikulationsbasis. Und wie in Griechenland neben υ auch mundartlich ου stand, warum soll es in Gallien nicht Gebiete gegeben haben, wo man nicht *u*⊢, sondern *y* sprach? Die Tatsache also, daß in romanischer Zeit hier vl. *u* und *ọ* in gleicher Weise als *u* (bezw. *ü*, *ö*) erscheinen, kann nicht gegen die Annahme vom Einfluß der keltischen Artikulationsgewohnheit auf das Romanische ins Feld geführt werden.

Die Frage ist auf diesem Wege überhaupt nicht zu entscheiden. Es müßte vielmehr ein Fall nachgewiesen werden, wo bei Sprachübertragung die überdeckte Sprache k e i n e n Einfluß auf die erlernte ausgeübt hat. Dieser Nachweis könnte natürlich nur an modernen Sprachen geführt werden. Solange wir aber an allen neuzeitlichen Beispielen, die bisher beigebracht sind, ausnahmslos sehen, daß eine Einwirkung der Artikulation stattfindet, ist es nurmehr Sache der Forschung festzustellen, inwieweit uns die Mittel gestatten, sie in Gallien zu erkennen.

So scheint mir festzustehen: an den Anfang der französischen Lautlehre ist die Veränderung der lateinischen Laute durch die gallische Artikulation zu setzen. Wie das Schicksal derselben im einzelnen beeinflußt wurde, läßt sich nicht immer genau feststellen und wird strittig bleiben. Bei den Selbstlauten äußert sie sich vermutlich durch eine allgemeine Tonerhöhung, die wir somit als die erste französische Lauterscheinung auf dem Gebiete des Vokalismus zu betrachten haben.

R e i c h e n b e r g (Böhmen). E. Gierach.

Syntaktisches.

(Fortsetzung.)

III. Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?

Der dritte Punkt, für den bei der Besprechung von Löseth, *Notes de syntaxe française* (vgl. Bd. XXXVII, H. 8 S. 268) eine eingehendere Untersuchung als notwendig erklärt und in Aussicht gestellt wurde, war das durch den hier vorangestellten Satz veranschaulichte, ebenso interessante wie originelle französische Ausdrucksverfahren, in betreff dessen der Verfasser jener *Notes* sich wieder mit einer stilistischen Wertung, nämlich der Erklärung begnügt, daß sie der gewählteren Schreibweise *(style littéraire ou élevé)* angehöre. Statt *On ne sait ce que l'on doit le plus admirer, ou de la perfection du travail ou du bon effet* würde, so behauptet er, die *langue courante* einfach sagen: ... *ou la perfection du travail ou le bon effet* und für *On n'eût pu dire qui du père ou du fils était le plus livide* (mit nicht unerheblicher Konstruktionsänderung): ... *qui était le plus livide, le père ou le fils.* Wenn der Anlaß zu dieser Bemerkung auch polemischer Art war — nämlich die Zurückweisung der von Plattner, T. III, 2, 142 der *Ausführl. Gramm.* (übrigens im Widerspruch zu T. I, 379 Anm. 2, wo das in Rede stehende *de* ausdrücklich als pleonastisch und „nicht erforderlich" bezeichnet wird) aufgestellten Behauptung, *que les deux «de» soient indispensables* — so muß es doch befremdend erscheinen, daß Verfasser an der sich geradezu aufdrängenden Frage nach Ursprung und Berechtigung, bezw. Nichtberechtigung, dieses *de* in Verbindung mit *ou*[1]) stillschweigend

[1]) Denn lediglich diese Verbindung, d. h. die Setzung von *de* bei Anwendung der disjunktiven Partikel *ou* ist das Auffällige und Bemerkenswerte an der ganzen Sache: daher denn Lücking in seiner exakten Weise die ganze Irregularität, die er seiner Gewohnheit gemäß auf Attraktion zurückführt, ausdrücklich auf den Fall einer „auf *lequel* mit partitivem *de* appositiv folgenden Alternative" beschränkt; während Mätzner, *Syntax der nfrz. Spr. I*, 224, (in der *Gramm.* p. 402 etwas besser) recht ungenau es schon

vorübergeht. Mag der Grammatiker sich gegenüber zwei logisch gleich gerechtfertigten Ausdrucksweisen auch damit begnügen, festzustellen, daß die eine der gewöhnlichen, die andere der gewählten Sprache angehört; wo indes die Wage bei der logischen Prüfung sich so entschieden zugunsten der einen neigt, wie es bei den uns hier beschäftigenden Redeweisen der Fall ist, da wird er — ich sage nicht bloß: auf sein Recht nicht verzichten, sondern sogar: sich der Pflicht nicht entziehen dürfen, für die logisch besser begründete und übrigens auch schon gern gebrauchte (ja von Littré sogar aus den Klassikern reichlich belegte) mit Nachdruck einzutreten und ihr womöglich über die minderwertige Rivalin zum Siege zu verhelfen.[2] Und jeder Nichtfranzose, der dem uns hier beschäftigenden Sprachverfahren logisch prüfend gegenübertritt, wird gewiß sofort — jedenfalls aber schneller als der durch sein Sprachgefühl beeinflußte Franzose — erkennen, daß die uns in den angeführten Sätzen entgegengetretene Verbindung von *de* und *ou* (also: *de la perfection.. ou du bon effet, du père ou du fils* oder (in unsrer Überschrift) *d'Athènes ou de Rome*) der Logik ins Gesicht schlägt, daß eine den Forderungen dieser entsprechende Ausdrucksweise mit *de* nur *et* (statt *ou*) verbinden könnte, im Falle der Beibehaltung des disjunktiven *ou* hingegen auf jene *de* (es sind immer mindestens ihrer zwei) unbedingt verzichten müßte. Beide Arten logisch einwandfreier Formung sind der Sprache wohl bekannt. Da Löseth lediglich die zuletzt genannte (die mit *ou* ohne *de*) berücksichtigt, so sei es gestattet, gleich hier einige Belege für die andere (*de* und *et* aufweisende) herzusetzen: Bei Lavedan *Le*

als Attraktion bezeichnet, wenn (nach *qui* und *lequel*) „dem Genitiv eines Gattungsbegriffs die einzelnen Artbegriffe oder Eigennamen... ebenfalls in Form des Genitiv folgen". Sind diese durch *et* verbunden, dann ist doch alles in schönster Ordnung, auch wenn kein *des deux, des trois* usw. vorausgeht. Man wird höchstens sagen können, daß die appositive Wiederholung der Präposition eigentlich gegen die Norm ist und sich auch in Fällen unserer Art nicht immer findet; z. B.: *De mes deux miroirs, le miroir d'hiver... et le miroir de printemps.. lequel est celui qui attire le plus mes regards?* Ménétrier, *Le beau monde (Le miroir).*

[2]) Es sei in diesem Belang an A. Toblers Äußerung (*Verm. Beitr.* III, 45) erinnert, nicht etwa, weil sachlich begründete Behauptungen und Forderungen zu ihrer Stütze noch der Berufung auf den heimgegangenen Meister bedürften, sondern weil dieser hier wieder einmal eine außerordentlich treffende und ebenso behutsame wie exakte Formulierung für den auszudrückenden Sachverhalt gegeben hat: „Wir haben", so sagt er a. a. O., „weder die Aufgabe noch ein Recht, französischen Gebrauch nach unserem Gutfinden zu regeln; wenn aber die Praxis guter Schriftsteller mit der Forderung der Grammatiker im Streite liegt, dann dürfen unbeteiligte Zeugen unter Anführung von Gründen und in geziemender Bescheidenheit sagen, wo sie besseres Recht zu finden glauben." Und diese Worte werden sicherlich nicht weniger Geltung für unseren Fall haben, wo die Praxis der Schriftsteller mit sich selber im Streite liegt.

bon temps, 329, liest man: *Qui des deux, d' Arsène et de Péki, disait la vérité?* Oder bei Farrère, Mlle Dax 233: *Pourtant, d'elles et de moi, n'est-ce pas moi de beaucoup la plus à plaindre?* Und, obwohl kein Fragesatz, dennoch gleichen Wesens und darum hierhergehörig: *Et avoue-le: des deux Parisiens et du rastaquouère que nous venons de voir, l'homme intéressant, c'est le rastaquouère.* Bourget, *Une idylle tragique* p. 40. Aber auch für den Grammatiker, der weder Verlangen noch Beruf in sich spürt, in Fragen der Ausdrucksrichtigkeit Partei zu ergreifen, ergibt sich hier eine, wie mir scheint, verlockende Aufgabe: Der in jener Kombination von *ou* und *de* liegende Verstoß gegen die Logik ist so auffällig, so in die Augen springend, daß man sich unwillkürlich fragt, wie es wohl möglich ist, daß eine so trefflich entwickelte und grammatisch gepflegte Sprache, wie es die französische nach allgemeinem Urteile ist und als welche ich selber sie von Herzen gelten lasse (ob ich mich gleich angesichts gewisser Übertreibungen in dem Preise ihrer stilistischen, namentlich aber ihrer logischen Qualitäten gelegentlich zu kritischem, jene Lobeserhebungen auf ihr rechtes Maß zurückführenden Einspruch, z. B. XXXVIII, 2/4 S. 66 ff. dieser Zeitschr., verpflichtet gehalten habe), zu einer so fehlgreifenden, so wenig sachgemäßen Ausdrucksweise habe kommen können, ja, daß Zweifel darüber berechtigt erscheinen, ob die zunächstliegende, anscheinend einzig mögliche Interpretation derselben — einerseits *de* partitiv, somit auf die Gesamtheit der in Betracht kommenden Glieder hinweisend, andrerseits *ou* disjunktiv, also (im Widerspruch zu der eben supponierten Bedeutung des *de*) gegenseitigen Ausschluß derselben andeutend — wirklich die richtige ist, ob nicht hier vielmehr, sei es für *de*, sei es für *ou*, eine, vielleicht in älteren Funktionen oder Gebrauchsweisen wurzelnde, von der heute gewöhnlichen abweichenden Deutung zulässig oder gar geboten sei. So ergibt sich denn für den Grammatiker, wofern er es ernst meint mit seiner Wissenschaft, ihre Bestimmung nicht lediglich darin sieht, leicht erfaßbare, das „Erlernen" der Sprache erleichternde Regeln aufzustellen (vgl. die Anm. XXXIX 1/3 S. 114) die verlockende und selbst im Falle der Erfolglosigkeit interessante Aufgabe, den Umständen und Einflüssen nachzuspüren, die einer dem Nichtpsychologen und Nichthistoriker geradezu sinnlos erscheinenden Ausdrucksweise zum Bürgerrecht in der französischen Sprache verholfen haben. Da liefert nun gleich eine Untersuchung der Gebrauchsweisen von *ou* das interessante Ergebnis, daß schon seit ziemlich langer Zeit, mindestens aber seit vier Jahrhunderten, diese ursprünglich streng disjunktive, exklusiv-disjunktive Konjunktion ihre so scharf ausgeprägte Bedeutung aufgegeben und sich dazu verstanden hat, zu *et* in eine Art Assoziations- oder Hülfsverhältnis zu treten, derart, daß es dessen Funktion der Anreihung

überall da zu übernehmen sich bereit fand, wo es sich nicht um die Wiedergabe eines tatsächlichen, sondern nur eines gedachten Nebeneinander handelte. Es heißt hier mit Absicht nicht „übernahm“, sondern „zu übernehmen sich bereit fand“, da in solchem Falle sich ebenso oft *et*, manchmal sogar — in einem längeren Satzganzen — mit diesem alternierend, findet. Einige Beispiele mögen das erläutern. In seiner Prosadichtung *Les Centaures* sagt A. Lichtenberger (S. 254) um die Aussagen der Tritonen als unzuverlässig hinzustellen, daß sie Wirkliches u n d Unwirkliches durcheinanderwerfen, daß sie bei ihrer geistigen Beweglichkeit nicht mehr unterscheiden können, was sie mit ihren eigenen Augen wirklich gesehen haben u n d was ihre rege, stürmische Phantasie sich ausgedacht hat. Man sieht, daß das logische Verhältnis der beiden einander gegenübergestellten Dinge in beiden Fällen genau dasselbe ist, und doch heißt es im französischen Texte das eine Mal *(ils disent au hasard) ce qui est e t ce qui n'est pas*, das andre Mal *(ils ne distinguent plus) ce qu'ils ont vu de leurs propres yeux o u ce qu'a inventé leur imagination tumultueuse.* Besonders beachtenswert und für unseren Fall lehrreich ist dabei, daß sich *ou* gerade in dem von *distinguent* abhängigen Fragesatze findet, wo sowohl nach unserem (deutschen) Sprachgefühl wie auch nach den Gesetzen der Logik eigentlich nur *et* zur Verknüpfung der beiden Objekte des Unterscheidens zu erwarten wäre. Eine ganz analoge Bemerkung wird man zu der (*ib.* 208 stehenden) Stelle machen können: *Mais il s'agit de la vie o u de la mort* oder zu dem in dem trefflichen Kommentar H. Bernards (*Le Misanthrope* ed. *Weidmann* S. 57) anzutreffenden Satze: *Elle (= Célimène) traite de tout autre manière les petits marquis o u Alceste*; oder — um Stellen aus den Klassikern zu wählen — zu (Racine, *Bajazet* I, 3) *Sa perte o u son salut dépend de sa réponse*, oder (*Andromaque* II, 2) *Du Troyen o u de moi faites-le décider* oder (*ib.* I, 1) *Mais qui sait .. si je viens chercher o u la vie o u la mort*, was heißen soll: „ob die Sache für mich so gefährlich ist, ob es sich für mich hier um Leben u n d Tod (wie wir im Deutschen sagen) handelt.“ Das Eigenartige all dieser Sätze läßt sich etwa in die Formel bringen, daß der Franzose vermittelst einer starken Kontraktion oder Kompression schon bei der bloßen Anführung, also einer zunächst doch nur addierenden Aufzählung der für die Entscheidung in Betracht kommenden Glieder, in überhasteter Weise durch Setzung von *ou* zum Ausdruck bringt, daß es sich um eine Alternative, um die Geltung e i n e s von beiden mit Ausschluß des anderen, um das eine o d e r das andere handeln werde. Vielleicht läßt sich die Sache am besten und schnellsten unter Benutzung der bekannten, den Straßenräubern — mit Recht oder Unrecht — zugeschriebenen Formel: *La bourse ou la vie!* klar machen. Erzählt z. B. jemand davon, daß er sich in einer Lage befunden,

wo jene oder eine ähnliche drohende Aufforderung an ihn gerichtet wurde, so könnte er allenfalls in einwandfreier Weise sagen *c'était à la bourse ou la vie* — in Anlehnung an die bekannte Konstruktion: *on jouait à un jeu* und deren Ausläufer, wie *c'était à (qui arriverait le premier* oder *qui mieux mieux)* — logisch korrekt, aber sprachlich ungeschickt auch *il s'agissait de «la bourse ou la vie!»*, aber strenggenommen nicht: *il s'agissait de la bourse ou de la vie*, wodurch aus der Angabe eines Falles mit scharfer Alternative („Gibst du nicht das eine, dann mußt du das andre hergeben") eine Aussage mit zwiefacher Möglichkeit hinsichtlich des in Rede stehenden Objektes, des auf dem Spiele stehenden Wertgegenstandes wird: Es handelte sich um die Börse oder auch um das Leben", so daß also das letztere ganz unabhängig von der ersteren als eventuell bedroht hingestellt würde. Und doch hat sich, wie die vorhin zitierten Beispiele zeigen, die Sprache (wahrscheinlich durch ihre Gewohnheit der Präpositionswiederholung nach *ou*) zu dieser Wendung, wenigstens in lebhafter oder poetischer Ausdrucksweise, verleiten lassen.[3])

Die bisher erwähnten Fälle ungenauen Gebrauchs von *ou* könnte man gewissermaßen unter die Formel bringen — die ja übrigens auch auf den in unsrer Überschrift *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome* angedeuteten passen würde — daß der Franzose, wo er Seiende oder Geschehnisse aufzählt, die als Objekte einer Wahl, einer Entscheidung gedacht sind, unwillkürlich, aber unlogisch, *ou* an die Stelle von *et* treten, somit den Ausdruck der ihm vorschwebenden Alternative bereits da einfließen läßt, wo er noch gar nicht berechtigt, noch nicht am Platze ist. Eine solche Nachlässigkeit im Gebrauche von *ou* konnte natürlich nicht umhin, das feste Verhältnis zwischen dieser Konjunktion und ihrer ursprünglichen Bedeutung allmählich immer mehr zu lockern, das deutliche und ausgeprägte Gefühl für ihre Eigenart zu schwächen und zu untergraben. So ist es denn kein Wunder, daß wir *ou* auch an den verschiedensten anderen Stellen unlogisch, oder zum mindesten ungenau, oft in solcher Weise gebraucht finden, daß zur Gewinnung eines einwandfreien Ausdrucks eine völlige Konstruktionsänderung nötig wäre. Z. B. in folgendem Satze aus Bordeaux, *La peur de vivre p. XXVIII*: *On ne bâtit point avec les mêmes matériaux si la maison doit durer quelques années o u des siècles*, wo es genau und korrekt entweder heißen müßte: *...s i la maison doit durer quelques années e t s i e l l e doit durer des siècles* oder *...s e l o n q u e la maison doit durer quel-*

[3]) In ruhig erwägender Prosarede, namentlich in wissenschaftlicher Auseinandersetzung hat denn auch die logische Ausdrucksweise, wie sichs gebührt, den Vorrang. So gibt der *Dict. génér.* im Gegensatz zu der in *Du Troyen ou de moi faites-le décider* zutage tretenden *ou*-Konstruktion bei *décider* nur Verknüpfung mit *de.* Sein Beispiel lautet: *L'assemblée décida de la paix e t de la guerre.* Die Ausdrucksweise mit *ou* bleibt (vom logischen Standpunkte mit Recht) unberücksichtigt.

ques années o u des siècles.[4]) Zu weitgehend ist auch die Kontraktion des Ausdrucks in dem Satze: *Là un employé indique à haute voix «Charing Cross!» — «Victoria!» et vous savez exactement dans quel wagon monter pour descendre à l'une o u à l'autre de ces gares.* Die genaue Ausdrucksweise wäre: ... *et vous savez exactement dans quel wagon monter pour descendre à l'une de ces gares e t d a n s l e q u e l, pour descendre à l'autre.* Noch größer wird die Konfusion bei Zahlausdrücken, wo sich zu approximativen oder nur durch Limitierung bestimmten Angaben bekanntlich außer einfachem *ou* noch *à* oder *de...à* darbieten, also an einwandfreien Ausdrucksmitteln eigentlich kein Mangel herrscht. Da sehen wir denn zunächst *ou* sich in Wendungen mit *entre* eindrängen, wo zweifellos nur *et* zulässig gewesen wäre: *Entre trente ans o u cinquante ans, il était impossible de lui assigner un âge. Loti Ramuntcho 21.*[5]) — *Mais comment ai-je pu ... ne pas dire un mot des crises religieuses qui entre dix o u douze secouèrent cruellement le Petit Chose...! A. Daudet, Trente ans de Paris 79.* — Sogar *de* mit *ou*, in einer spöttischen Kritik, die Napoleons Chefarzt, der Baron Percy, in seinem *Journal des campagnes du baron P.* an dem quacksalbernden Heilverfahren der damaligen Berliner Ärzte übt: *Il n'y a pas jusqu'à une misérable blennorrhagie pour laquelle le meilleur médecin de Berlin n'emploie d e vingt o u trente espèces de remèdes.* Damit scheint dann der Höhepunkt im gedankenlosen Mißbrauch von *ou* erreicht, das nunmehr nicht bloß ungeniert die Stelle von *et* einnimmt, wo immer nur am fernsten Horizont eine Spur von Alternative auftaucht, sondern sich selbst nach unmittelbar vorhergehendem *de* nicht scheut, an die Stelle von *à* zu treten. Danach hört die mißbräuchliche Verwendung von *ou* in unserem Typ: *Laquelle préfères-tu d'Athènes ou de Rome* allerdings auf, irgend etwas Apartes oder Befremdendes — wenigstens innerhalb des französischen Sprachverfahrens — zu haben.

Sollten sich aber nicht doch bestimmte Ursachen für die hier konstatierte Verwahrlosung aufzeigen lassen? In der wissenschaft-

---

[4]) Vgl. eb. S. 132, wo der Verfasser des Romans die *selon*-Konstruktion richtig gesetzt hat: ... *(son) regard glaçait ou réchauffait selon qu'il se posait avec dureté ou douceur.* Augenscheinlich gab ihm die unmittelbar vorhergehende Alternative *glaçait ou réchauffait* das Richtige ein. Hätte er statt dessen etwa gesagt: *L'effet de son regard était tout à fait différent,* so wäre ihm wahrscheinlich wieder ein minder gutes *s'il se posait avec dureté ou douceur* in die Feder gekommen.

[5]) Ähnlich (*ib.* 274), wo es sich allerdings nicht um Zahlen, sondern um verschiedene die Kräfte aufzehrende Krankheitszustände handelt: *Cela marchait très vite maintenant entre les fièvres desséchantes... o u bien les épuisements dans des bains de sueur.* — Wenn Boccaccio, wie Meyer-Lübke III, 253 zeigt, „*t r a per grave angoscia o per paura morte si erano*" sagt, so spricht das wohl dafür, daß der ursprüngliche Sinn von *tra* (aus *intra*) dem Sprachbewußtsein bereits entschwunden und durch den von „teils" ersetzt war.

lichen Grammatik heißt's eben nachspüren, jeder auffälligen Erscheinung gehörig zu leibe gehen, sie nicht bloß selbst auf Herz und Nieren zu prüfen, sondern, wo sich Abnormitäten zeigen, auch nach ihren Quellen zu forschen, oder, wie es der leider auch schon heimgegangene treffliche Gröber mit glücklicher Formulierung ausgedrückt hat, „die psychische Radix der Erscheinungen festzustellen."

Der eine der für unseren Fall in Betracht kommenden Gründe liegt auf der Hand, ist auch wohl hier und da, mit mehr oder weniger Glück, in Grammatiken und Wörterbüchern zur Sprache gebracht worden. So von dem fleißigen, unermüdlichen *Littré*, der (unter *ou*), nachdem er für das Prädikats-Verb, dessen Subjekt aus zwei mittels *ou* alternativ verknüpften Einzelwesen besteht, den singularischen Numerus als das Normale festgestellt hat, fortfährt: *Cependant si les deux sujets sont supposés avoir opéré de la même manière à part et dans des temps différents et indéterminés, le verbe prend alors le pluriel.* Akademie und Dictionnaire général berühren diese Frage überhaupt nicht, wenngleich sich unter ihren Beispielen neben singularischen auch pluralische (d. h. solche mit sing. und plur. Verb) finden. Lücking § 548 gibt unter α und β verschiedene charakteristische Beispiele für jeden einzelnen Fall, hält es aber — im Gegensatz zu Littré — für nötig, nur den (doch ganz natürlichen!) Gebrauch des Singular durch eine Formulierung festzulegen („wo *ou* den Sinn von *ou-ou* besitzt"), und bezeichnet den pluralischen Numerus des Verbs („die Kongruenz mit beiden") als das Gewöhnliche, worin er wohl zu weit geht.[6] Das, worauf es hier — bei der psychologischen Erklärung der allmählich immer weiter greifenden Unsicherheit in der Abgrenzung der Gebrauchssphäre von *ou* gegenüber anderen Wörtern, namentlich *et* — ankommt, ist, daß in vielen Fällen die eine Konjunktion genau so gut am Platze ist, wie die andere. Werden in der Antwort

[6]) Nach der anderen Seite geht — in vielleicht noch befremdlicherer Weise — zu weit Meyer-Lübke, wenn er (III, 368) behauptet „Bei *aut* brauchen das Rumänische, das Italienische und das Französische den Singular, das Spanische den Plural" (Unter „Spanisch" soll wohl auch das fortgelassene Portugiesisch mitbegriffen sein). Hat man Grund, für die anderen der hier genannten Sprachen die Richtigkeit dieser kategorischen Behauptung zu bezweifeln, so läßt sich ihre Unrichtigkeit für das Französische leicht beweisen, da Beispiele mit plural. Verb nach zwei mit *ou* verknüpften singularischen Subjekten häufig sind (vgl. auch Littré und Lücking a. a. O.). Ich führe hier das folgende (aus Prévost, *Pierre et Thérèse* 231) an: *Si tu avais fait ce que firent mon grand-père ou mon père* (Vater und Großvater hatten durch erlaubte Spekulationen — aber verschiedener Art — Geld gewonnen) *peu t'importerait que cela fût connu.* Es scheint mir geeignet zu zeigen, daß das von M.-L. als auffällig angeführte portugiesische Beispiel: *eram esta ou aquella a parede do quarto em que D. Sancha deu á luz* usw. nicht so seltsam ist, wie es scheint. Die Sache dürfte wohl in den übrigen Sprachen so wie im Französischen liegen.

auf die Frage nach den Beschäftigungen jemandes eine Reihe von Tätigkeiten in Form kurzer Hauptsätze aneinandergereiht, so können diese ebensowohl, d. h. logisch gleich gut, durch „oder" wie durch „und" verbunden werden: Er liest oder schreibt oder malt oder musiziert usw., bezw. er liest (und) schreibt (und) malt usw. (nämlich alles n a c h einander). Dieselbe Duplizität der Ausdrucksweise gilt für den Fall, daß es sich um von mehreren Personen g l e i c h z e i t i g betriebene Dinge handelt. Die Kinder spielten und sangen und tanzten, bezw.: spielten oder sangen oder tanzten. Dabei ist es denn interessant zu sehen, daß bei dieser in der Natur der Sache begründeten Unsicherheit nicht nur *ou* profitiert — [ich führe hier zu den früheren Beispielen falschen Gebrauchs von *ou* noch ein paar mit zulässigem *ou* an: *(L'indifférence de Chimène vis-à-vis de don Rodrigue et don Sanche)*... *sans les voir d'un œil trop sévère o u trop doux, Attend l'ordre d'un père à choisir un époux (Le Cid I,)*, wo *et* oder: *sans voir l'un d'un œil trop doux, l'autre d'un œil trop sévère* logischen — aber freilich nicht poetischen — Anforderungen besser entsprochen hätte; *il (= le chien) voit des choses joyeuses e t des choses tristes, c'est pourquoi il aboie o u il grogne pendant son sommeil* (A. France, P. Nozière 64), wo, wie in einem früher angeführten Satze, die Ungleichheit in den beiden Satzhälften zu beachten (das erste Mal *et*, das zweite Mal *ou*; ebensogut hätte es zuerst *ou* dann *et*, oder b e i d e Male *ou*, oder b e i d e Male *et* heißen können); ... *le hasard téméraire Des bons o u des méchants fait le destin prospère* (A. Chénier, *Le Mendiant*) hier: b a l d das Geschick der Guten, b a l d das der Bösen] — sondern daß gelegentlich, aber nur im Sinne von „ja sogar" auch *et* Übergriffe in das *ou* zustehende oder wenigstens anscheinend diesem m e h r zustehende Gebiet macht. So sagt Zurlinden (Napoléon Ier p. 7) *Pendant que ses camarades faisaient deux e t trois ans d'école, il réussit au bout d'une seule année à se faire recevoir aux examens de sortie* („Man würde erwarten „zwei o d e r drei Jahre"; das *et* deutet den Begriff von „sogar" an: zwei, ja sogar drei Jahre") Ähnlich am Anfang der *Hist. d'un conscrit de 1813* von Erckmann-Chatrian: *les gens, au milieu de la moisson..., abandonnaient tout pour courir à sa (= de Napoléon) rencontre; il en arrivait de huit e t dix lieues* (von acht, ja sogar von zehn Stunden weit her). Und besonders auffällig: ...*le ménage plaçait des vingt francs e t des trente francs chaque mois, à la caisse d'épargne* (= „die einen Monate 20 Fr., die andern s o g a r 30 Fr.", wir würden zweifellos sagen: die Eheleute trugen jeden Monat 20 o d e r (sogar) 30 Franken zur Sparkasse).[7]

[7]) Meyer-Lübke sagt III, 203 f.... „so daß man wohl annehmen darf, es sei aus irgend einem noch zu findenden Grunde die lateinische Formel *(sc. tertio die)* mehr u n d weniger erstarrt" ... und verläßt

Ist auch durch den Hinweis auf die Fälle, in denen disjunktive und additive Verknüpfung logisch gleich gerechtfertigt sind, begreiflich gemacht, wie der Bedeutungsunterschied der beiden Konjunktionen *et* und *ou* sich bis zu einem gewissen Grade verwischen, ihre Gebietsabgrenzung an Klarheit und Bestimmtheit einbüßen konnte, so kann doch unsere Aufgabe, den auffälligen Sachverhalt in der mißbräuchlichen Verwendung von *ou* im Französischen zu erklären, damit noch nicht völlig gelöst sein. Denn der vorhin berührte Tatbestand gilt ja doch gleichmäßig für alle Sprachen, der uns beschäftigende Ausdruckstyp: *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?* hingegen ist spezifisch französisches Erzeugnis. In der Tat weisen die beiden galloromanischen Sprachen im Mittelalter eine Eigentümlichkeit auf, von der sich in den andern romanischen Gebieten nur vereinzelte Spuren finden: Im Altfranzösischen und -provenzalischen, die bezüglich der Negationsweise vollkommen Hand in Hand gehen, haben alle lateinischen Negationswörter außer *non* und *nunquam* ihre verneinende Kraft eingebüßt; was von ihnen übrig geblieben, also auch *ni* oder *ne* aus *neque* hat völlig aufgehört, Negation zu sein. Dafür hat nun *ni* in jenen beiden Sprachen die eigentümliche Funktion übernommen, in Nebensätzen, selbst positiven, als Verknüpfungsartikel überall da zu dienen, wo das Verhältnis der betreffenden Glieder zu einander weder ausgesprochen additiv (in welchem Falle *et* eintritt) noch ausgesprochen disjunktiv (wo dann *ou* seine Stelle hat) ist; wo also, wie in vielen der vorhin besprochenen Sätze, sowohl *et* als *ou*, und im Deutschen oft „beziehungsweise" setzt (z. B. „weswegen er des Nachts bellt, beziehungsweise knurrt — je nachdem er (der Hund) angenehme oder unangenehme Träume hat)[8].) Als dann gegen die Neuzeit hin die Verwendung von *ni* wieder auf negative Sätze — wirklich negative oder wenigstens negativ gefärbte — eingeschränkt wurde, teilten sich *et* und *ou* in die freigewordenen Funktionen, aber doch so, daß der Löwenanteil bei weitem *ou* zufiel. Daher denn sowohl das Überwiegen von *ou* in all den Fällen, wo das eine wie das andere in Betracht kommen könnte, als auch die Erweiterung seiner Gebrauchssphäre auf Fälle, wo seine Verwendung vor dem Forum der Logik nicht mehr zu rechtfertigen ist, wie in *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?*

---

mit diesem „und" (statt „oder") das Gleis der alltäglichen Redeweise, deren ständiges „mehr oder weniger" höchst wahrscheinlich auf französischen Einfluß zurückzuführen ist (wie „von langer Hand" usw.).

[8]) Die Sache ist von Meyer-Lübke III §§ 211, 212, 214 berührt; von mir, aber nur fürs Provenzalische, eingehend erörtert worden in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXII, 513 ff. unter dem Titel „Koordinierende Verknüpfung negativer Sätze im Provenzalischen."

Wir könnten hier schließen und uns damit zufrieden geben, im Vorstehenden konstatiert zu haben, daß der zuletzterwähnte Satz einen Ausdruckstypus darstellt, der zwar unlogisch ist, aber doch eine Reihe von beachtenswerten Seitenstücken hat und zu dem von einem einwandfreien Sprachverfahren aus so mancherlei Zwischenstufen führen, daß er also auf keinen Fall mehr, wie es anfangs schien, als eine auffallende Anomalie oder gar als Kuriosität angesprochen werden kann. Nur eins gibt zu denken. Es wurde gezeigt, daß neben dieser eigentümlichen Bildung: *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?* eine völlig normale, ja sogar eine zwiefache normale Ausdrucksweise existiert und zu allen Zeiten üblich gewesen ist, nämlich sowohl: *Laquelle préfères-tu, d'Athènes et de Rome?* als auch *Laquelle préfères-tu, Athènes ou Rome?* Ist es nun nicht auffällig, daß an der Hand unserer beiden logischen Typen, wenn auch nicht gerade die Masse des Volks, die beim Sprechen mehr vagen Impulsen folgt und unter dem Banne der anderen unlogischen Verwendungen von *ou* auch an dieser zähe festhält, so doch wenigstens die Gebildeten und sprachlich Geschulten, die ihr Sprechen und Denken zu kontrollieren gewohnt sind, nicht zur Erkenntnis des Irrationellen, des Fehlerhaften jenes andern Typus kommen, ihn nicht gänzlich, nicht grundsätzlich zu meiden sich gedrungen fühlen? Dieser auffällige Umstand legt die weitere Frage nahe, ob hier für die Sprachempfindung die Unlogik des Ausdrucks vielleicht noch in anderer Weise gemildert, verschleiert wird, so nämlich, daß auch die beiden *de* hier nicht mehr in ihrem vollen partitiven Bedeutungswerte empfunden werden. Eine solche Annahme wäre an sich keineswegs so gewagt, wie sie vielleicht auf den ersten Blick scheinte, wenigstens könnte sie sich auf manchen analogen Fall stützen. Wie ist, insbesondere bei Infinitiven, die Bedeutung des *de* doch verflüchtigt! Hinter *désirer*, *espérer* vermißt man es kaum, vor Subjektsinfinitiven (selbst an der Spitze des Satzes) wird es immer üblicher (Bourget setzt es hier, so scheint es mir, fast regelmäßig) und andererseits, wie wuchtig wird es noch empfunden, wenn ich sage: *je viens de vous dire* wie wird der Sinn sogleich ein völlig verschiedener, wenn ich es hier weglasse! So findet sich, fast gleichbedeutend, *cent hommes tués* und *de tués*, *rien de moins* und oft genug dafür *rien moins*, *le mot de «cheval»* und *le mot «cheval»*, *sa pièce de «L'école des femmes»* und *sa pièce «L'école des femmes»*, so auch *en voilà une (,) d'idée* neben dem viel häufigeren *en voilà (,) une idée* usw. Wäre es da nicht ganz wohl möglich, daß auch *d'Athènes ou de Rome* in unserem Satze nur noch als *Athènes ou Rome* empfunden würde, auf keinen Fall wenigstens als genaues Äquivalent eines partitiven *des deux villes?* Es könnte mancherlei zusammengewirkt haben, um unsere „*de*“ zu entwerten.

Einmal der Umstand, daß sie in manchen Fällen zweifelhaften und zweideutigen Charakters sind, z. B. in Sätzen wie *Laquelle de ces deux républiques, de Sparte ou de Sybaris fut subjuguée par une poignée de paysans?* (Lücking S. 191.) Versäumt man bei schnellerem Sprechen hinter *républiques* inne zu halten, dann erscheinen die beiden *de* vor *Sparte* und *Sybaris* nicht mehr partitiv, sondern appositiv *(de ces deux républiques de Sparte ou de Sybaris)*.

Sodann verdienen die Fälle mit Infinitivgliedern, die ganz regulär *de* bei sich haben, Beachtung. Lücking (S. 191) führt an: *Lequel vaut mieux, d e cultiver un art funeste o u d e le rendre inutile?* und steht (in vollster Übereinstimmung mit seinem sonstigen Standpunkt) nicht an, diese beiden *de* als völlig gleichartig mit denen bei Substantiven aufzufassen. Der häufige Fall von *choisir* mit zwei von *de* eingeleiteten Infinitiven, z. B. *Vous pouvez choisir ou d e me la donner ou d e perdre votre cassette* (Mol. *L'Avare V, 6*), wo *de* sicherlich nicht partitiv empfunden wird, könnte mitgewirkt haben, daß die analoge Ausdrucksweise bei Substantiven aufkam, z. B. *Quel ennemi choisir, d'un époux ou d'un frère?* (Corn. *Horace III, 1*) ohne daß *de* hier irgend mehr partitiv aufgefaßt wurde. Auch konnte dem Sprechenden dabei der Sinn von *faire de* vorschweben, etwa *De qui faire un ennemi, d'un époux ou d'un frère?*

In manchen Fällen scheint mir partitives Verhältnis auch durch die Entfernung, die Trennung von dem Fragewort wenig wahrscheinlich, z. B. *Nous verrons ainsi qui fait mieux un brave homme, Des leçons d'Annibal ou de celles de Rome* (Corn., von Haase *Synt.* § 42 zitiert). — *On ne saurait dire ce qui l'emportait dans Lessing, du talent ou de la volonté* (Plattner 379). — *Lequel préférez-vous, du cheval secouant sa crinière ou du cheval dompté?* (ebenda). — *Nous verrons lesquels se lasseront les premiers, d'eux ou de moi* (Mätzner Synt. 1, 224). In all solchen Sätzen mit n a c h t r ä g l i c h e n *de*-Ausdrücken scheinen diese mir mehr im Sinne einer erläuternden Hinzufügung — etwa wie *s'agissant de, étant question de* — als von echten, vom Fragewort abhängigen partitiven Bestimmungen gebraucht. Jedenfalls ist partitiver Sinn in den Fällen mit d o p p e l t e m *ou* wenig wahrscheinlich. Sie finden sich schon sehr früh. Haase *Franz. Synt. des XVII. Jahrh.* gibt: *Je ne sais qui je dois admirer davantage O u de ce grand amour o u de ce grand courage* (Corn.) oder *Il faut qu'ils regardent lequel ils aiment le mieux, o u de la servitude o u de la guerre* (Balz). Angesichts eines solchen Satzes, wo bei zwei nachfolgenden Femininen das Fragewort *lequel* (nicht *laquelle*) lautet, könnte man fast auf den Gedanken verfallen, daß *de la servitude ou de la guerre* nicht „v o n der Knechtsch. usw." heiße, sondern „das von der Knechtsch.", familiär „die Geschichte mit der Kn.", so daß ein ähnliches *de* vorläge wie in *Vous ne*

saurez que c'est d'une femme constante oder *Vous ne savez que c'est d'aimer ou de haïr* („was es für eine Bewandtnis hat mit Lieben oder mit Hassen") (ib. 62).

Und Sätze dieser Art führen uns schließlich auf jenes *de*, das A. Tobler in einem seiner ersten und zugleich vollendetsten Beiträge (I, 2) unter dem Titel: *De* ein „logisches Subjekt" einführend aufs eingehendste und großzügigste behandelt hat und das er, von dem altfranzösischen Typ *Noble ordene est de cevalerie* (= „Von Ritterschaft her existiert edler Stand"[9]) = die Ritterschaft ist ein edler Stand) ausgehend, bis auf seine, nur noch spärlichen neufranzösischen Überreste hin verfolgt, die er, abgesehen von den Infinitivwendungen *c'est une chose bien sérieuse que de mourir* (= „was von Sterben ist"), noch in den Ausdrücken *ce que c'est que de nous* (wo er selbst übersetzt: „was es doch mit uns für eine eigentümliche Bewandtnis hat!"), *si j'étais que de vous* (= „wenn ich wäre, was von Ihnen ist", d. h. was Sie sind) sieht, welchem letzteren Ausdruck — ein für uns sehr wichtiger und bedeutsamer Umstand! — nun ein: *si j'étais de vous* zur Seite steht, das Verfasser darum nicht minder als fehlerhaft ansieht, weil sich im Altfranzösischen gelegentlich auch schon ein solches *de* ohne ein (seiner Meinung nach unentbehrliches) *que* findet. Kann nun von einer Stadt gesagt werden: „*si elle était d'Athènes* (statt *Athènes*), *de Rome* (statt *Rome*)", d. h. statt des einfachen Namen „Athen", „Rom" die erweiterte Ausdrucksweise „von Athen, Rom her", (eigentlich: „was von Athen, Rom her ist") gesetzt werden, warum sollte nicht auch in *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?* das *d'Athènes, de Rome* in diesem Sinne — ich sage nicht : klipp und klar erkannt und aufgefaßt, sondern nur: mit derjenigen Vagheit, derjenigen nebelhaften Verschwommenheit dunkel empfunden werden, mit der wir uns so oft altersgrauen, durch so und so viel Sprachperioden hindurchgegangenen, durch so und so viel unmittel- oder mittelbare Einflüsse modifizierten, sozusagen „sedimentären" Sprach- und Redewendungen gegenüberfinden?

In tadelloser Schöne stände darum diese Ausdrucksweise — zumal in ihrer heutigen Umgebung — doch nicht da. Sie bliebe immer noch, wie so manche andere, eine Mahnung zur Vorsicht für diejenigen, die sich im Preise der logischen Vollendung und Vortrefflichkeit der französischen Sprache gar nicht genug

---

[9]) Wenn es erlaubt ist, der Auffassung des in der Kenntnis und Beherrschung des Altfranzösischen unübertroffen dastehenden Meisters eine abweichende gegenüberzustellen, so möchte ich die Frage aufwerfen, ob *de* hier statt eines (räumlichen) Herkunfts-, Ausgangsverhältnisses nicht vielmehr dasjenige des Beurteilungsobjekts bezeichnet (deutsch „um", „mit"), der Satz also nicht aufzufassen ist als: „Ein edler Stand ist (es) um die Ritterschaft", wie wir sagen: „Es ist eine schöne Sache um die Ritterschaft" oder „mit der R."

tun können. Doch würde man bei Berücksichtigung dessen, was hier und im ganzen Verlaufe unsrer Darlegungen zur Erklärung derselben vorgebracht worden, gewiß geneigter sein, auch für sie das milde Urteil gelten zu lassen, das A. Tobler (V. B. III, 33) über einen anderen Fall, bei dem er es für ratsam hält, auf logisch-grammatische Analyse lieber zu verzichten, fällt: „Die Sprache ist hier wieder einmal Wege gegangen, die die Logik nicht gewiesen hat, die die Logik nicht gutheißen kann, aber sie ist sie gegangen, ohne darum unverständlich zu werden."

(Schluß folgt.)

Schlachtensee bei Berlin. TH. KALEPKY.

Vermischtes.

Zum Roman de Thèbes (ed. Constans) vv. 7543—7595.

Ypomedon, der ins Bulgarenland gezogen ist, um neue Lebensmittel für die vor Theben Kämpfenden zu holen, wird auf dem Rückzuge von Faramonde, einem Verbündeten des Ethiocles, überfallen und rettet seine Schar durch die folgende Kriegslist mit den Baumzweigen:

7543 *Bons chevaus et isneaus lor baille*
Por traire avant en la bataille.
Et as autres fait coillir branches
Et traïner joste lor hanches.
Bien loing les fait aler deriére,
Car il firent mout grant poudriére,
Car d'eus i ot mout grant compaigne.
Et s'arengiérent par la plaigne:
De ci qu'al ciel la poudre en vait;
Bien semble que grant gent i ait.

Der Erfolg bleibt nicht aus:

7588 *Sempres li estoüst foïr,*
Quant cil virent la grant poudriére
Que li garçon muevent deriére.
La poudre fu desmesuree,
Cuident que l'ost seit ci jostee:
Iço les mist en tal esfrei
Que tuit s'en tornent a desrei,
Tuit s'en tornent vers lor contree.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter hier eine Stelle des lat. Alexanderromans benützt hat, die in letzter Linie auf Pseudok. II 13[1]) zurückgeht, denn auch Alexander gebraucht Darius gegenüber dieselbe List, um sein Heer zahlreicher erscheinen zu lassen. Es läßt sich auch jene lat. Fassung ermitteln, die hier zugrunde liegt. Julius Valerius (ed.

[1]) Dieser Bericht selbst stammt aus der Geschichte der Diadochenkriege und soll nach Frontin IV 7, 20 von Ptolemaios I. gegen Perdikkas angewendet worden sein (*Ausfeld*, Der griech. Alexanderroman (1907), S. 159).

Kübler p. 91) II 25 kommt nicht in Betracht, da dort nicht den Pferden, sondern dem Vieh die Zweige an den Schwanz und an die Hörner gebunden werden, wodurch eben ein doppelter Zweck erreicht werden soll: *pecua multigena seu armenta, quae illis in pascuis abundarent, coacta comprehendi, eorum cornibus frondentes et auctiusculos ramos adnecti iubet; tumque aliis ramulis adnexis ad caudas pecudum singularum agi praeimpedita hactenus mandat, utramque speciem pariter imitatus, ut et erectis frondibus, quae adnexae cornibus ferebantur, silvestrem quandam speciem prae se agerent, ex qua occuli insequentem exercitum faceret, et tractis ramulis pulvis excitus omnem dinoscentiam veri eminus confudisset.*

Dasselbe enthält die daraus geflossene *Epitome* II 13 (ed. Zacher p. 45), ferner die *Liegnitzer Historia* (Rom. Fg. XXIX 26/27), die nur die erstere Begründung übernommen hat: *cum haberet armenta bovum et greges arietum, praecepit ut rami arborum ligarentur in cornibus et caudis animalium, ut exercitus Darii terreretur videns quasi siluas et arbores esse cum Allexandro* (vgl. den Dunsinane-Wald im *Macbeth* V, 5).

Die Vorlage bildete vielmehr die sog. *Historia de preliis* in der ursprünglichen Fassung des Archipresbyters Leo (ed. Landgraf p. 86): *Hoc ingenium fecit sapientissimus Alexander: Evellens herbas ramosque arboris ligans ea in pedibus equorum, ut maiorem pulverem facerent, ita ut viderent eam Perses et mirarentur* (denselben Wortlaut zeigt der Auszug des Ekkehard von Aura, Migne t. 154, Sp. 578).

Hinzugefügt sei, daß die erweiterten Formen der Hdpr. eine Kontamination zeigen (ed. Zingerle p. 183): *Alexander statim precepit militibus suis, ut inciderent ramos arborum et evellerent herbas et ligarent eas in pedibus equorum et camelorum et mulorum, qui erant in ipso exercitu. Hoc enim ingenium proinde fecit Alexander, ut maiorem pulverem facerent et ut videntes eam Perses ab excelsis montibus obstupescerent de plenitudine hostium.*

Breslau. ALFONS HILKA.

Zum Text der Vengeance Raguidel.

Wenn ein Herausgeber bei der Behandlung seines Textes so sorgsam alle Eventualitäten erwägt und prüfend ins Auge faßt, wie dies Friedwagner tut, so gehört eine gewisse Kühnheit dazu, mit etwaigen Besserungsvorschlägen sich hervorzuwagen, besonders wenn bereits ausführliche Besprechungen vorliegen. Und doch ist es andrerseits verlockend, gerade bei einem so trefflichen Texte auch die allerkleinsten Bedenken zur Sprachezu bringen.

818. *Drois fust que ne s'entremesist / Nus de nos* ·II· Der Text der Handschrift befriedigt nur halb. Der Sinn verlangt eher *de vos gens*, das sich aus dem aufgelösten Zahlzeichen paläo-

graphisch leicht ergeben würde. V. 4983 nimmt Herausgeber ebenfalls Verlesung des Zahlzeichens an.

1032. Der Gebrauch von *cele* statt eines zu erwartenden *nule* braucht nicht beanstandet zu werden. Vgl. ähnlich (wenn auch nicht parallel) *ne cost cele rien que deus . . . . . ne feïst.* Estoire Joseph 590 f. *n'est cele avision Dont ne rende raison* ibd. 485 f.

1436. *lors sa je bien de fin voir.* Herausg. denkt an *de fi.* Ich glaube die Beobachtung gemacht zu haben, daß bei *savoir* gern ein *enfin* steht, hinter dem vielleicht mehr steckt als die übliche Zeitpartikel (vgl. auch V. 5944, Meraugis 799 ff.; Ph. de Beaumanoir, Jehan et Blonde 766: *en toutes fins le voil savoir*). Wegen der farblosen Bedeutung sind charakteristische Beispiele natürlich schwer beizubringen. — An sich wäre übrigens das Adjektiv *fin* durchaus passend, vgl. die Verbindung *fine veritez* Florence de Rome (ed. Wallensköld) App. 1214.

1854. *Si fait as fauls de langue entendre . . .* Ist vielleicht *de*(?) *l.* zu *entendre* zu ziehen? „durch Zungenfertigkeit begreiflich machen".

1920. „*jete les mains*" wohl nur „sie streckt die Hände aus" vgl. *Aiols gete la main si trait l'espee.* Aiol V. 739.

2605. Die Lesart der Handschrift ließe sich unter Umständen halten: *Ja lor ferra chier comperer Le mal qu'il font son frere, et fait.* „Er wird sie büßen lassen (wie er denkt) und tut (es) wirklich." Freilich stört das dreifache *faire* ein wenig.

2659. *autrefois* als Zeitbestimmung fällt auf, da es sich um *devant ier* handelt (V. 2695).

2720 ff. Man könnte unter Benutzung der Andeutungen des Herausgebers lesen: Komma hinter *moi*, Redeschluß hinter *Gavains.* «*Ce* (Hds.!) *sui, de ço soiés certains!*» «*liés et joians* [*sui*] *si doi je‿estre; Car des chevaliers serai* (oder *resui*?) *mestre.*» Die Freude des Ritters beruht darauf, daß er wieder als *mestre* rehabilitiert ist; denn Gavain zu unterliegen war und ist keine Schande (V. 2740). Ein Frohlocken über die Gefangennahme des Widersachers braucht in den Versen nicht zu liegen, da, wie das folgende lehrt, der Ritter sofort bereit ist, G. zu unterstützen. Auch die Worte *Vaies mie fel mautalent* 2726 erklären sich zwanglos: G. weiß, daß der Ritter Grund hat, ihn zu hassen. Es ist also selbstverständlich, daß er an ihn auf jeden Fall noch einmal die Bitte richtet, ihm nicht zu grollen. *Angoisse* 2716 macht keine Schwierigkeit, da bereits vor der Bekanntgabe des Namens der Burgherr *angoissous* ist (V. 2693).

3865. «*Molt bien fait il.*» «*Quel bien?*» Die substantivische Natur des *bien* ist nicht, wie Herausg. annimmt, unbedingt gesichert. Vgl. «*Bas, se voulez qu'il ne s'esveille.*» «*Quel bas?*» Pathelin 551 f.

2807. *del suen* „von ihrem Lehnsmann" (?) vgl. *Amors puet lou sien justicier, Dame et ami, par sa valor.* Arch. 98, p. 357. R. F. XXII, p. 542.

4523. Vielleicht eher *n'en ires pas* (vgl. 4518 *alés, alés!*). — Welches ist übrigens der Sinn von *patenostre* an dieser Stelle. Etwa wie sonst *evangile* = „unbestreitbare Wahrheit“?

4724. Es wäre verlockend, zu lesen «*Vos ne ferés pais autrement, Ferés?*» Vgl. englisch: You do not see him, do you? „Ihr werdet also nicht Frieden schließen, nicht wahr?“ Es ist die letzte Anfrage des Ritters, der die Lanze bereits gefaßt hat (V. 4712) und überzeugt ist, von G. eine ablehnende Antwort zu erhalten. Die Redegruppen lassen sich dann m. E. bequem einteilen. Grammatisch hätten wir hier eine jener seltenen Frageformen, die Schulze, Afrz. Fragesatz (1888) p. 245 eigentlich nur theoretisch zu erschließen vermag.

Königsberg i. Pr. F. LUBINSKI.

Afz. **haut tondu** = ‚anmaßend‘?

Schulz-Gora (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXVI, 84) stellt Belege für diesen afz. Ausdruck zusammen. Man könnte ihnen noch die Beispielsammlung bei Tobler, Verm. Beitr. I, S. 81 (anläßlich der Adjektivierung des ursprünglichen adverbialen *haut* vor dem flektierten *tondu*) hinzufügen, da sie uns über zwei Punkte aufklärt, auf deren Erklärung Schulz-Gora verzichtete:

1. Wieso heißt es *haut* (und nicht: *bas*) *tonduz*? Der Erklärungsversuch Schulz-Goras, daß beim Scheren einer Kopfstelle die ringsum befindlichen Haare sich aufrichten, ist nicht plausibel. Nun finden wir bei Tobler auch die Ausdrücke *haus reoigniez* und *haus rez*: es geht daraus hervor, daß wir *haut tondu* nicht mit ‚hoch geschoren‘, sondern (wie *haut reoigniez*, *haut rez* ‚oben rasiert‘, d. i. ‚mit einer Tonsur versehen‘) mit ‚oben geschoren‘ übersetzen müssen: besonders aus der Stelle im Couronnement Lois wird es klar, daß es sich um die Tonsur handelt. Der Riese Corsolt, der selbst *ot hérupé le chief*, sagt zum *apostoile*: *Est ce ordenes que halt ies reoigniez?* Der *apostoile* antwortet: *Sire, fait il, je serf Deu al mostier.* Langlois übersetzt denn auch im Glossar *reoigniez* mit ‚tonsuré‘. Daß eine schöne Tonsur als Zierde des mittelalterlichen Mönchs galt, sieht man aus der bei God. s. v. *reoignier* angeführten Stelle aus Chardry: *Fetes vus ben tundre et rere. Et haut roinner k e b e n i p e r e*, oder aus der Mousket-Chronik: *Femes et homes del pais, Qui furent b i e n h a u t roegnié, Devant et derriere croissié.* Daß wohl ursprünglich nur von Mönchen *haut reoignez, tonduz, res* gesagt wurde, geht ferner hervor aus der Stelle aus dem Aiol (God.): *Si a coisi un moine qui fut haut roengies*, der Stelle aus Claris (Tobler): *et seroie moine rendez Et bestournez* (Tobler korrigiert *bertoudez*; vielleicht auch *bestousez?* vgl. Rom. XXXVIII 367) *et haut tonduz*; ebenso bezieht sich *haut tondus* im Dit de Rob. le Diable und das *haut rez* des Rutebeuf (God.,

s. v. *rere*: *haut rez* ,haut rasé, par allusion à la tonsure d'un religieux': so erklärt sich God.' Übersetzung von *haut tondu* mit ,prince de l'église') auf Mönche. Will man nicht mit ,oben geschoren' übersetzen, so könnte man ,hochgeschoren' = ,vom Halse aus bis hoch hinauf geschoren' fassen, wie eine Stelle der Flamenca, die der von Schulz-Gora zitierten vorausgeht, beweisen könnte: *Los pels li botoisa e-l col E fai-l corona* (= ,Tonsur') *gran e larga*. (Raynouard, s. v. *botoisar*.) Ganz ebenso ist die Operation dargestellt im Roman de Renard (Bartsch, Chrestomathie de l'anc. franç[10], S. 150—151):

Der Fuchs will den Wolf zum Mönch machen:

> ,ha! car vos faites reoignier
> et vostre barbe rere et tondre.
> . . . .
> . . . . *isnelement*
> *avroiz corone et grant et lee*
> *ne mais que l'eve soit chaufee.*
> *öir pöez ici biau geu:*
> *Renarz mist l'eve sus le feu*
> *et la fist trestote bouillant.*
> *puis li est revenuz devant*
> *et sa teste encoste de l'uis*
> *li fait metre par un pertuis.*
> *et Ysengrins estent le col*
> *Renarz qui bien le tint por fol.*
> *l'eve boillant li a getee*
> *et sus le hasterel versee.*

Aus dem entsetzt ironischen Ruf des Wolfs:

> ,*Renart, morz sui!*
> *male aventure aiiez vos hui!*
> *trop grande corone m'avez faite*'

sieht man wieder, wie es dem Dichter darauf ankam, die Größe der Mönchstonsuren zu persiflieren. In der Stelle aus der Folie Tristan von Oxford, die Schulz-Gora anführt, folgt auf: *Od les forces haut se tundi*: *Ben sentle fol u esturdi* der Vers: *En apres se tundi en croiz*: also zuerst in einer Richtung (den Hinterkopf hinauf), dann kreuzweis; V. 569 sagt Ysolt mit offenbarem Bezug auf diese Stelle: *Kar la enz est un fol venuz, Ki mult est haut en croiz tunduz*. Ob nicht auch hier Tristan in seinem Aussehen einen verrückten Mönch vortäuschen will? Führt er sich doch dem erstaunten Pförtner gegenüber damit ein, daß er von einer angeblichen Hochzeit eines Abtes mit einer Äbtissin erzählt, von der er grade komme! Daß die Auffassung des *haut* als ,hoch (sc. vom Halse aus)' richtig ist, beweist vollends die Parallelstelle aus der Folie Tristan von Bern: V. 154: *Haut fu tonduz, lonc ot lo col, A merveille sembla bien fol.* Für

Schulz-Goras Andeutung, daß in solchen Stellen vielleicht des Hofnarrs grotesker Haarschopf gemeint sei, könnte eventuell die Stelle aus der Vie des pères (God., s. v. *bestondre*) sprechen: *I fol bestondu sens guile Troverez qui a non Felix*, doch deutet der erste Beleg desselben Artikels mit *ce bestondu sacrifiez* wieder auf einen Heiligen, der nur profanen Augen als *fol* erscheinen konnte. Es scheint aus dem Beleg aus Rob. de Clary (*devers occident venoient une gent haut tondue a costeles de fer, qui Constantinoble conquerroient*) hervorzugehen, daß nicht nur Mönche, sondern auch Kreuzfahrer sich eine Tonsur scheren ließen.

2. Die Belege für die Attraktion *haut tonduz* > *hauz tonduz* (wie *hauz saillanz, hauz escourciez*) lassen auch verstehen, wieso ein *si* vor den Ausdruck gesetzt werden konnte: *hauz tonduz* konnte ein ‚Oben (od. Hoch-)Geschorener', aber auch ein ‚hoher Geschorener' bedeuten: vielleicht liegt in den beiden Stellen sogar ein bewußter, witzig gemeinter Doppelsinn vor, wie er sowohl Wace wie erst recht dem Fabliau-Dichter zuzutrauen ist: man beachte, daß in beiden Stellen dieselbe negative Wendung steht: *n'i ait si haut tondu ki* . . ., *n'est si haut tondu que* . . .; wir würden sagen: ‚es gibt kein noch so „hohes Tier"' (das eine Mal ist der *haut tondu* dem einfachen *çavetier*, der ihn überlistet, gegenübergestellt!) und diese Nuance wird wohl God. mit seinem *prince de l'église* haben ausdrücken wollen. Tatsächlich ist ja das Satzgefüge: *Ja ne fust si halte gent qui* . . . *ja nen iert si auz om que* . . . afz. sehr häufig (s. God. s. v. *alt*). Wem nun das Hineindeuten von ‚hoch' (= ‚hochgestellt') in den Ausdruck *haut tondu* gekünstelt scheint, der mag *n'est si haut tonduz* wörtlich als ‚es gibt keinen noch so Hochgeschorenen' fassen (also ursprünglich ‚Geistlichen') = ‚keinen noch so frommen Mann'. In der Fabliau-Stelle wäre die „Moral" dieselbe wie in dem bekannten Sprichwort: *les plus grands clercs ne sont pas les plus sages*. Keinesfalls möchte ich aber als der Denkweise des Mittelalters entsprechend mit Schulz-Gora eine Bedeutungsentwicklung ‚Geistlicher' > ‚anmaßend, dreist' annehmen. — Dem mittelalterlichen Geist entspricht es dagegen vollkommen, daß der König einem Laien wie Corineu (in der einen Stelle bei Schulz-Gora) sagt, daß ein noch so hoch Geschorener (= ein noch so frommer Mann) in diesem Gebiet nicht jagen dürfe.

Wien. L. Spitzer.

Franco-prov. **ruχlyo**.

È il nome d'un vento, intorno a cui ha testè ragionato il Gauchat (Bull. du Gloss. des patois de la Suisse rom. X 44). Cosa sia etimologicamente non so; e non lo saprebbe nemmeno il Gauchat, dove le peregrinazioni da lui intraprese attraverso i

l'ocabolari, in cerca di qualche compagno da dare a *ṛụχlyo*, non vavessero fatto imbattere, per sua disgrazia, in un lomb. *rǫš* acquazzone. Il Gauchat non esita nel mandar questa voce con quella du lai studiata, e, riconosciuto che *rúχlyo* postuli un *ruscl-*, ritroverebbe *rusceu* (= sordidus) nel vocabolo lombardo.

Lascio da banda la non impellente evoluzione semantica. Ma foneticamente la connessione invocata dal Gauchat non regge. Non so quale *u* s'immagini presente in *rusc-*; ma trattisi di *ū* o di *ŭ*, la voce lombarda li ricusa ambedue, poichè dal primo la Lombardia vorrebbe *ü*, dal secondo, *ọ*. Ora, la voce cisalpina ci si offre con *ǫ*, un *ǫ* che solo può dipendere da *ŏ* (o da *au*; che però nel caso nostro è fuor di quistione). Quanto allo *-sc* (*š*) il mio egregio amico e collega ha ceduto a una seduzione, alla quale già più altri valenti studiosi d'oltre alpi non han saputo resistere: quella cioè di considerare alla stessa stregua il *š* toscano e il *š* lombardo.[1] In realtà, se le due parlate s'incontrano nella ragion fisiologica del loro *š*, dissentono profondamente ne' presupposti storici di esso: tanto profondamente, da costituire quel dissenso una ragion perentoria per ricusar appunto ogni etimo ispirato dal consenso fisiologico. È così che il lomb. *šat*, rospo, nulla ha da vedere coll' it. *šatto*, che *cašis*, crucciarsi, è tutt' altra cosa dall' it. *accašarsi*, che il lomb. *šẹrn* è *cernere*, mentre il tosc. *šẹ́rnere* è **ex-cernere*, ecc. E non sarà mai abbastanza ripetuto che a un *š* intervocalico lombardo corrisponde la Toscana con *čč* (*braccio* = *braš*, *caccia* = *caša*, ecc. ecc.), e che viceversa a un *š* toscano la Lombardia contrappone *s* sordo (*coñǫ́s* = *concšere*, *üs* = *ušo*, ecc. ecc.). Onde, e prescindendo per intanto dalla qualità della tonica, dato un tosc. **rošo* (= *rusceu*), la Lombardia dovrebbe rispondervi con **ros*, e, dato il lomb. *rǫš*, la Toscana vi dovrebbe contrapporre un **rǫčco*. È un dilemma dal quale mi par difficile scappare.[2])

Il lomb. *rǫš*, acquazzone, ha ragione il Gauchat di non scinderlo dall' altro *rǫš -ša* che significa 'branco, mazzo, penzolo' ecc.; ma, come lo prova anche la diffusione di questi valori di fronte al primo (limitato alla Lombardia), è quello di 'acquazzone, scroscio d'acqua' un senso secondario (cfr. il franc. *paquet de mer*). E non vedo veramente che per *rǫš* mazzo, ecc., vi sia un etimo che per la semantica e la fonetica convenga meglio che non *rŏteu*. Ma con questa base *ṛụχlyon* on potrebbe avere a che fare.

C. Salvioni.

[1]) Veramente, poichè il Gauchat parla anche di *rosc* come del radicale, non diminutivo, di *rusel-*, parrebbe ch'egli interpreti come *sk* lo *sc* della scrittura vulgata, che invece vuol dire *š*. Ma si trattasse anche di *sk*, rimarrebbe sempre la difficoltà della tonica.

[2]) In quelle varietà lombarde che, come la bormina, hanno *c* al posto del lomb. *š* (*brac* = lomb. *braš* braccio, ecc.), si ha infatti *rǫc* branco. Ugual ragionamento facciasi per l'engad. *rotscha* (l. *roča*) schiera, greggia.

Voltaire conteur et romancier.

Les sujets de ses pièces.

Les contes.[1])

Condorcet et Decroix, les éditeurs de Kehl, se sont extasiés devant les contes en vers de Voltaire, «un philosophe qui pour faire passer des leçons utiles a pris un masque,» cet éternel masque de Brutus, défrayant, depuis tant de siècles, la rhétorique des deux hémisphères. Le rire de Voltaire conteur cacherait donc une arrière-pensée philosophique et il faudrait rechercher, dans ces historiettes joyeuses, la substantifique moëlle, dont parle Rabelais. Sous ce rapport là, ajoutent nos éditeurs, le poète de la *Henriade* l'emporte de beaucoup sur La Fontaine, dont la morale a été ramollie, à ce qu'il paraît, par les Iris et les Jeannetons. L'éloge est pompeux et l'auteur de *Joconde* en sort la taille rapetissée; il est probable d'ailleurs que Condorcet et Decroix auraient inverti les termes de leur comparaison, si au lieu de soigner l'édition de Voltaire, ils avaient réimprimé l'œuvre folâtre du «fablier». Ces sortes de parallèles me paraissent des exercices scolaires, qui ont bien fait leur temps; on ne mesure pas les élans des génies ainsi que certains académiciens de *Gulliver* mesuraient les sauts d'une puce.

La Fontaine est un voluptueux, insoucieux de sa famille et malgré cela il a peint le tableau délicieux de l'amour conjugal, en *Philémon et Baucis*; Voltaire, tout philosophe qu'il est, écrit, à ses heures de loisir, des contes purement pour rire. Voyez ces pièces qui, d'après les éditeurs de Kehl, renfermeraient des leçons si utiles, *in primis l'Anti-Giton* de 1714, qui a, par conséquent, les circonstances atténuantes de la première jeunesse.

[1]) J'épargne à mes lecteurs un étalage inutile de bibliographie; mais je tiens à signaler, outre les études bien connues de Desnoiresterres, de Faguet, de Crouslé, de la Poudroye etc. . ., l'excellent volume de M. Lanson, *Voltaire* dans la collection des *Grands écrivains français* et celui de Georges Pellissier, si riche en renseignements, *Voltaire philosophe*, Paris, Colin, 1908. Voyez aussi l'ouvrage méritoire de Paul Sakmann, *Voltaires Geistesart und Gedankenwelt*, Stuttgart, 1910 et celui de William Raleigh Price, *the symbolism of Voltaire's novels With special reference to Zadig, New York, the Columbia University Press*, 1911. D'autres ouvrages, qui nous intéressent d'une manière particulière, seront signalés au cours de notre article. L'édition suivie est celle de Moland. Pour ce qui est des dates des contes et des romans, nous suivons aussi l'ordre chronologique que Moland a fixé, bien qu'il soit parfois sujet à caution.

mais où il est question d'inviter Mlle Duclos d'abord, Mlle Lecouvreur ensuite, à empêcher le triomphe de ce dieu, qui a son trône à Gomorrhe. On comprend comment ces braves actrices devaient s'y prendre pour que leur sexe reprît ses droits. Suit le *Cadenas* de 1716, pièce adressée a Madame de B., où il s'agit de cet instrument que la jalousie — disons-le avec le poète — a destiné à fermer le libre sanctuaire de l'amour, sujet, on le voit, on ne pourrait plus édifiant. Tournez la page et vous trouverez ce *Cocuage*, dont le titre est assez significatif; Proserpine y court d'une chaudière à l'autre en quête de baisers, de madrigaux et du reste. Peut-être a-t-on voulu s'occuper seulement du recueil paru sous le nom de Guillaume Vadé, appartenant à l'âge mûr de l'artiste, mais quel en est le but moral et philosophique? Vous voyez, d'un côté, messire Jean Robert, de *Ce qui plaît aux femmes*, poussant Marton «aux pommes d'albâtre» et la renversant sur l'herbe: de l'autre l'héroïne de la *Bégueule*, domptée par un charbonnier, de la façon dont s'y prenait certain ermite du *Décaméron* pour châtier sa chair pécheresse. Un seul trait commun unit les deux poètes, le respect de la bienséance appris dans une société choisie, où Arsinoë s'effarouche plutôt du mot que de la chose. Si vous voulez pousser plus loin cette enquête, voici entre autres, une historiette piquante, voilée autant que possible. Isabelle, dans *Gertrude*, se promène, la nuit, dans son jardin: elle touche à l'âge où les sens s'éveillent et cette première révélation de la divinité cachée est peinte avec une finesse psychologique, qui n'est pas sans doute celle de Balzac, mais qui fait néanmoins songer à la protagoniste d'*Eugénie Grandet*:

> «Isabelle, inquiète, en secret agitée,
> Et de ses dix-sept ans doucement tourmentée,
> Respirait dans la nuit sous un ombrage frais...
> Sans savoir l'admirer, regardait la nature;
> Puis se levait, allait, marchait à l'aventure,
> Sans dessein, sans objet qui pût l'intéresser;
> Ne pensant point encore et cherchant à penser...»

Que tout cela est bien dit et avec pudeur, mais attendez la fin de l'aventure! Mademoiselle s'approche de la chambre de sa mère et un murmure de mots entrecoupés et de soupirs parvient à son oreille:

> «Ma mère a du chagrin, dit-elle entre ses dents,
> Et je dois partager les peines qu'elle endure.»

Inutile d'expliquer de quelles peines il est question et comment Isabelle apprend à les partager; admirez plutôt cette *adfabulatio* on ne pourrait plus édifiante, où la fille à sa mère, qui mettait ses soupirs sur le compte de saint André, réplique d'un air goguenard:

> «Pardonnez-moi, ma mère.

.... J'ai choisi saint Denis, comme vous saint André.»
Le mot pour rire au bout du conte, d'après les anciens modèles; quant au fond, toujours la plaisanterie traditionnelle, la facétie dévergondée, rappelant la réponse des religieuses à cette abbesse qui les sermonnait, et qui oubliait les braies du prêtre dont elle était coiffée. Ne parlons donc plus d'un but moral et philosophique.

Pour entendre un autre son de la lyre, ayons plutôt recours aux légendes mythiques que les filles de Minée débitent. Les lecteurs de La Fontaine se trouveront ici encore en pays de connaissance et la leçon mythologique servira à compléter l'éducation d'Isabelle: une grâce enjouée, une amoralité rieuse et surtout l'art de la malice décente. A certains traits cependant vous devinez que l'horizon n'est plus le même. Le bûcheron du «fablier» passe devant nous courbé sous le faix de sa misère et invoquant la mort. Les impôts, la corvée l'ont tué à la besogne, spectacle triste qu'il faut bien accepter avec résignation, car les pauvres gens naissent et meurent malheureux. Aucun cri de protestation; en haut, dans l'Olympe, le trône du roi Soleil, entouré de seigneurs et de prélats; les léopards et les singes de la fable. Un valet de Molière ajoutera, tout au plus et à demi-voix, qu'un seigneur méchant homme est une terrible chose, mais il risquera son âme pour servir cette méchanceté. Telle est l'habitude d'obéir. Avec Voltaire, la scène change; le bûcheron garde encore son air abruti et sombre, cependant les philosophes l'ont vu et protestent pour lui. Un vent nouveau souffle du côté de l'Angleterre. Ainsi, bien que les contes voltairiens ne visent qu'à amuser, vous y remarquez, de temps à autre, des pointes d'ironie, des attaques aux puissances, mais ce ne sont là que des traits accessoires.

«Les dieux sont bons, les prêtres sont cruels» s'écrie le poète dans *Les trois manières*; en *Azolan*, on se moque de l'ange Gabriel: «ce ministre emplumé du ciel» et l'héroïne de *Ce qui plaît aux dames*, dévoile les crimes d'un roi auquel la colombe divine a apporté «le céleste chrême»; des boutades après tout, qui ne portent pas à conséquence et échappées presque à son insu à notre écrivain. Ses haines vigoureuses il les réserve pour le reste de son œuvre.

L'art de Voltaire conteur a des naïvetés étranges; ses débuts sont surtout singulièrement embarrassés. Trois fois il répète, par exemple, que ses récits sont destinés aux soirées d'hiver et les mêmes images amènent souvent les mêmes mots. C'est tout d'abord en *Ce qui plaît aux dames*:

> «Or maintenant que le beau *dieu du jour*
> Des Africains va brûlant la contrée,
> Qu'un cercle étroit chez nous borne son tour,
> Et que l'hiver allonge la soirée;
> Après souper, pour vous désennuyer,
> Mes chers amis, écoutez une histoire...»

Dans *l'Éducation d'un prince*, c'est la même idée et le même tour:

«Puisque le *dieu du jour*, en ses douze voyages,
Habite tristement sa maison de Verseau...
Je veux au coin du feu vous faire un nouveau conte...»

et dans *Gertrude*:

«Mes amis, *l'hiver dure*, et ma plus douce étude
Est de vous raconter les faits des temps passés»

Inutile de multiplier les exemples. Il en est de même de cette fameuse „variété" de sujets prônée par certains critiques. Remarquons avant tout que le nom de *conte* est appliqué à tort à des pièces où l'auteur ne nous raconte rien du tout. Si le „fablier" avait appelé l'une de ses compositions, *Ceci n'est pas un conte*, notre auteur aurait pu indiquer de la sorte, malgré leur titre, une demi-douzaine de ses pièces. Où est-elle la partie narrative dans l'*Anti-Giton*, dont nous venons de parler, dans *Le cocuage*, célébrant la gloire de cette divinité, dans l'*Origine des métiers* qui n'est qu'une page de mythologie ainsi que *Le dimanche ou les filles de Minée*? La trouvez-vous peut-être dans cette fantaisie intitulée *Le songe creux* ou bien dans l'allégorie de *Sésostris?*

Les trois manières renferment une trilogie. Ce sont des histoires d'amour délicates et agréables, exposées par de jolies conteuses. Églé, simple et naïve, rougit, sourit et émeut. Téone, en vers:

«Qui courent avec grâce, et vont à quatre pieds»

expose une aventure fort mouvementée et captivante; Apamis est triste, dans son rhythme mélodieux de dix syllabes: ses pleurs l'emportent sur les rires et c'est à celui qui est mort pour elle que les Athéniens décernent le prix accordé au plus noble des amants. N'allez pas croire cependant que cette forme particulière de conte appartienne en propre à Voltaire. Ici encore La Fontaine l'avait précédé. Relisez *Clymène* et vous y retrouverez, encore une fois, Apollon juge de l'art narratif des muses. Chacune doit suivre „son caractère" et chanter „sur de nouveaux tons". Surtout du nouveau, partout du nouveau, du pathétique, du plaisant, du passionné, qui s'alternent:

«Il me faut du nouveau, n'en fût-il point au monde.»

Ajoutez que ces histoires, plutôt que la grâce athénienne, révèlent le souvenir des *Mille et une nuits* et des romans orientaux vrais ou faux qui faisaient fureur à cette époque. Téone et son amant courent des aventures de corsaires, on ne pourrait plus extraordinaires. Figurez-vous un jeune homme, qui voulant délivrer sa belle tombée au pouvoir d'un „soudan", se déguise en femme, se fait enlever et finit par pénétrer non-seulement dans le harem, mais, ce qui plus est, dans la chambre de son amante. Personne ne devine rien, personne ne voit rien, pas-

même cet excellent sultan, couché entre les deux. Tout à coup notre héros tire un „estramaçon", saisit sa majesté turque „par la crinière" et lui impose, peine la vie, de faire ouvrir toutes les portes. Le bonhomme s'exécute avec la meilleure grâce de ce monde et les amants lui font un pied de nez. Et encore une aventure de corsaires, dans l'*Éducation d'un prince*, et encore un turc naïf dont on se moque joyeusement. Tout cela est bien du ressort de l'opérette et l'on comprend pourquoi Favart, Rauquil-Lieutaud, Lemonnier etc... se sont emparés de ces sujets pour leur théâtre lyrique. En concluant, rien que de la gaieté légère et railleuse.

L'auteur de *Mahomet* est à son aise au milieu des turbans et des fées:

> «O l'heureux temps que celui de ces fables,
> Des bons démons, des esprits familiers,
> Des farfadets, aux mortels secourables!
> On écoutait tous ces faits admirables
> Dans son château, près d'un large foyer.
> Le père et l'oncle, et la mère et la fille,
> Et les voisins, et toute la famille,
> Ouvraient l'oreille à monsieur l'aumônier,
> Qui leur faisait des contes de sorcier.
> On a banni les démons et les fées;
> Sous la raison les grâces étouffées...
> Le raisonner tristement s'accrédite..»

Vous voyez que l'auteur fait bon marché même de cette «raison», qu'il proclame ailleurs gloire de son siècle et de son œuvre. Cependant «l'heureux temps» n'est pas passé pour toujours, comme le philosophe a l'air de le croire. L'homme a une fantaisie, qui même dans une ère scientifique, se nourrit de fées et de rêves et l'on y reviendra avec entrain, à ces fantaisies devenues romantiques, après les débats philosophiques et sociaux et après les luttes de '89. On y reviendra et l'imagination, plus en éveil que jamais, fouillera les vieux châteaux et les parchemins du moyen-âge, et la fée Urgèle de *Ce qui plaît aux dames* dansera, grâce à Nodier, au clair de la lune, avec les gnomes du Nord et les farfadets de l'Inde.

On a approfondi l'étude de l'auteur des *Lettres philosophiques*, de la *Henriade* et du *Siècle de Louis XIV*, mais on n'a pas considéré assez de près cette partie de son œuvre, révélant un Voltaire tout différent, qui, depuis sa première jeunesse jusqu'à son âge le plus avancé, se réfugie, de temps à autre, dans le monde féerique et revient à „l'heureux temps" des fables irraisonnables et des aventures aussi héroïques qu'absurdes. C'est ce Voltaire que les romans nous feront connaître davantage, mais ici le conteur sera toujours doublé d'un philosophe!

Les romans.

Le XVIII[e] siècle a eu la fureur des contes passionnés et licencieux et l'Orient lui a servi de prétexte pour pénétrer dans les sérails, ainsi que l'on entre dans des maisons mal famées. Perrault, Mme d'Aulnoy, Mme de Murat etc.. vivent, à leur tour, en pleine féerie, et c'est une féerie, qui devient de plus en plus orientale. Le *Cabinet des fées* et d'autres recueils de ce genre sont lus, admirés malgré leur peu de valeur artistique. En 1704, la traduction de Galland des *Mille et une Nuits*, six ans après celle des *Mille et un jours* par Pétis de la Croix, puis encore *Les Mille et un quarts d'heure* par Guelette, les *Contes orientaux* de Caylus et de Cardonne, des traductions, des contrefacons, des inventions de toute sorte, tirées de la Chine, de la Perse, de l'Inde et du Pérou, apportent de nouveaux éléments à ce courant de littérature fantastique, amusant une génération qui, de prime abord, parait raisonneuse et positive. La première moitié du XVIII[e] siècle se lance ainsi après Ali-Baba, Aladin et le Dormeur éveillé, mais en même temps rêve l'asiatique tolérant, le chinois philosophe et répète les «Paroles remarquables» et les maximes de l'Orient. Cette rage d'exotisme a des racines profondes, même dans la période classique par excellence; après l'étude si intéressante de M. Martino, c'est à peine le cas de rappeler *L'illustre bassa* de Mme Scudéry, qui est de 1641 et *Les mémoires du Sérail* de Deschamps de 1670.[2]) Des turcs, des tartares et des chinois s'emparent aussi de la scène des deux côtés des Alpes; Arlequin s'habille en Grand Mogol; le *Solimano* de Bonarelli paraît à Venise en 1610, suivi quarante-trois ans après par celui de Jacquelin. Faut-il rappeler aussi le *Bourgeois gentilhomme?*

Que l'on ajoute la passion des voyages; Francois Bernier décrit, en 1699, les états du Mogol et son œuvre, de même que celles de Tavernier, de Chardon, de Lecomte et de d'Herbelot et la Description de la Chine de Du Halde, devient la source historique de l'*Essai sur les mœurs* de Voltaire. Tout d'abord ces romans et ces voyages réels ou imaginaires ne parlaient qu'à la fantaisie; plus tard, en plein XVIII[e] siècle, on se propose un autre but plus sérieux. En Angleterre, Addison insérait dans le *Spectator* des lettres d'un Javanais; en France, *Crémantine, reine de Sanga* (1727), *Les sultanes de Guzarate* (1732), *Angola, histoire indienne* (1746), *Aline, reine de Golgonde* (1761), et mieux encore certain Siamois de Dufrény, les *Lettres Persanes* de Montesquieu et les *Lettres chinoises* du Marquis d'Argens, renferment des allusions, et des critiques aux mœurs et aux institutions de l'Occident en général et de la France en particulier. C'était tout d'abord

[2]) Cfr. Oscar Martino, *l'Orient dans la littérature française au XVII[e] et au XVIII[e] siècle*. Paris, Hachette, 1901.

un moyen prudent de cacher des traits, qu'un homme sage, dit d'Argenson, doit se garder d'imprimer; c'était ensuite un attrait pour le public appelé ainsi à une collaboration, car il devait deviner les allusions et les portraits de la France contemporaine. Les livres à clef ont joué, à une autre époque, le même rôle. Crébillon osait, de la sorte, représenter Louis XV et ses amours sous le masque de Zeokinisul et Diderot combattait joyeusement les fakirs et les bonzes de tous les pays. Personne ne s'y trompait, mais la censure pouvait parfois fermer un œil.

Voltaire a eu, en plus, la vraie curiosité de l'Orient, qui pénètre toute son œuvre, depuis ses *Fragments sur l'Inde* et son *Essai sur les Mœurs et l'esprit des nations*, jusqu'à *Zaïre*, *Mahomet*, *l'Orphelin de la Chine*. L'érudit — un érudit qui malheureusement ne se fie que trop aux racontars des voyageurs — et le poète satirique y trouvent à la fois leur compte et même le *Siècle de Louis XIV* aboutit à ces *Disputes sur les cérémonies chinoises*, où l'auteur raille, en ayant l'air de parler des pays les plus éloignés, l'intolérance et l'esprit sectaire du clergé de sa patrie. L'Orient a tout envahi et la mode même en profite; les paravents laqués et les soies du Levant sont partout et plus tard on verra paraître le turban de Mme de Staël et celui de Fortunata Sulgher Fantastici „improvvisatrice" italienne, couronnée de même que Corinne et sifflée par-dessus le marché, comme de raison. Les allusions continuelles et transparentes, dont l'esprit de Voltaire raffole, ont perdu désormais pour nous leur attrait, mais c'est bien là un témoignage précieux de cette critique luttant pour son indépendance et d'un gouvernement qui cède de mauvaise grâce et tâche du moins de sauver les apparences. La police pardonne à la libre pensée pourvu qu'elle se déguise en Tartare.

Que l'on ajoute le piquant de certains tableaux de mœurs auxquels le libertinage du siècle trouvait bien son compte. On pouvait lire des pages libres, obscènes même sous le prétexte d'étudier les civilisations de l'Asie. La curiosité scientifique cachait la curiosité vicieuse. Et quel étalage de nudités d'Odalisques, dans ces harems et dans ces marchés de chair blanche! On sait ce que le courtisan Amanzei admire dans le *Sopha* de Crébillon et l'on ne connaît que trop les aventures érotiques de ses héros, Tanzaï et Néadarné; inutile de rappeler les visions lubriques des *Bijoux indiscrets* de Diderot, mélange d'indécences cosmopolites. Tous ces éléments, avec plus de retenue dans les descriptions galantes, vous les retrouvez dans les romans de Voltaire.

Notre auteur était alors en pleine possession de ses moyens intellectuels. C'était tout d'abord ce fond d'une culture encyclopédique où Bayle paraissait au premier rang, et qui lui permettait de décrire, avec un à peu près fort passable, des contrées éloignées, des civilisations anciennes et modernes et des mœurs étranges. C'était ensuite la qualité particulière de son génie; son

style vif, rapide et piquant lui donnait tout ce qu'il voulait, le raisonnement et le trait d'esprit, (et quelle matière pour son style!) un caractère enlevé d'un coup de pinceau, le ridicule d'une coutume, un abus foulé au pied, une page d'amour et un plongeon dans l'antiquité. Sa palette disposait ainsi de toutes les couleurs et sa philosophie de sujets inépuisables.

Cependant, malgré tant de richesses, malgré ce que les critiques en ont dit, je pense que la fantaisie de Voltaire romancier offre beaucoup de faiblesses et de redites et que la variété de ses sujets est plutôt apparente que réelle. C'est là ce que je tâcherai de démontrer. Suivons l'ordre chronologique de ces pièces et servons-nous d'un procédé à la fois analytique et synthétique.

Le monde comme il va, vision de Babouc est de 1746 et précède de dix-huit ans la charmante préface de Cathérine Vadé aux contes en vers de son cousin Guillaume. Je tiens à faire remarquer cette précédence et ensuite le développement parallèle des contes et des romans de notre écrivain; on voit par là la différence que Voltaire a toujours gardée entre les deux genres: le conte amuse d'après la tradition et sans arrière-pensée, le roman renferme la substantifique moëlle. Notre poète écrivait son *Babouc* à l'âge de cinquante-deux ans; il écrira son *Histoire de Jenni* et *Les oreilles du comte de Chesterfield* en 1775 presque trente ans après, sans aucun signe de décadence, car son esprit, de même que celui de La Fontaine, appartient à cette famille bienheureuse d'écrivains qui jouissent d'une éternelle jeunesse. Le sujet de *Babouc* avait vieilli lorsqu'il plut à son auteur de lui souffler un sens de vie nouvelle. Il s'agit d'un étranger, on ne pourrait plus étranger, qui d'après les modèles offerts par les héros de Dufrény, de Marana, de Montesquieu etc., parcourt l'Europe, s'arrête à Paris et en critique tout ce qui paraît critiquable à son auteur. Le poète est là dans les coulisses: il souffle les tirades et tire les fils. «Faut-il exterminer Persépolis (lisez Paris) débordant de vices?» s'écrie le génie Ituriel et avant de s'y décider, il envoie le sage Babouc pour qu'il juge *de visu*. Babouc est donc quelque chose de plus qu'Usbek des *Persanes*, car le sort de Persépolis lui est confié. Il blâmera, mais, en juge équitable, il verra aussi le bon côté. Babouc pénètre et fouille partout; tantôt il penche pour la destruction, tantôt pour le sauvetage. Que de femmes vicieuses, damnant leurs maris au cocuage, mais que ces femmes ont de l'adresse, lorsqu'il s'agit de les aider ces maris et d'en plaider les droits! Prenez garde: c'est là la première source de cette théorie du mal qui naît du bien, dont notre auteur s'occupera bientôt et si souvent. Si les juges achètent la justice en gros pour la revendre au détail, il arrive parfois qu'ils ont de l'esprit, une certaine honnêteté même et que le bon sens supplée à la science. Les mages sont souvent corrompus; cependant il faut considérer aussi le revers de la médaille. Les institution

s

des mages, c'est-à-dire des prêtres, remarque le messager d'Ituriel, sont parfois «salutaires», parce qu'ils «enseignent tous la même morale et instruisent le peuple.» Babouc «en pratiqua plusieurs et vit des âmes célestes». Les jésuites du collège Louis-le-Grand peuvent se déclarer, cette fois du moins, assez satisfaits de leur ancien élève!

Ce qui nous paraît relever ce tableau, c'est la représentation efficace des horreurs de la guerre, d'une guerre dont la cause est plus sotte que celle qui meut Picrochole et son armée, puis de l'avidité des financiers, des magistrats et des prêtres, puis encore la critique des détails, celle surtout des enterrements dans les églises, et il y reviendra autre part. «Je ne m'étonne plus de ces maladies pestilentielles qui désolent souvent Persépolis.» La vision est au fond optimiste et, comme conclusion, l'éloge chaleureux de la marquise de Pompadour: «Elle ne commettrait pas une légère injustice pour le plus grand intérêt; elle ne donne à son amant que des conseils généreux, elle n'est occupée que de sa gloire..» Avec une dame d'un tel mérite, comment Babouc pourrait-il condamner la grande ville? De cette peinture de vices et de vertus, de rayons et d'ombres, il découle un leçon analogue à celle du *Misanthrope*, de tolérance réciproque; en même temps *Babouc* paraît la première ébauche d'un tableau plus large et plus riche en couleur, celui de *Candide*.

En attendant, une plaisanterie aux dépens du pieux évêque de Nippone, ce roman de *Cosi-Sancta* tiré de *l'Acindynus* de Saint-Augustin, par l'intermédiaire de Bayle. La vision de Memnon s'étend et se complète et les deux romans s'enchaînent. Remarquez le sous-titre de *Cosi-Sancta* «un petit mal pour un grand bien» et vous vous souviendrez des moyens que les dames de Persépolis employaient pour secourir leurs maris. Ce «petit mal» est une suite d'infidélités qu'une femme fait à son époux, toujours pour le bon motif; petit mal pour Voltaire qui a l'air de supposer, le malin, qu'«Augustin a été entièrement de cet avis». Celui-ci vraiment s'était borné à une considération plus générale: «Non solum in malo sunt boni, et in bono mali, (sed) quod videtur injustum, verum etiam plerumque et malis mala eveniunt et bonis bona proveniunt; magis inscrutabilia fiunt judicia Dei et investigabiles viae eius.» Et ailleurs: «Quo modo ergo res bona efficiens est voluntatis malae? Quo modo, inquam bonum est causa mali?»[3] C'est là l'idée maîtresse de la dernière partie de *Zadig*, un autre enchaînement de la pensée du philosophe.

Cosi-Sancta court légèrement, comme une plaisanterie qui ne porte pas à conséquence et n'a d'autre but que celui de faire sourire les dames et de plaider les circonstances atténuantes de leurs péchés mignons. Mais faites attention; cette confusion du bien et du mal amène la destruction de la

[3] *De civitate Dei* éd. Dombart, L. XX. chap. 2; L. XII chap. 6.

morale catholique. Voici, en peu de mots, de quoi il est question. Une brave fille d'Hippone, née d'un père et d'une mère jansenistes (d'une race et d'une religion qui ne forlignent point, dirait le beau-père de Sganarelle!) se marie à un petit vieillard ratatiné, bourru, chagrin, jaloux «comme un Vénitien». Avant cette union, elle consulte son curé et l'oracle lui répond: «Ma fille, ta vertu causera bien des malheurs, mais tu seras un jour canonisée pour avoir fait trois infidélités à ton mari.» Cosi-Sancta pousse les hauts cris, mais ce qui est écrit, est écrit, comme dans les contes de l'Orient. Un jeune homme courtise la jeune mariée, celle-ci le repousse; le vieillard conçoit des soupçons et le tue. Voici le «petit bien» c'est-à-dire la fidélité, devenue source d'un grand mal. Le meurtrier est écroué à la prison; on va le condamner à la mort. Cosi-Sancta, toujours fidèle et dévouée, court chez le juge Acindynus. Acindynus ne l'écoute guère mais, en revanche, l'admire beaucoup. Le bonhomme sera sauvé, si madame paie de sa personne. Protestations de la belle et intervention du mari qui pense que sa tête vaut la peine d'être sauvée, même au prix d'une addition.[1]) Cosi-Sancta se sacrifie une fois, deux fois, trois fois et même davantage, toujours pour le bien de son mari et de sa famille; on peut parier que la sainte matrone ne laissera pas tarir une source si féconde de bonheur.

Or voyez le tour fripon joué par Voltaire à son inspirateur! Dans le *De Sermone Domini in monte* et non pas dans la *Cité de Dieu*, ainsi que Voltaire le suppose, on lit l'histoire d'une femme, se prostituant à un homme riche et puissant, pour tirer son mari des mains de la justice: «Illa corpus non nisi marito dedit, non concumbere, ut solet, sed vivere cupienti» et c'est tout.[2]) La femme forcée, violentée de la sorte, est-elle coupable? Saint-Augustin a l'air de penser que non, mais il ne décide point. Voltaire a donc tiré d'un cas exceptionnel, une suite d'infidélités plaisantes, riant de son inspirateur et des «inscrutabilia judicia Dei.»

Un autre problème philosophique dans *Le crocheteur borgne*, répétition, en tant que rêve, d'autres sujets que notre écrivain développera ensuite. En quoi consiste le bonheur? La vie n'étant qu'illusion, supposons-nous heureux et nous le serons en effet. Il y a, au fond, une vérité qu'il ne faut pourtant pas exagérer. Ce crocheteur, un oriental bien entendu, tout borgne

[1]) Une comédie de Montfleury, *L'école des jaloux*, qui est de 1664, avait déjà developpé le sujet du mari qui prie sa femme de le faire „cocu", pour sauver sa vie, menacée par des soi-disant turcs. Voici quelques vers de cette scène, qui pourrait bien avoir inspiré notre poète: «Santillane (à part). La brave femme! hélas! Je n'aurais jamais cru qu'elle eût été si sage. ..... Va mon cœur, va ma mie, Fais ton mari cocu pour lui sauver la vie, Si ce n'est par amour, du moins par charité. .. ... (Il) est bien mieux en pareille fortune, Être cocu dix fois, que d'être pendu une!»

[2]) Livre I. chap. XVI, XVII. Cfr. Bayle, *Dictionn. hist. et crit.* p. 94

qu'il est, voit la vie sous les couleurs les plus riantes. L'argent et l'appétit lui viennent en proportion de l'exercice qu'il fait; il travaille le matin, mange et boit le soir, digère, dort et rêve la nuit. «Chaque jour amène son pain» s'était écrié le savetier de La Fontaine. La fantaisie du bonhomme supplée à la réalité; il ferme les yeux et son sommeil est réjoui par des apparitions riantes et enchanteresses. Dans *Ce qui plaît aux dames*, nous avons vu une vieille hideuse, se transformant en divine beauté; ici c'est le cas inverse, mais le fond demeure le même. Le crocheteur donc cuve son vin et rêve. Une dame charmante, Mélinade, «un nom, ajoute l'écrivain, que j'ai eu mes raisons pour ne pas dire jusqu'ici, parce qu'il n'était pas encore formé», passe devant lui, emportée par un coche rapide. Le crocheteur la poursuit, la sauve, la force de récompenser sa prouesse. On comprend que la belle, entre les bras de ce manant, se trouve dans la situation identique de Jean Robert du conte cité, mais elle ouvre les yeux et ainsi que son dévancier, s'aperçoit que la laideur s'est transformée en beauté. «Elle se vit dans un lieu enchanté avec un jeune homme d'une taille noble, dont le visage ressemblait à l'astre dont la terre attendait le retour! Il avait des joues de rose, des lèvres de corail; ses grands yeux, tendres et vifs tout à la fois, exprimaient et inspiraient la volupté; son carquois d'or, orné de pierreries, était suspendu à ses épaules. . .» Et en *Ce qui plaît aux dames*:

> «Robert regarde; il voit à la lumière
> De cent flambeaux sur vingt lustres placés
> Dans un palais, qui fut cette chaumière,
> Sous des rideaux de perles rehaussés,
> Une beauté dont le pinceau d'Apelle. . .»

et laissons de côté ce que ce pinceau représente, mélange de style d'Arcadie et d'Orient. Seule conclusion morale pour nous; couchez-vous dans les vignes du Seigneur, si vous voulez être heureux, mais gare aux mauvaises digestions! Conclusion critique: remaniement d'un même sujet.

Zadig ne saurait pas non plus, en tant que roman philosophique, se soustraire au lourd poids d'une démonstration morale, mais qu'il est attrayant ce récit et que de sensations et d'idées n'excite-t-il pas en vous! Ce n'est pas le pessimisme de Schopenhauer et ce n'est pas non plus la théorie du savant Bogus «que le mal est l'essence de la vie.»[6]) Malgré tout, ici et en *Candide* même, l'auteur continue à juger la vie, d'une façon assez favorable. *Zadig* se rattache ainsi directement à *Cosi-Sancta* pour cette affaire de la prédestination, que l'ange explique en indiquant le ciel, ce qui n'est guère fait pour persuader le lecteur. Autre point de contact, le bien qui naît du mal et plus encore le cas inverse.

[6]) Anatole France, *Le livre de mon ami*, Paris, Calmann-Lévy, p. 250.

le mal naissant des bonnes œuvres. Zadig s'évertue pour être utile à tout le monde, et tout le monde s'acharne contre lui. Il tire Azora des mains d'un ravisseur et cela lui coûte la perte de la femme aimée et presque celle d'un œil, ce qui aurait été pis encore; il prend la défense d'une femme persécutée et l'ingrate le dénonce, et le fait tomber dans l'esclavage. S'il étudie, si son esprit s'affine, cette finesse et cette science vont causer sa perte; s'il remplit son devoir auprès du roi c'est toujours à son préjudice. Lorsque l'auteur veut appliquer une maxime ou résoudre une thèse, il a recours à des preuves, qu'il forge lui-même; plus la thèse est exagérée voire même absurde, plus les preuves, œuvres de sa fantaisie, se multiplient et s'enchevêtrent, au gré de l'auteur et défiant toute logique. Cependant ce qui choque le philosophe, enchaîne parfois l'artiste et le pousse à l'admiration; que ces preuves varient, que d'anecdotes, que de charmants tableaux! Si Voltaire remanie un ancien conte, la «Matrone d'Ephèse» ou la «Matrone Chinoise» par exemple, que le tour est varié et quelle finesse de touche! «Un jour Azora (la femme de Zadig) revient d'une promenade tout en colère. Elle a été consoler une jeune veuve qui a promis aux dieux de ne quitter le tombeau de son mari, tant que l'eau de certain ruisseau coulerait auprès. Zadig admire, mais Azora d'ajouter: Si vous saviez à quoi elle s'occupait quand je lui ai rendu visite! A quoi donc? Elle faisait détourner le ruisseau.» L'ancien récit sort des mains de l'auteur aussi brillant, aussi neuf, qu'un morceau de fer rouillé renouvelé par la forge.

Parfois des faiblesses: Zadig esclave n'est qu'une copie assez plate d'Esope, la bosse exceptée et son maître paraît calqué sur Xanthus; certain brigand ne rime à rien et c'est peut-être un souvenir de Boccace, enfin la conclusion, l'ange qui descend d'un ciel auquel l'auteur ne croit pas, pour prêcher une doctrine de résignation à laquelle l'auteur ne croit pas non plus et qui prône ces lois de la providence que Voltaire nie partout et de toutes ses forces, cette conclusion dis-je est contradictoire, antiphilosophique; un morceau sublime pour un croyant du moyen âge ou pour la plume d'un Lamartine, une sorte de raillerie, qui n'aboutit à rien pour le plus malin des Encyclopédistes. La beauté de la légende a peut-être entraîné le poète qui fait que son héros réplique par un «mais», un «mais» qui trouvera ailleurs son développement.

Ajoutez que la légende entraîne l'auteur de la *Pucelle* à une autre contradiction. On avait pris à tâche de démontrer que le bien engendre le mal et l'on s'aperçoit tout à coup que ce bien est la source de mille bénédictions pour Zadig, pour Astarté et pour tout le peuple babylonien: «L'empire jouit de la paix, de la gloire et de l'abondance.» L'ange peut bien revoler au ciel heureux du tour qu'il vient de jouer au philosophe. Comment expliquer cette contradiction? C'est tout d'abord, avons-nous dit, que la légende a captivé

l'artiste; il l'a placée là, après d'autres épisodes tirés de toute part et son âme a éprouvé un sens de soulagement, dans ce plongeon en plein mythe chrétien. Qu' importe la contradiction si le morceau est beau ? Mais il y a aussi, à notre sens, une arrière-pensée qui a concouru à ce dénouement. Voltaire, académicien et courtisan, malgré ses rancunes, flattait encore les puissances et lorsque l'intérêt l'y poussait, il ne se souciait le moins du monde d'être conséquent à ses principes. N'avait-il pas adressé une sorte de rétractaction au père De la Tour, pour apaiser les jésuites et gagner son fauteuil académique et n'avait-il pas dédié son *Mahomet* à Benoît XIV ? N'oublions pas cette épître dédicatoire, qui précède *Zadig*, adressée à la sultane Sheraa, c'est-à-dire à Mme de Pompadour, le 10 du mois de schewal, l'an 837 de l'hégire et qui commence, en beau style oriental: «Charme des prunelles, tourment des cœurs, lumière de l'esprit» et qui conclut, en style français, par le plus pompeux des éloges. Pourquoi la France n'aurait-elle pu devenir aussi heureuse que Babylone, si elle possédait cette reine de la main gauche, «discrète sans défiance, douce sans faiblesse, bienfaisante avec discernement»? Quant au roi, est-ce que les rois, qui vous protègent et vous donnent des pensions, ne sont pas les meilleurs du monde ?

Voltaire sait d'ailleurs ne pas pousser trop loin ses concessions. Si d'un côté, il paraît vous donner gain de cause, de l'autre il fait des réserves. On lit, dans ce même roman, un chapitre intitulé *Le souper*. Les représentants de toutes les religions, depuis l'égyptienne jusqu'à la celtique, disputent et s'accusent réciproquement de superstitions et d'erreurs. Zadig intervient pour plaider la cause d'une religion seule et naturelle, qui admet «un Être supérieur, de qui la forme et la matière dépendent».[7]) Ce dieu est bien celui de Voltaire; il a donné des lois universelles à la matière et ne se mêle point des actions des hommes. L'humanité est le jouet du hasard et le châpitre de l'ange est refuté ainsi d'avance.

*

Les autres romans qui suivent, *Memnon*, *Micromégas*, l'*Histoire des voyages de Scarmentado* et le *Songe de Platon*, creusent davantage cette conception métaphysique et morale du philosophe et concourent à la formation de *Candide*. *Babebec* dévie un peu ou pour mieux dire se borne à combattre les fakirs «engeance de suborneurs et de charlatans» qui ont divisé un au-delà hypothétique en plusieurs ciels, comme les loges d'un théâtre. Même les fakirs en bonne foi ne sont que des ambitieux aspirant à des places distinctes, qu'ils espèrent obtenir en «enfonçant des clous dans leur derrière.» Où est-elle cette existence enfiévrée

---

[7]) *Le café de Surate* de Bernardin de Saint-Pierre développe le même sujet.

de travail, source de tout progrès, cet amour de la vie sonore, telle que le poète l'aimait? «Je fais cent fois plus de cas d'un homme qui sème des légumes, ou qui plante des arbres, que de tous vos camarades, qui regardent le bout de leur nez, ou qui portent un bât, par excès de noblesse d'âme.» Inutile d'expliquer ce que l'on entend ici par fakir et d'indiquer quel est le saint chrétien qui a porté ce bât.

Memnon démontre que le projet d'une parfaite sagesse n'est que folie et *Micromégas* reprend, à un autre point de vue, cette conception de la médiocrité humaine agitée déjà dans la *Vision de Babouc*. Scarmentado (Voltaire était revenu de Prusse «escarmentado»), voyage, à son tour, le monde et ce qu'il voit ne diffère guère de ce qu'ont vu Babouc et Micromégas; le romancier revient encore une fois sur les maux dont la superstition est la source. Le prêtre typique de Voltaire est là, crucifiant, pendant, étranglant, brûlant sans miséricorde. Autour d'un chef hiératique, d'autres prêtres méchants, fourbes, hypocrites, altérés de sang, d'argent, de femmes. Le mieux encore est de vivre à l'écart: «Je me mariai chez moi; je fus cocu, et je vis que c'était l'état le plus doux de la vie.» C'est à peu près la conclusion de *Gil-Blas*, qui n'est pas désillusionné lui et qui a su tirer de la vie tout le profit possible. Enfin le *Songe de Platon* en veut, si ce n'est directement, à la théorie du bonheur, à cette prétendue perfection de tout ce qui a été créé sur la terre considérée surtout dans ses rapports avec l'homme. C'était le temps où de braves professeurs, théologiens par dessus le marché, apprenaient à leurs élèves que les arbres sont verts pour réjouir la vue des mortels. Les tropiques brûlent, les pôles sont glacés, les animaux féroces et les plantes vénéneuses nous menacent de tous les côtés. Ajoutez les maladies, les tremblements de terre, les tempêtes. Faut-il croire que la nature a été asservie à l'homme et que tout est bien pour nous dans cet univers?

C'est ainsi que *Candide* s'avance sur la scène, annoncé de loin, synthétisant des idées répandues dans les œuvres précédentes; partout auparavant des questions à peine posées, une satire éparpillée et des bouts de thèses; ici la thèse tout entière que toutes les pages de l'œuvre tendent à prouver. Le gouvernement de Genève en fut ému et alarmé.[8]) Voltaire combat l'erreur de la maxime leibnizienne que tout est bien, dans le meilleur des mondes possibles: c'était l'opinion de Pope aussi et jusqu'à un certain point, dans son rêve d'une société plus conforme à la nature, celle de J. J. Rousseau. Remarquez cependant que notre écrivain n'avait pas toujours envisagé la vie sous un aspect défavorable. Il avait même cru, ce que *Zadig* parait affirmer, que ce que nous croyons *mal* peut être *bien* dans

[8]) On sait que le Conseil de Genève arrêta, en 1759, que *Candide* serait brûlé par la main du bourreau.

l'arrangement général des choses, et sa vision optimiste, dans les *Adorateurs*, embrassait un bonheur même d'au-delà: «Quel parti nous reste-t-il donc à prendre?... Celui de croire que Dieu nous fera passer de cette malheureuse vie à une meilleure.» L'âge qui avance a assombri son horizon et le désastre de Lisbonne a épaissi les nuages noirs. Deux poèmes, à savoir *La loi naturelle* et *Le désastre de Lisbonne*, témoignent de cette préoccupation; Voltaire se replie sur lui-même et incapable de s'élever au trouble de Pascal devant cet «homme sans lumière» égaré «dans ce recoin de l'univers» mais que Dieu protège, il se demande si le bonheur de vivre et celui du perfectionnement social qu'il a opposé jusque là aux vols de la fantaisie des visionaires primitifs, n'est lui aussi qu'une illusion douloureuse. Le 28 novembre 1755, il écrit à M. Bertrand, en parlant de ce tremblement de terre, qui vient de ravager le Portugal: «si Pope avait été à Lisbonne, aurait-il osé dire: Tout est bien?» Cela lui sert aussi pour combattre la providence divine. Comment pourrait-on attribuer à la volonté d'un dieu, une telle cruauté si inutile? L'ange de *Zadig* n'a plus de réponse. Deux jours après, Voltaire revient sur la même idée: «Voilà un terrible argument contre l'optimisme», puis le premier décembre, il s'adresse à D'Argental: «Le tout est bien... est un peu dérangé» et le deux du même mois à M. Dupont: «Le tout est bien et l'Optimisme en ont dans l'aile».[9]) Répétition commune à différentes idées que sa Correspondance nous présente, idées qu'il met pour ainsi dire à toutes les sauces, faute de sujets variés, mais témoignage aussi d'une révélation subite qui l'obsède et qu'il mûrit dans son esprit. *Candide* expliquera donc ce «mais» de *Zadig*, qui paraît d'abord si timide.

Le procédé est toujours le même: des preuves que l'auteur choisit à son gré, qu'il invente ou façonne et dont l'accumulation écrasera ses adversaires. Candide n'est que le bouc émissaire d'une théorie; il roulera à travers toutes les misères possibles et imaginables, tant que la thèse du pessimisme ne paraisse évidente. J. J. Rousseau, au lieu de répondre directement au *Désastre de Lisbonne*, aurait pu, en suivant la même méthode, riposter par un conte où tout aurait tendu à prouver le bonheur universel. Il pouvait même l'intituler: *L'homme heureux malgré lui* et entourer son protagoniste non seulement des joies matérielles, mais aussi de celles qui naissent de notre for intérieur et que Voltaire constamment néglige. Candide n'est donc pas un personnage vivant, c'est un plastron qui reçoit des coups.

La conception de la vie, dans ce roman, ne devrait être, par conséquent, rien moins que réjouissante, cependant, si vous y regardez de près, vous trouverez que le diable n'est pas si noir qu'on le fait. Voltaire avait lui aussi parcouru le monde, vu

[9]) Cfr. G. Pellissier, ouvr. cité, p. 46.

trois cours, essuyé des déceptions amères, tâté de la Bastille et des coups de bâton, toutefois, au bout du compte, il ne pouvait se dire trop mal partagé. Les muses, les femmes, les princes de la couronne et ceux des banques l'avaient gratifié de leurs sourires et de leurs présents; il s'était vengé de ses ennemis, ce qui n'est pas un plaisir à dédaigner et l'on n'a pas le droit de se déclarer pessimiste, lorsqu'on dispose d'une rente princière, d'un château seigneurial, d'une cour d'admirateurs et que l'on assiste même à son apothéose. C'est pour cela que *Candide* ne représente guère, à mon sens, une conviction pessimiste, car les réformateurs ont toujours, dans leur âme, une lueur d'espérance. On ne hait pas la vie, lorsqu'on prend à tâche de changer le monde. On lutte parce qu'on aime. Le *Weltschmerz* arrivera plus tard comme une crise qui suit un grand effort.[10] Voltaire a voulu surtout nier la providence divine, l'optimisme qui regarde le ciel.

Candide s'ouvre par un tableau de paix profonde, mis en antithèse avec les scènes de troubles et d'horreur qui suivent. Le docteur Pangloss, un allemand, professeur de métaphysico-théologo-cosmolo-nigologie, vit dans le château d'un baron de Westphalie, «ce chien de pays» dira-t-il en songeant à son voyage en Prusse!. Le château est magnifique car il a une porte et des fenêtres et les élèves du docteur, savoir Candide, le fils du baron et sa soeur Cunégonde, poussent dans l'ignorance et dans l'optimisme. Pangloss leur prouvait «qu'il n'y a point d'effet sans cause, et que, dans le meilleur des mondes possibles, le château de monseigneur le baron était le plus beau des châteaux... Vous vous croyez en présence d'un grave problème philosophique et ce sont des charges ridicules et des scènes d'opérette qui se présentent à vos regards. Le maître suit la méthode expérimentale et donne des exemples pratiques de bonheur: «Un jour, Cunegonde, en se promenant auprès du château, dans le petit bois qu'on appelait parc, vit entre des broussailles le docteur Pangloss qui donnait une leçon de physique... à la femme de chambre de sa mère... Mlle Cunégonde... observa sans souffler les expériences... et s'en retourna tout agitée, toute pensive.» Par ces leçons et la nature aidant, on va bien loin et il n'y a rien d'étonnant si la jeune fille fait de tels progrès que le baron chasse Candide à grands coups de pied dans le derrière. Ici la démonstration de la thèse commence, mais ne vous allarmez pas, rien de lourd, rien qui creuse le cerveau. Candide chassé, mourant

[10]) Voltaire connaissait d'ailleurs tout le prix de la vie. Le 27 mai 1756, il écrivait à Thiérot: «je suis si heureux que j'en ai honte» et à Mme. du Deffand le 5 du même mois et de la même année: «pour moi, si j'osais je serais assez content...» J. J. Rousseau pouvait donc s'étonner du pessimisme des poèmes voltairiens, et lui écrire cette lettre célèbre, qui commence: «Rassasié de gloire, et désabusé des vaines grandeurs, vous vivez libre au sein de l'abondance.»

de faim et de lassitude, tombe au pouvoir de certains recruteurs prussiens, qui lui mettent les fers aux pieds, le mènent au régiment, le fustigent, le forcent de jurer foi au roi des Bulgares, c'est-à-dire des Prussiens et de combattre celui des Avares, c'est-à-dire des Français. Candide se sauve, passe par-dessus des tas de morts, assiste à des scènes de violence, arrive en Hollande et pousse un soupir. Hélas! le malheureux tombe de fièvre en chaud mal. La femme d'un ministre protestant, pour lui apprendre ce que c'est que la vraie religion, répand sur sa tête le liquide dont Arlequin arrosait ses rivaux.

Le docteur Pangloss n'est pas logé à une meilleure enseigne. Le château du baron a été pillé et détruit; tout le monde a été tué ou laissé pour mort, y compris Cunégonde violée et éventrée. Pangloss prend la poudre d'escampette, mais il emporte les germes d'une maladie terrible, souvenir cuisant de Paquette, cette femme de chambre qui l'a aidé à donner à Cunégonde la leçon expérimentale que vous savez. Si l'ange de *Zadig* n'avait pas fait retour au ciel, il aurait remarqué probablement que l'état du docteur «tout couvert de pustules, les yeux morts, le bout du nez rongé, la bouche de travers» n'était, après tout, qu'un juste châtiment de ses vices. Ce début n'est rien en comparaison des adversités qui frappent encore nos personnages; leur accumulation touche à l'absurde. Les héros de *Candide* se hâtent pour courir à l'encontre de tous les malheurs possibles. Ils n'en manquent aucun, le tremblement de terre de Lisbonne y compris; violences de brigands, de corsaires, de juges, d'intrigants, de jésuites et d'inquisiteurs. Quant à Mlle Cunégonde, elle court les aventures de cette fille du roi de Garbe, dont il est question dans le *Décaméron*; exposée à toutes les convoitises, roulant de vice en vice et de lit en lit, elle n'en est pas moins fraîche et appétissante et endure son sort d'un air assez raisonnable. A un certain moment, elle est entretenue par un prélat et un juif, et jouit, par dessus le marché, de l'amour de Zadig. Les preuves s'ensuivent tantôt plaisantes, tantôt lugubres. Paquette, dévorée par cette maladie dont elle a fait présent au docteur, devient une prostituée et attend l'hôpital; le baron et la baronne ont été égorgés, l'héritier de la baronnie finit galérien et, autour de nos protagonistes, une foule qui court et qui s'empresse pour raconter l'histoire douloureuse de sa vie. Enfin six rois dépossédés, dans un cabaret de Venise, offrent un tableau frappant de l'instabilité de la fortune; il n'y a qu'un seul individu, le seigneur Pococurante, qui paraît se soustraire à la destinée commune, mais il s'ennuie à mourir; il n'y a qu'un seul pays, l'Eldorado, où l'on soit heureux, mais ce pays n'existe point.

L'ange de *Zadig* pourrait toutefois continuer ses considérations. Ces gens là n'ont après tout que ce qu'ils méritent et la Providence n'est guère responsable de leurs malheurs;

Candide, lui-même, tout candide qu'il est, vient de commettre deux meurtres pour les beaux yeux de sa belle. Ce pessimisme n'est, après tout, qu'un jeu d'esprit, cachant une vision plns sereine de la vie. En aucun roman, que je sache, on ne revient plus facilement à la vie. Le docteur Pangloss, après avoir été pendu pour cause d'optimisme, se réveille tranquillement et continue à prêcher sa doctrine. Le frère de Cunégonde est tué deux fois et deux fois il ressuscite; Cunégonde, tout éventrée qu'elle est, court des aventures galantes; Paquette guérit de sesmaux et paraît à Venise, jolie et pimpante, bras dessus bras dessous avec frère Giroflée, et Cacambo, le valet entreprenant de Candide, dont nous avions regretté la perte, saute de la boîte au moment opportun et tire la révérence à tout le monde.

Que notre pauvre globe est étroit pour ces voyageurs infatigables! Les orages, les guerres, les cas les plus étranges, ont beau les disperser aux quatre coins de l'Univers; l'auteur ne se gêne le moins du monde pour les ressembler. Candide regarde des galériens et retrouve le frère de Cunégonde; il ouvre la fenêtre, à point nommé, et appelle son Scapin, qui accourt de l'autre bout de la terre. La différence de pays et de race ne crée pas non plus des difficultés d'autre nature; les braves gens se trouvent partout comme chez eux, parlent toutes les langues, de même que Panurge ou pour mieux dire le français est devenu si répandu qu'il l'était à la cour du roi de Prusse ou de celui de Pologne. Enfin le dénouement met le comble à ces invraisemblances. Nos personnages se réunissent dans un endroit tranquille en pays turc. Que ces turcs sont aimables en comparaison des jésuites des deux hémisphères! Candide épouse Cunégonde, mais comme ce mariage pourrait témoigner contre la doctrine du malheur, il faut que Mademoiselle devienne, tout à coup, un monstre dégoûtant que le jeune homme accepte on ne sait pas pourquoi. L'écrivain qui parle raison à tout le monde, oublie d'en pourvoir ses héros. Comment pourront-ils les malheureux finir cette vie si agitée? Certain turc (les européens ont recours à l'Orient pour apprendre la sagesse!) leur dit qu'il n'y a que la solitude, qui soit bonne à quelque chose et répète, à quelque différence près, le beau discours du berger de la *Jérusalem*. Le philosophe pessimiste Martin est, lui aussi, du même avis: «Travaillons sans raisonner; c'est le seul moyen de rendre la vie supportable.» O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas! «Il faut cultiver notre jardin» s'écrie, à son tour, Candide et c'est le mot de la fin.

On s'est extasié là-dessus et on l'a déclarée la meilleure solution de toutes les solutions possibles. Quant à moi, je suis plutôt frappé par une coïncidence singulière. A la distance de deux siècles, Rabelais et Voltaire, quelle que soit la portée différente de leur critique, ont combattu le christianisme en général et le monachisme en particulier et tous les deux n'ont retrouvé — étrange contradiction! —, pour le bonheur de l'humanité, que la vie

solitaire d'un couvent. Qu'est-ce en effet que cette abbaye de Thélème, mélange de style gothique et de style renaissance, où l'on vit en communauté, aux dépens de ceux qui travaillent, si ce n'est un couvent embelli par les plaisirs intellectuels et par l'exercice physique ? Rabelais a rêvé toutefois une société choisie de chevaliers et de dames, mais que dire de Voltaire, réunissant dans cette «métairie» toutes ces épaves de la société, des avariés rongés par les vices et qui n'ont guère, à gagner, au point de vue de la santé et de l'esprit, par cette cohabitation ? Est-ce là un passé qui disparaît pour faire place à une génération nouvelle ou est-ce de cette pourriture que va sortir la vie de l'avenir ?

C'est dans la même année de *Candide*, en 1759, que Voltaire fit paraître son *Histoire d'un bon bramin*, petite pièce où il agite encore la question du bonheur. Où peut-on le retrouver ? Peut-être chez cette vieille, qui n'a jamais réfléchi un seul instant sur les problèmes qui causent le désespoir des savants et qui croit bêtement à tout ce que les prêtres lui ont appris en matière de religion: „Je me suis dit cent fois, s'écrie le bramin, que je serais heureux si j'étais aussi sot que ma voisine, et cependant je ne voudrais pas d'un tel bonheur". Observation pénétrante où paraît la fierté du penseur.

Deux contes viennent interrompre, jusqu'à un certain point, cet enchaînement de problèmes. C'est tout d'abord certaine fantaisie de 1764, qui n'est pas sans quelque rapport avec le *Crocheteur borgne* et dont le titre explique le sens, *Le blanc et le noir*. Il est question de deux génies, l'un bon l'autre mauvais, des génies des *Mille et une nuits* dont Voltaire se moque assez agréablement. L'autre, *Jeannot et Colin* — et cette fois l'Orient par bonheur est laissé de côté — nous offre un charmant petit tableau de vie française, peint d'après nature. Jeannot fils se croit devenu un gros personnage et dédaigne Colin, son ancien camarade de collège; l'éducation qu'il reçoit et la vie qu'il mène nous font songer tout naturellement au héros du *Bourgeois gentilhomme*; la ressemblance est parfois si intime que nous y voyons paraître le maître de philosophie, débitant sa fameuse leçon. Cette rencontre n'empêche pas l'originalité de l'ensemble, constituée surtout par l'antithèse entre les deux amis. Le bourgeois gentilhomme, ruiné par le faste et la sottise, abandonné par les flatteurs, trouve un abri chez Colin, qui le réconcilie avec la vie. «Et Jeannot le père, et Jeannotte la mère, et Jeannot le fils, virent que le bonheur n'est pas dans la vanité.» Encore une fois l'éloge de la vie simple et paisible: «Cultivons notre jardin». Heureusement que ce jardin n'est plus en Turquie.

Les anneaux de la chaîne paraissent encore mieux soudés et sans solution de continuité dans les romans successifs. Si

les hommes les meilleurs sont ceux qui vivent à l'écart de la société corrompue de l'Europe, en contact direct avec la grande mère nourricière, il s'ensuit que «le fils de la nature» se rapprochera le plus de cette perfection morale qui donne le bonheur. Ne vous écriez pas que c'est là un emprunt à J. J. Rousseau. C'est au contraire un lieu commun. Voltaire, en *Alzire*, et mieux encore dans sa tragédie des *Scythes* avait soutenu des idées analogues.[11]) Il y a cependant une remarque à faire. Voltaire voit les vices de la société française du XVIIIe siècle et peut bien lui préférer parfois celle des Hurons, mais il ne nie pas pour cela la nécessité, l'utilité même de la vie sociale. Toute sa morale se fond sur le principe que l'homme est un être absolument sociable. Loin de là, l'auteur des *Confessions* est un misanthrope qui ne comprend pas le monde qui l'entoure et dont il n'est pas compris non plus. L'état anormal de sa psyché se reproduit dans sa vie et dans son œuvre. Timide et audacieux, il se sent déplacé au milieu des classes élevées et commet des sottises; sa vie est tout intérieure, la solitude de son âme lui fait rêver celle des forêts. Méfiant, jaloux, en proie à une manie croissante de persécution, il ne se sent à l'aise que dans ses promenades solitaires; sa timidité s'enveloppe de mépris; ses erreurs il les érige en systèmes philosophiques, en théories sociales. Il a peur, dans son orgueil caché sous les plis d'un habit arménien, de toutes les supériorités, de celle de la femme surtout et pour cela il épouse une servante d'auberge. La présence de Voltaire, entouré de gloire, l'éloigne de Genève. Son courage s'aiguise dans le silence de son cabinet de travail; c'est là qu'il ose affronter les questions les plus risquées mais, en présence de ses semblables, sa force l'abondonne et il demeure interdit.

Voltaire, au contraire, est surtout homme du monde. Il peut bien en médire de cette société qu'il aime à la folie et que toute son œuvre se propose d'améliorer. Les petites gens ne l'intéressent guère; il subit l'attraction de trois cours et de quatre souverains et vit en grand seigneur à Cirey et à Ferney. Sa pensée est en dehors; il a besoin qu'on l'écoute et l'admire; il a ses vanités de grand homme; il veut que tout le monde s'occupe de lui et il s'occupe de tout le monde. S'il regarde les misères des classes inférieures, son regard est celui de Jupiter et tombe du haut de sa grandeur. Dans les salons, qui font frémir Jean-Jacques, il brille en maître. A Cirey tout lui appartient, la femme de son hôte, la première; chez son ami Frédéric, il tient le haut

[11]) Il le dit clairement dans sa lettre à Damilaville du 17 déc. 1766 et dans la préface à cette dernière pièce: «l'état de la nature (opposé) à l'état de l'homme artificiel» (VIII, 189). Ses Scythes cependant ne sont pas faits pour donner gain de cause à cette théorie de Rousseau qu'il combat, entre autres, dans son dialogue de *Timon*. Cfr. ce qu'il dit là- dessus dans son *Dict. phil.* (*Homme*, XXX, 241), dans son A, B, C (XLV, 64) etc.

bout de la table et en veut à Maupertuis de ce qu'il se permet d'avoir parfois autant d'esprit que lui. Il s'ensuit que son Ingénu, tel est le nom du roman et de son héros canadien, est une sorte de Candide, élevé au sein d'un peuple primitif, dans l'ignorance de la vie des peuples civilisés, ainsi que l'amant de Cunégonde avait vécu dans le château Westphalien. Ingénu, Candide, cela revient au même; l'ingénuité et la candeur sont deux termes qui ont à peu près la même valeur. Ces braves jeunes hommes apprennent, de même, à leurs dépens, l'expérience du monde; ils croient que tout est bien et trouvent que tout est corrompu. Remarquez toutefois deux différences de détail. Candide croit au bonheur de la vie d'après les leçons de son maître; l'Ingénu croit plutôt à la droiture et à la sincérité de ses semblables; il suppose que l'Européen évolu agit et s'exprime avec la franchise de l'homme primitif. En tant que «fils de la nature» il a en outre des naïvetés inconnues à Candide; ce n'est pas ce dernier qui attaquerait, en sauvage, sa fiancée ou qui exigerait le baptême dans l'eau d'une rivière. D'autre part, si vous y prenez garde, vous verrez que l'Ingénu n'a qu'une ressemblance incertaine avec «l'homme idéal» du philosophe de Genève et qu'il descend, en ligne droite, de ces persans et de ces chinois, chargés par les romanciers du XVIIIe siècle, de parcourir le monde et d'en draper les défauts. Leur éducation primitive dicte les critiques, dévoile les hypocrisies de la vieille Europe. L'Ingénu n'est donc à tout prendre qu'un Usbek américain et par conséquent il est issu de la souche de Babouc et de Micromégas. Zadig, à son tour, était savant et grand seigneur, mais, faites attention, il était apparenté lui aussi à la même lignée; sa naïveté foncière sert d'école aux lecteurs et à tout moment il nous prend l'envie de lui dire: «Prends garde, on va te tromper: défie-toi des caresses des femmes et des poignées de main de tes amis.» Et encore un autre retour de l'artiste sur son œuvre précédente. Le bien qui naît du mal a forcé Cosi-Sancta à faire ce que vous savez; dans l'*Ingénu*, Mlle de Saint-Yves a recours à la même abnégation pour tirer son amant des griffes de la justice. Le proconsul romain s'est changé en je ne sais quel sous-ministre de France et ses traits demeurent les mêmes, car le proconsul était déjà bien français.

L'Ingénu descend d'un navire anglais et se trouve sur la côte de France, juste au moment où l'abbé de Kerkabon, prieur de Notre-Dame de la Montagne, se promenait sur le bord de la mer avec Mlle de Kerkabon, sa sœur. Cette rencontre, aussi romanesque que possible avec des reconnaissances et une attaque nocturne des Anglais que le Huron repousse avec la valeur du Cid, met en présence la religion de la nature et celle du catholicisme. L'Ingénu, pour les beaux yeux de Mlle de Saint-Yves, embrassera la foi de l'abbé de Kerkabon, ce qui va devenir la source d'une critique acérée de cette foi, de ses rites, de l'inter-

prétation de la Bible, des miracles, des mistères, de tout ce que vous voulez et surtout de la conception de la divinité. Le dieu du canadien est celui dont Voltaire avait parlé dans les *Entretiens d'un sauvage et d'un bachelier* et dans le dialogue *Entre un brachmane et un jésuite* et son idée de l'âme, celle exprimée dans son écrit portant ce titre: «La plus grande des probabilités et la plus ressemblante à une certitude, est qu'il existe un Être suprème et puissant, invisible pour nous, un régulateur de la grande machine, qui a formé l'homme et tous les autres êtres... Le sage ne lui attribue aucune affection humaine. Il reconnaît une puissance nécessaire, éternelle, qui anime toute la nature, et il se résigne».[12]) Dans le reste, l'Ingénu ne fait que répéter des attaques à l'ordre établi que l'œuvre de son auteur nous a fait connaître. Prenez *Les lettres anglaises* et vous y trouverez comme ici l'éloge de la terre de Newton et de Locke, de la liberté politique, de la tolérance et de la simplicité religieuse, de l'égalité devant l'impôt et proclamée la nécessité des bornes à l'autorité royale. Ce brave Huron oublie son rôle et collabore à l'Encyclopédie. Un petit point de contact avec Rousseau pour ce qui est de l'éducation,[13]) des pages vécues touchant la Bastille et les courtisans, un certain janséniste qui joue le rôle de l'abbé Faria du *Comte de Montecristo*, des esquisses de mœurs, une page d'amour tant soit peu larmoyante, mais qui nous émeut et une conclusion méchante, maligne, sceptique, dont l'auteur n'a pas même l'air de s'apercevoir, l'Ingénu serrant la main de celui qui a séduit sa fiancée et qui lui fraye le chemin à la fortune. Le fils de la nature a donc achevé son éducation sociale!

*

L'homme aux quarante écus n'est pas un roman, quoi qu'en pensent les éditeurs et nous le laisserons de côté pour embrasser d'un coup d'œil la *Princesse de Babylone*, qui nous ramène en Orient. De même que *Zadig* et *Candide*, ce roman n'est qu'un ramassis de légendes et de contes pris de côté et d'autre. Bélus, roi de Babylone, donnera sa fille Formosante à celui qui tendra l'arc de Nembrod, tuera un lion lâché dans le cirque et résoudra des énigmes. Ce sont les épreuves d'Hercule et d'Edipe avec des souvenirs des *Mille et une nuits* et des *Mille et un jours*. Trois

[12]) L'Ingénu dit: «Nous sommes sous la puissance d'un être éternel, comme les astres et les éléments: il fait tout en nous; nous sommes de petites roues de la machine immense dont il est l'âme; il agit par des lois générales et non par des vues particulières».

[13]) «La cause du développement rapide de son esprit (de l'Ingénu) était due à son éducation sauvage presque autant qu'à la trempe de son âme: car n'ayant rien appris dans son enfance, il n'avait point appris des préjugés. Son entendement, n'ayant point été courbé par l'erreur, était demeuré dans toute sa rectitude. Il voyait les choses comme elles sont au lieu que les idées qu'on nous donne dans l'enfance nous les font voir toute notre vie comme elles ne sont point.»

rois se présentent et échouent comme de raison, pour rendre plus éclatant le triomphe d'un inconnu, le bel inconnu de la légende populaire, paraissant tout à coup et l'emportant sur ses rivaux. Nous naviguons partant en pleine féerie, mais le paysage et ses habitants n'ont rien qui nous frappe par son étrangeté. Nous les connaissons depuis longtemps ces pays et ses héros, Formosante qui souffre de vapeurs et Amazan qui compose des madrigaux. La cour de Babylone se confond avec celle de Versailles. Le reste ne nous est pas moins familier. Nous sommes encore éblouis des richesses d'Eldorado et voici ce jeune homme qui arrache les quarante dents du lion terrassé et les remplace par quarante diamants d'égale grosseur. Le pays des Gangarides, résidence heureuse d'Amazan, n'est lui-même qu'une copie de cet Eldorado qui fait les délices de Candide et de toutes les républiques idéales forgées par les penseurs et le peuple y compris la noble terre de Cocagne. A Gangaride on roule sur l'or et les cœurs y sont nobles et fiers. «C'est la seule contrée de la terre où les hommes soient justes» s'écrie Voltaire qui oublie d'en avoir dit tout autant du séjour heureux de l'amant de Cunégonde. Rien de plus merveilleux que les licornes, ajoute notre écrivain; sans doute, mais ils ont, à peu près, les mêmes qualités des moutons rouges de l'Eldorado; si Amazan voyage comme un fou, poussé par l'amour, Candide en avait fait de même. Enfin, si le sage phénix paraît constituer une nouveauté, le rôle qu'il remplit est, au bout du compte, de porteur de poulets galants, spectacle offert par les courtisans de Louis XIV et de ses successeurs. Le procédé ne varie pas non plus; le roi d'Egypte, malgré la brutalité de son abord, n'est, à tout prendre, qu'un pauvre sot, et ses prêtres lui ressemblent. Les mythes se dégradent et le bœuf Apis est servi rôti au banquet des noces.

Partout d'ailleurs des souvenirs d'Usbek. Ces voyageurs voltairiens, quel que soit leur nom, parcourent la terre, regardent les abus et les dénoncent d'un air plus ou moins malin. Amazan maudit les couvents, l'inquisition, les tyrannies et rit «à se tenir les côtes», des gens qui baisent le pied du «poissonnier» de Rome et des parisiens se consolant de leurs misères par des airs de vaudeville. Et encore une répétition dans cette enquête. Zadig avait retrouvé à Babylone la coutume de décerner des prix aux citoyens ayant accompli l'action la plus généreuse: «Les grands et les mages étaient les juges. Le premier satrape, chargé du soin de la ville, exposait les plus belles actions qui s'étaient passées sous son gouvernement. On allait aux voix: le roi prononçait le jugement.» On était enfin en pleine Académie Française. Or, cette même institution ravit Amazan de la *Princesse de Babylone* à la cour de l'empereur de la Chine: «Celui-ci . . . .établit. le premier, des prix pour la vertu.» Le second du moins, pour ne pas faire tort au roi babylonien.

C'est encore pour sa forme épistolaire et pour l'éternelle critique aux mœurs et aux institutions européennes, confiée à des gens de l'Orient, c'est encore dis-je un souvenir des *Lettres persanes*, que ce roman de Voltaire, portant pour titre *Les lettres d'Amabed* (1769). Ce sont aussi des lettres d'amour; la *Nouvelle Héloïse* est de 1761. Si cette critique nous laisse tant soit peu froids, si ces tirades contre les dominicains, les franciscains, l'inquisition et les papes n'ont pas la force de nous émouvoir, c'est que le XVIIIe siècle n'est plus sous nos yeux, avec cette floraison d'idées alors nouvelles, c'est que nous oublions qu'il faut avoir crié pendant trois siècles que la pensée est libre, que tous les hommes sont égaux devant la loi, pour que ces opinions individuelles devenues universelles se soient imposées à la société. Que de jours de soleil pour mûrir une idée! Pardonnons donc à Voltaire certaine monotonie et ses indiens si parisiens, pardonnons-lui surtout cette vision cinématographique, reproduite en nouvelle édition, des paysages et des peuples de l'Asie, de l'Afrique et de l'Europe et ces considérations si réjouissantes, en matière d'ethnographie! Comme les Hottentots vont tout nus remarque l'auteur, ils sont fort à plaindre, car un Hottentot «n'a plus rien à désirer quand il a vu sa Hottentote par devant et par derrière!»

Le roman a une allure d'abord sentimentale; on flaire la trahison et ces deux amoureux, Amabed et la belle Adaté, tombés sous la protection du dominicain padre Fa tutto, nous émeuvent et nous préoccupent. Pensez donc un dominicain, italien par dessus le marché et épris des charmes de la jeune indienne! Fa tutto apprend sa langue à ses élèves, puis les mène à Goa, tombée alors au pouvoir d'Albuquerque, et les dénonce à l'Inquisition, comme coupables d'apostasie. Les malheureux sont séparés et emprisonnés et Fa tutto profite de la circonstance pour donner, selon l'expression de Pangloss, une leçon de physique expérimentale à Adaté et à sa suivante. Les deux filles ne se désespèrent pas pour si peu de chose; elles sont persuadées d'avance, comme Voltaire, que c'est là «un petit malheur» source probable d'un grand bien. En effet on les protège, on réunit les amoureux, et on les envoie à Rome pour y être jugés. C'est là une occasion excellente pour que le voyage de l'éternel persan recommence, pour que l'on entende encore une fois cette critique exotique!

Le conte lugubre tourne à la plaisanterie et nous amuse par l'apparition du franciscain Fa molto et par les lettres de la jeune indienne, des lettres à faire agréablement rougir les dames derrière leurs éventails. Ajoutez la mascarade du style pseudo-oriental: «Il y a longtemps que je n'ai étendu mes feuilles de coton sur une planche, et trempé mon pinceau dans la laque noire délayée..» ou encore: «Béni soit à jamais Birma, qui a fait

l'homme pour la femme!» Sentence grave, qui se prête à une inversion de termes, non moins remplie de sagesse antique. Enfin, ce qui est aussi fort oriental: «Puisse Drugha, montée sur son dragon, étendre toujours sur toi ses dix bras vainqueurs des vices.» Ne vous avisez pas de rire aux dépens de Drugha: une belle note de l'auteur vous expliquera tous les attributs de la déesse. L'italien de Fa tutto n'est pas moins indien, avec sa brave traduction à côté: «Jo la converterò (Je la retournerai)! .» Fa tutto et Fa molto se chargent, à leur tour, d'augmenter la gaieté du récit, par des scènes rabelaisiennes; ils s'enivrent, se jalousent, se querellent et se donnent des coups et le franciscain ne se fait pas prier pour dire à tout le monde qu'il se moque bien de la religion dont il porte l'habit et de ses légendes. «Tantôt c'est un âne qui parle, tantôt c'est un de leurs saints qui passe trois jours et trois nuits dans le ventre d'une baleine...» Il avouera, en outre, ses vices et ceux de ses confrères, avec une naïveté qui dépasse celle d'Adaté: «Soyez très sûr que les prêtres vigoureux comme moi, et qui n'ont point de femmes, s'abandonnent à des excès qui font rougir la nature, après quoi ils vont célébrer les saints mystères.» Et tout cela il le dit à ses adversaires; c'est comme si Tartufe avait expliqué à Orgon qu'il visait à s'emparer de sa femme et de sa fortune!

La désolation de la campagne romaine annonce celle du catholicisme: «Ce ne sont que des marais infects, des bruyères, des landes stériles. Nous n'avons vu dans le chemin que des gens, couverts de la moitié d'un manteau, sans chemise, qui nous demandaient l'aumône fièrement. Apparemment que Dieu est fâché contre son vicaire, puisqu'il lui a donné un pays qui est la cloaque de la nature.» Almazan, dans *La princesse de Babylone*, avait visité lui aussi la ville des sept montagnes et s'était récrié de même sur le spectacle «des marais empestés, des habitants hâves, décharnés et rares, couverts de vieux manteaux troués qui laissaient voir leur peau sèche et tannée.» Ajoutez qu'une aventure identique avait menacé les deux étrangers, car les cardinaux leur faisant les yeux doux, s'écriaient: «San Martino, che bel ragazzo! San Pancratio che bel fanciullo!» Mêmes remarques, enfin, mêmes critiques, avec l'addition des orgies des pontifes, de l'élévation au saint siège de Léon X, un bel homme, remarque le philosophe, dont toutes les femmes étaient folles, mais attaqué d'un mal immonde et avec des façons singulières, du moins avec les indiens, car il donne à nos voyageurs «de petites claques sur les fesses en signe de bontés.» C'est ainsi que l'auteur du *Siècle de Louis XIV*, écrivait l'histoire des pontifes!

Au milieu de toutes ces plaisanteries, d'autant plus amusantes qu'elles sont débitées d'un ton sérieux, des critiques aux mœurs romaines et à la religion du Christ, voire au Christ lui-même: «un homme qui séchait des figuiers d'une seule

parole... et qui noyait des cochons» et encore des souvenirs et des jugements littéraires jetés pêle-mêle, avec cette assurance inébranlable qui appartient en propre au juge de Dante, de Shakespeare et de la Bible. Voici l'Arioste, dont on cite des vers, puis Machiavel et sa *Mandragore*, jouée à la présence du pape. «Le sujet de la pièce est un jeune homme adroit qui veut coucher avec la femme de son voisin. Il engage, avec de l'argent, un moine, un Fa tutto ou un Fa molto, à séduire sa maîtresse, et à faire tomber son mari dans un piège ridicule. On se moque tout le long de la pièce de la religion que l'Europe professe, dont Roume (Style indien!) est le centre, et dont le siège papal est le trône... Charme des yeux en a été scandalisée; mais la comédie est si jolie que le plaisir l'a emporté sur le scandale.» Est-ce que Voltaire saisissait la vraie portée de cette pièce?[14])

Les trois derniers romans du cycle voltairien, *Le taureau blanc* (1774), l'*Histoire de Jenni ou l'athée et le sage* (1775) et *Les oreilles du comte de Chesterfield*, de la même année, appartiennent à l'extrême vieillesse de l'auteur. Le premier «traduit du Syriaque par M. Mamaki, interprète du roi d'Angleterre», est un mélange de souvenirs mythologiques et bibliques hanté sur un conte populaire, celui du jeune homme transformé en animal par une divinité malfaisante et reprenant sa forme primitive entre les bras de la femme aimée. Voyez *La belle et la bête* et d'autres morceaux aussi intéressants qu'instructifs de cet admirable «cabinet des fées», mais voyez surtout Voltaire lui-même, se répétant encore une fois ainsi que font les vieillards: relisez ses rêves du passé, le *Crocheteur borgne*, métamorphose masculine et *Ce qui plait aux dames*, métamorphose féminine. *Le taureau blanc est* d'ailleurs fort embrouillé, surtout à cause de l'intervention de l'ânesse de Balaam, du serpent séducteur d'Ève, et d'autres bêtes non moins célèbres, une sorte de jardin zoologique tiré de la Bible. Le corbeau et le pigeon de l'arche de Noé nous racontent des histoires à faire dormir debout et le serpent débite des galanteries à la princesse Amaside, galanteries bonnes sans doute pour Ève, qui était une femme primitive, mais tant soit peu fades pour nos oreilles. L'esprit de Voltaire parait plutôt à l'apparition des trois prophètes, Daniel, Ézéchiel et Jérémie, mourant de faim les malheureux et qui font enfin un repas pantagruélique aux dépens du sage Mambrès, un repas composé de poulets, truffes, dindonneaux, faisandeaux, perdreaux, gelinottes, cailles etc. Tous les animaux de l'arche y passent.

L'*Histoire de Jenni* nous paraît en étroits rapports avec ce qui constitue le fond de l'*Ingénu*, parce qu'on y agite la question de la supériorité morale de l'homme sauvage sur l'homme civilisé.

[14]) Cfr. XVI vol. p. 246 éd. Moland, où l'auteur revient sur le même sujet.

Encore une redite: «Je suis, dit l'Américain Parouba, un de ceux que vous appelez sauvages: je naquis sur une des montagnes bleues qui bordent cette contrée.» Le sage Freind ne manque pas de lui demander s'il croit en Dieu et l'américain: «Mon Dîeu est là et il montra le ciel; ma loi est là dedans et il mit la main sur son cœur.» Freind se pâme d'admiration surtout devant ce cœur transformé en code civil et pénal: «Cette pure nature en sait plus que tous les bacheliers.» Bernardin de Saint-Pierre et Chateaubriand ont dû lire cette page, la larme à l'œil. Quelle délicatesse de sentiments, que de justice, que de bonne foi chez les indigènes du Nouveau-Monde! Il est vrai qu'en certains moments d'oubli, ils mangent leurs semblables, mais ce cannibalisme est toujours pour la bonne cause: «Nos estomacs, dit le chef des montagnes, sont sépulture plus honorable etc...» et bien que ce soit là une raison on ne pourrait plus convaincante, il pousse, cet excellent sauvage, sa complaisance, pour obliger Freind, jusqu'au point de renoncer pour toujours à sa cuisine.

Outre cette ressemblance générale entre les deux romans, remarquez des répétitions de détail. Freind prêche les sauvages et les convertit, comme l'Ingénu prêchait et convertissait son janséniste; la sœur du curé et Mlle de Saint-Yves admirent la beauté physique de l'Ingénu, prenant son bain, dans le costume d'Adam et deux femmes en font de même, dans l'*Histoire de Jenni*, avec certain jeune Anglais, tombé au pouvoir des Espagnols. Il vaut la peine de rapprocher les deux morceaux: «Elles (savoir Mlle de Kerkabon et Mlle de Saint-Yves, de l'*Ingénu*) se promenaient tristement le long des saules et des roseaux qui bordent la petite rivière de Rance, lorsqu'elles aperçurent, au milieu de la rivière, une grande figure blanche... La curiosité l'emportant bientôt sur toute autre considération, elles se coulèrent doucement entre les roseaux.» Dona Boca Vermeja, de *Jenni* en sa qualité de maîtresse du révérend père inquisiteur, est plus effrontée, de même que sa compagne «gibier de moines». A la vue de cette nudité masculine «je ne pus m'empêcher de dire: Oh! che hermose muchacho!»

C'est par ces petits tableaux malicieux, par ses remarques toujours spirituelles que notre conteur a encore la force de nous captiver. Lorsqu'il tombe dans le sentimentalisme, lorsqu'il fait le moraliste, comme dans le reste de cette histoire, nous ne reconnaissons plus l'auteur de la *Pucelle*, composant des madrigaux pour les princesses de toutes les cours. Il y a un Voltaire conventionnel qui n'est que boutades, et épigrammes, un feu d'artifice toujours en fusées volantes et il y a un Voltaire plus conventionnel encore, le Voltaire de la légende, celui qui fait l'affaire des orateurs populaires et officiels, grave et bénissant, au nom de l'humanité, les temps nouveaux et le fils de Franklin.

Ce Voltaire a existé lui aussi de même que l'autre, mais tournez toutes les faces du prisme et voyez-le, notre auteur, dans sa nature complexe faite de frivolité et d'études, de causerie aimable et d'esprit philosophique, écrivant des romans fériques et des histoires documentées, des *Lettres anglaises* et des poèmes comme la *Pucelle*, sérieux parfois dans sa plaisanterie et plaisant presque toujours dans sa gravité. Cette *Histoire de Jenni* fait un peu exception à la règle. Freind, au nom du poète, prêche comme un missionnaire, l'existence de Dieu, d'un Dieu qui n'est pas celui des jésuites bien entendu ni de Pascal non plus, mais qui peut faire supposer un retour sur la voie de Damas et sa parole est grave, émouvante; les athées tombent foudroyés, et tout le monde fait du sentiment et répand des larmes, ainsi qu'à une représentation du *Père de famille* de Diderot. La plupart de ces esprits moqueurs et sceptiques ont été entichés de ces faiblesses larmoyantes et l'on n'écrivait que mieux des conseils de vertu et de prudence et des tableaux émouvants, après la lecture des *Bijoux indiscrets*, de la *Pucelle* et de la *Religieuse en chemise*. Voltaire, comme prédicateur, a des succès éclatants, qui effacent ceux de ses moines Fa molto et Fa tutto. On voit qu'il prend ce nouveau rôle au sérieux; n'avait-il pas prêché d'ailleurs en personne, dans cette église de Ferney, portant l'inscription si modeste: *Deo erexit Voltaire?* N'y avait-il pas reçu, en seigneur de village, qui veut donner le bon exemple, la communion pascale, en présence de ses vassaux? Cette *Histoire de Jenni* peut bien s'appeler le roman des conversions. C'est tout d'abord Boca Vermeja, qui se convertit à une seule religion et à un seul mari; ce sont Jenni et Birton, entrant dans la bonne voie; c'est ensuite un bachelier espagnol, «de prêtre» ne rêvant jadis que bûchers et pendaisons, transformé en protestant, une petite femme à ses côtés. Convertir un prêtre au bien! C'est pour Voltaire un tour de force, comme pour les pieux ermites du moyen-âge la conversion du diable. Il va sans dire que les sauvages adorent eux aussi le nouveau dieu avec une facilité étonnante. Comment notre philosophe pouvait-il donc nier et railler les conversions des missionnaires? Enfin il n'y a que la méchante Clive-Hart, qui ne soit pas touchée par la grâce; c'est que ces excellents «fils de la nature», dans un moment de distraction ont mis madame à la broche. Ces conversions ne sont que la conséquence des dialogues métaphysiques de Freind et de Birton. Ce dernier, incarnation de l'incrédulité, y joue le même rôle de *l'ignorant* vis-à-vis du *sage*, en certains débats qui ont lieu encore de nos jours dans les églises catholique de l'Italie. Birton d'ailleurs cède avec beaucoup d'amabilité. On sait d'avance qu'il se convertira, mais enfin il remplit sa mission jusqu'au bout. Cependant vous remarquez qu'il perd du terrain: «Quoi! tout serait art et la nature ne serait que l'ouvrage d'un suprême artisan?» Les sauvages,

formant le public, encouragent les deux champions. Birton cède encore davantage: «Faut-il se soumettre à reconnaître un Dieu ?» et il se décide, de guerre lasse, mais en homme qui a la conscience d'avoir bien rempli la mission que l'auteur lui a confiée: «J'ai fait ce que j'ai pu... oui, je l'avoue; oui, je l'avoue; oui, vous avez raison» et après ces trois «oui» la grande scène émouvante, mais sans eau bénite et le tableau final: «Oui, dit Birton, je crois en Dieu et en vous.»

Suit le repentir du fils coupable, brebis égarée qui revient au bercail. Cet excellent Freind surveille son fils, le conseille sans le réprimander, voyage avec lui et pour lui et ce qui plus est, paie ses dettes sans l'en avertir. A la fin de la pièce, on pleure, on s'embrasse, on pardonne et l'on se marie. De temps en temps de belles maximes: «Sans la religion... qui retiendra les grands et les rois dans leurs vengeances, dans leur ambition ?» Voltaire oublie qu'il avait dit précédemment que la religion n'a pas empêché les exploits des César et des Alexandre. Puis «l'athéisme et le fanatisme sont les deux pôles d'un univers de confusion et d'horreur» et la défense de la liberté de pensée, répétée encore une fois, mais toujours avec cette éloquence qui naît de la conviction: «Eh! quand il serait juif... vous sied-il bien (aux prêtres) de cuire des gens, parce qu'ils sont descendus d'une race qui habitait autrefois un petit canton pierreux tout près du désert de Syrie ? Que vous importe qu'un homme... fasse sa pâque dans la pleine lune rousse, ou le dimanche d'après ?» Et la fusée finale: «Il n'y a point de bonheur sans la vertu.» Il reste seulement à savoir en quoi consiste la vertu des héros voltairiens.

D'autres dialogues métaphysiques ne sont guère faits pour donner de l'intérêt au dernier roman (servons-nous de ce titre ici fort déplacé) de Voltaire, c'est-à-dire à celui, qui porte un titre alléchant et singulier *les oreilles du comte de Chesterfield et le chapelain Goudman*. On y parle de Dieu, d'un Dieu, bien entendu, à l'usage des philosophes, donnant des règles générales sans se soucier de nos actions particulières, de ce Dieu qui préoccupe toujours davantage notre écrivain, à mesure qu'il approche de l'heure dernière qui spiritualise. Nous ne dirons pas que le diable en vieillissant se fait ermite, mais que l'on est loin de l'insouciance moqueuse de la *Pucelle*, des pages écrites aux heures d'amour et d'enthousiasme, dans le château de Mme de Châtelet! Cependant l'esprit de Voltaire donne encore des lueurs. Voici l'aventure arrivée à Goudman, le héros de ce roman. En sa qualité de pasteur protestant, Goudman s'adresse à milord Chesterfield pour obtenir certain bénéfice ecclésiastique. Milord, qui est aussi aimable que sourd, croit Goudman malade et lui donne un billet pour son chirurgien. Celui-ci le reçoit avec empressement, le fait asseoir, tire ses fers, veut le sonder.

Goudman pousse des cris, on s'explique, l'équivoque est éclaircie. On riait ainsi, dans l'ancien beau temps, du tour joué aux trois aveugles de Compiègne et c'est là le même esprit qui court comme une sève à travers toute la littérature française, lui donnant le goût du terroir. Voulez-vous du Rabelais, même dans ces dernières lignes qu'écrit la main du grand vieillard? Relisez le chapitre dédié à l'influence de certaine nécessité corporelle sur notre destinée et sur les destinées des peuples. «Mon père, dit Sidrac, qui est centenaire, était apothicaire de Cromwell; il m'a conté souvent que Cromwell n'avait pas été à la garderobe depuis huit jours, lorsqu'il fit couper la tête à son roi.» Une plaisanterie qui ne déparerait pas les gais conteurs de la Renaissance, mais un souvenir aussi de la terre de toute liberté et du lutteur puissant, terrassant le catholicisme.

Invention et caractères.

Qu'il y a longtemps que les hommes agitent les mêmes idées, se nourrissent des mêmes rêves et s'amusent aux mêmes historiettes et qu'elle est intéressante cette chaîne unissant les peuples à travers les siècles et sous les latitudes les plus diverses! Ne demandez donc pas à Voltaire l'originalité de ses sujets. Il a pris son bien un peu partout, ainsi que l'ont fait ses devanciers. Cependant, dans cette histoire des imitations, vous remarquez des étapes. Au moyen âge et aux abords de la Renaissance, on se borne à mettre en vers, plus rarement en prose, des contes traditionnels; personne n'affiche l'originalité du sujet ni de la forme. Plus tard la prose l'emporte et la prose est plus personnelle; le fond ne varie guère, mais l'auteur ajoute des détails; il raisonne, il vise à une conclusion. Plus tard encore, vous remarquez une transformation plus sensible. L'écrivain du XVII[e] siècle, en France, agit à l'égard des contes, comme pour ses autres inspirations. La fable, en elle-même, n'est rien, c'est l'art de dire, qui fait tout; La Fontaine indiquera ses modèles et Boileau, d'un air pédant, jugera lequel a le mieux exposé la même aventure, de lui, de l'Arioste ou de Bouillon. Il en sera de même de Molière avec les modèles de Plaute et de Térence.

Avec Voltaire, nous parlons plutôt du Voltaire des romans que de celui des contes, le procédé varie davantage. L'imitation n'est plus que dans certains détails; la donnée générale, du moins pour le sens philosophique, devient originale; les détails eux-mêmes se transforment pour concourir à la démonstration d'une thèse. Toute la narration est donc asservie à une idée maîtresse et l'ancien conte y joue le rôle du «soave liquor», dont parle le Tasse, avec lequel on asperge les bords de la coupe, pour qu'on avale le remède sans répugnance. C'est le remède donc qui nous devrait intéresser; cependant le critique trouve parfois que le «soave liquor» vaut mieux que le reste.

Lorsqu'il s'agit des contes du moyen âge ou du XVIe siècle, la recherche des sources n'est souvent qu'une œuvre de démopsychologie et de curiosité. On sait d'avance, en parcourant un recueil de ce genre, que l'auteur n'y a rien mis qui lui appartienne en propre et que l'on trouvera cent versions de ce qu'il expose; excepté le cas assez rare que l'on détermine la source directe, ce n'est là enfin qu'une œuvre utile aux collectionneurs.

La transformation que le vrai artiste fait subir à ses modèles paraît, au contraire, du plus grand intérêt. On saisit le secret de la création, on voit comment l'esprit de l'écrivain a remanié sa source directe, à l'aide parfois d'autres versions, à l'aide surtout de ses idées à lui. Telle historiette assez fade de la vieille littérature, populaire ou écrite, est devenue, par exemple, entre les mains de Rabelais, un hymne au renouveau de son siècle et une arme de combat contre le monachisme. Les idées de réforme ne sont pas cependant, à cette époque, qu'à la surface et la tradition l'emporte; le XVIIe siècle passe ensuite dans la gloire d'un classicisme sur lequel un prince illustre a jeté son manteau protecteur; l'heure où les épis mûrissent pour la moisson prochaine arrivera plus tard et c'est alors que le conte se transforme et que l'on en tire des leçons, qui préoccupent et épouvantent l'église et la cour. On avait depuis des siècles berné le clergé et adversé l'avidité de Rome et Renard lui aussi avait prêché contre les privilèges des hautes classes, mais à quoi bon si cette critique visait surtout à l'amusement, si l'on embrassait, dans un seul tableau, la satire de toutes les classes, si aucun idéal nouveau ne souriait aux poètes et si Renard courait, à son tour, à la fortune? Avec les romans de Voltaire et de Diderot la satire change de ton; on sait ce que l'on veut, on remonte la chaîne des abus et des privilèges, on recherche les responsabilités, on demande, on exige des réformes. Ce sont des réformes modestes, constitutionnelles, pour employer un mot forgé depuis, mais celles-ci obtenues, on demandera le reste.

Les contes de Voltaire, bien qu'ils appartiennent en partie à son âge mûr et à sa vieillesse, gardent la physionomie du passé. C'est à grand'peine si vous y retrouvez, par ci par là, la main qui a écrit les romans. C'était, dans son œuvre immense, un genre à part comme ses pièces galantes, un badinage qui ne tirait pas à conséquence; le plus souvent un simple jeu de société. Il s'y souvenait de Rabelais et de La Fontaine et oubliait *Les lettres anglaises. Ce qui plaît aux dames* est issu du folklore; sa source c'est *the Wife of Bath* de Dryden.[15]) L'aventure du

[15]) Inutile, pour notre but, une étude très détaillée de ces sources. Pour ceux qui désirent en apprendre davantage, je me permets d'indiquer ce que j'en dis dans mon article *La leggenda dell'amore che trasforma*, dans la *Zeitschrift für roman. Phil.* 1903. pp. 278, 297, où je cite les travaux de ceux qui m'ont précédé dans cette recherche.

Cadenas présente cent versions; si son auditoire sourit, le poète n'en demande pas davantage. L'élaboration de Voltaire paraît à son air goguenard; s'il vous répète de vieilles histoires, c'est en homme qui pourrait en dire davantage; le lion cache ses griffes. L'«unguis» est donc caché; cependant prenez garde, le velours de la patte ne le recouvre pas entièrement. Robert, se rend à Rome en pèlerinage, pour en rapporter «des agnus, des indulgences et des dispenses»; pas même un mot de blâme, ou de raillerie; cependant le poète sourit et l'on devine ce qu'il en pense. Ce Robert est un paladin, mais de la façon dont l'Arioste forgeait les siens. Son entreprise principale consiste à pousser Marthon dans le bois et certain moine, issu des pages du *Furioso*, profite de l'aventure, pour amener le cheval du héros à son couvent. Tout bien finit aux mains des gens d'église! Puis la dégradation des anciens preux, des «armes et des amours»: Marthon qui rajuste sa coiffure et demande de l'argent et la confusion du chevalier «si frais et si vermeil» devant cet aréopage féminin, présidé par la reine Berte, lorgnant tendrement le coupable. L'histoire du «beau pigeon sacré» apportant la sainte ampoule pour le sacre du roi Clovis qui a assassiné trois rois, est sans doute un trait de hardiesse. La malice même a un accent nouveau. Ce malheureux Robert qu'il a de la peine à ne pas répondre ce qu'il pense sur le problème qu'on vient de lui imposer «ce que la femme en tout temps désire»!

> «Comment nommer, disait-il en lui-même,
> Très nettement ce que toute femme aime?»

Il ne le dit pas, parce qu'il parle en vers; s'il avait parlé en prose, sa muse se serait passée de tant de retenue.

Pour les romans, les inspirateurs des inspirateurs sont les recueils de contes orientaux savoir *Les mille et une nuits* et *Les mille et un jours*, aussi bien que les souvenirs de Rabelais, de Swift, des apologues du *Spectateur*, de Duclos, D'Hamilton, de Bayle, et de quelques romans de son époque. Des lectures variées lui apportent d'autres éléments; il lui est arrivé même de consulter certain pèlerinage «di tre giovani figliuoli del re di Serendippo» et d'en tirer quelque profit. Cette littérature des pays du Levant a la rage des diamants, des rubis, de l'or, des lumières resplendissantes et des rêves où l'on oublie. C'est ainsi que le héros du *Crocheteur borgne* voyage dans les pays des chimères; la métamorphose qu'il a entrevue, dans son sommeil, se réalisera plus tard dans le *Taureau blanc*. Je n'en saurais vous indiquer la source directe. Peut-être n'existe-t-elle pas, mais si vous feuilletez les *Mille et un jours*, dans la traduction de Galland, vous y trouverez l'aventure de deux frères génies vieillis et rajeunis par l'amour. *La belle et la bête* de Mme de Villeneuve, l'*oiseau bleu* de Diderot, certaines pages du *Cabinet*

des fées, savoir *Les aventures d'Abdallah* de l'abbé Mignon, *Bellinette ou la jeune vieille* du comte de Caylus, *Les contes des génies ou les charmantes leçons d'Horan*, ouvrage traduit du persan en anglais par sir Charles Morel etc . . . développent à peu près le même sujet.[16]) Voltaire n'avait d'ailleurs qu'à se souvenir de l'ouvrage de Dryden. La donnée de la métamorphose exceptée, ce qui est bien classique, notre écrivain a fait œuvre de fantaisie et il a rêvé avec ses personnages.

Il n'en est pas de même de *Zadig*. Voltaire lui a donné pour sous-titre celui d'histoire orientale, comme pour nous indiquer qu'il n'a pas changé de voie. *Zadig*, dans ses détails, n'est donc qu'un composé de contes tirés de toute part et il arrive parfois que le héros court des aventures fort déplacées ou contraires à son caractère, parce que le poète veut enrichir son récit de telle ou telle autre historiette agréable. C'est tout d'abord le premier chapitre, *Le borgne*, nous exposant l'aventure de la veuve infidèle. On la lit en Phèdre et en Pétrone; ajoutez-y un conte chinois réimprimé par Durand, en 1803, sous le titre *La matrone chinoise* et qui en est la source directe.[17]) De quoi s'agit-il dans cette rédaction? Certain chinois, nommé Tschuang, retrouve, dans un cimetière, une femme éventant un tombeau. Pourquoi vous donnez-vous cette peine? Parce que j'ai promis à mon mari de ne me pas remarier, avant que son tombeau ne fût essuyé. Notre chinois, qui est sage, vient au secours de la veuve. Revenu à la maison, il expose à sa moitié ce qu'il a vu et ce qu'il a fait. Madame pousse des cris d'indignation. Une femme pareille est la honte de son sexe. Notre chinois meurt; sa veuve le pleure six jours et le septième se fiance à un prince. Celui-ci, qui veut la mettre à l'épreuve, se feint mourant et son valet déclare que, pour le guérir, il n'y a de meilleur remède que de lui faire avaler la cervelle d'un homme mort depuis peu de jours et c'est la cervelle de Tschuang que la dame se déclare prête à sacrifier. Tous

---

[16]) *Cabinet des fées*, vol. XII, XXIX etc.

[17]) Cette *Matrone chinoise* a paru, à la suite de sa traduction de la satire de Pétrone, divulguée déjà par Duhalde dans le IIIe vol. de sa *Description de la Chine*. Cette *Description* est citée par Voltaire, plusieurs fois, dans son *Siècle de Louis XIV*. Il déclare même que si La Fontaine avait tiré sa Matrone d'Ephèse de l'Italie, on la lisait déjà chez Pétrone, que Pétrone s'était inspiré à la Grèce et que les grecs l'avaient reçue des Chinois, par l'intermédiaire des Arabes. «Vous la verrez dans des contes chinois, traduits par le P. Dentrecolles et recueillis par le P. Duhalde, et ce qui mérite bien vos réflexions, c'est que cette histoire est bien plus amusante chez les Chinois que chez nos traducteurs.»

Cfr. l'étude intéressante G r i s e b a c h , *Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur*, Berlin, 1889 et l'autre, qui embrasse le roman tout entier, Wilhelm S e e l e , *Voltaire's Roman Zadig ou la destinée*, diss. Leipzig, 1891. Voyez aussi Bédier, *les fabliaux*, 2me éd., 120—128, 462.

les éléments du IIe chap. du conte voltairien se trouvent donc ici; nos mœurs, celles du temps du poète, sont choquées par cette histoire de la cervelle, forgée par la fantaisie d'un peuple dont la civilisation est encore à l'état embryonnaire. Il aurait fallu l'effacer: Voltaire a préféré l'atténuer. Au lieu de la cervelle, il s'agit du nez, comme au lieu de l'éventail, il avait mis le ruisseau. Ce petit changement permet une plaisanterie, réjouissant la scène: «Après tout, dit-elle, quand mon mari passera du monde d'hier dans le monde du lendemain sur le pont Tchinavar, l'ange Asrael lui accordera-t-il moins le passage parce que son nez sera un peu moins long dans la seconde vie que dans la première?» Et encore de la gaieté. L'ange Asrael et les superstitions de l'au-delà ont eu leur compte: voyez maintenant l'influence de Molière. Zadig a prié son ami Cador de jouer ce rôle de second mari; lui, pour éprouver la vertu de sa femme, se feindra mort etc. C'est la donnée du *Malade imaginaire* avec un résultat identique. Autre souvenir de Molière. Un homme bat sa femme, la méchante Missouf; Zadig intervient, la scène prend une allure tragique et l'homme est tué: «Zadig alors s'avança vers la dame, et lui dit d'une voix soumise: Il m'a forcé de le tuer: je vous ai vengée; vous êtes délivrée de l'homme le plus violent que j'aie jamais vu. Que voulez-vous maintenant de moi, Madame? — Que tu meures, scélérat: lui répondit-elle: que tu meures! tu as tué mon amant; je voudrais pouvoir déchirer ton cœur. — En vérité, Madame, vous aviez là un étrange homme pour amant, lui répondit Zadig; il vous battait de toutes ses forces — Je voudrais qu'il me battît encore.» C'est le malheur qui, dans le *Médecin malgré lui*, a frappé M. Robert, intervenant en faveur de madame Sganarelle. Peut-être le souvenir du poète comique a-t-il suggéré aussi ce que Voltaire ajoute d'un médecin babylonien, nommé Arnoult, qui guérissait ou prévenait toutes les apoplexies, avec un sachet pendu au cou et les traits décochés contre les Trissotin et les Vadius.

D'autres anecdotes et d'autres sources. Zadig doit passer à travers toute sorte de vicissitudes: à un certain moment, fatigué du monde, il se retire dans un désert. Là, dans la solitude, il réfléchit sur les phénomènes naturels, son esprit s'affine et voici, comme preuve de cette finesse, l'épisode du chien et du cheval, tiré directement du *Peregrinaggio* cité. L'emprunt avait été signalé, avec malignité, par l'*Année littéraire* de Fréron et Voltaire n'avait pas pu le nier.[18] Les trois fils de Giaffer «abbattutisi

[18]) Fréron se rapporte à la traduction parue anonyme du chevalier de Mailly, «Le voyage et les aventures des trois princes de Serendip, traduits du persan, Paris, 1719.» La même aventure avait été racontée par Guelette dans ses *Soirées bretonnes*. J'ai sous les yeux le «*Peregrinaggio* di tre giovani figliuoli del re di Serendippo, per opra di M. Christoforo Armeno dalla Persiana nell'Italiana lingua trasportato, Venezia, Tramezzino, 1557.» Je regrette de n'avoir pu consulter les notes, sans doute érudites et profondes, de M. Bolte à ce *Peregrinaggio*.

un giorno in uno gambelliere, a cui era fuggito uno gambello, furono da lui dimandati, se per avventura quello nel camino veduto avessero.» L'aîné des trois frères demande, à son tour, au conducteur si son chameau était borgne, s'il lui manquait une dent et s'il boitait. Le conducteur répond que oui. Les trois frères ajoutent d'autres questions: le chameau devait être chargé d'un côté de beurre et de l'autre de miel, encore portait-il sur son dos une femme enceinte. Tous ses détails donnent des soupçons au propriétaire du chameau; les trois étrangers, si bien renseignés, lui ont volé, sans doute, l'animal. Menés devant le juge, les fils de Serendip démontrent que leurs observations ne sont que le fruit de la finesse de leur esprit. Le chameau est aveugle, parce qu'ils ont vu qu'il broutait l'herbe d'un seul côté; l'herbe mâchée indique le manque d'une dent; les empreintes qu'il boite, des fourmis et des mouches sa charge etc.

Voltaire a transformé son modèle. Laissons de côté certains petits détails, le chien et le cheval remplaçant le chameau et la différence des questions et des réponses. Remarquez plutôt une complication de ces questions à laquelle le poète s'amuse. L'eunuque interroge Zadig s'il a vu le chien de la reine et Zadig répond qu'il s'agit, sans doute, d'une chienne et même d'une épagneule très petite; il révèle qu'elle a fait, évidemment, des petits, qu'elle boite du pied gauche de devant et qu'elle a les oreilles très longues.

Ajoutez qu'un cheval échappe en même temps de l'écurie du roi de Babylone et que c'est encore Zadig qui devra faire des *inductions* merveilleuses. Le cheval galope: il a cinq pieds de haut, le sabot très petit une queue de trois pieds et demi de long etc. Ce bonhomme de Cristoforo Armeno et ses héros sont enfoncés. Nous sommes à l'époque des expériences scientifiques, et des curiosités. L'abbé Nollet fait des leçons de physique expérimentale aux dames auxquelles Fontenelle venait de révéler les merveilles de l'infini. Zadig fait lui aussi des expériences de finesse et des applications de science. On s'y amusait alors, comme on s'amuse de nos jours aux inductions étonnantes des Sherlock Holmes et des Lubin.[19])

Voyez encore combien cette question des sources directes peut devenir intéressante. Zadig prouve qu'il a de l'esprit et qu'il est un

[19]) Voyez, par exemple, le chap. *La déduction élevée à la hauteur d'une science dans le drame de Pondichéry-Lodge* de Conan Doyle. Voyez, aussi pour la divination, *l'Histoire compliquée de l'adultérin* dans les *Mille et une nuits* (trad. Mardrus, XIIIe vol.) où l'on devine l'origine d'un cheval, ce qu'une pierre précieuse renferme et l'origine même du sultan et de sa favorite. M. Gaidoz dans le IIIe vol. de *Mélusine* parle, avec sa compétence bien connue, des *Inductions de Zadig*, dont il déclare ne pas connaître la source mais il cite, d'après des missionnaires, des anecdotes des sauvages du nord de l'Amérique, témoignant de cette finesse de sensibilité.

savant dans la vraie acception du mot; ce n'est donc pas un charlatan comme monsieur le tel ou monsieur le tel autre et là, des griefs du poète des personnalités, mêlées à certains souvenirs de Rabelais et de Swift. Sur les bords de l'Euphrate (inutile de dire de quel Euphrate il est question) Zadig ne «s'occupait pas... à calculer combien de pouces d'eau coulaient en une seconde sous le pont et il n'imaginait point de faire de la soie avec des toiles d'araignée ni de la porcelaine avec des bouteilles cassées.» Mais oui; ce sont des babyloniens bien connus; c'est surtout ce brave Réaumur, on ne pourrait plus asiatique, qui a lu à l'Académie de Paris des mémoires sur ces sujets. Ainsi les faits de chronique contemporaine se fondent avec les emprunts littéraires. Un petit tableau d'autres mœurs de Babylone ajoute du piquant. Le roi ordonne qu'on restitue à Zadig l'amende à laquelle il avait été condamné. Les juges obéissent et restituent le tout, à une petite déduction près: «Le greffier, les huissiers, les procureurs.. en retinrent seulement trois cent quatre-vingt-dix-huit pour les frais de justice, et leurs valets demandèrent des honoraires.» Quel pays mon Dieu que ce pays barbare!

Le chapitre *L'Envieux* trouve un précédent, comme M. Seele l'a constaté, dans les *Mille et une nuits*, traduction Habicht, mais comment Voltaire aurait-il pu connaître cette version? Il vaut mieux peut-être relire ces trois chapitres de l'*Apologie pour Hérodote* de Henri Estienne renfermant des exemples de ces altérations de sens. On se souvient qu'il est question de certains vers de Zadig en l'honneur du roi écrits sur une feuille. Cette feuille est rompue et chaque moitié des vers renferme, par hasard, un sens très offensant pour sa Majesté. D'autres sources touchant d'autres anecdotes ne me paraissent pas moins douteuses; il se peut que Voltaire se soit souvenu, pour ce qu'il dit de l'*Esclavage*, d'une fable de Bilpay, qu'il ait emprunté sa *Danse* aux aventures de Gulliver et son *Basilic* aux *Mille et une nuits*.[20]) L'aventure du juge qui récompense de sa fortune celui auquel il a fait perdre injustement un procès, paraît tirée, à ce que les éditeurs assurent, de la vie de Des Barreaux.[21]) Ainsi une fois encore un mélange des chroniques du XVIIIe siècle et de lectures variées! Bien plus important pour cette constatation de l'individualité de Voltaire, c'est le chapitre du *Rendez-vous*. Zadig a sauvé une jeune veuve, Almona, que les mœurs de l'époque condamnaient au bûcher. Les prêtres (ceux «des étoiles», bien entendu!) auxquels la suppression de ce sacrifice était préjudiciable, car les parures de la veuve leur revenaient de plein droit, demandent que l'innovateur soit brûlé «à petit feu». Almona intervient: elle tirera son sauveur de l'impasse, moyennant sa

[20]) Cfr. Seele, ouvr. cité. Henri Étienne *Apologie pour Hérodote*, XXXI—XXXIII chap.

[21]) éd. citée, XXXI, p. 44.

beauté et son esprit. En toilette séduisante, la veuve se rend chez le chef des prêtres des étoiles et lui fait admirer les trésors que le bûcher a épargnés. Cette exhibition émeut le vieillard qui demande un rendez-vous. Je vous l'accorde, répond Almona, mais que Zadig soit sauvé. La veuve reconnaissante continue sa tournée et toutes les «étoiles» y passent. A l'heure convenue, l'un après l'autre, les mages viennent frapper à sa porte et se dérangent réciproquement. Enfin, intervention soudaine des juges que la belle convoque pour leur faire voir les exploits des accusateurs de Zadig.

Depuis le fabliau de *Constant Du Hamel*, ce conte, en cent versions, avait réjoui l'Europe et des exemplaires très anciens de l'Orient prouvent qu'il a connu d'autres climats et des époques encore plus reculées. Après avoir tant médit de la femme, on se délassait en la contemplant sous un aspect meilleur. Remarquez cependant qu'il est toujours question plutôt de ruse que de bonté foncière. J'ai parlé de ce sujet et de ses branches autre part et je ne me répèterai pas.[22] Voltaire a eu probablement recours à une version des *Mille et une nuits* où un Kadi, un receveur des impôts et d'autres canailles veulent imposer leur amour à une femme qui se moque d'eux par une ruse pareille. Le mari prend part à l'aventure et exploite et bat les galants. Il y a cependant un autre exemplaire, connu lui aussi à notre écrivain et offert par les *Mille et un jours*. Il s'agit de la belle Aruya mariée au vieillard Banu, auquel elle garde une fidélité admirable. Elle répète les tours indiqués à un docteur, au cadi et au gouverneur de Damas et renferme les trois amoureux dans trois caisses. Ces caisses sont présentées au roi, qui donne gain de cause à la femme et s'éprend lui aussi d'amour pour elle.

Voltaire a trouvé là un sujet lui permettant de railler les prêtres et d'en afficher l'hypocrisie; encore un coup contre Tartufe, la superstition, les bûchers et l'avidité de Rome. Puis le conte prend, entre ses mains, une tournure galante. Almona a beau parler de l'Euphrate; cette toilette, ces parfums, cet «air galant» tout cela sent Paris et la dernière mode. Notez bien ce «galant» si peu babylonien et qui revient à tout moment sous la plume du poète et notez aussi la politesse de madame, distribuant ses rendez-vous: «Vous me faites trop d'honneur», «Ayez seulement pour agréable» et la description du boudoir: «Vous me trouverez sur un sofa couleur de rose»! Un sofa à la Pompadour.

Le chapitre de la *Danse* s'inspire avons-nous dit des *Voyages de Gulliver*, mais la plaisanterie s'affine. Peut-être l'histoire du basilic, la médecine d'un riche paresseux que le travail guérit, est-elle tirée des *Mille et une nuits*, comme le pense

[22]) Cfr. ce que j'en dis dans la *Romania* 1903, *Pel fableau di Constant du Hamel.*

M. Seele. J'ajouterai seulement que c'est là une aventure qu'on lit aussi, à quelque changement près, dans le *Décaméron*[23]. Voyez Ghino di Tacco et comment il s'y prend pour redonner la santé à un prélat. Toujours, dans le même roman, vous rencontrer le brigand bienfaisant; les deux chapitres se complètent et l'histoire de Ghino s'y retrouve tout entière. Et encore Molière, toujours Molière pour de jolies petites scènes agréables. Zadig, transformé en membre de la Faculté et parlant le style fleuri des Diafoyrus de l'Orient: «Que la santé immortelle descende du ciel», puis la révolte de tous ces médecins en corps, le *praeses* en tête. Comment cet étranger qui se permet de se moquer de leurs ordonnances? Il faut l'envoyer chercher des basilics dans l'autre monde. Heureusement Astarté veille et «quand on est aimé d'une belle femme, dit le grand Zoroastre, on se tire toujours d'affaire dans ce monde.»

Zadig, pour épouser sa belle, doit courir des lances, abattre ses rivaux et expliquer des énigmes que les mages proposent. Il l'emporte dans le tournois, mais l'imposteur Itobad s'affuble de ses armes et se déclare lui le vainqueur. Cet épisode de l'usurpation descend en ligne droite du *Furioso*; cependant ce n'est pas Voltaire qui jouera, vis-à-vis de l'Arioste, le rôle d'Itobad. M. Gaidoz a raconté, dans la revue *Mélusine*,[24] l'histoire de cette substitution, depuis le tour joué à Alcanthus, jusqu'aux aventures du *Touti-Namen*, de Tristan et Iseult et aux traditions populaires de nos jours. Le changement le plus caractéristique nous paraît celui du caractère d'Itobad. «Il vil Martano» du *Furioso* est aussi lâche que méchant «di tutti i vizj il vaso»; il hait Grifone pour sa valeur et pour les beaux yeux d'Origille, il veut le voir conspué et perdu. Itobad, au contraire, est tout bonnement comique; il se croit un grand personnage et répète à tout moment, d'un air de suffisance «un homme comme moi!» C'est la vanité qui le pousse à usurper la gloire de son rival, mais il n'a pas la conscience de son infériorité et lorsque Zadig se déclare prêt au combat, Itobad accepte le «défi avec la plus grande confiance.» Vaincu, il en veut aux étoiles comme un héros de tragédie: «toujours surpris des disgrâces qui arrivaient à un

[23]) Cfr. Koehler, *kleinere Schriften*, éd. Bolte, II. 574. Dans le conte des *Mille et une nuits*, l'aventure est cependant celle dont il est question dans *Zadig*, ce qui n'empêche pas certaine influence d'ensemble du *Décaméron*: «Puis, celui-ci (c'est-à-dire le médecin du recueil oriental), lui prescrivit d'aller au meïdane, à cheval, et de jouer de la boule et du maillet... A peine s'était-il rendu au meïdane que le médecin arriva et lui remit le maillet, avec une boule, en lui disant: Prends ce maillet et empoigne-le de cette façon-ci; frappes-en le sol de toute ta force...»

[24]) Cfr. Koehler ouvr. et éd. cités. *Mélusine* III vol. p. 303. Je rappelle aussi ce qu'on lit dans *La storia della poesia persiana* par Italo Pizzi, pp. 30. Cfr. *Le Furieux* ch. XVII et Pio Rajna, *Le fonti dell'Orlando Furioso*, 2e éd. p. 266.

homme comme lui!» Et qu'elle est vive cette peinture de la lice et du combat entre Otame et Zadig! «Les plumes de leur casque, les clous de leurs brassards, les mailles de leur armure sautent au loin sous mille coups précipités. Ils frappent de pointe et de taille, à droite, à gauche, sur la tête, sur la poitrine; ils reculent, ils avancent, ils se mesurent, ils se rejoignent, ils se saisissent, ils se replient...» N'entendez-vous pas les coups des héros du *Furioso* et la représentation de ces exploits n'a-t-elle pas le même ton malicieux et légèrement ironique?

Quant aux énigmes, c'est Turandot des *Mille et un jours* qui paraît inspirer notre écrivain, bien que le *Peregrinaggio* cité renferme aussi l'aventure de la princesse qu'on donnera au plus vaillant, au plus fort et au plus intellectuel de ceux qui l'aiment. L'ermite expliquant à Zadig les mystères de la providence descend de celui de Parnell. Fréron, dans l'*Année littéraire* avait déjà indiqué la source et accusé son adversaire de plagiat. Si la jalousie n'avait pas aveuglé le critique, il aurait pu ajouter que la légende de l'ange n'appartenait pas non plus à Parnell et que c'était là une source commune à laquelle on pouvait puiser librement. Son écho n'est pas éteint; Luzel en a entendu parler dans la Basse-Bretagne. Koehler en offre plusieurs exemplaires, Gaston Paris en a fait le sujet d'une conférence charmante et Otto Rohde, dans une *excursio*, qui a pour point de départ une version des *Vitae patruum*, arrive à Zadig, combat l'accusation de plagiaire faite à Voltaire, mais il fait, pour l'origine de cet épisode, une hypothèse qui ne me paraît guère admissible.[25]

---

[25]) Voyes Luzel, *Contes populaires de la Basse-Bretagne*, 1881 et ses *Légendes chrétiennes* du même pays, vol. 1er p. 282, vol. II, *L'ermite voyageant avec un inconnu.* Gaston Paris, dans sa *Poésie du moyen âge* (1899. II. vol. p. 151—187), écrit à propos de la leçon que l'ange donne à Zadig: «L'ange aurait dû établir que toutes les vicissitudes humaines sont susceptibles de recevoir cette même explication. C'est que Voltaire, dans *Zadig* et plus tard dans *Candide*, a prétendu agiter plutôt que résoudre la question de la destinée humaine. L'optimisme était à la mode, comme aujourd'hui le pessimisme, et préoccupait beaucoup Voltaire.» Dans ses deux romans il a l'air de le défendre, «mais il s'y prend de façon à montrer qu'il n'est pas lui-même bien convaincu de la bonté de sa cause.»

Aux versions indiquées par G. Paris ajoutez celles de René Basset (Mélusine, III vol. p. 258).

Israël Levi, avant G. Paris, avait recherché dans le Talmud les origines de cette légende (*Revue des études juives*, 1884 pp. 64—73), illustrée aussi par Koehler (ouvr. cité, 1er vol. pp. 578, 581) et Otto Rohde en avait fait le sujet d'une dissertation (*Die Erzählung vom Einsiedler und dem Engel*, Leipzig, 1894). C'est à propos du plagiat imputé à Voltaire, qu'il remarque: „Möglich ist es immerhin, daß Voltaire bereits vorhandene Bearbeitungen des Stoffes, vielleicht die anscheinend aus dem Doctrinal de Sapience geschöpfte von Bluet d'Arbères gekannt hat, welche in den Erklärungen große Ähnlichkeit mit Zadig aufweist.“ Cette „Ähnlichkeit“ n'est qu'un air de famille com-

L'*Ermite* de Parnell et celui de Voltaire offrent donc des rapports intimes. L'écrivain français a cependant l'air de se moquer tant soit peu de la vénérabilité du messager divin: «Zadig se sentit du respect pour l'air, *pour la barbe* et pour le livre de l'ermite.» Peut-être a-t-il été tenté de rire à ses dépens et d'en railler la légende ainsi qu'il avait raillé celle de la Vierge d'Orléans, mais le sens de l'art l'a heureusement arrêté. Faites attention, toutefois, son ange n'est guère ortodoxe; on dirait qu'il a hanté ces messieurs de l'Encyclopédie. De quel livre chrétien a-t-il tiré, par exemple, la belle maxime que «des passions ne sont que les vents qui enflent les voiles du vaisseau; elles le submergent quelquefois mais sans elles il ne saurait voguer»? Ne les supprimons donc pas ces passions, ne tâchons donc pas de les maîtriser; laissons que la voile s'enfle et nous transporte à l'île du plaisir sur laquelle ne se dresse certainement pas un temple catholique! Une autre sentence à l'appui: «Tout est dangereux ici-bas et tout est nécessaire», et le poète revient à la conception maîtresse de ses romans: «il n'y a point de mal dont il ne naisse un bien». A quoi bon l'éviter ce mal, source désormais du bonheur universel? L'ange dispute et ce n'est pas lui qui répètera naïvement le vers du *Purgatoire* dantesque: «State contenti, umana gente, al quia.» le poète de la «raison» veut la raison de tous les «quia».

Le roman de *Memnon ou la sagesse humaine* est puisé encore à une légende chrétienne et ici l'esprit philosophique perce davantage. Le moyen âge avait développé ce sujet, dans un but profondément religieux. C'est l'histoire de l'ermite que le diable trompe avec un coq et une poule, exemple frappant de notre faiblesse foncière et de la nécessité de surveiller toujours nos mauvais penchants. Le diable est là qui nous guette, remuant nos sens; que la lampe de la foi soit toujours allumée! L'*exemplum* a une origine orientale; de l'est à l'ouest, on a prêché la même doctrine de modestie et de prudence. Voltaire a connu l'*Histoire de la sultane de Perse et des visirs* et précisément celle du santon Barfisa, divulguée par Petis de la Croix, en 1707. Il y avait, dans le temps, un santon de ce nom qui, depuis un siècle, priait sans cesse Dieu et vivait dans la pénitence. On l'aurait cru à l'abri du diable, il se croyait lui-même parvenu désormais à l'état de sainteté. Mais «un punto sol fu quello che ci vinse». A un certain moment où la prière est morte sur ses lèvres, où son ange gardien sommeille, sa vieille chair le tente; il abuse d'une princesse et la tue; d'une faute il tombe dans une autre; c'est la dégringolade de toutes ses vertus, l'écroulement soudain de cette tour de sacrifices avec laquelle il espérait atteindre le ciel. Certaine tradition recueillie par Luzel prouve que cette

mun à toutes ces légendes. Les œuvres d'Arbères, parues aux abords du XVIIe siècle, n'étaient guère connues à l'époque où Voltaire composait son roman.

peureuse histoire est encore bien vivante au sein du peuple.[26]) Mais prenez garde. Le *Memnon* de Voltaire plutôt qu'une imitation paraît un persiflage de la leçon découlant de la tradition chrétienne et orientale. «Surveillez-vous toujours» s'écrient les sages de l'Orient et de l'Occident; «jouissez de la vie», s'écrie, à son tour, le philosophe français et ne suivez pas l'exemple de Barfisa, ni celui de Memnon aspirant à une perfection absurde et ridicule à la fois. Deux âges, deux consciences sont en contraste, l'une qui renie tout plaisir terrestre dans l'attente d'une vie incorruptible et immortelle, l'autre recherchant son bonheur ici-bas et se moquant d'un paradis hypothétique. C'est ainsi que Boccace tirait d'une légende devenue chrétienne, représentant les damnés poursuivis par les diables, dans une chasse sauvage, une gaie leçon de plaisir et d'amour et l'adultère punie se transformait, sous sa plume, dans une dame vertueuse que le ciel punissait d'un péché contraire, savoir de son excès de vertu.

La plupart de ces sources ne sont donc que des transformations, des prétextes pour ainsi dire à un raisonnement philosophique dont vous apercevez l'originalité, à condition que votre esprit critique les pénètre. Il en est de même de *Cosi-Sancta*, parodie d'une page de Saint-Augustin et de cette légende du bon et du mauvais génie, c'est-à-dire de l'ange tutélaire et de l'esprit malin, histoire orientale et chrétienne à la fois, tournée en parodie maligne dans *Le blanc et le noir*. «Eh! messieurs, leur dit le malheureux Rustan, de quoi vous mêliez-vous? et pourquoi deux génies pour un pauvre homme? . . . et puis comment oses-tu dire que tu es mon bon génie, quand tu m'as laissé tromper dans tout ce que j'ai entrepris?»

Nous avons dit que *Micromégas* découle de *Gulliver*; ajoutons que Voltaire ne s'est emparé que de l'idée générale et qu'il a complété son sujet par des souvenirs rabelaisiens. Cependant, dans l'examen minutieux des proportions de son géant, vous reconnaissez toujours Swift: «Sa ceinture peut avoir cinquante mille pieds de roi de tour», «Son nez étant le tiers de son beau visage, et son beau visage étant la septième partie de la hauteur de son beau corps, il faut avouer que le nez du Sirien a six mille trois cent trente-trois pieds de roi plus une fraction.» Cependant c'est *Pantagruel* qui inspire le passage se rapportant à l'éducation du héros: «Vers les quatre cent cinquante ans,» au sortir de l'enfance, il fait ses classes.... Cette énormité des colosses finit par nous confondre. Swift nous offre des êtres d'une taille moins exagérée; Rabelais a des oublis et ses héros mangent et boivent parfois avec leurs camarades de taille moyenne. Le sirien et son compagnon ne sont, au contraire, que des montagnes immenses et l'on s'étonne que ces montagnes raisonnent. Le grand océan

[26]) Luzel, *légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne*. Paris, 1881. II vol. *L'ermite Jean Guérin*.

ne mouille qu'à grand peine leur talon. C'est fini; notre fantaisie ne sait les embrasser et ne distingue plus leurs traits perdus bien au dessus des nuages. S'il y a une chose qui nous ramène chez nous, c'est qu'en Sirius l'on rencontre des prêtres et des victimes de la superstition, mais à quoi bon parcourir l'infini pour n'y retrouver que les misères d'ici-bas?

Ne nous arrêtons pas davantage à certains souvenirs des *Mille et un jours* et des *Mille et une nuits*, parsemés dans l'*Histoire des voyages de Scarmentado*; nous les voyons répétés dans le roman qui suit (*le songe de Platon* n'étant pas un roman) c'est-à-dire en *Candide*. Certains rapports entre ce roman, le *Simplicius* de Grimmelshausen et une pièce anglaise *L'Honest Whore* de Decker et Middleton ont été fort bien, indiqués par un valeureux critique,[27]) mais ce qui nous intéresse encore plus que ces rapports mêmes c'est cette sorte de procès fait à l'optimisme leibnizien et, les pièces à l'appui de cette démonstration du pessimisme triomphant.

Personne n'est heureux, personne n'est content de son sort, s'écrient d'un commun accord, les sages de tous les siècles et de tous les pays. Alexandre le Grand l'a prouvé à sa mère, par certain banquet, et pour nous tenir aux lectures habituelles de notre auteur, citons cette *Histoire du bouc* des *Mille et une Nuits*, où une princesse en deuil offre, dans son hamman, un bain à toutes les femmes, qui se présentent, sous condition qu'elles racontent leurs tristesses. Ces tristesses sont infinies. Toujours dans le même recueil, vous voyez le sultan Mahmoud, malheureux au milieu des plaisirs: «A ces moments-là, la vie lui semblait pleine de fadeur, et dénuée de toute signification.» Voici encore, dans les *Mille et un jours*, quelque chose de plus approchant, savoir l'*Histoire du roi Bedreddin Lolo*. Ce roi parcourt le monde, comme *Candide*, à la recherche du bonheur, mais tout prêche autour de lui le pessimisme. Ainsi que le héros voltairien et la princesse des *Mille et une nuits*, il veut réunir les heureux de la terre et ce ne sont que des misérables qui se présentent à sa vue. Seulement les gens, dont la conduite est simple, jouissent d'une vie paisible et ignorée.[28]) C'est là la portée philosophique du roman voltairien, un pessimisme qui, malgré tout, n'est qu'à la surface; une aspiration au silence et à l'oubli que tout homme éprouve à certaines heures, quand même il serait remuant ainsi que le seigneur de Ferney. Alors, comme pour les roi Mahmoud, «tout noircit» à sa vue, mais si Voltaire n'eût pas voulu démontrer une thèse, s'il eût preté à Candide un peu de son âme, celui-ci serait sorti, après une courte retraite, de sa métairie du Bosphore pour agiter des idées, pour vivre, haïr,

[27]) Cfr. F e r d i n a n d C a s t e t s, *Candide, Simplicius et Candide, Revue des langues romanes* 1905 pp. 481—491.

[28]) L'idée du malheur universel est répandue un peu partout. Cfr. entre autres, Egidio Gorra, *Studi di critica letteraria*, Bologne, 1892.

aimer et lutter. Un détail, en passant. Le seigneur Pococurante que la richesse et la puissance comblent d'ennui, nous fait songer aux désillusions de la grandeur, dont Voltaire parle dans son dialogue entre *Mme de Maintenon et Mlle de Lenclos.*[29])

Notre auteur n'a pas dû non plus se mettre en frais d'imagination pour découvrir Eldorado, ce pays merveilleux de la richesse, de la justice et de l'égalité, le pays des philosophes par excellence, de Platon, de Morus et de Campanella et qui par conséquent ne se retrouve et ne se retrouvera jamais. Candide et son valet Cacambo s'abandonnent à leur sort, dans un petit bateau et se laissent aller à la dérive. «Allons, s'écrie Candide, recommandons-nous à la Providence. Ils voguèrent quelques lieues entre des bords, tantôt fleuris, tantôt escarpés. La rivière s'élargissait toujours; enfin elle se perdait sous une voûte de rochers épouvantables...» Dans l'*Histoire de Sindbad le marin* des *Mille et une nuits*, Sindbad, se trouvant dans les mêmes conditions, s'embarque aussi dans un radeau. «Je m'embarquai, dit-il, en me confiant à la volonté d'Allah!... Le radeau fut donc entraîné par le courant sous la voûte de la grotte, où il commença à se frotter fort rudement.... Le lit de la rivière tantôt s'élargissait et tantôt se rétrécissait.» Candide et Cacambo revoient enfin le jour, ainsi que Sindbad et le même spectacle se présente à leur vue. Le pays, remarque le conteur oriental: «contenait beaucoup de perles et de pierres précieuses» et il ajoute, ailleurs: «que les bords de certaine rivière étaient semés de pierres de rubis, de gemmes de toutes les couleurs». On n'avait qu'à se courber pour ramasser des trésors. C'est l'Eldorado sans contredit.

Je glisse légèrement sur les imitations de détail qui me paraissent douteuses. Pangloss, comme certain maître d'école d'une fable de La Fontaine, fait un long discours à son élève, au lieu de le secourir et un matelot renouvelle un exploit qu'on lit dans *Gulliver*. Rappelons plutôt que, dans le même recueil oriental, c'est-à-dire dans l'*Histoire de l'aveugle*, on perd quatre-

[29]) Mme de Maintenon dit: «Si lorsque nous soupions autrefois ensemble avec Villarceaux et Nantouillet, dans notre petite rue des Tournelles; lorsque la médiocrité de notre fortune était à peine un sujet de réflexion, quelqu'un m'avait dit: Vous approcherez un jour du trône; le plus puissant monarque du monde n'aura de confiance qu'en vous; toutes les grâces passeront par vos mains; vous serez regardée comme une souveraine: si, dis-je, on m'avait fait de telles prédictions, j'aurais dit: Leur accomplissement doit faire mourir d'étonnement et de joie. Tout s'est accompli; j'ai éprouvé de la surprise dans les premiers moments; j'ai espéré de la joie et je ne l'ai point trouvée...»

Le banquet du XXVI chap. que Candide fait avec six rois dépossédés entre lesquels Théodore roi de Corse, poursuivi par les créanciers, forme le sujet d'un mélodrame de G. B. Casti, *Il re Teodoro in Venezia.* L'aventure est la même, y compris l'intervention d'Acmet III

vingts chameaux chargés de trésors, et que Candide perd cinquante moutons, chargés d'or et de diamants. Ajoutons que dans les *Clefs du destin*, nous sommes transportés dans un palais dont les murs «sont incrustés d'éméraudes et de zaphirs». N'allez pas croire cependant que Voltaire n'y ait mis du sien et regardez avec moi ces enfants du village «couverts de brocarts d'or tout déchirés», agréable plaisanterie sur la misère de la richesse et ce banquet comique des Eldoradiens: «On servit quatre potages garnis chacun de deux perroquets ... deux singes rôtis d'un goût excellent, trois cents colibris dans un plat, et six cents oiseaux-mouches dans un autre.» Il faut bien rire un peu de toutes ces splendeurs de l'imagination lévantine!

Nous voici parvenus à cette *Princesse de Babylone*, mosaïque composé de pièces de rapport, mais qui forment un plan assez uni. Les conditions du mariage de la charmante princesse ne sont, au bout du compte, qu'une répétition de celles de *Zadig*, avec les détails de cet arc de Membrod de «sept pieds babyloniques» qu'il fallait bander en plus pour la conquête de l'oiseau merveilleux, le phénix, confident de Formosante. L'arc de Membrod est très repandu dans les récits de l'Orient;[30] quant au rôle de l'oiseau, Voltaire s'est souvenu probablement encore une fois du *Peregrinaggio* où l'on rencontre un perroquet, conseiller fidèle d'une princesse malheureuse.[31] Formosante, transportée par des oiseaux, n'accomplit rien, dans le monde féerique, qui soit extraordinaire; ces oiseaux y sont aussi communs que les aréoplanes de nos jours. Ce qui peut paraître singulier c'est plutôt l'histoire du canapé sur lequel la princesse se couche et que deux griffons promènent à travers le monde. Toutefois *nihil sub sole novi* et dans l'*Histoire de Grain-de-Beauté* des *Mille et une nuits*, nous trouvons justement le même canapé et les mêmes vautours. Gulliver, d'ailleurs, s'en était servi lui aussi.

[30]) Voyez pour cet arc, qu'un héros seulement peut bander, Eugène Lévêque, *les mythes et les légendes de l'Inde et de la Perse* etc., Paris, 1880 Ier vol. p. 352. Ce même recueil renferme la „recherche du bonheur" II vol. p. 180.

[31]) Je cite de mémoire le perroquet du *Roman des Sept sages*, dévoilant les infidélités d'une femme et le rossignol, messager d'amour. Cfr. à ce propos la nouvelle provençale du perroquet d'Arnaut de Carcasse et l'illustration qu'en donne Paolo Savi-Lopez. On a signalé aussi un autre rapprochement entre la *Princesse de Babylone* et *Le Parisien et la Princesse* de la *Nouvelle fabrique des excellens Traicts de vérités par Philippe Alcripe* (cfr. *History of Prose Fiction by John Colin Dunlop*, éd. Henri Wilson, II vol. p. 481). Ajoutez que le même critique déclare que la principale situation de *l'Ingénu* est tirée de la *Baronne de Luz*, roman de Duclos (ibid), tandis que d'après Ferdinand Costets, Voltaire aurait emprunté les caractères da son héros aux *Mémoires de Robert Chevalier dit de Beauchesne* de Lesage. Il ne s'agit, en tout cas, que d'une ressemblance assez éloignée.

Nihil admirari non plus pour le somnifère dont Formosante se sert pour endormir le roi d'Egypte et sa suite. Je ne sais à quelle source Voltaire a pu, dans ce cas, s'inspirer, mais vous n'avez qu'à ouvrir ce trop fameux recueil des *Mille et une nuits* pour y retrouver des aventures de la même nature. Voyez, entre autres, l'*Histoire du jeune homme ensorcelé et des poissons.* Tous ces petits riens, tous ces emprunts de détails ne modifient guère l'originalité des romans de Voltaire. Il est, au bout du compte, plus «créateur» que ses devanciers, que La Fontaine surtout; sa plume dedaigne le plagiat, vivifie et transforme. Il y a cependant d'autres sources, des sources historiques, Duhalde, Bayle etc, des relations de missionnaires et de voyageurs dont il a fait son profit et dont il a tiré les notices d'ailleurs imparfaites des scènes du monde où sa muse transporte tous ces contemplateurs avides d'émotions et de luttes; l'ironie mordante du poète a donné à cela aussi un tour nouveau.

*

L'œuvre de Voltaire romancier est surtout vécue et l'auteur y note, comme le faisait Montaigne dans ses *Essais*, ses observations, ses idées religieuses et morales et ses plans de réforme. Tout ce monde imaginaire paraît nous transporter bien loin de la réalité, dans l'azur et l'infini, mais quel que soit le pays où le poète nous mène, à Babylone, ou chez les sauvages du Cap ou de l'Amérique c'est toujours de la France qu'il s'agit, de ce dont elle souffre, de ce qu'elle demande et le tableau, s'élargissant de plus en plus, embrasse les aspirations de l'humanité tout entière. Voltaire a fait ici encore œuvre d'historien; il a lu ce que l'on pouvait lire à son époque et son merveilleux s'appuie sur ses *Fragments sur* l'*Inde*, étude assez diligente de la constitution, des mœurs et de la philosophie de ce pays. L'Orient est exploité autant que possible; les querelles des missionnaires sont tirées des documents, des notices, des journaux de l'époque et tout est dit d'un air de supériorité, qui paraît au ton tranchant, à la témérité des jugements absolus et à l'impertinence du trait d'esprit remplaçant la science. Rien n'est inconnu à notre écrivain; il se moque de la doctrine des encyclopédies et c'est à celle de Bayle qu'il puise son érudition et il fait parade même de cette physique apprise à Cirey, en homme dont l'esprit croit pouvoir tout ce qu'il entreprend. Voyez en *Zadig* des leçons sur l'équilibre, sur la pésanteur spécifique des métaux, l'harmonie des astres et le newtonisme; parfois sa présomption nous ennuie, mais tout de suite le charme de son art et ses considérations morales et sociales nous reprennent et nous captivent.

Notre philosophe a vécu dans l'intimité des fables de La Fontaine et a été le contemporain de J. J. Rousseau; il a exalté la simplicité des mœurs rustiques et la «pure nature» des hurons

et des sauvages, mais aucune page de ses romans ne nous révèle le contact avec l'*alma parens*; partout il est en perruque poudrée et en habit de société, tel qu'il paraissait à Mme de Graffigny, dans le palais de monsieur et de madame du Châtelet, entouré de porcelaines, de tableaux, de bijoux, de vaisselles d'argent, un valet de chambre, se tenant derrière sa chaise. Si à Ferney ou ailleurs il a labouré son jardin, il a manié sans doute la pioche, les mains gantées. Notre artiste a beau vouloir vivre à l'écart, il a beau courir à travers les pays les plus étranges; partout il apporte l'écho de ses luttes, partout il fait paraître, au pied même du sphynx égyptien, ses rancunes, les jésuites, les jansénistes et l'Académie. Ses paysages se ressemblent et ne parlent ni à la fantaisie ni au cœur. «Babouc monte sur un chameau»; cela veut dire que nous sommes dans une région qui n'est pas l'Europe, en Chine, en Perse ou dans l'Inde à votre choix; «il traverse des forêts», nous voudrions nous y arrêter, interroger les arbres, courir dans l'herbe haute et le long des sentiers; Babouc passe, comme un éclair. De même que son auteur, il ne vise qu'à Paris. Le début des romans vous annonce cette rapidité du voyageur pressé: «Du temps du roi Moabdar, il y avait à Babylone un jeune homme nommé Zadig» et c'est tout. Babylone se dérobe à notre vue et Persépolis paraîtra aussitôt perdue dans le brouillard. On voudrait s'attarder dans ce château où Candide a passé sa première jeunesse; le poète nous indique, avec un sourire moqueur, qu'il a une porte, des fenêtres et une basse-cour. Voltaire vit, enfin dans son œuvre, ainsi qu'un sportman, qui transporté à toute vitesse — ses licornes et ses vautours valent bien nos express! — n'a que le temps de jeter un coup d'œil à la dérobée sur les terres qu'il traverse. *Majora premunt.* Je ne compte que comme exception ce qu'il dit, d'après des souvenirs littéraires, du palais royal de Babylone.

La même superficialité de vision vous la retrouvez parfois aussi dans ses caractères: Zadig, Candide, l'Ingénu, Amazan ce sont des personnages que les aventures dominent, des symboles d'une conception philosophique. Pangloss personnifie avons-nous dit, l'optimisme et Martin le pessimisme; les malheurs ne changent pas la formule philosophique du premier, ainsi que la générosité de Candide n'apaise point l'âme de l'autre. Malgré cela Voltaire est un aimable causeur, qui a vu bien des choses, des femmes et des cours, des vanités, des passions et des hontes; servez-vous du microscope de Micromégas et le brouillard dissipé, vous verrez sous les symboles des créatures parfois très vivantes.

Ce qui nous frappe d'abord c'est sa conception de l'homme, médiocre, contradictoire, complexe, conforme en cela à la vérité. Aucune morale solide n'impose à l'homme voltairien des lois; peut-être a-t-il une bonté d'instinct et d'éducation, la bonté de Candide et de l'Ingénu, qui ne résistera pas cependant à l'ex-

périence et aux séductions de la vie. La logique des caractères fait surtout défaut. Zadig a, par exemple, «un beau naturel fortifié par l'éducation», des qualités, dit le poète, qui lui ont appris à respecter les faiblesses des autres et à endurer les misères du sort, mais quel est le profit qu'il en tire? Malgré sa science solide et ses intuitions merveilleuses, malgré la finesse avec laquelle il juge, dévoile les intrigues et résout toute sorte d'énigmes, ses naïvetés le rapprochent de Sganarelle. Avec tant d'esprit, de doctrine et de prudence, comment se fait-il qu'il est le jouet des femmes et des envieux et qu'il se laisse duper, comme un sot, par cet individu ridicule, lui volant son armure et sa gloire? Il sait modérer ses passions, nous assure son auteur, mais il s'éprend à la folie de la femme de son roi, dégaîne sans raison et en présence de Missouf et de son amant, oublie, ainsi qu'un M. Robert quelconque, le proverbe pourtant si populaire qu'entre l'écorce et le bois, il ne faut pas mettre le doigt.

Candide est à son tour, doué d'un bon naturel. Tous ces héros voltairiens paraissent à la rampe blancs au dehors et au dedans; ils sont beaux, séduisants, primesautiers, mais ces qualités n'ont point de racines profondes; l'amant de Cunégonde lui-même met trop souvent l'épée au service de ses passions, aime sans estime et se prête à des rôles honteux. Si le malheur le poursuit, c'est qu'il l'a voulu. A Eldorado, il est comblé de tous les biens, il jouit de la richesse, de la santé et de la paix, quand tout à coup une ambition aveugle s'empare de son âme, une ambition qu'aucun passage du roman n'avait laissé supposer. «Si nous restons ici, nous n'y serons que comme les autres; au lieu que si nous retournons dans notre monde, seulement avec douze moutons chargés des cailloux d'Eldorado, nous serons plus riches que tous les rois ensemble.» Si la science ne sert de rien à Zadig, l'expérience ne sert pas non plus à Candide. Celui-ci, en passant à travers tant de conditions, rappelle, avons-nous dit, le héros de Lesage, mais Gil-Blas ouvre peu à peu les yeux, réfléchit sur ses mésaventures, tâche de les éviter et les évite. Candide, au contraire, est aussi simple au dernier chapitre qu'au premier; partout on l'exploite, on le vole, on le raille; il fait là-dessus de très belles réflexions philosophiques, quitte, une heure après, à retomber dans le même piège. C'est que tous ces héros ont une physionomie uniforme; ils sont tous ingénus, et candides; destinés à servir d'exemple à une démonstration, ils doivent supporter leur sort, retomber dans les mêmes erreurs tout irraisonnables qu'ils paraissent. Ils servent à la thèse et vivent seulement pour cette thèse, leur esprit n'évolue qu'au dénouement, lorsque le poète brusque une conclusion.

Cette conclusion suit les règles de la bonne comédie, prescrivant «une fin heureuse». On suppose que la «fin heureuse» est le mariage et l'on marie tout le monde. Zadig devient, par

conséquent, roi et mari. Scarmentado est marié et cocu, par dessus, le marché, «l'état le plus doux de la vie», Candide, uni à Cunégonde, travaille à son jardin, l'Ingénu s'empare d'une bonne place en attendant une brave compagne, qui l'aide à poursuivre sa carrière, Amazan suit l'exemple de Zadig et il n'y a pas même le héros du *Taureau blanc*, qui ne trouve, au bout de la pièce, une femme et une couronne. Tous les malheurs passés n'empêchent pas la joie de la dernière scène. Je suppose même que ces braves gens n'étaient pas si malheureux qu'ils en avaient l'air, car je me souviens que Candide, lui-même, au comble de la misère, s'était écrié: «A quoi me servira de prolonger mes misérables jours?» mais «en parlant ainsi, il ne laissa pas de manger». Enfin, la thèse développée, comme ils doivent rentrer dans les coulisses, ils y rentrent mariés et c'est une fin raisonnable. Le bonheur, du moins relatif, existe donc sur la terre; nous devons attendre patiemment notre dernier chapitre.

Un autre point de contact unit tous ces personnages et leur donne un air de famille; c'est l'exotisme, un exotisme superficiel qui ne trompe personne. En aucun roman, ceux de Verne exceptés, on n'a parcouru le globe comme dans ces pièces et en aucun roman on ne s'est jamais retrouvé si tranquillement chez soi. Cosi-Sancta naît en Afrique, Zadig à Babylone, Scarmentado à Candie, Candide en Westphalie, Amazan en Inde, Amabed à Bénarès; il n'y a, que le couple Jeannot et Colin qui soit français et malgré cela, tout ce monde si varié d'origines a un air philosophe, se préoccupe des mêmes questions, connaît Rome, Londres et la cour de Louis XV. Nous ne rencontrons pas même un indien qui ignore, par exemple, ce que c'est que la Bastille ou une lettre de cachet et un Huron, après un court séjour en France, parle lettres et sciences et apprête des mémoires pour l'Académie. Voyez un chapitre intitulé «ce que l'Ingénu pense des pièces de théâtre»; Voltaire vous dira qu'il en pense très bien, parce qu'il pense comme lui.

Ce cosmopolitisme est un peu partout, dans l'œuvre voltairienne. Son histoire embrasse tous les peuples dont il a entendu parler, et les peint d'après des renseignements souvent inexacts et fourmillant même de toute sorte d'erreurs. Jetez les yeux sur son théâtre; vous y verrez les espagnols, les américains, les marocains, les arabes, les assyriens, les chinois, les normands, à côté, bien entendu, des grecs et des romains, hommage rendu à l'art classique. Je cite, au hasard, *Alzire*, *Zulime*, *Mahomet*, *Sémiramis*, l'*Orphelin de la Chine*, *Tancrède*. Les peuples, Voltaire les distingue par des traits communs et par des faits extérieurs; il vous dira ce que l'on mange et boit sur les bords du Bosphore, en Italie et en Espagne; il n'oubliera pas le Montepulciano et le Kaimak, le macaroni et le moka; il connaîtra les moyens de transport de ces braves gens, leurs noms parfois retentissants et d'une longueur

imposante, leurs titres sonores et surtout la monnaie qu'ils emploient, ce qui l'intéresse d'une manière particulière en tant que banquier. Le tout est assaisonné, par ci par là, d'un petit mot d'espagnol, d'anglais, d'italien, jeté là, comme au hasard, d'un air de polyglotte. Autre trait commun, la tendresse. Les amoureux de ces romans philosophiques pleurent, soupirent, comme Mme de Saint Denis ou Marmontel écoutant une tragédie de Voltaire. Candide a toujours la larme à l'œil et Zadig «baigne de pleurs les genoux d'Astarté». Pas même les héros d'Homère n'avaient témoigné une sensibilité pareille!

Peu de variété donc dans les personnages masculins de ces romans; l'Ingénu, lui aussi, qui en tant que «fils de la nature» nous promettait, de prime abord, une exception à la règle générale, à la mort de sa fiancée, devient un parvenu quelconque et serre, comme nous l'avons vu, la main de celui qui a tué Mlle de Saint-Yves. Il vaut mieux se tourner du côté féminin. Ici, au début de l'œuvre, la tradition s'impose encore; la Matrone d'Ephèse s'avance, bras dessus bras dessous, avec la Bourgeoise d'Orléans, traînant à sa suite un long cortège de femmes dévergondées, rusées et avides. Cosi-Sancta, elle aussi, n'est guère faite pour nous rassurer. Il est vrai que ses adultères sont mis au service de la bonne cause et que Saint Augustin est censé se rendre garant de sa vertu, mais enfin elle lorgne certain jeune homme et remplit, avec trop de résignation, son rôle de pécheresse. Le défilé féminin de *Zadig* est vraiment désespérant. Toutes y passent: Sémire, le premier parti de Babylone, pour sa beauté, sa naissance et sa fortune; Azora, la «citoyenne» la plus sage et la mieux née de la ville; la veuve Cosrou, les dames de la cour, perdant si facilement leurs jarretières, Missouf, tout d'abord ridicule et braillarde, personnification ensuite de la méchanceté. Puis, dans les romans qui suivent, encore des courtisanes et des vicieuses, celles de *Memnon* et de *Candide* et Clive-Hart de l'*Histoire de Jenni*, une coquine «très effrontée, très emportée, très méchante», qui empoisonne sa rivale. Le poète a eu recours aux contes traditionnels, dénigrateurs perpétuels du beau sexe et Zadig apprend indirectement du roman des Sept Sages le moyen d'en éprouver la fidélité. Vous vous croyez aimé? dit-il au roi de Serendib. Laissez tenter vos cent femmes par trente-trois bossus des plus vilains qu'on puisse trouver, par trente-trois pages des plus beaux, et par trente-trois bonzes des plus éloquents et des plus forts. Le roi consent. Les bossus, qui disposent de beaucoup d'argent, sont heureux dès le premier jour. Les pages, qui n'ont rien à donner qu'eux-mêmes, triomphent un peu plus tard, mais ils triomphent quand même et les bonzes, à leur tour, n'endurent pas trop de peine pour la conquête de trente-trois dévotes. Il n'y en a qu'une seule qui résiste, l'une pour cent, mais si vous

faites le calcul, comme il n'y a qoe quatre-vingt-dix-neuf hommes pour cent femmes, vous verrez qu'on avait oublié de lui assigner un compagnon.

Cunégonde et la vieille se complètent. L'une représente le matin et l'autre le couchant de la femme qui appartient à tout le monde. Elles tâtent de tous les vices et de toutes les hontes. La première accepte le partage, un ménage à deux, puis à trois; quant à la vieille elle descend en ligne droite des maquerelles de l'Arétin. Toujours dans le même groupe, Paquette distributrice d'infections qui met Pangloss et la moinerie de Venise dans l'état que vous savez et qui va loger les turcs à la même enseigne. «Paquette tenait ce présent d'un cordelier très savant qui avait remonté à sa source, car il l'avait eu d'une vieille comtesse, qui l'avait reçu d'un capitaine de cavalerie, qui le devait à une marquise, qui le tenait d'un page, qui l'avait reçu d'un jésuite (notez bien cet anneau de la chaîne!), qui étant novice, l'avait eu en droite ligne d'un des compagnons de Christophe Colomb». Quel ricochet étonnant! s'écrierait le valet de Turcaret. Cependant Paquette nous intéresse pour le tableau de sa vie désespérée et s'éloigne par là de la simple tradition: «Ah! si vous pouviez vous imaginer ce que c'est que d'être obligée de caresser indifféremment un vieux marchand, un avocat, un moine, un gondolier, un abbé; d'être exposée à toutes les insultes, à toutes les avanies; d'être souvent réduite à emprunter une jupe pour aller se la faire lever par un homme dégoûtant; d'être volée par l'un de ce qu'on a gagné avec l'autre; d'être rançonnée par les officiers de justice et de n'avoir en perspective qu'une vieillesse affreuse, un hôpital, et un fumier...»

Heureusement, en opposition frappante, voici de nobles exemples; ce sont toujours des femmes sensuelles, passionnées, car c'est ainsi que Voltaire les avait connues et les sentait, mais quelle finesse psychologique — celle de *Zaïre* — quel abandon, dans ce dévouement qui défie à la mort même! Avec Astarté, notre auteur a essayé même une page de psychologie plus profonde. Astarté voit Zadig, l'écoute, s'émeut, l'aime et s'ignore. Elle se livre, sans scrupule et sans crainte, à cette passion qui grandit dans son cœur. Tout le monde lui parle de Zadig, les dames, les courtisans, le roi son mari, tout le monde paraît la pousser à l'amour. Pour en récompenser les services, Astarté doit faire au jeune ministre des cadeaux et ces cadeaux prennent un sens particulier; elle voudrait lui parler comme aux autres, et «ses expressions trahissent la femme sensible.»

La passion se développe de l'autre côté aussi. Zadig, en honnête homme, sait tout ce qu'il doit à son souverain et cependant il ne peut rester insensible à la familiarité de la reine à «ses discours

tendres, dont elle commençait à rougir» à «ses regards, qu'elle voulait détourner, et qui se fixaient sur les siens.» Il résiste et Astarté résiste à son tour; ils ont l'air de se fuir, mais cet amour remplit leur existence, s'imposant comme une loi fatale. Et une autre passion s'allume, dans le silence, la jalousie du roi: «Cependant la reine prononçait si souvent le nom de Zadig, son front se couvrait de tant de rougeur en le prononçant, elle était tantôt si animée, tantôt si interdite, quand elle lui parlait en présence du roi; une rêverie si profonde s'emparait d'elle quand il était sorti, que le roi fut troublé.» Remarquez bien que, malgré les Sémire et les Azora, le caractère saillant des amoureux de Voltaire est toujours la constance. On a beau les poursuivre et les séparer; ils enjambent l'Océan et s'embrassent d'un bout à l'autre du globe. Candide perd Cunégonde en Allemagne, la retrouve en Amérique et l'épouse à Constantinople; Formosante poursuit Amazan à travers l'Inde, la Chine, la «Scythie», l'Angleterre, la France et l'Italie; lorsque celle-ci se fâche, c'est le tour d'Amazan de se mettre sur la piste de sa bienaimée. Est-ce là un souvenir des aventures d'Angélique et de Roland? Mlle de Saint-Yves court après l'Ingénu et Amaside après son taureau; Zadig parcourt la terre pour retrouver sa reine et celle-ci ne se tient pas tranquille non plus. Tous appartiennent à la même famille des amoureux qui n'oublient jamais et qui voyagent toujours.

Après Astarté, mais toujours dans *Zadig*, une autre figure de femme dévouée et aimable, cette veuve reconnaissante et rusée, qui joue aux bonzes le tour bien connu et garde encore quelques traits de la femme traditionnelle. Hors de la légende, fort au dessus de toutes les autres, Mlle de Saint-Yves, «bien élevée, fort modeste» mais d'une sensibilité romantique. «S'il lui échappait un regard, un mot, un geste, une pensée, elle enveloppait tout cela d'un voile de pudeur». Vous connaissez à quel prix elle a sauvé l'Ingénu, mais il faut regarder de près les détails de son histoire, écouter ses sanglots, la voir pâle et rougissante devant l'homme aimé et dont elle se croit indigne: «Elle ne savait pas combien elle était vertueuse dans le crime qu'elle se reprochait» et notez bien que Voltaire ne plaisante plus comme en *Cosi-Sancta;* la jeune fille, entre les bras de Saint-Pouange, garde sa fierté virginale. La malheureuse sauve son amant et en sauve l'ami; frémissante, fiévreuse, elle s'assied à cette table où tout paraît le fruit de son dévouement, où tout le monde la bénit et les remercîments des autres augmentent sa tristesse. Puis oppressée, cachant sa souffrance, Mlle de Saint-Yves se met au lit, appelle son fiancé, avoue sa honte et d'un accent d'une tendresse infinie: «Je vous ai adoré, dit-elle, en vous trahissant, et je vous adore en vous disant un éternel adieu.» Fleur délicate que l'orage de la vie a brisée, qui a des sens et des larmes et bien supérieure,

dans son dévouement, à cette Grisélidis, que le moyen âge avait forgée, étalant sa résignation bête et foulant au pied sa dignité de femme et de mère! Et encore, dans le même roman, une bonne petite silhouette de femme, cette sœur de curé, un peu sur le retour, qui conçoit de la tendresse pour le beau sauvage et étouffe sa passion dans un soupir. Amour discret s'effaçant dans l'ombre. Si Clive-Hart est la femme qui tue, miss Primerose représente, à son tour, la jeune fille simple, amoureuse «un fruit céleste» qui ignore la vie et se meurt sans avoir connu la méchanceté qui l'entoure.

C'est surtout dans les caractères secondaires, petits croquis enlevés à la hâte, que notre romancier excelle. Le monde féerique, aussi bien que sa manie de tirer de toute chose des leçons philosophiques, peut parfois troubler la beauté des premiers rôles, mais l'auteur se retrouve tout entier, avec son fin sourire et l'expérience des choses, dans ces petits portraits qui lui sont familiers et qui n'exigent pas de vaste toile. Voici encore, en première ligne, des types traditionnels, le médecin moliéresque s'enrageant de ce que Zadig guérit malgré son diagnostic et écrivant un livre pour prouver qu'il n'aurait pas dû guérir et les juges et les financiers de la comédie classique et de l'art. Cependant l'ancien arbre a poussé des branches nouvelles: «On fit venir aussitôt un médecin du voisinage. C'était un de ceux qui visitent leurs malades en courant, qui confondent la maladie qu'ils viennent de voir avec celle qu'ils voient, qui mettent une pratique aveugle dans une science à laquelle toute la maturité d'un discernement sain et réfléchi ne peut ôter son incertitude et ses dangers.» C'est un léger croquis d'après nature et nous le voyons encore de nos jours ce disciple d'Esculape brassant les malades comme les affaires et calculant ce qu'ils rapportent. Nous sommes aussi en pays de connaissance, avec les juges aux mains crochues de *Zadig*. «Il me restait, dit certain pêcheur babylonien, dix onces d'or; il fallut en donner deux à l'homme de loi que je consultai, deux au procureur qui entreprit mon affaire, deux au secrétaire du premier juge. Quand tout cela fut fait, mon procès n'était pas encore commencé.» Rien ne parait changé au monde de Racine et de Lesage; mettez «louis» et «Paris» au lieu de «onces» et de «Babylone». Remarquez cependant quelque petit trait sortant du commun, le commerce des charges, l'injustice des impôts, l'avidité des trésoriers et «l'honnête banqueroutier» de *Memnon*. Ajoutez cet entrepreneur des hôpitaux des armées, dont il est question en Jeannot *et Colin*. C'était un homme d'un grand talent, et «qui pouvait se vanter d'avoir tué plus de soldats en un an que le canon n'en fait périr en dix.» Voltaire, ayant gagné une fortune dans ces spéculations, devait, sans doute, en savoir quelque chose.

Si les nobles de notre auteur rappellent les héros comiques et méchants de Molière, de La Bruyère et de Saint-Simon, ils en accentuent davantage la décadence. Ses rôturiers roulent carrosse, avec plus de tapage et de fierté; ils achètent des châteaux et se passent désormais du rôle de Georges Dandin. Le vieil édifice s'écroule et les ducs craignent les huissiers. Dom Juan ce «grand seigneur méchant homme» est une terrible chose auquel Sganarelle, qui est peuple, obéit en silence, mais qui est-ce qui prendrait au sérieux le baron de Thunder-ten-tronckh et les seize quartiers de son arbre généalogique? Du moins le baron meurt sous les ruines qui ensevelissent sa vanité; ses enfants, qui vivent, descendent encore d'autres marches de l'échelle sociale: Cunégonde finira servante de ferme et son fils sera enrôlé dans l'armée des galères. Les coups du chevalier de Rohan entrent, sans doute, pour quelque chose dans cette dégradation âpre et maligne, mais nous y remarquons surtout la conscience de la valeur individuelle, qui méprise ce qui n'est pas esprit, ainsi que l'on méprisait, dans le temps, ce qui n'était pas noblesse; vous y voyez surtout certaine vanité de bourgeois enrichi, dédaignant les petites fortunes, cette pauvre baronne, par exemple, qui prétend «à la dignité d'un rang» avec une misère de trois cent cinquante livres de rente!

D'autres esquisses rapides sur lesquelles il faut glisser rapidement, ce brave Jeannot, cœur loyal et généreux, toujours prêt à obliger ses amis, milord Chesterfield, avec sa surdité amusante et le brigand Arbogad, bon et méchant à la fois, qui vole et qui donne, débauché et courageux, affichant des idées de socialisme: «J'étais au désespoir, dit-il, de voir que dans toute la terre, qui appartient également aux hommes, la destinée ne m'eût réservé une portion.» C'est donc, en pillant les gens, que «je fis cesser peu à peu la disproportion qui était d'abord entre les hommes et moi». C'est l'accent de certain personnage des *Brigands* de Schiller et de la famille nombreuse des brigands romantiques de l'Angleterre et de la France. Dans le même roman et ailleurs d'autres personnages variés, singuliers: le seigneur Pococurante, que nous connaissons, que tout ennuie et qui critique tout; l'envieux Arimaze, qui n'ayant jamais pu réussir dans le monde, se venge par en médire, et sir Birton de l'*Histoire de Jenni*, sceptique et valeureux à la fois, un Dom Juan du XVIIIe siècle, poursuivant le plaisir et bravant l'univers. «C'était un caractère à peu près dans le goût du feu comte de Rochester, extrême dans la débauche, dans la bravoure, dans ses idées, dans ses expressions, dans sa philosophie épicurienne, n'étant attaché à rien, sinon aux choses extraordinaires, dont il se dégoûtait bien vite.» Enfin, dans la *Princesse de Babylone*, où il a bien l'air d'un anachronisme, un souvenir du séjour du

poète en Angleterre, milord Qu'importe, que rien n'étonne, que rien n'émeut et qui demande, tout au plus, si à Babylone ou en Égypte, on mange le roast-beef comme à Londres. Sa femme fait des avances, par écrit, à Amazan. Milord voit la lettre, lève les épaules et s'écrie: «Voilà de bien plates niaiseries» et part pour la chasse.

L'œuvre de Voltaire étant fort personnelle, ne nous étonnons pas de voir, dans les pays les plus étranges, les Fréron et les Maupertuis de son époque, des haines parfois injustes, des coups de fouet, dont le poète cinglait la figure de ses ennemis. Il faut, bien entendu, distinguer et Persépolis présente aussi à Babouc des lettrés sages et discrets, dont les discours et les livres sont agréables et instructifs, mais les autres quelle vermine! Ils ne louent que les morts et eux-mêmes. «Si quelqu'un d'eux disait un bon mot, les autres baissaient les yeux et se mordaient les lèvres de douleur de ne l'avoir pas dit.» Est-ce que nous sommes à la *table philosophique* de Potsdam? Et que d'ambitions ridicules, que de gens sollicitant des charges, des pensions ou un fauteuil à l'Académie et quels ouvrages, mon Dieu, surtout «ces gazettes de la médisance, ces archives du mauvais goût, que l'envie, la bassesse et la faim, ont dictées!» Et Paris offre à Candide le même spectacle d'abjection morale, des écrivains gagnant leur vie à médire de toutes les pièces, de tous les livres et de toutes les réputations, des gens haïssant ceux qui réussissent «comme les eunuques haïssent les jouissants» et, dans la foule, le petit abbé périgourdin, gazette vivante, serviable, empressé, débitant aux étrangers l'histoire scandaleuse de la ville et leur offrant des plaisirs à tout prix.

Ainsi l'esprit d'observation et une psychologie tant soit peu rudimentaire, mais qui annonce celle du roman contemporain, animent ces pages agréables à la lecture et les distinguent des «turqueries» sottes ou obscènes et des féeries étranges et absurdes. Voltaire a vu et compris son siècle; il a jeté un regard perçant dans la conscience de ceux qui l'entourent, visant a un but plus élevé, et il combat ici, comme dans le reste de son œuvre, mais avec plus de succès et de force, ses dernières batailles contre une société que le flot révolutionnaire va engloutir. Ce sont ces batailles qui l'ont rendu, pour la postérité, le symbole de l'ironie qui déchire, de l'esprit léger, de la lutte à outrance même injuste et cruelle, de la critique souvent aveugle, mais qui a cependant la vigueur d'entraîner des générations, de flétrir des injustices, déplorées jusqu'alors en silence, de plaider, avec l'éloquence de la convinction et de l'enthousiasme, la cause des Calas et des Sirven. C'est Voltaire qui a donné à l'homme de lettres, la dignité du grand seigneur, l'érigeant en maître de cette opinion publique, qu'il contribue à former et qui dominera désormais la terre. Sa personnalité s'impose et pénètre la pensée

collective; le classicisme s'efface, parce qu'il représente le passé ou ne vit plus qu'en Brutus, agitant le poignard. Les héros voltairiens parcourent la terre, conspués par la violence, contemplateurs des abus, désillusionnés, vieillis; cependant leurs yeux, quel que soit le lieu où ils sont nés et où ils vont mourir, se tournent, avec confiance, vers le pays où l'arbre du progrès a poussé des racines et des branches, l'arbre autour duquel vont se grouper les girondins de l'avenir: *God and liberty.*

Pietro Toldo.

Nochmals Erec-Geraint.

Nachdem die Dissertation und Preisschrift von Richard Edens, *Erec-Geraint: der Chrétien'sche Versroman und das wälsche Mabinogi*, Rostock 1910, in welcher der Verf. Chrétiens *Erec* und das wälsche Prosamärchen von *Geraint* auf die gleiche Quelle zurückführt, zustimmend angezeigt worden war von einem so trefflichen Kenner Chrétiens wie F. Piquet in der *Revue germanique* 1911, 629 und — ausführlicher — von Leo Jordan in der *Germanisch-romanischen Monatsschrift* 3 (1911), 558—66, erfuhr sie durch Wendelin Foerster, dessen Anschauungen Edens bekämpft, einen heftigen Angriff im *Literarischen Zentralblatt* 1911, no. 35, Sp. 1120—24, s. dazu ebenda Sp. 1522—28 und 1590 f., und derselbe Gelehrte bemühte sich dann in dem Artikel: *Noch einmal die sogenannte Mabinogionfrage aus Anlaß einer neuen Veröffentlichung* in dieser *Zeitschrift* 38 (1911), 1, 149—195, die Edens'sche Beweisführung im einzelnen zu widerlegen. Sämtliche Einwände Foersters, speziell seine Einwände gegen die von E. gehandhabte Methode, sind von mir in der Schrift *Zur Mabinogionfrage, eine Antikritik*, Halle 1912 (118 S.), aufs genaueste nachgeprüft und, wie ich denke, als nicht stichhaltig erwiesen worden. Was die Methode anlangt, so habe ich gezeigt, daß Foerster argumentiert, als ob Edens' These die Umkehrung seiner eigenen wäre — wonach bekanntlich das kymrische Mabinogi auf Chrétien beruhte —, während doch in Wahrheit Edens vielmehr behauptet, daß das Mabinogi und der *Erec* beide auf die gleiche Quelle zurückgehen müßen. Wenn Chrétien gelegentlich eine bessere

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um einige *lapsus calami*, die in dieser Arbeit stehen geblieben sind, und auf die Herr Universitätsbibliotheks-Direktor Dr. Alfred Schulze-Königsberg die Freundlichkeit hatte, mich aufmerksam zu machen, hier richtig zu stellen: S. 5, Z. 8 v. u. muß es statt „Chr." „Mabinogi", S. 6, Z. 23 v. u. statt „Chr." „Wolfram" und S. 110 Z. 22, 23 v. u. statt „daß auch der Ivain nicht, wie F. behauptet, auf das ihm entsprechende Mab. zurückgeht" heißen: „daß auch das dem Ivain entsprechende Mab. nicht, wie F. behauptet, auf diesen zurückgeht."

Version bietet als das Mabinogi — der Fall begegnet aber nur ganz selten, der umgekehrte hingegen sehr häufig —, so beweist das gar nichts gegen Edens' These, wie F. glaubt, denn natürlich kann diese bessere Version auch schon in der gemeinsamen Quelle vorhanden gewesen und von Chrétien richtig übernommen, vom Mabinogi hingegen abgeändert worden sein, s. *Zur Mabinogionfrage* S. 51 f., 54 ff., 83 f.

Ein Sekundant nun ist Wendelin Foerster neuerdings erstanden in Herrn A. Smirnov — der sich m. W. auf dem Gebiet der bretonischen Epik wie dem der Romanistik überhaupt noch niemals betätigt hat und, da er des Kymrischen mächtig ist, wohl als Keltist angesprochen werden muß — in der *Revue celtique* 33 (1912), 130—37. Ein Angriff an dieser Stelle auf die Edens'sche Arbeit überrascht einigermaßen, da sich doch der Herausgeber der *Revue celtique*, J. Loth selbst, gegen die Anschauung Foersters stets ablehnend verhalten und erst kürzlich *Rev. celt.* 32 (1911), 439 f. entschieden im Sinne der von mir und Edens vertretenen Ansicht ausgesprochen hat: *Les trois romans d'Owen et Lunet, Peredur, Geraint et Enid sont indépendants des romans de Chrétien.......* Indessen ist es andrerseits gewiß vollkommen begreiflich, wenn der Herausgeber in seiner Zeitschrift auch eine von der seinigen abweichende Auffassung zu Wort kommen lassen will. Auf welchem Standpunkt Smirnov eigentlich selbst steht, darüber spricht er sich freilich nirgends mit hinreichender Deutlichkeit aus: einerseits bezeichnet er die Kritik, welche Edens an der die Ansicht Foersters vertretenden Dissertation Othmers übt, als durchaus gerecht: *M. E. soumet, dans un long chapitre, à une juste critique l'étude de M. Othmer*, andererseits aber bekrittelt er auf Schritt und Tritt die Argumentation Edens' und erhebt Einwendungen gegen die von ihm angewandte Methode — mit welchem Recht, werden wir sehen. Dem ganzen Ton seiner Besprechung nach scheint Smirnov auf Foersters Seite zu stehen oder doch wenigstens nach dieser Seite zu neigen, obgleich er die von Othmer gegebene Begründung nicht gelten läßt, vielleicht aber hat er sich auch noch gar keine bestimmte Ansicht gebildet und will, indem er die Frage vorläufig *in suspenso* läßt, nur zeigen, daß die von Edens gegebene Beweisführung nicht ausreiche, Herkunft des *Erec* und des Mabinogi aus der gleichen Quelle darzutun. Es wäre gut gewesen, wenn Smirnov uns bezüglich seiner eigenen Auffassung nicht dergestalt im Ungewissen gelassen und seinen Standpunkt genau präzisiert hätte.

Ich werde nun im Folgenden die Smirnov'schen Einwände gegen die von E. beigebrachten Argumente, wie ich mit den Foerster'schen in dieser *Zeitschrift* getan habe, Punkt für Punkt nachprüfen und zeigen, daß sie, abgesehen von zweien, die ich als richtig anerkenne, keine Beweiskraft besitzen und im

wesentlichen nichts sind als ein Echo des Foerster'schen Artikels in dieser *Zeitschrift*, den zu zitieren Smirnov wohlweißlich unterläßt, obgleich er ihn, wie sich mit Bestimmtheit zeigen läßt, bereits gekannt und verwertet hat. Wenn Smirnov, dessen Name mir hier zum ersten Mal begegnet, auch gewiß keinen Anspruch darauf erheben kann, auf dem Gebiete der Artusepik als Autorität zu gelten, so glaube ich mich doch der Aufgabe, seine Ausführungen einer ins einzelnste gehenden Kritik zu unterziehen, eben deshalb nicht entschlagen zu dürfen, weil er m. E., wie gesagt, in ein paar Punkten allerdings recht hat und diese Tatsache solche, die selbst eine genaue Nachprüfung seiner Behauptungen nicht anstellen, leicht dazu verleiten könnte, auch seine übrigen Einwände als bare Münze hinzunehmen.

Smirnov beginnt seine Besprechung mit dem Tadel, daß Edens, ebenso wie alle seine Vorgänger, sich darauf beschränkt habe, nur das Verhältnis eines der drei in Betracht kommenden Chrétien'schen Versromane zu dem ihm entsprechenden wälschen Mabinogi zu behandeln, wo doch die Untersuchung nur zum Ziele führen könne, wenn sie alle drei Romane Chrétiens mit den Mabinogion vergleiche: *Car on rapporte de l'étude de chacun d'eux certaines considérations d'ordre méthodologique qui sont de grand profit pour l'étude des autres. On les oublie vite en se bornant à un récit, et tout est à recommencer.*

Gleich diese erste Behauptung ist entschieden abzulehnen: es ist keineswegs notwendig, alle drei Romane Chrétiens gemeinsam zu behandeln, wenn man zu einem sichern Ergebnis für einen derselben gelangen will, denn es ist *a priori* durchaus nicht gewiß, ob sie alle zu den ihnen entsprechenden kymrischen Prosamärchen in dem gleichen Verhältnis stehen. Bekanntlich ist noch nicht einmal ausgemacht, ob die drei Mabinogion von dem gleichen Verfasser herrühren, wie Smirnov wohl weiß, da er S. 136 f. eine Untersuchung wünscht, *si les trois récits remontent à des auteurs différents, et, en ce cas, quels sont les procédés de composition et l'art personnel de chacun d'eux, et si l'un d'eux n'a connu l'œuvre de l'autre et n'a subi son influence.* Aber gesetzt auch, daß sie alle von dem gleichen Autor verfaßt sind, so würde daraus doch noch durchaus nicht mit Sicherheit gefolgert werden können, daß sie alle sich zu den Romanen Chrétiens in gleicher Weise verhalten: es wäre an sich sehr wohl denkbar, daß der Kymre einmal einen Roman Chrétiens, das andere Mal ein Werk eines anderen Autors zur Vorlage gehabt hätte. Foerster selbst hat in der Einleitung zum *Karrenritter (Lancelot)*, S. CXXXIII festgestellt, daß die drei Mabinogion, wenn man für alle Chrétien als Quelle annimmt, sich zu dessen Romanen sehr verschieden verhalten: das Mab. von *Geraint* sei „eine stark kürzende..., aber sehr treue,

stellenlang beinahe Satz für Satz wiedergebende [diese Behauptung ist nicht zutreffend], dabei wenig kymrisierende Übersetzung", von dem Mab. von *Peredur* könne man „für die dem *Perceval* entsprechenden Teile beinahe dasselbe sagen, während das Mab. von *Ivain* viel unabhängiger ist, mehr den allgemeinen Sinn wiedergibt und auch mit der Komposition... sehr selbständig umspringt." Wenn S. meint, man lerne aus dem Vergleich auch der beiden anderen Chrétien'schen Dichtungen mit dem Mabinogi allerhand für die bei jeder einzelnen anzuwendende Methode, so ist zu erwidern, daß sich die Methode auch ohnedem sehr genau feststellen läßt; sollte die Behauptung aber richtig sein, so würde daraus doch nicht die Notwendigkeit gefolgert werden können, daß alle drei Dichtungen gemeinsam behandelt werden müssen, weil man sonst die gemachten Beobachtungen „vergesse"; man vergesse sie eben nicht, dann ist alles in Ordnung. Nun hat aber Edens auch den *Ivain* und den *Perceval* keineswegs außer Acht gelassen, wenngleich er selbst nur den *Erec* behandelt hat, wie Smirnov aus seiner Dissertation wissen muß: E. hat S. 54, A. 1 ausdrücklich mitgeteilt, daß ich bei meiner genauen Vergleichung des *Ivain* mit dem Mabinogi von *Owein* zu dem gleichen Ergebnis gelangt bin, wie er bezüglich des Verhältnisses des Mab. von *Geraint* zum *Erec*, und er hat S. 1, A. 1 die Pariser Doktorthese von Frl. M. Rh. Williams zitiert, die ihrerseits auch für *Peredur-Perceval* Abstammung aus gleicher Quelle zu erweisen bemüht ist.[2]) Die Vergleichung der beiden anderen Romane mit den Mabinogion stützt also das von E. für *Erec-Geraint* gewonnene Ergebnis.

Smirnov tadelt sodann, daß E. des Kymrischen nicht mächtig sei und sich auf die Loth'sche Übersetzung verlassen habe: *pour des recherches aussi délicates il n'est rien de tel que de se référer à l'original.*

Ich erwidere: *non omnia possumus omnes!* M. W. ist von allen Romanisten, die sich in neuerer Zeit mit der Entwickelung der Artusepik und mit dem Verhältnis der Mabinogion zu Chrétien befaßt haben, kein einziger des Keltischen mächtig gewesen, auch G. Paris nicht, so wenig als Foerster, Golther, Othmer. Keinem ist daraus jemals ein Vorwurf gemacht worden, keinem ist deswegen das Recht be-

[2]) S. über diese Arbeit *Zur Mabinogionfrage* S. 4, A. 1. Daß Frl. Williams' Ergebnis auch von E. Brugger, *Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen* 125 (1910), S. 450—55 bestritten wird, weiß ich wohl; ich kann Brugger aber nur darin recht geben, daß dem Problem schärfer zu Leibe gegangen werden muß als es hier geschieht, und daß von den beigebrachten Argumenten eine Anzahl als nicht hinreichend beweiskräftig zu streichen sind; andere aber verdienen vollste Beachtung, wie ich a. a. O. gezeigt habe. Zustimmend wird Frl. Williams' These, soweit Chrétien in Betracht kommt, auch besprochen von Loth, *Annales de Bretagne* 26 (1910—11), 253—58.

stritten worden, in diesen Fragen ein Wort mitzureden; Smirnovs Tadel muß deshalb als durchaus ungerecht bezeichnet werden. In der Tat ist Kenntnis des Kymrischen für die Behandlung des vorliegenden Problems keineswegs eine unentbehrliche Vorbedingung, nachdem die Mabinogion in der auf der wissenschaftlichen Neuausgabe von *Rhys-Evans* beruhenden, von Smirnov selbst als *excellente* bezeichneten französischen Übersetzung von J. Loth vorliegen, und auch, was etwa sonst von keltischer Erzählungsliteratur in Betracht kommt, durch gute Übersetzungen zugänglich gemacht worden ist. Verlangt man, daß überall auf die Originale zurückgegangen werde, dann hätte sich ja Loth die Veröffentlichung seiner wortgetreuen Übersetzung sparen können. Nun gebe ich andererseits natürlich zu, daß es immerhin ein Gewinn ist, wenn man die Originale selbst konsultieren und nötigenfalls die Übersetzung rektifizieren kann. Versehen passieren gelegentlich jedem Gelehrten, und auch solche von ziemlich geringfügiger Art können bei einer Untersuchung wie der vorliegenden Bedeutung gewinnen. Indessen werden derartige Fälle, wenn es sich, wie hier, um eine von einer anerkannten Autorität herrührende, mit wissenschaftlicher Genauigkeit gefertigte Übersetzung handelt, doch immer äußerst selten sein, und es dürfte sich, damit man imstande sei, die Loth'sche Übersetzung zu kontrollieren, für den Romanisten kaum lohnen, eigens das Kymrische zu erlernen. Hier können Romanisten und Keltisten sehr wohl sich in die Hände arbeiten, indem jeder von dem Seinigen mitteilt.

Smirnov stellt nun fest, daß Loth an einer von E. benutzten Stelle das Mab. unrichtig übersetzt — sehr auffälligerweise, da der kymrische Text vollkommen unmißverständlich ist —, und dadurch kommt in der Tat, wie wir sehen werden, eines der vielen von Edens für die größere Ursprünglichkeit des Mab. angeführten Argumente in Wegfall. Aber an dem Gesamtergebnis ändert dieser Ausfall eines einzelnen Gliedes der Beweiskette gar nichts, und es darf angenommen werden, daß das Versehen, das Loth untergelaufen ist, ganz isoliert steht, daß seine Übersetzung, die ja auch Smirnov im übrigen „ausgezeichnet" nennt, sonst nach wie vor volles Vertrauen verdient. Es ist also der Edens'schen Untersuchung aus der Nichtbenutzung des kymrischen Originals ein nennenswerter Schaden nicht erwachsen.

Smirnov wirft Edens weiter vor, daß er das Mabinogi nur in der Version des Roten Buches von Hergest benutzt hat — welche der Loth'schen Übersetzung zu Grunde liegt —, nicht auch in der Version der von Gwenogvryn Evans, *The White Book Mabinogion*, Pwllheli 1907 (erschienen aber erst 1909) veröffentlichten Version der Hdss. *Peniarth* 4 und 6. Er macht darauf darauf aufmerksam, daß in *Pen.* 6, Evans S. 208, nicht von einem *fils du duc de Bourgogne*, sondern nur von einem *fils du*

duc die Rede ist, womit dieses Edens'sche Argument für Annahme einer von Chrétien verschiedenen französischen Quelle des Mabinogi — Chr. hat den *duc de Bourgogne* nicht — in Wegfall kommen würde, falls sich die Lesart von *Pen.* 6 als ursprünglich erweisen ließe.

Ich erwidere: es ist richtig, daß Hds. *Peniarth* 6 S. 208, no. 22 an einer Stelle, die in der Loth'schen Mabinogionübersetzung S. 140 ihre Entsprechung hat, nur „Sohn des Herzogs" bietet: *Ondra M. [= Mab] y duc erth Er.'* Aber Smirnov erwähnt nicht, daß die andere Hds. des *White Book*, *Pen.* 4, an dieser Stelle, S. 208, wie die von Loth übersetzte Hergest-Hds., „Sohn des Herzogs von Burgund" hat; Smirnov verschweigt ferner, oder hat übersehen, daß an einer früheren Stelle, wo *Ondyav* genannt wird, *Pen.* 6, genau wie *Pen.* 4 und die Hergest-Hds., ihn als „Sohn des Herzogs von *Burgund*" bezeichnet:

Pen. 6, *part* IV, Evans S. 206, no. 20: *ondryav duc. M. bvrgvin.*

Pen. 4, Evans S. 206, col. 411: *ondyav uab duc bvrgvin.*

Hergest-Hds., Loth S. 137: *Ondyav fils du duc de Bourgogne.*

Damit ist bewiesen, daß dieser Herzog von Burgund schon in der Originalhandschrift des Mabinogi stand und es sich nur um ein völlig irrelevantes Schreibversehen handelt, wenn in *Pen.* 6 an jener späteren Stelle „von Burgund" hinter „Herzog" fehlt. Dieses Argument für eine von Chrétien verschiedene französische Quelle des Mab. bleibt also unangetastet bestehen; denn es ist nicht einzusehen, wie der Verfasser des Mabinogi, der bestrebt war, seine Vorlage zu kymrisieren, dazu gekommen sein sollte, einen bei Chrétien fehlenden Herzog von Burgund einzuführen.

Im übrigen gebe ich nun zu, daß es nützlich gewesen wäre, wenn Edens die Evans'sche Publikation hätte berücksichtigen können, es kann aber weder mir noch ihm aus ihrer Nichtbenutzung der geringste Vorwurf gemacht werden, da die Evans'sche Ausgabe erst kurze Zeit vor Veröffentlichung der Edens'schen Arbeit erschien, und doch jede wissenschaftliche Publikation eine gewisse Zeit braucht, bis sie durch Anzeigen allgemein bekannt wird; es ist billigerweise unmöglich zu verlangen, daß jedes Buch unmittelbar nach seinem Erscheinen wissenschaftliche Verwertung finde. Ich habe von der Evans'schen Mabinogionausgabe erst durch die schon genannte Abhandlung von Frl. Williams Kenntnis erhalten. Dieser Tadel Smirnovs ist also gleichfalls ungerecht. Außerdem würde auch die Benutzung der *White Book Mabinogion* an Edens' Ergebnis jedenfalls gar nichts wesentliches geändert haben, denn soweit ich die

Version mit der des *Red Book* verglichen habe, stimmen beide sehr nahe überein; auch macht Smirnov in seiner Argumentation gegen E. sonst keinerlei Gebrauch von *Pen.* 4 und 6, woraus doch wohl hervorgehen dürfte, daß er sonst nichts gefunden hat, was für die E.'sche Untersuchung in Betracht käme.

Völlig unhaltbar sind dann vor allem die Einwände, die Smirnov als getreues Echo Foersters gegen die von Edens angewandte Methode geltend macht: *presque à chaque page*, erklärt er, *on trouve des fautes de méthode* — ein sehr schwerer Vorwurf, der ebensowohl den Referenten wie den Verfasser der Arbeit trifft.

Der methodische Grundsatz, mit dem E. arbeitet, ist dieser: Wenn von zwei mittelalterlichen Texten, deren gegenseitiges Verhältnis festgestellt werden soll, der eine auf Schritt und Tritt eine logische, widerspruchsfreie Version bietet, der andere hingegen eine unlogische, unverständliche, so spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß nicht derjenige Text, welcher in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle logisch Gutes bietet, auf dem logisch mangelhaften beruht, sondern es ist anzunehmen, daß entweder der letztere auf ersteren zurückgeht, oder aber, wenn dies — wie bei *Erec-Geraint* — ausgeschlossen ist, daß beide Texte aus der gleichen Quelle geflossen sind, welche die logisch guten Versionen enthielt, die dann durch den ungeschickten Bearbeiter des einen Textes verdorben, durch den des anderen hingegen richtig übernommen wurden.

Dieses Prinzip besteht für das Mittelalter ganz unzweifelhaft voll zu Recht; auch G. Gröber macht es sich zu eigen, wenn er in seinem *Grundriß* II, 1 (1902), S. 511 meint, von Entlehnung und Abhängigkeit sei da zu sprechen, „wo ein weniger logischer Zusammenhang der Einzelheiten gegenüber besserer Fassung anerkannt werden muß.“ Bédier verwendet das gleiche Prinzip, daß die logische Version gegenüber der unlogischen die ursprüngliche sein muß, in seiner Rekonstruktion des Ur-Tristan, *Roman de Tristan* II, Paris 1905, fortwährend, ohne daß ihm in diesem Punkte von irgend einer Seite widersprochen worden wäre. Auch F. Lot operiert mit dem gleichen Grundsatze z. B. in seiner Untersuchung über die Merlinsage, *Annales de Bretagne* 15, 340, wenn er die Version des ersten der beiden von Ward entdeckten Lailoken-Fragmente gegenüber der der *Vita Merlini* als die ursprüngliche bezeichnet, weil sie logisch ist, die letztere hingegen unlogisch.

Smirnov wendet ein, die nicht motivierte Fassung sei zu vergleichen mit der *lectio difficilior*, die dennoch die ursprüngliche sein könne und nicht ohne weiteres verworfen werden dürfe. Auch der mittelmäßigste und ungeschickteste Überarbeiter sei imstande, seine Vorlage an einigen Stellen klarer zu gestalten, besser zu motivieren.

Man erkennt sofort, daß der Vergleich mit der Textkritik, den S. aufstellt, hier absolut nicht paßt. Nicht mit der *lectio difficilior* kann die unlogische Version verglichen werden, sondern nur mit der *lectio impossibilis*, mit der Lesart, welche gar keinen Sinn ergibt oder durch die Sprache, das Versmaß direkt ausgeschlossen ist. Eine solche Lesart kann kaum jemals als die ursprüngliche betrachtet werden, denn der schöpferisch tätige Autor schreibt keinen Unsinn,[3]) und wenn es ihm doch einmal passiert —, *interdum bonus dormitat Homerus* —, dann handelt es sich um einen ganz seltenen Ausnahmefall, den zu statuieren nur die zwingendsten Gründe berechtigen können. Die unlogische Version ist nicht diejenige, deren Erklärung Schwierigkeiten bereitet, sondern eine solche, die überhaupt keinen Sinn ergibt, die gar nicht erklärt werden kann.

Sodann ist es Edens natürlich nicht eingefallen, bestreiten zu wollen, daß auch ein im übrigen wenig geschickter Bearbeiter gelegentlich seine Vorlage verbessern, eine Inkonzinnität entfernen, eine Motivierung einfügen kann. Entscheidend ist beim *Erec* allein, daß in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen der eine Text, und zwar derjenige, der sicherlich von dem literarisch weniger gebildeten Autor herrührt, das Mabinogi, eine gute Version bietet, der andere, der aus der Feder des literarisch feingebildeten, lateinkundigen Chrétien geflossen ist, der *Erec*, eine schlechte, und zwar nicht eine schwer zu erklärende, sondern eine logisch geradezu unmögliche.

Da Smirnov die diesbezüglichen methodischen Ausführungen Edens', ebenso wie vor ihm Foerster, einfach ignoriert, so bin ich genötigt, sie hier nochmals zu zitieren, s. Edens S. 132:

„Ist es denkbar, daß in nicht weniger als 21 Fällen [diese Zahl ist, wie wir sehen werden, um ein bis zwei Nummern zu reduzieren], wo der literarisch fein gebildete Chrétien sich eines Widerspruchs in seiner Erzählung, unlogischer Darstellung, mangelnder Motivierung nicht bewußt war, der kymrische Erzähler mit scharfem Blicke die Fehler, die unlogischen Züge seiner Vorlage erkannt und in vollkommenster Weise durch geringfügige Änderungen, Einführung neuer Motive — Eifersuchtsmotiv! — beseitigt haben sollte, dergestalt, daß nun seine Erzählung von Anfang bis zu Ende folgerichtig und widerspruchsfrei ist, gegenüber der vielfach Anstoß erregenden, inkonsequenten Darstellung Chrétiens?

Sollen wir glauben, daß der naive kymrische Erzähler seine Vorlage mit dem Auge des modernen philologischen Forschers

---

[3]) „*L'écrivain créateur*", bemerkt A. Pauphilet in der *Romania* 36, 608 mit Recht, „*est celui dont le dessein est un et la pensée suivie; quant à cette profonde différence d'inspiration, à ces éclaircissements maladroits, à ces répétitions d'aventures, ce sont les indices les plus sûrs du passage des remanieurs.*"

durchgenommen und von Anfang bis zu Ende durchkorrigiert, und zwar in überaus verständnisvoller, ja geradezu divinatorischer Weise durchkorrigiert hat?

Ich glaube, man darf das wohl ohne weiteres als ausgeschlossen bezeichnen. Ich meine, für jeden, der sehen kann, ist es klar daß das Mabinogi in den angeführten Fällen die ursprüngliche Version hat, die Chrétien ungeschickt geändert hat."

Jeder unparteiische Beurteiler, der mit der Literatur des Mittelalters vertraut ist, wird hier, denke ich, zustimmen. Niemals hat, soweit unsere Kenntnis reicht, ein französischer Dichter des Mittelalters eine solche systematische Umarbeitung eines logisch mangelhaften Textes unter dem Gesichtspunkt der Logik und Wahrscheinlichkeit vorgenommen, wie der kymrische Erzähler getan hätte, wenn Chrétiens *Erec* seine Vorlage war.

„Daß der in jedem Falle doch literarisch weniger gebildete Kymre des ausgehenden 12. Jhs.," bemerke ich *Zur Mabinogionfrage* S. 56 f., „.... den ihm vorliegenden Chrétien'schen *Erec* in der angegebenen Weise durchkorrigiert und inhaltlich verbessert haben sollte, das ist um so unwahrscheinlicher, als der von den deutschen Literarhistorikern doch als Dichter gefeierte Hartmann von Aue und ebenso der Verf. der nordischen *Erexsaga* die vorhandenen, angeblich von dem Kymren beseitigten Inkonzinnitäten der großen Mehrzahl nach nicht bemerkt, sondern sie mechanisch übernommen haben..... Vermehrt wird nun die Wahrscheinlichkeit, daß der logische, objektiv bessere Text auch das Ursprüngliche bietet, offenbar dann, wenn sich, sei es auch nicht alle, so doch einige der Differenzen, die ihm gegenüber der logisch mangelhafte Text aufweist, erklären lassen durch die Annahme, der Verf. des letzteren habe seine Vorlage abgeändert zu einem ganz bestimmten Zwecke, einer auch sonst in seiner Erzählung sich offenbarenden Tendenz zu liebe, ohne sich bewußt zu sein, daß er durch seine Änderungen Widersprüche in die Darstellung brachte, Motive, die für den Gang der Handlung unentbehrlich waren, tilgte. Und dieser Fall liegt nun in der Tat beim *Erec* vor; mehrere Abweichungen, die er gegenüber dem Mab. aufweist, finden ihre ungezwungene Erklärung, wenn wir annehmen, Chrétien habe seine an den betreffenden Stellen mit dem Mab. übereinstimmende Quelle abgeändert aus ästhetischen Rücksichten, aus Rücksicht auf das Empfinden seines höfischen, fein gebildeten Publikums, für das er anerkanntermaßen schrieb, und für das offenbar auch die breiten, liebevollen Schilderungen höfischen Lebens und Treibens, die er entwirft, bestimmt sind".

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich selbst mit solcher Ausführlichkeit zitiere. Aber es kommt mir darauf an, den von Smirnov gegen die Edens'sche Preisschrift, deren streng methodische Anlage von anderer Seite rühmend hervorgehoben worden

ist, in anmaßendem Tone erhobene Vorwurf, daß sie methodisch unzureichend sei, „fast auf jeder Seite methodische Verstöße aufweise" — es handelt sich eben um den hier eben erörterten Grundsatz — in seiner ganzen Haltlosigkeit klarzustellen.

Warum der literarisch weniger gebildete und weniger anspruchsvolle Kymre die logischen, widerspruchsfreien Versionen der Quelle bewahrt hat, während sie bei Chrétien wenig glücklich modifiziert erscheinen, ist auch klar, wenn wir annehmen, der Kymre habe sich e n g e r an seine Vorlage angeschlossen, er habe es nicht g e w a g t , sich von ihr in wesentlichen Punkten zu entfernen, wohingegen Chrétien, der literarische Prätensionen hat und vor allem der höfischen Gesellschaft gefallen will, mit seiner Quelle freier umspringt, dieselbe aber, da er an der Oberfläche haftet, vielfach zu ihrem N a c h t e i l abändert.

Smirnov meint, wenn man annehme, daß das Mabinogi auf dem *Erec* beruhe, sei es wohl zu verstehen, warum der Kymre so viele Episoden „motiviert" habe, die es bei Chr. nicht waren: *Pour Chrétien le sujet n'était qu'une pure féerie, dont il se proposait de tirer tout autre chose qu'un roman historique. Par contre, le narrateur gallois a dû y voir quelque chose d'authentique, tiré de l'histoire nationale. Il était donc important pour lui de communiquer au récit une allure naturelle et vraisemblable.*

Aber woher weiß denn Smirnov, daß für Chrétien die Erecgeschichte eine reine „Féerie", ein märchenhaftes Phantasieprodukt war? Das ist, scheint mir, eine überaus gewagte Behauptung! Chrétien war doch kein seine Zeit überragender, philosophischer Geist — zu dem ihn allerdings Foerster gerne machen möchte —, kein aufgeklärter, moderner Kritiker, sondern ein naiver *conteur* des Mittelalters, wunder- und abergläubisch wie alle Menschen jener Epoche, wie der brave Reimchronist Wace, der an die Zauberquelle im Walde Breceliande ritt, um die Wunder zu sehen, die sich dort ereignen sollten, und bitter enttäuscht war, als er nichts von allem fand, was man ihm erzählt hatte! Wir haben nicht den mindesten Grund, zu bezweifeln, daß auch Chrétien die abenteuerreiche Geschichte von Erec und Enide in ihren wesentlichen Zügen für historisch hielt, genau so wie nach Smirnovs Annahme der Verfasser des Mabinogi die Geschichte von Geraint. Folglich hatte Chrétien genau den gleichen Anlaß, Züge, die ihm unwahrscheinlich dünkten, zu tilgen, wie nach Smirnov der Kymre. Daß die Abweichungen, die das Mabinogi gegenüber dem *Erec* zeigt, sich als selbständige Änderungen des Kymren erklären lassen, bestreite ich mit E. ganz entschieden; eine solche planvolle Umarbeitung widerspricht allem, was wir über die Tätigkeit der mittelalterlichen Spielleute und *conteurs* wissen. Ich hoffe, man wird mir hier nicht den *Parzival* des Wolfram von Eschenbach entgegenhalten, denn ich gehöre zu denjenigen, welche mit Bestimmtheit an der Realität

Guiots, den Wolfram als seine Quelle bezeichnet, festhalten, wie ich das schon *Zur Mabfr.* S. 110 ausgesprochen habe.

Smirnov erklärt dann, Edens habe in vielen Fällen, wo nach ihm Chrétien Motivierungen seiner Quelle getilgt hätte *(omis)* — vielmehr: die Erzählung willkürlich abgeändert hätte, so daß sie unverständlich oder unwahrscheinlich wurde —, das französische Gedicht „nicht verstanden".

S. exemplifiziert auf die von mir *Zur Mabinogionfrage* S. 78 behandelte Episode, welche das Zusammentreffen Erecs mit Keu und Gauvain berichtet, und zwar tritt hier zu Tage, daß er den von ihm nicht erwähnten, gegen Edens gerichteten Artikel Foersters in dieser *Zeitschrift* 38 bereits kennt, da seine Übereinstimmung mit Foerster in einer unrichtigen Wiedergabe einer Äußerung von Edens und einer durchaus unmöglichen Erklärung eines hier bei Chrétien vorhandenen Zuges sicherlich nicht auf Zufall beruht:

Im Mabinogi begründet der im Zweikampf übel zugerichtete, völlig erschöpfte Erec seine Weigerung, vor Artus zu erscheinen, der nicht weit von ihm im Walde sein Lager aufgeschlagen hat, damit, daß er sich in diesem Zustande nicht vor Artus sehen lassen will.

Smirnov behauptet nun, nach Edens gehe Erec nicht zu Artus, weil „seine Kleider in schlechtem Zustande seien": *c'est que les vêtements d'Erec sont en très mauvais état.*

Diese Behauptung ist unrichtig: S. wiederholt mit ihr ganz offenbar einfach eine Äußerung Foersters, der in dieser *Zeitschrift* 38, 1, 177 und 187 erklärt, Erec gehe nach Edens nicht zu Artus, weil er „nicht in Toilette", nicht in „*full dress*" sei, während Edens S. 106 den Sachverhalt vollkommen richtig darstellt, indem er sagt, das Mabinogi berichte, „daß Geraint bei der großen Hitze infolge des Schweißes und des vergossenen Blutes seine Rüstung am Leibe festklebt; seine Wunden schmerzen ihn heftig"; Erec lehne die an ihn ergangene Aufforderung ab, weil er „sich in diesem kläglichen Zustande vor Artus nicht sehen lassen kann", d. h. natürlich: in diesem Zustande totaler Erschöpfung, mit seinen noch offenen Wunden, schweiß- und blutbedeckt, wie er ist; von dem „Anzuge" sagt Edens nicht ein Wort, s. meine diesbezüglichen Bemerkungen *Zur Mabinogionfrage* S. 78 ff.

E. macht nun hier darauf aufmerksam, daß bei Chrétien die in Rede stehende Weigerung Erecs nicht begründet werde, während das Mab. sie in der oben angegebenen Weise motiviert, und er folgert daraus, die Darstellung des Mab. sei hier die ursprüngliche, bei Chrétien sei die Motivierung vergessen.

Dagegen wendet Smirnov ein, die Darstellung Chrétiens sei vielmehr vollkommen logisch: *Il faut méconnaître complète-*

ment les idées sur la chevalerie dans la poésie française, pour ne pas voir combien la version de Chrétien est claire et logique. C'est la „desmesure" d'Erec qui le pousse à refuser tout secours et à vouloir poursuivre son expédition à lui seul.

Ich gebe zu, daß diese Erklärung sich wohl hören läßt, und ich möchte sie akzeptieren. In der Tat liegt bei Edens ein Versehen vor, wenn er S. 106 erklärt, Chrétien motiviere Erecs Weigerung, vor Artus zu erscheinen, nicht. Erec tut es zwar nicht Gauvain gegenüber in den von Edens zitierten Verse 1106—9:

> Je ne sui mie bien heitiez,
> Ainz sui navrez dedanz le cors;
> Et neporquant ja n'istrai fors
> De mon chemin por ostel prandre...,

wohl aber begründet er seine Ablehnung vorher gegenüber Keu, V. 4011—16:

> Erec respont: „Vos dites bien;
> Mes je n'i iroie por rien.
> Ne savez mie mon besoing;
> Ancor m'estuet aler plus loing.
> Leissiez m'aler; que trop demor.
> Ancor i a assez del jor."

Diese Worte lassen sich allerdings so auffassen, daß ungeduldiger Tatendrang Erec vorwärts treibt: er will sich nicht die Zeit nehmen, seine Wunden heilen zu lassen, bei Artus der Ruhe zu pflegen; er will, trotz seines erschöpften Zustandes, so lange es Tag ist, noch möglichst weit reiten, um neuen Abenteuern die Stirn zu bieten. In diesem Sinne können auch die Worte verstanden werden, die Geraint im Mabinogi, Loth S. 162, zu Artus spricht, der ihn auffordert, zu bleiben: „*Je préférerais*", *dit Geraint*, „*que tu me laissasses aller*".

Eine doppelte Auffassung der Darstellung des Mabinogi ist dann möglich:

Entweder: Geraint weigert sich aus zwei Gründen, zu Artus zu kommen: 1. weil er sich in einer so desolaten Verfassung befindet, daß er sich nicht vor dem Könige sehen lassen will; 2. weil er sich trotz seiner totalen Ermüdung keine Ruhe gönnen und neuen Gefahren entgegenziehen will; oder aber: der zweite Grund ist der wahre Grund und der andere nur Vorwand. Welche von beiden Möglichkeiten zutrifft, will ich dahingestellt sein lassen — es ist ziemlich einerlei.

Bei dieser Auslegung der Worte Erecs V. 4011 ff. ist nun allerdings seine Weigerung bei Chrétien, wie im Mabinogi die Geraints, wohl motiviert, und das vorliegende Argument Edens' ist aus der Reihe derer, die für größere Ursprünglichkeit der Darstellung des Mabinogi sprechen, zu streichen.[4]

[4]) Natürlich ändert das Zugeständnis, das ich Smirnov hier gern mache, durchaus nichts an der von mir *Zur Mabinogionfr.* S. 78 ff.

Dagegen bleibt nun das zweite, anläßlich dieser Episode von Smirnov zur Sprache gebrachte Argument Edens': daß es bei Chrétien unverständlich bleibe, welchen Grund Gauvain hat, den fremden Ritter für den besten Ritter der Welt zu erklären, in seiner vollen Kraft bestehen.

Wenn S. meint, Gauvain halte ihn deshalb für den besten Ritter, weil er Keu aus dem Sattel geworfen hat, so spricht er wieder einfach eine von mir *Zur Mabfr.* S. 81 f. schon widerlegte Behauptung Foersters nach, der in dieser *Zeitschr.* 38, 1, 177 die gleiche Erklärung gibt: „Der Maulheld Keu", bemerke ich dort gegen Foerster, „wird bekanntlich in den Artusromanen s t e t s beim ersten Waffengang aus dem Sattel geworfen, es kann somit für den fremden Ritter in Gauvains Augen kein besonderer Ruhmestitel sein, daß er das gleichfalls fertig gebracht hat, auch nicht, daß er es mit dem bloßen Lanzenschaft getan hat. Selbst ein Zweikampf des fremden Ritters mit einem e b e n b ü r t i g e n Gegner könnte für Gauvain offenbar noch kein ausreichender Anlaß sein, jenen als den besten aller Ritter zu bezeichnen: der Ausdruck hätte nur dann eine Berechtigung, wenn der fremde Ritter denjenigen zum Gegner gehabt hätte, der dem Gauvain b i s d a h i n als der b e s t e Ritter gegolten hatte."

Und wenn S. meint, es sei außerdem *surtout l'état d'Erec et son attitude, qui produisent une impression si profonde sur Gauvain*, so habe ich auch auf diesen Erklärungsversuch a. a. O. S. 83 schon im voraus erwidert mit der Bemerkung: „Der arg «verhauene», fast zu Tode ermattete Erec konnte aber auf Gauvain doch unmöglich einen so imponierenden Eindruck machen, daß er Grund hatte, ihn auf den bloßen Augenschein hin für den besten Ritter zu erklären." Und dies wird auch wohl von niemand bestritten werden.

Vielmehr läßt sich die in Rede stehende Bezeichnung Erecs durch Gauvain allein erklären aus der Darstellung des Mabinogi, wo Gwalchmei in dem Ritter den Geraint erkannt hat, der hier, wie bei Chrétien Erec, ja in der Tat als der beste Ritter an Artus' Hofe erscheint; bei Chrétien ist die Erkennung durch Gauvain vergessen, und dadurch die fragliche Bezeichnung des fremden Ritters unverständlich geworden. Somit kann das Mabinogi, das das Ursprüngliche bewahrt hat, hier n i c h t auf Chrétien beruhen.

Smirnov kommt dann auf die Jagdepisode zu sprechen: *Lorsque Gauvain demande a Arthur d'ajourner l'adjudication du prix qu'aura celui qui a tué le ‚cerf blanc' jusqu'au retour d'Erec.*

festgestellten Tatsache, daß Foersters Bezeichnung von Edens' Annahme, Geraint gehe seiner schweren Verwundung wegen nicht zu Artus, als einer „läppischen" jeder Begründung entbehrt; unzweifelhaft würde auch sein körperlicher Zustand nach dem schweren Kampfe allein für Geraint einen völlig ausreichenden Grund abgeben, die Einladung an Artus' Hof abzulehnen.

cela n'aurait, selon M. E. aucun sens dans Chrétien, puisque le vainqueur y a le droit d'embrasser la plus belle dame, et rien ne fait prévoir qu'Erec reviendra avec une belle; d'autre part, la version de M [Mabinogi] serait logique, puisque là le vainqueur a le droit d'offrir la tête du cerf ‚à sa maîtresse ou à son compagnon': ce dernier, donc, pourrait être Geraint lui même, encore qu'il revienne seul. Malheureusement cette remarque ne repose que sur une omission fortuite de deux mots dans la traduction française: c'est ‚à sa maîtresse ou à celle de son compagnon', qu'on lit dans le texte gallois (R. B. I, p. 246, 8).

Auch hier muß ich Smirnov Recht geben — es ist dies die Stelle, von der schon oben die Rede war: in der Tat hat Loth S. 114 den Text des Mabinogi auffälligerweise unrichtig übersetzt. Die Worte lauten bei Rhys-Evans, *Red Book of Hergest*, Oxford 1887, I, S. 246, 8:

llad y benn ae rodi yr neb y mynhei ae y orderch idav ehun ae y orderch y gedymdeith idav. na marchavr na phedestyr del idav. (das *White Book ed.* Evans stimmt mit einigen graphischen Abweichungen wörtlich überein).

Es heißt also, wie Herr Kollege F. Sommer mir freundlichst bestätigt, nicht, wie Loth übersetzt, der Erleger des Hirsches solle das Recht haben, den Hirschkopf „seiner Geliebten oder seinem Genossen" zu schenken, sondern „seiner Geliebten oder der Geliebten seines Genossen". Edens', oder vielmehr meine Argumentation — denn ich habe dieses Argument E. zur Verfügung gestellt, wie er selbst schon bemerkt hat — beruht auf der unrichtigen Übersetzung Loths und wird mit ihr hinfällig. Ein Vorwurf kann mir aber daraus doch nicht gemacht werden; die Erwägung, welche ich hier anstellte, bleibt nach wie vor zu Recht bestehen: Wenn bei der Jagdschlußfeier nur eine Dame geehrt werden soll — im Mabinogi durch Übergabe des Hirschkopfes, bei Chrétien durch einen Kuß —, dann ist es unverständlich, warum die Königin die Ceremonie bis zu Erec-Geraints Rückkehr verschoben haben will, da sie doch nicht im Voraus wissen kann, daß Erec-Geraint, der noch keine Geliebte hat, in Begleitung einer Dame zurückkehren wird. Offenbar hat der Wunsch der Königin in der Ökonomie der Erzählung den Zweck, es zu ermöglichen, daß die Ehrung Enide, mit der Erec an den Hof zurückkehrt, zuteil werde. Es liegt deshalb, wenn die Version des Mab. und Chrétiens, daß nur eine Dame geehrt werden soll, die ursprüngliche ist, unstreitig in der Erzählung ein Fehler vor: der Dichter läßt die Königin einen Wunsch äußern, der nur begreiflich ist vom Standpunkt des Dichters aus, der Erec-Geraint mit Enide an den Hof zurückkehren und ihr die Ehrung zuteil werden lassen will. Ich möchte, obgleich Mab. und Chrétien in dem fraglichen Zuge übereinstimmen, vermuten, daß die ursprüngliche Version eben die war, welche die Loth'sche Übersetzung — dem

Texte des Mab. gegenüber zu Unrecht — bietet, in welchem Fall also Mab. und *Erec* auf eine schon fehlerhafte gemeinsame Quelle zurückgehen würden: es kamen ursprünglich sowohl die Ritter als die Damen für den Jagdpreis in Betracht, und so ist es verständlich, daß die Königin auch Erec-Geraint bei der Feier anwesend wünscht. Indessen ist mit dieser bloßen Möglichkeit natürlich nichts anzufangen, und das in Rede stehende Argument ist also aus der Reihe derer, die für größere Ursprünglichkeit des Mabinogi sprechen, zu streichen. Damit kommt aber Argument no. c bei Edens S. 130 nur teilweise in Wegfall. Bestehen bleibt die Tatsache, daß das Motiv der Überreichung des abgeschnittenen Hirschkopfes an eine Dame, welches das Mabinogi hat, einen primitiveren Charakter trägt als das höfisch-galante Motiv Chrétiens, daß eine Dame an Artus' Hof vor aller Augen von einem Ritter geküßt wird; bestehen bleibt die Tatsache, daß die Vertauschung des roheren Motives des Mab. mit dem galanten Kußmotiv durch Chrétien im Hinblick auf die höfische Atmosphäre, in der sich Chrétiens Dichtungen bewegen, vollkommen begreiflich ist, während umgekehrt schwer einzusehen wäre, welchen Grund der Kymre gehabt haben sollte, das Kußmotiv zu tilgen, wenn er es in seiner Quelle vorfand.

Alles weitere nun, was Smirnov noch gegen Edens vorbringt, muß ich, mit Ausnahme eines nebensächlichen Momentes, rundweg ablehnen. Er macht es ihm S. 133 zum Vorwurf, daß er Chrétien zumute, *non pas de légères inconséquences, mais les incohérences les plus énormes. S'il avait raison, ce n'est plus la ‚génialité' de Chrétien qui serait compromise, mais son bon sens élémentaire.*

S. steht auch hier unter dem Einfluß der Foerster'schen Auffassung: er stellt, wie dieser, als *propositio major* an die Spitze die *petitio principii*: Chrétien war ein großer Dichter, dem keine groben *incohérences* zugemutet werden können. Ich bitte Herrn Smirnov, die ihm offenbar unbekannten, von mir *Zur Mabinogionfr.* S. 10 f. angeführten Beurteilungen Chrétiens durch Gaston Paris, Muret, Lanson nachlesen zu wollen, welche zu der einseitigen Foerster'schen Auffassung im schroffen Widerspruche stehen; sein Vertrauen auf die überlegene Einsicht dieses formell überaus gewandten, aber nichts weniger als tiefblickenden und oft geradezu herzlich gedankenlosen *conteur* wird dann wohl eine kleine Erschütterung erfahren, und die logischen Widersprüche, die Edens bei Chrétien findet, werden ihm weniger unerhört erscheinen.

Zu Anfang des Erec V. 36 ff. heißt es, der König Artus habe zu seinen Rittern gesagt, er wolle den weißen Hirsch jagen, um „die Sitte in Ehren zu halten":

> Li rois a ses chevaliers dist
> Qu'il voloit le blanc cerf chacier
> Por la costume ressaucier.

Dazu bemerkt Edens: S. 65: „Aber welchen Hirsch? Was ist das für eine merkwürdige Sitte? Offenbar handelt es sich doch um das einmalige Erscheinen eines besonderen, wunderbaren Hirsches, den es Artus zu jagen gelüstet. Da kann doch unmöglich von einer «Sitte» die Rede sein. «Der» weiße Hirsch kann doch nur einmal gejagt werden. Besteht eine Sitte, ihn zu jagen, so setzt das voraus, daß jedesmal sich wieder ein neuer weißer Hirsch zeigte, nachdem der alte zur Strecke gebracht war."

S. wendet ein, es handle sich hier nicht um die Gewohnheit, den weißen Hirsch zu jagen, sondern um die Sitte, daß derjenige, welcher den Hirsch erlegt, verpflichtet ist, die schönste Dame am Hofe zu küssen.

Ich gestehe zu, daß diese Auffassung die richtige sein mag, obgleich sie durch den Wortlaut nicht gefordert wird. Aber damit wird die Schwierigkeit doch nicht entfernt, denn es ist nicht von einem weißen Hirsch die Rede, sondern von dem weißen Hirsch, dessen vorher mit keinem Worte Erwähnung getan wurde. Auch Gauvain spricht von dem weißen Hirsch, V. 43 ff.:

> Nos savomes bien tuit pieç'à,
> Quel costume li blans cers a.
> Qui le blanc cerf ocirre puet,
> Par reison beisier li estuet
> Des puceles de vostre cort
> La plus bele . . . .

Bevor man aber beschließen kann, den weißen Hirsch zu jagen, muß man doch wissen, ob einer da ist. Daß der weiße Hirsch als nur in einem Exemplare existierend angenommen wird, ist durch die Erwähnung der mit seiner Erlegung verbundenen Sitte, *costume*, ausgeschlossen. Chrétiens Darstellung bleibt also unverständlich, dagegen ist die des Mabinogi völlig klar, indem hier der Förster bei Artus erscheint und mitteilt, daß sich im Walde ein weißer Hirsch gezeigt habe, der die Gesellschaft aller anderen Tiere verschmähe. Artus beschließt nun, diesen Hirsch am nächsten Tage zu jagen.[5] Offenbar ist diese

[5]) Edens S. 67 macht darauf aufmerksam, daß die *Erexsaga* und die französische Prosaauflösung des *Erec* in der Angabe übereinstimmen, es sei schon wiederholt nach dem Hirsche gejagt worden, ohne daß man seiner habhaft wurde, nur macht in der *Saga* der König selbst, in der Prosaauflösung der Erzähler diese Angabe (*Saga*: „Euch ist bekannt, daß hier im Walde ein Hirsch ist, den wir nie gejagt bekommen"; Prosaaufl.: „daß es... in dem abenteuerlichen Walde... einen Hirsch gab, der den anderen unähnlich war, denn er war ganz weiß. Mehrere Male war er gejagt worden..."). E. folgert aus dieser Übereinstimmung, „daß der den Verfassern der *Saga* und der Prosaauflösung vorliegende *Erec*-Text von unserem abgewichen sein muß, indem er wahrscheinlich an der betreffenden Stelle ein Verspaar enthielt, das in unserer *Erec*-Überlieferung verloren gegangen ist." Jene Angabe würde also von Chrétien selbst herrühren. Ich glaube das nicht.

Darstellung die ursprüngliche, sie muß auch in der gemeinsamen Quelle vorhanden gewesen sein, und die Chrétiens hat sich aus ihr durch ungenaue Erinnerung — oder durch mangelhaftes Verständnis eines fremdsprachlichen Textes? — entwickelt.

Was Smirnov im Folgenden über Edens' Ausführungen bemerkt, soweit sie das im Mab. noch vorhandene Eifersuchtsmotiv betreffen, ist ungenau und mißverständlich:

Quelle était la raison de toute l'expédition d'Erec, où il emmène Enide avec lui? Selon M. E., dans la source de Chrétien c'était la jalousie. Chrétien l'aurait reproduite (dans une bonne façon qui est perdue pour nous), mais n'aurait pas compris son caractère ‚prépondérant', de sorte qu'il a pu dire en plusieurs endroits... qu'Erec n'était nullement jaloux.

Nein! Edens nimmt nicht an, daß Chrétien aus seiner Quelle „das Eifersuchtsmotiv reproduziert habe", sondern nur, daß bei ihm ursprünglich, d. h. in einer Handschrift, welche gelegentlich ein oder zwei Verspaare mehr enthielt als alle erhaltenen Hdss., und welche die Quelle des gemeinsamen Originals der erhaltenen Hdss. war, — einer Handschrift also, wie sie Foerster selbst postuliert —, in der zentralen Szene noch eine Spur des der Erzählung in einer älteren Fassung eignenden, vom Mab. richtig übernommenen Eifersuchtsmotivs vorhanden war, „daß das Eifersuchtsmotiv angedeutet war," — was etwas ganz anderes ist: es war angedeutet, aber zugleich negiert, denn es heißt in der Prosaauflösung, die anerkanntermaßen auf Chrétien beruht, gr. *Erec* S. 269: *A ces parolles* [Enidens Klagen über das Gerede der Leute] *ne dist mot Erec si non qu'il delibera en soi d'esprouver se Enide sa femme l'amoit bien lealment, mais je ne di pas que souspecon et jallousie fut cause de ceste deliberacion* — eine offenbare, unsinnige *contradictio in adjecto*, denn wenn Erec keinen Verdacht gegen seine Gattin hegt, hat er natürlich auch nicht nötig, ihre Liebe auf die Probe zu stellen —, eine *contradictio* aber, welche zu der nachfolgenden Darstellung Chrétiens, wie sie der Versroman bietet, stimmt, und welche sich daraus erklärt, daß Chrétien das ihm von seiner Quelle gebotene, von ihm als peinlich empfundene Eifersuchtsmotiv tilgen wollte, die Folgen der Eifersucht aber, Erecs Bestreben, Enidens Treue auf langer Abenteuerfahrt zu erproben, beibehielt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß bei Chrétien Erec nicht als eifersüchtig hingestellt wird, und ebenso ist es gewiß, daß ohne

Offenbar sind beide Bearbeiter bemüht gewesen, Chrétiens unverständliche Darstellung zu klären. Beide haben die *costume*, wie das ja auch am nächsten liegt, und wie auch Edens getan, auf die Jagd bezogen, und da nun von dem Hirsche die Rede ist, den zu jagen eine *costume* besteht, so schließen sie unabhängig voneinander sehr natürlich, es sei schon wiederholt nach dem Hirsche eine Jagd veranstaltet worden, man sei seiner aber nicht habhaft geworden.

das Eifersuchtsmotiv die ganze folgende Erzählung unverständlich wird, s. meine einschlägigen Auseinandersetzungen *Zur Mabinogionfrage* S. 71 ff. Die Annahme, daß ein Kopist — der Kopist der Quelle des gemeinsamen Originales aller erhaltenen Handschriften des *Erec* — auch die letzte in der Prosabearbeitung noch vorhandene Spur des Eifersuchtsmotives, die Angabe, daß Erec die Liebe Enidens auf die Probe stellen wollte, getilgt habe — es kann sich um nur zwei Verse handeln —, hat gar nichts Unwahrscheinliches.[6]) Smirnov meint ironisch: *Heureusement*

[6]) Smirnov nennt obige Annahme Edens' anmerkungsweise *une application des plus maladroites du principe indiqué par M. Förster.* Worin aber die *maladresse* besteht, darüber äußert er sich nicht — vermutlich hat er Edens hier überhaupt nicht richtig verstanden, jedenfalls bedenkt er nicht, daß die Annahme genau die gleiche ist wie die, mit der Foerster mehrfach arbeitet: Postulierung eines *texte de Chrétien quelque peu différent du nôtre*, dessen Existenz S. selbst als durchaus plausibel bezeichnet. — S. mutzt dann in schulmeisterlichem Tone in der gleichen Anm. Edens auf, daß er S. 74, v. 1 — nicht 274, wie S. fälschlich angibt — die Übereinstimmung zwischen dem Mabinogi und der französischen Prosaauflösung des *Erec* in einem nebensächlichen, bei Chrétien fehlenden Zuge — Erec will sich an dem Zwerge nicht rächen, weil ihn dies eines Ritters unwürdig dünkt — als „merkwürdig" bezeichnet: es sei ihm gar nicht der Gedanke gekommen, daß sich diese Übereinstimmung ebenso durch Annahme einer älteren, von den erhaltenen Hdss. in Kleinigkeiten differierenden Hds. erklären lasse, während er doch zugebe, daß gewisse geringfügige Übereinstimmungen zwischen Mabinogi und Hartmann, Hartmann und *Saga* so zu erklären seien. Nachher aber will er selbst diese Übereinstimmung durch Zufall erklären: er glaubt, *que dans l'exemple cité P* [Prosafassung] *et M* [*Mabinogi*] *ont introduit un trait nouveau commun indépendamment l'un de l'autre*, d. h. also ebenso wie Edens, der diesen Zufall nur „merkwürdig" findet. Die Gedankenlosigkeit scheint mir hier durchaus auf Smirnovs Seite zu sein. S. bemerkt weiter: *De même, M. E. ne croit pas possible que M. ait eu pour base un MS. de Chrétien légèrement divergent des nôtres, sans que ces divergences soient forcément attestées par une autre version quelconque.* Alles das soll beweisen, *combien tout ce qui touche à la méthode est faible dans le travail de M. E.* In Wahrheit bringt S. hier wieder eine ganz schiefe Behauptung, mit der er abermals dokumentiert, daß er E. nicht verstanden hat. Edens lehnt eine etwas differierende Chrétienhds. als Quelle für einzelne Abweichungen des Mabinogi vom *Erec* nicht deshalb ab, weil diese Abweichungen sich nicht auch in einer der anderen Versionen finden, sondern aus dem Grunde, weil sie viel zu weitgehende sind, als daß sie durch ein Plus oder Minus von wenigen Versen in einer älteren Chrétienhds. erklärt werden könnten. So kann z. B. das zentrale Eifersuchtsmotiv, welches das Mab. bewahrt hat, bei Chrétien niemals vorhanden gewesen sein, da Erec ja hier der Enide wegen ihrer Mitteilungen betreffs des Geredes der Leute nicht im mindesten zürnt, sondern sie deswegen geradezu lobt, und da Chr. ausdrücklich erklärt, Erec sei nicht eifersüchtig gewesen (V. 3304).

Die Existenz einer Chrétienhds., welche von den erhaltenen so stark abwich, daß durch sie die Differenzen des Mab. gegenüber dem *Erec* erklärt werden könnten, ist anerkanntermaßen ausgeschlossen, und sie wird denn auch natürlich von Förster selbst gar nicht be-

il s'est trouvé un scribe plus intelligent que Chrétien! Ce n'est pas en traitant ainsi le poète français que M. E. pourra nous convaincre, d. h. er operiert wieder mit der von Foerster gutgläubig übernommenen Vorstellung von Chrétien als einem großen Dichter von tiefer, künstlerischer Einsicht, dem solche Ungeschicklichkeiten, wie er sich nach Edens hätte zu Schulden kommen lassen, nicht zuzutrauen seien. Es ist aber nicht die Aufgabe der Wissenschaft, wie Smirnov zu glauben scheint, Chrétien von „Absurditäten" rein zu waschen, sondern festzustellen, ob er Absurditäten begangen hat oder nicht.

Ganz unhaltbar ist dann die von S. gegebene Berechnung der prozentualen Übereinstimmungen des Mab. und Chrétiens mit der angenommenen gemeinsamen Quelle. Edens hat festgestellt, daß nur 4% des Chrétien'schen Romans und des Mabinogi genauere Übereinstimmungen in Einzelheiten zeigen. Smirnov erklärt, *puisque les coïncidences portent sur des endroits différents et sur des détails tout à fait secondaires*, so müßten, eine gemeinsame Quelle vorausgesetzt, beide dann 20% ihrer Vorlage genau wiedergegeben haben (*reproduit textuellement* — es handelt sich aber, wie ich schon *Zur Mabinogionfr.* S. 15 f. bemerkt habe, meist gar nicht um eigentlich „wörtliche" Übereinstimmungen), — und wenn noch Zwischenstufen angesetzt würden, so komme man gar auf 50%. Diese letzte Ziffer ist reine Phantasie. Die Annahme, daß beide Texte an 20% der Stellen — auf diese Zahl führt allerdings die Wahrscheinlichkeitsrechnung[7], eine Gewißheit aber, daß die Übereinstimmungen *de facto* so zahlreich waren, ist damit doch noch keineswegs gegeben — sich ihrer Vorlage enger anschlossen, hat gar nichts Befremdendes. Unsinnig aber ist es, die eventuellen Zwischenstufen bei dieser Berechnung mit in Anschlag bringen zu wollen, da wir doch absolut nicht wissen, wie weit diese Zwischenstufen von den erhaltenen Fassungen differierten: es könnte ja sein, daß sie mit ihnen schon sehr nahe übereinstimmten. Der Ansatz einer Wahrscheinlichkeitsziffer von 50% Entlehnungen in Einzelheiten ist vollkommen in die Luft gebaut.

Smirnov operiert dann „nach berühmtem Muster", wie Foerster mit dem Genie Chrétiens, mit der Intelligenz des kym-

hauptet, der vielmehr in dieser *Zeitschrift* 38, I, 180 für alle Abweichungen des Mab. gegenüber Chrétien, die jenem nicht mit Hartmann und der Saga gemein sind, als einzig mögliche Erklärung annimmt, „daß Mabinogi selbständig geändert hat."

Smirnovs Behauptung, hier trete die methodische Schwäche von Edens' Arbeit hervor, erweist sich danach als absolut haltlos.

[7]) Die Formel ist, wenn ich nicht irre, a als die Zahl der speziellen Übereinstimmungen genommen:

$$x = \frac{100}{\sqrt{\frac{100}{a}}}$$

rischen Erzählers — die Foerster freilich gar nicht gelten lassen will. Der Kymre sei ein *conteur intelligent et fin*, und deshalb sei es wahrscheinlicher, daß er 4% aus Chrétien, als daß er 50% — die Zahl ist, wie gesagt, aus der Luft gegriffen — aus einem anglonormannischen oder lateinischen Roman „kopiert" habe! Daß das kymrische Märchen gut und verständig motiviert — besser als Chrétien — ist ja durchaus auch meine Ansicht. Aber was soll denn daraus um's Himmels willen für sein Verhältnis zu seiner Vorlage folgen? Kann denn nicht schon die Vorlage ebenso geschickt abgefaßt gewesen sein, so daß das Verdienst im wesentlichen ihr zukäme? Wenn der Kymre nun seine Vorlage in der Hauptsache einfach übersetzt hätte? oder sie mit gewissen Zusätzen, Änderungen abgeschrieben, bezw. wortgetreu aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hätte? Warum soll er nicht übersetzt, nicht abgeschrieben haben, wie es Tausende von anderen Autoren getan, besonders im Mittelalter, dem der Begriff des literarischen Eigentums fremd war, — in einer Zeit, wo die „Geschichtenerzähler" mit vollen Händen „ihr Gut nahmen, wo sie es fanden". Und dies nennt S. „wissenschaftliche Methode"!

Gegenüber Edens' Hinweis auf die Tatsache, daß die *conteurs* ihre Geschichten wörtlich auswendig lernten, erklärt Smirnov S. 135, das sei nur geschehen, wenn die Geschichten *quelque chose de profondément traditionel* gehabt hätten, wenn sie *quelque chose de sacré* darstellten, sicherlich aber nicht bei den drei Artuserzählungen: *en plus, ce qui irait très bien pour les conteurs gallois n'est guère admissible pour les conteurs anglonormands ou français.*

Das sind wieder überaus luftige, durch nichts begründete und durch nichts zu begründende Behauptungen. S. beruft sich auf die Unterscheidungen, welche Loth, *Rev. celt.* 32, 422 zwischen den verschiedenen keltischen Erzählungsgattungen getroffen habe. Indessen findet sich hier, wo Loth von der Bedeutung der Worte *Mabinogi* und *Mabinogion* handelt, absolut nichts, was Smirnov zu seiner Behauptung berechtigen könnte, die drei in Rede stehenden Artusmärchen seien nicht auswendig gelernt worden. Loth stellt einfach fest, daß *Peredur* in Hds. *Peniarth* 4 als *historia*, *Geraint* sowohl als *Owen* als *chwedl* = *récit, conte, nouvelle* bezeichnet werden, daß die Geschichten von *Pwyll*, *Branwen*, *Manawyddan*, *Math*, die zusammen ein Mabinogi bilden, traditionell waren, wenigstens in ihren wesentlichen Umrissen seit lange feststanden, „*appartenaient à une tradition orale depuis longtemps arrêtée, qu'il n'était pas permis d'enfreindre ni de transformer*", also er stellt fest, daß diese Geschichten seit alter Zeit mündlich fortgepflanzt worden waren, aber mit keinem Worte spricht er davon, daß die drei Artusgeschichten nicht auswendig gelernt und nicht mündlich vorgetragen worden seien.

Ebensowenig ist die Scheidung zulässig, die Smirnov hier zwischen den wallisischen und den anglonormannischen und französischen *conteurs* machen will. Wir wissen doch aus den provenzalischen Spielmannsunterweisungen, daß man in damaliger Zeit vom Spielmann die Kenntnis einer ganz beträchtlichen Anzahl von Erzählungsstoffen verlangte, unter denen auch solche aus der Artussage genannt werden — *Lancelot*, *Erec*, s. W. Keller, *Das Sirventes „Fadet Joglar" des Guiraut v. Calanson*, Züricher Diss., Erlangen 1905, S. 38 f.; Bartsch, *Chrest. prov.* [6], Sp. 92, 35 —, und da diese Geschichten in einem Atem mit den anerkanntermaßen in einer gewissen festen Form fortgepflanzten *chansons de geste* genannt werden, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie genau wie diese wörtlich, oder doch teilweise wörtlich, auswendig gelernt wurden. Von den eigentlichen höfischen Epen freilich steht fest, daß sie gelesen wurden, aber es ist anzunehmen, daß ihnen kürzere, primitivere Dichtungen vorausgingen, die, wenn nicht ausschließlich, so doch teilweise auch aus dem Gedächtnis vorgetragen wurden. Bekanntlich heißt es in dem provenzalischen Roman von *Flamenca* V. 665, einer der Spielleute habe von Erec und Enide „erzählt", s. gr. *Erec* S. XV. Natürlich aber bestand in dieser Beziehung zwischen den provenzalischen und den französischen Spielleuten keinerlei Unterschied.

Smirnovs Bemerkung: *D'autre part, après les études si instructives de M. Bédier sur les différentes versions du roman de Tristan et surtout sur les chansons de geste, on sait combien il serait hasardeux de vouloir rechercher une source précise ou un modèle pour chaque trait particulier et de refuser toute création individuelle à un remanieur doué de sens artistique* bedarf wohl eigentlich keiner Erwiderung. Um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß nicht jede Dichtung des Mittelalters Zug für Zug aus älteren Quellen geschöpft zu sein braucht, und daß Bearbeiter sehr oft auch selbständig zu Werke gingen, benötigen wir doch nicht die — gewiß hochverdienstlichen — Bédier'schen Tristanstudien und seine ebenso geistvollen und gelehrten, wie unwahrscheinlichen[8]) *Chansons-de-geste* - Hypothesen; beide Tatsachen sind allgemein anerkannt und auch niemals bezweifelt worden. Daß Chrétien möglicherweise originell gewesen sein kann, bestreitet niemand; es gilt, zu ermitteln, ob er es wirklich gewesen ist; und was

[8]) S. besonders das Urteil von Pio Rajna, ohne Frage einem der ersten lebenden Kenner der mittelalterlichen Epik, in dem Artikel: *Una rivoluzione negli studi intorno alle „Chansons de geste"*, *Studi medievali 3* (1910): „. . . *le idee del Bédier s'informano a concetti anacronistici. Le vedute del letterato moderno si sostuiscono a quelle dell'uomo medievale*" (S. 377). . . . . *e conchiudo che, per il pubblico a cui s'indirizza, il volume del Bédier, nonostante le dosi d'ingegno sfavillanti del suo autore e forse fino ad un certo segno per ragion loro, è stato detto, scritto e pubblicato pressocchè inutilmente*" (S. 390).

den Verfasser des Mabinogi betrifft, so kommt in Betracht, daß er, falls er Chrétien zur Vorlage hatte, nicht an ein paar Stellen — was unbedenklich wäre —, sondern auf Schritt und Tritt diese seine Vorlage mit einer bei einem mittelalterlichen Bearbeiter unerhörten Freiheit verbessert haben müßte; es kommt weiter in Betracht — was von Edens und mir schon genugsam hervorgehoben wurde —, daß in einigen Fällen Chrétiens Darstellung gänzlich unverständlich ist, wenn wir nicht annehmen, daß ihr die des Mabinogi zugrunde liege, und da es vollkommen unglaublich ist, daß der Verf. des Mabinogi divinatorisch das Ursprüngliche auf Grund der Chrétien'schen Verballhornung sollte wiedergefunden haben, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Mabinogi eben nicht auf Chrétien beruht, nicht diesen vervollkommnet hat, sondern die besseren Züge, die es gegenüber Chrétien aufweist, aus seiner Quelle entnahm, die auch die Quelle Chrétiens war. Wenn Smirnov behauptet: *il ressort de plus en plus clairement que l'auteur gallois a été un véritable artiste*, so beweist er damit wieder, daß seine eigene Einsicht in die in solchen Untersuchungen anzuwendende wissenschaftliche Methode, bezüglich deren er anderen Belehrung erteilen will, noch keine sehr tiefe ist; denn er behauptet, was erst bewiesen werden müßte: daß der Verfasser des Mabinogi wirklich selbständig verfahren ist und daß er nicht vielmehr einfach seine Quelle ziemlich genau wiedergibt, die schon die gleiche gute künstlerische Anlage und die gleiche Folgerichtigkeit der Motivierung aufgewiesen haben kann.

Was Smirnov dann eigentlich meint, wenn er S. 35 behauptet, indem Edens die von Frl. Paton gegebene Deutung des — nach Foerster aus der Fee *Morgue* entstandenen — *Morgan tut* des Mabinogi als einer Verlesung des bekannten Eigennamens *Margadud* akzeptiert, erkläre er *certum per incertum*, ist wieder unverständlich, denn bekanntlich ist gerade der Zusatz *tut* bei *Morgan* ein vollkommenes *incertum* und als selbständiges Wort von keinem der Gelehrten, die sich mit dem Problem befaßt haben, befriedigend erklärt worden.[9])

[9]) J. Loth in seinen, mir erst während des Druckes dieser Abhandlung zugehenden *Contributions à l'étude des Romans de la Table Ronde*, Paris 1912, bezeichnet in Kap. V: *Morgan Tut*, S. 51—60 (= *Revue celtique* 33, 1912, S. 249—58), S. 56 die Deutung Frl. Patons, indem er nur die keltischen Namensformen *Margetiud*, *Maredud*, nicht aber die *Morgan Tud* näherstehende *Margadud*, registriert, als „*parfaitement invraisemblable*", ohne aber dieses sein Urteil zu begründen. Nachdem er selbst für *Tut* früher eine andere Erklärung gegeben hatte, will er das Wort jetzt alt-irischem *tuath* gleichsetzen, das in der Bedeutung „*magique, magicien*", vermutlich auch „*bon magicien*" belegt ist; *Morgan Tut* wäre also Morgan, „der Zauberer" oder „der gute Zauberer". Bedenklich bleibt dabei nur, daß *tut* in diesem Sinne im Kymrischen nirgends mit einiger Sicherheit

„*Je passe toute la discussion de M. E. sur les noms propres et la géographie de notre récit. Il ne fait que citer des travaux bien connus sans apporter une seule remarque nouvelle.*"

Und doch sind gerade diese Darlegungen für die Entscheidung des Problemes, um das sich die Untersuchung dreht, von der allergrößten Wichtigkeit; wenn S. Edens widerlegen will, muß er sich notwendig mit ihnen auseinandersetzen, sonst ist seine ganze Polemik ein Schlag ins Wasser. Daß E. sich hier wesentlich auf die trefflichen Nachweise von Lot und Loth stützt, ist richtig, aber diese verlieren doch dadurch, daß Edens sie sich zu eigen macht, nichts von ihrer Bedeutung: er hat immerhin das Verdienst, sie übersichtlich zusammengestellt und in einigen Punkten präzisiert zu haben. Die einschlägigen Arbeiten der beiden genannten Gelehrten sind gewiß denen, die sich mit der bretonischen Epik befassen, wohl bekannt, aber sie sind es doch durchaus nicht in dem Maße wie sie es zu sein verdienen, denn Foerster macht von ihnen weder in den Einleitungen zu seinen Erecausgaben noch in dem Kapitel über die Mabinogionfrage in der Einleitung zum *Karrenritter* Gebrauch, s. meine Abhandlung *Zur Mabinogionfrage* S. 43. Es ist unverständlich, wie Smirnov Edens sozusagen einen Vorwurf daraus machen kann, daß er die Ergebnisse der Forschungen von Lot und Loth in ihrem vollen Umfange verwertet hat. Wenn S. meint: *On sait que les recherches ingénieuses de MM. F. Lot, J. Loth, Zimmer et Brugger n'ont pas abouti à des conclusions absolument convaincantes*, so ist das irreführend, denn F. Lot und J. Loth sind gerade, was den *Erec* betrifft, bezüglich der Namen und der Geographie zu einigen ganz sicheren, den Annahmen Zimmers widerstreitenden Ergebnissen gelangt, und wenn S. hinzufügt: *on n'apprend rien du relevé qu'en fait M. E.*, so gilt das doch nur von denjenigen, die die Untersuchungen der beiden genannten Gelehrten ganz genau im Kopfe haben; das wird aber nur bei wenigen Lesern der E.'schen Abhandlung der Fall sein, und deshalb versteht es sich von selbst, daß die Ergebnisse dieser Forschungen in *extenso* mitgeteilt werden mußten. Smirnovs Erklärung: *du fait que la géographie est mieux coordonné dans M[abinogi] il ne s'en suit nullement que sa version soit plus pri-*

nachzuweisen ist. — Ich enthalte mich als Nicht-Keltist eines Urteils über diese neue Erklärung. Für das Problem des Verhältnisses des Mabinogi zu Chrétien ist es völlig irrelevant, ob die Deutung Frl. Patons, der ich trotz Loth den Vorzug gebe, oder die neue Loths das Richtige trifft: im einen wie im andern Falle ist das Mißverständnis auf Seite Chrétiens, nicht, wie Foerster will, auf Seite des Mabinogi. *Il est évident*, bemerkt Loth S. 59, *que Chrétien avait sous les yeux une œuvre française insulaire qu'il a remaniée et à laquelle a également puisé l'auteur gallois. Cette source française pour le fond remontait elle même à une source galloise.* Das ist genau auch meine Meinung.

mitiee, bestreite ich auch aufs entschiedenste, indem ich auf meine oben genannte Abhandlung S. 68 ff. verweise.

Gegen Edens Hinweis auf Chrétiens Erklärung im Eingang des *Erec*, daß die Spielleute die Geschichte von Erec „zu zerstückeln und zu verderben pflegten“, wendet S. ein, *depecier* könne im Altfranzösischen auch einfach *gâcher, gâter* heißen, er meint also, die Vorstellung des Zerstückelns könne in dem Verbum vollständig geschwunden sein: ich bestreite das so lange, bis S. überzeugende Belege beibringt: *depecier* heißt „zerstückeln“ oder „durch Zerstückeln verderben“, nichts anderes; der Begriff des Zerlegens in einzelne Teile ist stets vorhanden: und wenn S. meint, angenommen, *depecier* sei hier wirklich im Sinne von „zerstückeln“ zu fassen, „*n'en ressortirait-il pas plutôt que le poète n'a connu que des récits épisodiques, qu'il aurait refondus dans un récit d'ensemble pour constituer son roman?*“, so erscheint mir das doch als eine etwas gewagte Hypothese. Chrétien hätte also, das ist offenbar die Meinung Smirnovs, die ihm bekannt gewordenen episodischen Spielmannserzählungen von Erec zu einem Ganzen zusammengeschweißt, und um diese seine Dichtung anzupreisen, um beim Publikum den Glauben zu erwecken, daß e r es sei, der die „rechte Märe“ biete, habe er es fälschlich so hingestellt, als seien jene Erecerzählungen der Spielleute nur Ausschnitte der von ihm richtig wiedergegebenen vollständigen Geschichte? Nun, diese Auffassung des Ausdruckes *depecier* ist gewiß möglich. Aber zunächst ist sie doch nur das, keineswegs kann sie aus den Worten Chrétiens gefolgert werden, denn die andere Annahme, daß Chrétien die Wahrheit spricht, daß er seine Erzählung aus einer älteren Vorlage entnommen hat, und daß die Erzählungen der Spielleute wirklich auf einer umfangreicheren Erecgeschichte beruhen, die sie unvollständig wiedergeben, ist gerade so gut möglich. Sodann sehe ich nicht ein, warum wir Chrétien eine Lüge zumuten wollen, wenn wir nicht für diese Annahme ganz bestimmte Anhaltspunkte haben; gewiß finden sich bei den Dichtern des Mittelalters oft schwindelhafte Quellenangaben, aber methodisch falsch würde es doch sein, von vornherein anzunehmen, sie schwindelten immer, sobald wir die Richtigkeit ihrer Berufungen nicht kontrollieren können. Weiter sind im einen wie im andern Falle schon vor Chrétien verschiedene Episoden der Erecgeschichte in französischer Sprache vorhanden gewesen. Edens wendet sich aber mit dem in Rede stehenden Hinweis S. 37 f. zunächst nur gegen die Vermutung Baists, Chrétiens einzige Quelle sei die Sperberepisode gewesen, an der offenbar kaum etwas zu „zerstückeln“ ist. Endlich spricht die Analogie der Tristansage, deren verschiedene Versionen, seien es umfangreichere Dichtungen oder episodische Lais, nach der gut begründeten Anschauung von Bédier und Golther, der ich mich anschließe, alle in letzter Linie zurückgehen auf ein einheitliches,

zusammenhängendes, verloren gegangenes Tristanepos, m. E. dafür, daß auch die verschiedenen Erzählungen der Spielleute von Erec eine vollständige Erecdichtung zur Voraussetzung haben.

Am Schlusse, so erklärt Smirnov S. 136, lege Edens seine „Doctrin" von der Genealogie der Erzählung dar, und diese „Doctrin" sei *aussi embrouillée qu'invraisemblable.*

Demgegenüber stelle ich fest, daß E. gar nicht daran gedacht hat, eine „Doctrin" der Entwicklung der Erecdichtung aufstellen zu wollen: er hat sich mit vollem Rechte darauf beschränkt, mit aller Reserve und ohne auf Einzelheiten einzugehen, einige Vermutungen bezüglich der von ihm postulierten gemeinsamen Quelle des Chrétien'schen *Erec* und des Mabinogi zu äußern. — mit Recht sage ich, denn die ihm gestellte Aufgabe — s. S. 151 — forderte allein eine Untersuchung der Frage, ob das Mabinogi, wie Foerster und Othmer wollen, auf Chrétien beruht, oder ob es mit dem *Erec* aus der gleichen Quelle stammt, nicht aber eine Erörterung des so überaus komplizierten Problemes der Quellen der französischen Artuserzählungen — eine Erörterung, die unabweisbar gewesen wäre, wenn E. auf die Genealogie der Erecdichtung hätte näher eingehen wollen, da das Problem nicht unter Beschränkung auf *Erec-Geraint*, sondern nur unter Berücksichtigung der übrigen Artusdichtungen hätte behandelt werden können. Was nun „verwirrt" oder „verwickelt" sein soll an der von Edens S. 136 und S. 144 f. geäußerten Vermutung, die gemeinsame Quelle Chrétiens und des Mabinogi möchte in anglonormannischer, kontinentalfranzösischer, englischer[10]) oder lateinischer Prosa abgefaßt gewesen sein, und es möchten zwischen ihr und ihren beiden in Rede stehenden Ausläufern Zwischenstufen, sei es orale, sei es schriftliche, anzusetzen sein, was, sage ich, an dieser Theorie „*embrouillé*" sein soll, ist mir völlig unklar, und indem Smirnov meint, Edens scheine bei seinem Hinweis auf die Möglichkeit einer Quelle in französischer Prosa gar nicht zu bemerken, *qu'il arrive par-là à n'admettre rien de moins que l'existence de romans arthuriens en prose française au beau milieu du XIIe s.! On pourrait difficilement imaginer quelque chose de plus confus et de plus invraisemblable*, so tritt eben wieder zu Tage, daß S. den Artikel von Foerster in dieser *Zeitschr.* 38, 1 gelesen hat und sich alle Aufstellungen Foersters kritiklos zu eigen macht. Ich verweise bezüglich des beregten Punktes auf meine Ausführungen *Zur Mabinogionfrage* S. 105 ff.

Ich schließe hiermit meine Besprechung der Smirnov'schen Rezension und stelle die gewonnenen Ergebnisse in Kürze zusammen:

[10]) Englische Sprache vermutete bekanntlich G. Paris für den Urtristan.

Es ist anzuerkennen, daß Smirnov mit seiner Kritik der Edens'schen Beweisführung in ein paar Punkten Recht hat, nämlich:

1. Die *coutume*, von der Artus *Erec* V. 38 spricht, ist im Sinne des Dichters allerdings wohl die Sitte, daß derjenige, der den weißen Hirsch erlegt, die schönste Dame am Hofe zu küssen hat, nicht die Sitte, den weißen Hirsch zu jagen, wie E. annahm.

2. Loth, *Les Mabinogion* II, 114 hat eine Stelle des kymrischen Mabinogi unrichtig übersetzt. Damit kommt das auf die Loth'sche Übersetzung begründete Argument Edens', behandelt bei ihm S. 77 f., bei mir *Zur Mabinogionfr.* S. 69 f., in Wegfall; s. oben S. 199.

3. Erecs Weigerung, vor Artus zu erscheinen, ist allerdings bei Chrétien V. 4011 ff., wie die Geraints im Mabinogi, ausreichend begründet, was Edens übersehen hat. Danach ist auch dieser Beweis für die größere Ursprünglichkeit des Mab. gegenüber Chrétien, Edens S. 106 f., zu streichen.

Somit kommt von den bei Edens S. 130—32 und 126 f. zusammengestellten 21 Fällen, in denen nach ihm das Mabinogi gegenüber dem *Erec* die objektiv bessere, durch die Logik, den Zusammenhang geforderte Version bietet, einer in Wegfall, nämlich no. o, S. 132, ein zweiter, no. e, wenigstens teilweise. No. a, Edens S. 130, bleibt trotz der oben von mir akzeptierten abweichenden Deutung der *coutume* im Eingang des *Erec* bestehen, denn die Einführung der Jagd auf den weißen Hirsch bleibt auch dann bei Chrétien völlig unklar, und Edens' Annahme, daß es sich ursprünglich, in Chrétiens Quelle, um die im Eingang verschiedener Artusepen erwähnte *coutume* handelt, daß Artus nicht aß, bevor ein neues Abenteuer sich eingestellt hatte, darf nach wie vor als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden.

Das ist alles!

Die sonstigen Auseinandersetzungen Smirnovs sind zum guten Teile nichts als ein Wiederhall des Foerster'schen Artikels in dieser *Zeitschrift* 38, den S., wie sich aus ein paar Stellen mit Gewißheit ergibt, bereits gekannt haben muß, und an dem die dringend notwendige Kritik zu üben er unterlassen hat; insonderheit spricht S. einfach Foerster nach, wenn er Edens' Methode bekrittelt. Ich habe inzwischen den Foerster'schen Artikel in der Eingangs zitierten Broschüre *Zur Mabinogionfrage* näher beleuchtet und kann wegen aller in Betracht kommender Punkte, speziell wegen der fundamentalen methodischen Fragen, auf diese Abhandlung verweisen. Was Smirnov, abgesehen von den eben anerkannten Feststellungen, über Foerster hinaus neues bringt, muß ich alles mit Entschiedenheit ablehnen.

Somit wird auch durch die Kritik Smirnovs das gut fundierte Resultat der Edens'schen Abhandlung nicht im mindesten er-

schüttert; denn es ist im Hinblick auf die große Zahl von Fällen, wo E. im Mabinogi die bessere, ja die einzig mögliche Version nachgewiesen hat, sehr einerlei, ob vielleicht der eine oder andere dieser Fälle in Abzug zu bringen ist. In voller Kraft bleiben besonders auch die aus den Namen der Hauptpersonen und den geographischen Angaben entnommenen Argumente für die Unabhängigkeit des Mabinogi von Chrétien, die Smirnov sehr naiv beiseite schiebt, weil sie im wesentlichen nicht von Edens selbst herrühren, sondern von ihm den einschlägigen Arbeiten von Lot und Loth — die E. natürlich zitiert — entlehnt sind; als ob diese Argumente dadurch das mindeste von ihrer Beweiskraft verlören!

Es darf also, den Ausstellungen Smirnovs zum Trotz, die Unabhängigkeit des kymrischen Prosamärchens von Chrétien und damit die Abhängigkeit des letzteren von einer die Hauptzüge der Geschichte Erecs schon enthaltenden Quelle nach wie vor als erwiesen gelten; daß Loth selbst, der Herausgeber der *Revue celtique*, sich ganz neuerdings in dem gleichen Sinne ausgesprochen hat, wurde Eingangs dieses Aufsatzes schon erwähnt.[11]

Rostock. RUDOLF ZENKER.

[11]) Kurz vor Abschluß des Druckes geht mir die Arbeit von Arthur C. L. Brown zu: *On the independent character of the welsh Owain*, *Romanic Review* III (1912), 143—172, in der der Verf., meiner bei Edens angekündigten Untersuchung zuvorkommend, gewichtige Gründe dafür geltend macht, daß auch das wälsche Mabinogi von *Owain* nicht auf Chrétiens *Ivain*, sondern mit diesem auf der gleichen verloren gegangenen Quelle beruht. [Vgl. jetzt noch W. Foerster kl. Yv[4] S. LVIII f. D. Hrsg.]

Noch einmal *soif.*

(Zu Jaberg in dieser Zeitschrift XXXVIII, 231—273.)

Ich habe mir es lange überlegt, ob ich auf den Artikel, den Jaberg meinen Ausführungen in dieser Zeitschrift XXXVII[1], 134 ff. entgegensetzt, antworten soll oder nicht. Ich habe nämlich einerseits anderes zu tun, als mich in lange Polemiken einzulassen, von denen ich voraussehe, daß man sich mangels guten Willens auf einer Seite[1]) doch nicht verständigt und andrerseits hat Jab. den Standpunkt in der Frage, die mich dabei interessiert,

[1]) Daß es Jaberg wirklich an gutem Willen fehlt, zeigt wohl schlagend die Art und Weise, wie er S. 240, Anm. 28 eine meiner Darlegungen abfertigt. Daß das von mir im LgrPh., 1911 Sp. 238 Gesagte „kaum jemand ernst nehmen wird", ist eine umso — sagen wir, kühnere — Behauptung, als sich das dort ausgeführte der Sache nach mit den Ansichten deckt, die anläßlich von Jabergs Schrift von drei andern Kritikern ebenfalls geäußert wurden, von Meyer-Lübke GGA. 1909, 140 f., von v. Ettmayer ZRP. XXXV, 253 und von Gauchat DL. 1910, Sp. 1949. Jab. insinuiert sogar, daß ich „mir recht Mühe gebe, seine Metaphern mißzuverstehen", eine Unterstellung, die ich natürlich mit voller Entrüstung zurückweise: eine derartige Art des Kampfes ist ebenso leicht als unfein. Ich habe mir wieder erlaubt, Gauchat anzuführen, obwohl das auf Jab. „komisch wirkt", weil ich angeblich in sprachlichen Grundfragen auf einem dem Gauchat'schen diametral entgegengesetzten Standpunkt stehe (ebenda, S. 254, Anm. 76). Nun ich erkläre, daß mein Standpunkt vielleicht dem des Jab. diametral entgegengesetzt ist — wenn man seine kritiklose Art der Betrachtung überhaupt einen Standpunkt nennen kann — daß ich mir aber nicht bewußt bin, daß, bei aller Abweichung in prinzipiellen Einzelfragen, meine Auffassung der sprachlichen Grunderscheinungen eine von der Gauchats grundsätzlich verschiedene genannt werden kann; und ich glaube, daß ich das schließlich besser wissen muß als Jaberg, der außer meinen Rezensionen seiner Schriften nur die Streitfragen gelesen zu haben scheint, nicht die andern Artikel, die ich seitdem veröffentlichte, um das von mir dort Gesagte zu verteidigen und Mißverständnisse der Kritik abzuwehren. Auch glaube ich, daß niemand, der Gauchats Anzeige meiner „*Streitfragen*" im ASNS CXVI, 194 ff. oder meine Anzeige von Gauchats „*L'unité phonétique dans le patois d'une commune*" in dieser Z. XXXIII[2], 21 ff. liest, zu der Ansicht kommen werde, daß unsere Standpunkte einander diametral gegenüberstehen.

so offenkundig verschoben und das eigentlich Wichtige so wenig ins Auge gefaßt (und dafür Dinge breit bewiesen, die niemand bestritten hat), daß das Klägliche seiner Beweisführung einem jeden, der die beiden Artikel mit einiger Aufmerksamkeit liest und sie nebeneinander hält, einleuchten muß. Aber schließlich darf ich wohl im allgemeinen nicht darauf rechnen, daß man sich diese Mühe nimmt und dem, der es nicht tut, mag es doch vielleicht, wenn ich schweige, scheinen, daß mich Jab. „recreant" gemacht hat.

Wie wenig Jab. den Kernpunkt der Sache trifft und wie wenig er mich widerlegt, geht schon daraus hervor, daß ich von den drei teils fett, teils gesperrt gedruckten Resultaten seiner Untersuchung, die er auf S. 271 f. meiner Ansicht entgegensetzt, zwei völlig und eines zum Teil zugebe, ohne mich in den mindesten Widerspruch mit dem zu setzen, was in meinem ersten Artikel enthalten war. 1. „Über die Entstehung von *soif* können wir bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nichts Bestimmtes sagen." Klingt es vielleicht sehr bestimmt, wenn ich S. 137 in bezug auf die Ansicht, die auch Jaberg in seinem Buch akzeptiert hatte und der ich zögernd zustimmte, sage: „Immerhin wird man zugeben müssen, daß man mit dieser Erklärung des *-f* ziemlich weit von völliger Sicherheit entfernt ist"? 2. „Die heutige Verbreitung von *soif* steht in keiner direkten Beziehung zur Entstehung dieser Form." Ganz gewiß nicht. Denn ich habe ja doch einerseits gezeigt, daß, wenn das *f* überall dort vorhanden wäre, wo es im afr. belegt ist, heute das *f*-Gebiet ein viel größeres sein müßte und habe andrerseits zugegeben, daß es für eine Anzahl von Punkten „durchaus wahrscheinlich" ist, daß *swef* nicht heimatberechtigt sei und für eine Reihe weiterer Punkte (ich habe ausdrücklich nur Beispiele genannt) dies als „sehr leicht möglich" erklärt. Wenn also Jab. für ein paar Punkte mehr als hier ausdrücklich genannt sind, es wahrscheinlich macht — ich füge meinerseits 249, 907 hinzu, wo *swef* höchstwahrscheinlich aus der Gemeinsprache stammt —, so sehe ich nicht, worin der Widerspruch gegen meine Ausführungen liegen soll. Und eben deshalb hatte ich ihm doch auch in der dritten Behauptung, daß das „heutige *soif*-Gebiet ein modernes Expansionsgebiet sei", schon in meinem Artikel bereits z. T. Recht gegeben.

Worauf es mir hauptsächlich ankam, war zu zeigen, daß es nicht angeht, auf Grund der heutigen Verbreitung eines Phänomens ohne historische Studien prinzipielle Entscheidungen über die Gründe des Phänomens zu treffen (A); um dies zu zeigen, war nötig, darauf hinzuweisen, daß der *f*-Typus einst viel weiter verbreitet war als heutzutage (B). Und mit dieser Beweisführung wäre ich im Recht, selbst wenn Jabergs dritte Behauptung, daß das heutige *soif*-Gebiet d u r c h w e g s auf

Expansion beruht, völlig richtig wäre — übrigens gibt ja Jab. selbst auf S. 271 ein „Minimum" zu, auf das das *soif*-Gebiet zusammengeschrumpft sei, schade nur, daß er nicht klarer sagt, wie er sich dieses Minimum vorstellt —. Die Differenz in diesem Punkt (C) ist eigentlich nur quantitativ, ich stelle mir das Gebiet nicht so minimal vor wie er, gebe im übrigen gern zu, daß ich mich bei dieser Vorstellung ebenso wie Jab. bei der seinen nur auf Wahrscheinlichkeitsgründe stützen kann, glaube aber die meinen akzeptabler zu machen, als Jab. die seinen gemacht hat.

Ich wende mich zuerst zum Punkt B, als der Grundlage für den Beweis von A. Für das ziemlich ausgedehnte Gebiet, auf dem *sö* erscheint, akzeptiert Jab. meine Erklärung, wonach diese Form auf der alten Variante *seuf* beruht (S. 254), ebenso nimmt er für das Normannische die Existenz der Form *seif* an und führt sogar dafür l. c. die Ableitung *desseiver*, *dessoiver* ins Feld. Nun — nebenbei bemerkt — *dessoiver* ist nicht bloß Patoiswort, es war auch eine Zeitlang Literaturwort, das im 16. Jahrh. plötzlich auftaucht (der Beleg aus Phil. de Mousket, den God. anführt, ist natürlich dort zu streichen; das *dessoivre*, das mit *boivre* reimt, ist selbstverständlich DIS + SEPARAT) und noch in einigen Wörterbüchern bis ins 17. Jahrh. ein Scheinleben fristet. Von den 5 Autoren, aus denen God. Belege bucht, kann ich die Herkunft des einen hier in Cz. nicht bestimmen, einer stammt aus dem provenzalischen, einer aus dem frankoprovenzalischen Sprachgebiet, für sie ist das Französische möglicherweise nicht Muttersprache, die zwei übrigbleibenden (Remi Belleau und Jean de la Taille) scheinen aus Gegenden zu stammen, die nach dem Atl. L. heute die *f*-Form haben (Remi Belleau in der Nähe von 313, Jean de la Taille in der Nähe von 209); interessant ist dabei bloß, daß die Ableitung erst zu einer Zeit auftaucht, in der nach Jab. das *f* schon längst im allgemeinen verstummt war.

In den andern Gebieten, wo ich das *f* in der altfrz. Zeit belegt habe, hält Jab. das *f* für rein graphisch und wirft mir vor, daß ich keine Reimbelege gebracht habe, um die Lautung des *f* zu beweisen, resp. sucht die zwei Reimbelege, die zitiert wurden, zu verdächtigen. Das Wichtige sind für mich die Graphien, die für mich eben nicht bloße Graphien sind. Jab. macht mir den Vorwurf, daß ich in bezug auf diese nicht den Artikel von Gröber zu Rate gezogen habe, der mir bewiesen hätte, daß dieses *f* nur graphisch sei (S. 250). Ich könnte mich nun gerade in bezug auf das lothr. *f* auf Jab. ausreden; da er doch selbst die lothr. Form *saif* als Vorläufer der heutigen zitiert hat, so ist doch wohl nicht anzunehmen, daß er das *f* bloß für einen graphischen Aufputz gehalten hat. Aber ich sehe nun tatsächlich keinen Grund, warum ich den Graphien mißtrauen sollte. Man müßte doch irgendwie einsehen, warum die Schreiber in den verschiedensten Gegenden Frankreichs gerade bei dem Wort

soif so häufig auf die sonderbare Idee gekommen sind, ein *f* zuzugeben, nicht etwa auch bei den gleichgebauten *loi*, *foi* usw. Wenn das Wort im lat. ein *f* gehabt hätte, würde man dies ja noch verstehen; aber daß das Wort *soif* „Hecke" hierbei eine Rolle gespielt habe, kann doch nicht im Ernst Jabergs Ansicht sein.

Ich behaupte aber deshalb nicht, daß man das *f* in *soif* überall dort aussprach, wo man es schrieb; es genügt natürlich, daß man es manchmal aussprach, um es auch an Stellen des Satzes zu schreiben, wo es stumm war; bekanntlich bestehen ja im Afr. schon die satzphonetischen Doubletten und Tripletten, auf die ich S. 137 hingewiesen habe (vgl. auch meine Neufrz. Dial.-T. Einl. § 351). Die ursprüngliche Verteilung: Konsonant lautend in Pausa, verstummt im Zusammenhang vor Konsonanten, lautend, aber ev. stimmhaft geworden, vor Vokalen, wie sie in Resten noch heute vorliegt *(six, neuf, tous)*, war gewiß schon im Afr. durch zahlreiche Analogien nach dieser und jener Richtung getrübt und der Schreiber konnte, wenn *suef* nur in irgend einer Stellung zu hören war, auch dort *soif* schreiben, wo er *sue* oder *suev* sprach.

Es ist nun auch klar, warum man *soif* seltener im Reim findet, als man es nach den Graphien erwartete. (Neue Belege zitiert Arns, Beiträge zur frz. Wortgeschichte, S. 36 f.) Wenn beide Formen bereits ohne konsequenten Unterschied in der Verwendung nebeneinander standen, brauchte der Dichter diejenige im Reime, für die reichere Reimgelegenheit vorhanden war und die außerdem schon eine traditionelle Reimform war; für *soi* standen zahlreiche Bindungen zu Gebote (außer den Subst. *loi*, *foi*, *roi*, *conroi* etc. die bequem unterzubringenden Pronominalformen *quoi*, *toi*, *moi*, *soi*, ferner Verbalformen wie *doi*, *croi*, *voi*, *otroi* etc.). Dagegen kam wohl selten eine Gelegenheit, ein Wort wie *noif* „Schnee" oder *soif* „Zaun" in der Nähe von *soif* „Durst" zu gebrauchen; am bequemsten war noch *boif*, das sich tatsächlich am häufigsten mit *soif* gebunden findet; aber diese Form war wohl schon frühzeitig in vielen Gegenden durch die analogischen Formen *boi*, *bois* verdrangt worden. Als dann *suef* in einem Teil des Gebietes zu *süöf* geworden war, bot sich neue Reimgelegenheit mit *boeuf*, *oeuf*, *esteuf*, von der die Dichter gelegentlich Gebrauch machen. Wieso Jab. in Thur. II, 133 f. die Berechtigung zu der Annahme zu finden glaubt, daß Villon und Ronsard *etö* und *bö* sprachen, ist mir völlig unverständlich. Aus den dortigen Zeugnissen geht doch nur hervor, daß zur Zeit Ronsards das *f* in der Pausastellung in der Literatursprache noch gesprochen wurde, wenn auch vielleicht reduziert, und nur in der volkstümlichen Aussprache in dieser Stellung auch stumm sein konnte. Wie kann man daraus schließen, daß schon zur Zeit Villons völlige Verstummung eingetreten ist? Hätte man im 15., 16. Jahrh. *sö* gesprochen, so ist sehr auffällig, daß man

dieses Wort gerade nur mit andern Worten band, die auch ein solches angeblich verstummtes *f* hatten, nicht aber etwa mit *dieu*, *bleu*, *peu* und den andern zahlreichen Wörtern auf *eu*. Es scheint mir, daß die Kritiklosigkeit, die Jab. mir so liebenswürdig vorwirft, hier ganz auf seiner Seite zu suchen ist.

Um nun zum Punkt A zurückzukommen: War also die Form mit *f* so ausgebreitet, daß sie fast auf dem ganzen Gebiet Nordfrankreichs und zwar wie es scheint, ungefähr gleichzeitig auftaucht, so ist der Schluß unberechtigt, den Jab. aus der heutigen Verteilung zieht, daß eine so eigentümliche Analogiebildung wie es *soif* ist, auf Entlehnung beruhen müsse. Und dieser Schluß wäre selbst dann unberechtigt, wenn man die *f*-Form wirklich bloß auf dem immerhin noch ziemlich ausgedehnten Gebiet anerkennen wollte (etwa Normandie, Maine, Perche, Orléanais, Ile de France), auf dem auch Jab. ihre Existenz zugesteht, — wozu wie gesagt absolut kein Grund vorhanden ist. Jab. gibt mir gnädigst S. 235 zu, daß ich den subjektiven Charakter dieses Arguments mit Recht beanstande (und damit gibt er mir, wie gesagt, das zu, worauf es mir hauptsächlich ankam) und bedauert, es in die Darstellung eingeführt zu haben.[2]) Unverbesserlich, wie er ist, bringt er es doch wieder in einer andern Form, 20 Seiten später: „Denn daß eine Analogiebildung zu gleicher Zeit auf einem so großen Gebiet auftritt, ist, daran halte ich fest, unwahrscheinlich.“ Er hält es offenbar für viel wahrscheinlicher, daß drei ganz verschiedene Motive, nämlich 1. Analogie (altfrz. das genannte Gebiet), 2. eine Schreiberlaune (altfrz., nördliche und östliche Formen), 3. Aufnahme einer Gemeinform (heutiges Gebiet) zu (wenigstens graphisch) identischen Resultaten geführt haben. Nun „über Wahrscheinlichkeit läßt sich bekanntlich nicht streiten,“ sagt er ja selbst.

Und damit komme ich zu C. Was Jab. hierzu vorbringt, erledigt sich so ziemlich von selbst. Für den einen Teil des *f*-Gebietes, glaubt er ein Anzeichen dafür, daß es sich um Expansion handelt, darin zu finden, daß die *f*-Grenze so ziemlich mit der Grenze zusammenfällt, die *u̯ẹ* von *e*, *ö* trennt, für einen andern Teil des Gebietes darin, daß sie mit der Grenze von *u̯a* gegen *u̯ẹ* zusammenfällt, gerade wie er es braucht; in den meisten Punkten aber, wo hier *su̯af*, dort *su̯ẹf* erscheint, ist *u̯ẹ*, resp. *u̯a*, die regelmäßige durchgängige Wiedergabe des lat. freien *ẹ* und der naheliegendste Schluß, der daraus zu ziehen ist, ist eben, daß diejenigen lautlichen und vielleicht syntaktischen Sonderbedingungen, die eben im Zentrum zur Erhaltung des *f* geführt haben, auch hier bestanden, wenn es auch bei der so schwierigen Frage der Behandlung der Auslautkonsonanten uns heute noch

[2]) Er fügt hinzu: „Freilich ist das, was Herzog vorbringt, kaum weniger subjektiv.“ Ich bringe ja in diesem Punkt gar keine Gegenansicht vor, ich wehre nur die Jab.s ab.

nicht möglich ist, diese Bedingungen genau zu spezialisieren. Die Grammatiker belehren uns, daß in der Volkssprache von Paris das *f* in *soif* vorhanden war, wenn es auch reduziert gesprochen wurde. Ich sehe nicht ein, warum das, was für Paris gilt, nicht auch für jene zentralen Gegenden gelten soll, die im ganzen die gleiche sprachliche Konstitution zeigen wie Paris und warum das *f* dort schon völlig stumm gewesen sein soll, als es in Paris noch schwach gesprochen wurde. Möglich, daß die Gemeinsprache, indem sie das *f* von *suef* deutlich aussprach, in manchen Gegenden das nur reduziert vorhandene *f* von *sue^f* vor dem Untergang bewahrte und festigte. Ein solcher Einfluß ist noch lange nicht identisch mit der Expansion eines Wortes, die sich um früher vorhandenes nicht kümmert. Dort wo eine andere Vokalisation heimisch war wie *se, sö, so* etc., ist *suef, suaf* nirgends geschlossen eingedrungen, sondern findet sich nur hie und da als Grenzüberschreitung oder inselartig eingesprengt. Jabergs Vergleich mit anderen Expansionstypen beweist hier gerade das Gegenteil von dem, was er beweisen sollte. Stark von der Gemeinsprache infizierte Gegenden wie das westliche Orléanais, die südliche Normandie zeigen den *f*-losen Typus. Andrerseits weisen andere, auch sehr stark infizierte Dialekte, die lautgerechte *ua, ue* haben, die *f*-lose Form auf, wie die nördliche Champagne, wo nur einzelne Punkte inselartig das *f* übernommen haben. Wie stark der Widerstand gegen die *f*-Form hier war, zeigt sich darin, daß um die Mitte des 19. Jahrh. die Volkssprache der Stadt Reims, die gewiß nicht mehr als Patois, sondern nur als stark provinziell gefärbtes Gemeinfranzösisch aufgefaßt werden kann, noch die Form *sua* kannte (E. Saubinet, Vocabulaire du Bas Langage Rémois, Reims 1845, S. 86). Unter solchen Umständen ist die Auffassung doch wohl am wahrscheinlichsten, daß das heutige *f*-Gebiet im großen und ganzen dem Gebiet entspricht, wo bereits im 16., 17. Jahrh. sich die Form *suef* oder *sue^f* vollkommen durchgesetzt hatte.

Nach Jab. ist die Aussprache des *f* der grammatikalischen Reglung der Sprache zu verdanken. Aber die Grammatiker erkennen als die oberste Sprachregel in der in Betracht kommenden Epoche (1. Hälfte des 17. Jahrh.) selbst nur den *usage* an, worunter sie vornehmlich den Sprachgebrauch der Hofkreise verstehen. Das Schriftbild allein haben sie sich nie zum Muster genommen und hätten sie es getan, so hätten sie das *f* ebensowenig retten oder einführen können, wie das Schriftbild das *f* in *clef* oder so viele andere Auslautkonsonanten hat retten können. Möglich, aber keineswegs wahrscheinlich ist, daß sie die volle, deutliche Aussprache eines sonst nur reduziert gesprochenen *f* durchgesetzt haben. Woher aber stammt diese Aussprache mit dem reduzierten f? Nach Jab. war das *f* auf ein Minimum zusammengeschrumpft und unter diesem Minimum ist natürlich

Paris zu verstehen. Und in der Tat haben wir für *soif* kein Zeugnis, daß das *f* in der Pariser Volkssprache völlig verstummt war, wie wir solche Zeugnisse für *bœuf*, *œuf* etc. haben. Aber wenn das *f* ausschließliches Kennzeichen der Pariser Volkssprache gewesen wäre, so hätten die Grammatiker und die höheren Stände es gewiß nicht daher übernommen, denn diese setzen sich immer in Gegensatz zum Pariser Pöbel, wo er in irgend einer sprachlichen Erscheinung allein steht. Sprachen die höheren Stände das *f* hier aus, so sprachen sie es gewiß deshalb, weil dies die häufigste Aussprache im ganzen Zentrum war und weil bei dem Ausgleich, der sich zwischen den verschiedenen lokalen Aussprachen in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. und zu Beginn des 17. besonders am Hof vollzog, die *f*-Form gewissermaßen die meisten Stimmen auf sich vereinigte. Der Gegensatz, in dem die Sprache der höhern Stände zur Vulgärsprache stand, dieser Gegensatz, der zu jener Zeit immer wieder betont wird und der noch nachwirkt, als bereits Paris zum Zentrum und Ausgangspunkt jeglicher Bildungsbestrebung geworden war, erklärt sich eben daraus, daß, was zur Zeit der ersten grammatikalisch-künstlichen Regelung der Sprache in Paris am Hofe lebte, größtenteils nicht aus Paris selbst stammte. Die Adeligen hatten ihre Schlösser verstreut in den verschiedensten Gegenden, und was sie von dort an den Hof brachten, war gewiß vielfach die autochthone Redeweise; außer Ile de France (Land) und der Champagne kommen hier wohl besonders die Loireprovinzen (Orléanais, Touraine, Anjou) mit ihren zahlreichen Adelssitzen in Betracht. Es kann gewiß kein Zufall sein, daß um die Wende des 16. und 17. Jahrh. die noch bis heute nachwirkende Ansicht verbreitet war, daß in den Loireprovinzen das reinste und beste Französisch gesprochen werde (vgl. Brunot, Hist. III, 720). Wenn also die höheren Stände sich in *soif* für die Aussprache mit *f*, und zwar mit vollem *f*, entschieden, so mag das in letzter Linie auf provinziellen Einflüssen beruhen. Dasjenige, was Jab., der alles um so viel gründlicher zu verstehen vorgibt, völlig vergißt, ist, daß die franz. Sprache von heute ein Ausgleichsprodukt ist, zu dem hauptsächlich die Zentrumprovinzen (aber auch gelegentlich andere Gegenden von Frankreich) beigesteuert haben, derart, daß im allgemeinen das weitest verbreitete und häufigste den Sieg über das sporadische davontrug, auch wenn letzteres das in Paris übliche war.[3])

[3]) Jab. hat wohl die Schwäche seiner Argumentation selbst sehr gut gefühlt und um sich der Notwendigkeit einer Entgegnung auf eine Erwiderung seines Artikels vorderhand zu entziehen, hat er recht fein erklärt, er würde erst dann die Diskussion weiter führen, wenn ich die Entwicklung eines Lautes, z. B. freies, betontes vulg. lat. *ę* auf dem Gesamtgebiet der franz. Mundarten erschöpfend besprochen habe. Er rechnet wohl damit, daß das so ein paar Jahre dauern kann, in der Zwischenzeit könnte ihm dann doch etwas Brauchbares einfallen, das zu meiner Widerlegung geeignet wäre. Nun auf die Behandlung

Übrigens soll nicht gesagt sein, daß die Festigung des reduzierten *f* in Paris und wohl auch anderwärts unbedingt dem Einfluß der Gemeinsprache zugeschrieben werden müsse. Daß eine derartige Restituierung schwacher Auslautkonsonanten auch ohne einen solchen Einfluß möglich war, zeigen die Zahlwörter wie *cinq*, *neuf* und wenn man für diese ebenfalls den Einfluß der Gebildeten- und Gemeinsprache annehmen wollte, so würde dies widerlegt durch die Tatsache, daß bei den häufigsten zwei Zahlwörtern *deux* und *trois* die Volkssprache in den alten Pausaformen *dos*, *trụas* den vollen Endkonsonanten kennt, während ihn die Gebildetensprache gänzlich aufgegeben hat.

Damit schließe ich. Ich überlasse es dem fachkundigen Leser zu beurteilen, ob Jab., der mich für fähig hält, einen solchen Unsinn zu behaupten, wie er ihn S. 247 als eine etwa von mir zu gewärtigende Einwendung vorbringt, der in bezug auf meine Ansichten von „Schraubstöcken der Junggrammatiker" spricht, tief genug in meine Arbeits- und Denkweise eingedrungen ist, um sich darüber jenes in 3 so liebenswürdige Sätze zusammengefaßte Urteil auf S. 272 zu erlauben. Nur eines zu sagen, liegt mir noch am Herzen. Ich habe bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, umfassende Dialektstudien an Ort und Stelle, am lebenden Subjekt vorzunehmen und was ich über französische Dialekte weiß, weiß ich alles nur aus Büchern. Ich bedaure diese Lücke sehr lebhaft. Aber es ist eine unglaubliche Überhebung, daß Jaberg deshalb, weil er sich in verschiedenen Gegenden der französischen Schweiz ein paar hundert Wörter und Verbalformen hat vorsagen lassen, nun mich in dem anmaßenden Ton belehren zu dürfen glaubt, wie er es z. B. S. 248 f. tut. Wie wenig neue prinzipielle Erkenntnis sich aus seinen Dialektstudien ergeben hat, die doch ganz auf Prinzipielles visiert sind, habe ich schon einmal hervorgehoben (LgrPh. 1908, Sp. 282). Solche

im Gesamtgebiet der Mundarten kommt es hier ja nicht eigentlich an, es kommt ja zunächst auf die Entwicklung in jener Gemeinsprache an, von der alle Expansion ausgeht, als deren Leugner mich Jab. so gern hinstellen möchte. Nun mit einer Darstellung der Entwicklung von ę in der neufranz. Gemeinsprache warte ich in der Hist. Sprachl. des Neufrz. § 29 ff. auf; vielleicht genügt sie, damit mich Jab. einer Antwort für würdig hält.

Noch eine Stelle aus diesem Schlußpassus muß ich kurz berühren. Nach Jab. stehe ich auf dem Standpunkt: „Ich habe meine Theorie; möge der Atl. linguistique sehen, wie er sich damit abfindet." Daß ich hie und da den Daten des Atl. lingu. mißtraue, gebe ich gern zu, das ist das Recht und die Pflicht jedes vorsichtigen Philologen, und wie sehr es das Recht und die Pflicht des Philologen ist, zeigen die Beobachtungen, die C. Juret über die Angaben des Atl. bezüglich der Mundart von Champlitte in Clédats Revue XXIII, 211 abgedruckt hat. Wo aber ergibt sich aus dem Atl. lingu. eine Theorie, die im Gegensatz zu meinen Theorien stünde und mit der ich mich abfinden müßte? Hier wird offenbar das, was im Atl. lingu. steht, mit dem verwechselt, was Jaberg usw. aus ihm herauslesen wollen.

Dialektaufnahmen, wie sie Jab. gemacht hat, haben gewiß ihren Nutzen, weil sie brauchbares Einzelmaterial bringen. Aber unsere Einsicht in das Sprachleben fördern sie nicht, von der „unendlichen Vielgestaltigkeit des wirklich Gesprochenen", von dem „Hin- und Herwogen der sprachlichen Einflüsse" geben sie uns kein Bild. Darüber belehrt uns eventuell eine tüchtige Dialektmonographie eines einheimischen Forschers, der seine Mundart, vielleicht ohne linguistische Vorbildung, aber mit offenem Ohr und offenem Geist sein Leben lang beobachtet hat, viel besser: darüber belehrt uns vor allem unsere eigene vergleichende, kritische Tätigkeit an dem gesammelten Material. Wer tiefer wird schürfen wollen, der muß den Dialekt jahrelang beobachten, der muß messen, zählen, rechnen, muß alle die feinen individuellen Unterschiede aufzeichnen, alle die Einflüsse von Stimmungen, Affekten, Gewohnheiten, sozialen Wertschätzungen studieren usw. Dann wird es ihm vielleicht gelingen, manches Rätsel zu ergründen, das jetzt noch ungelöst den Forschergeist quält.

Czernowitz. E. Herzog.

Studien zur Wallonischen Dialektsyntax.

Vorbemerkungen.

Quellen und Hilfsmittel.

1. Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Teile. Der erste ist nach methodischen Gesichtspunkten geordnet und behandelt einige dialektsyntaktische Probleme am Beispiel des Wallonischen; der zweite ist nach grammatischen Gesichtspunkten geordnet und behandelt ein Gebiet der wallonischen Dialektsyntax. Bei dem gegenwärtigen Stande der dialektsyntaktischen Forschung auf dem Gebiete der romanischen Philologie war es nach meiner Überzeugung notwendig, zuerst Grundfragen der Dialektsyntax zu erörtern. Diese habe ich nicht auf Grund allgemeiner sprachwissenschaftlicher Erwägungen zu stellen und in einigen Fällen zu lösen versucht, sondern auf Grund eines mir vertrauten Materials unter möglichst ausgiebiger Benutzung der bisherigen Forschung.

Das Wallonische habe ich auf Grund einer Anregung des Herrn Geheimrat Behrens gewählt. Es kam mir zustatten, daß Belgien nahe liegt; daß sich mir bei wiederholtem Aufenthalt bei Verwandten günstige Beobachtungsmöglichkeiten boten; daß man im Wallonischen leichter einsprachige, des Französischen nicht mächtige Individuen findet, als in den meisten anderen galloromanischen Dialekten; daß das wallonische Sprachgebiet, infolge der politischen Isolierung von Frankreich und der Nachbarschaft germanischer Sprachen Eigentümlichkeiten zeigt, die es für syntaktische Dialektstudien besonders geeignet erscheinen lassen; daß es eine verhältnismäßig leicht zugängliche, ziemlich reiche wallonische Literatur gibt, die man, trotz Dauzat, besser nicht vernachlässigt; und daß für das Wallonische schon eine reiche philologische Vorarbeit vorliegt.

Ich gehe von der syntaktischen Verwendung des Verbums aus. Diese vorläufige Beschränkung wird hoffentlich die Arbeit selbst rechtfertigen.

Zuerst gebe ich eine Übersicht über die benutzten Quellen und Hilfsmittel, wenn nötig mit kurzen kritischen Bemerkungen. Die im Laufe der Arbeit gebrauchten Abkürzungen sind gesperrt gedruckt.

I. Wallonische Quellen.

A. Altwallonische Texte.

1. Literarische Denkmäler:

2. 12. Jh.: *Li ver del Juise*, hgg. v. H. von Feilitzen. Upsala 1883.

13. Jh.: *Li dialogue Grégoire lo pape*, hgg. v. W. Förster. Halle 1876. Buch IV. (Gregor.)
Poème moral, hgg. v. W. Cloëtta. Romanische Forsch. III. 129 ff.

14. Jh.: Jean d'Outremeuse, *Chronique*, p. p. E. Borgnet. 1864ff. I; II pass.
Jacques de Hemricourt, *Œuvres*, p. p. le chevalier de Bormann. I. *Le Miroir des nobles de Hesbaye.* Bruxelles 1910.

2. Urkunden:

Cartulaire de l'Église de St. Lambert de Liège, p. p. E. Bormanns, E. Scoolmeesters. Bruxelles 1895 ff. I, II; III, IV pass.
Cartulaire du Val St. Benoit, p. p. J. Cuvelier. Bruxelles 1906.
Wilmotte, E. *Études de Dialectologie wallonne.* Romania XVII, 568—87; XVIII, 221—32; XIX, 85—97.

B. Neuwallonische Texte.

a) Veröffentlichungen
der Société (liégeoise) de Littérature Wallonne.

3. *Bulletin de la soc. liég. de litt. wall.* Bd. 1—50, davon Bd. 14—39 bezeichnet als: 2e série, Bd. 1—26. 1858—1910. (Bull.)
Annuaire de la soc. liég. de litt. wall. Bd. 1—22. 1863—1909.
Bulletin du Dictionnaire Général de la Langue Wallonne. Archives dialectales. 1906—1911. (Bull. dict.)
Bibliothèque de Philologie et de Littérature Wallonne. I. Auguste Doutrepont, *Les Noëls Wallons.* Liége 1909. (N. W.)
Bibliographie de la Littérature Wallonne contemporaine, I. Années 1905, 1906, par O. Colson, Liége 1912. (Im Druck für 1907, 1908).
Vgl. *Table Générale systématique des publications de la soc. liég. de litt. wall. 1856—1906.* p. O. Colson. Liége 1908. (Bull. 47.)
Die letzten zwei ordnen die Texte auch nach dem Entstehungsort.

b) Ältere Texte
(17. bis Anfang d. 19. Jahrh. Lüttich, Verviers etc.)
1. Aus a):

4. 1622:[1]) *Ode Dicolos Tetrastrophos.* Bull. 1. 135—141.
1623: *Moralité à trois personnages.* Anonyme. Bull. 2. II, 1—23.

[1]) Datierungen z. T. nur annäherungsweise.

1675: *Pasqueille plaisante entre Piron et Pentcosse* sur *l'élection et bénédiction du nouveau abbé St. Jacques.* Bull. 2. II. 24—32.

1700: *Paskey dit Quarem et Charnée.* Bull. 6. II. 1 ff.

1714: *Paskaye memorialle de la première pierre mise dans les fondements de la maison de ville dans Liége.* Annuaire 3. 99—106 (Pask. mem.)

1733: *Pasquée critique et calotenne sot les affaires de l'Medicenne.* Bull. 1. 142 ff. (Pasq. crit.)

1733: *Prumire response de calottin a loigne auteur de supplément.* Bull. 4. II. 7—23.

1750: *Les feummes.* Anonyme. Bull. 3. II. 3 ff.

1780(?): *Les Danois*, chanson attribuée à Moreau. Annuaire 2. 33 ff.

1790: *Chansons et épigrammes concernant la Révoluton liegeoise de 1789* (1785—95), p. A. Body. Bull. 2e sér. 6. 17—371. Viel französisch.

1800: *Les impô.* Annuaire 2. 39 ff. in Choix (s. u.) unter dem Titel: Pasqueije so l'moûteûre et les impôts. — Diese Texte sind Table, Bull. 47, 33—37 unter Lexicologie untergeordnet.

2. Andere altere Texte:

1641.: *Le Chat Volant de Verviers.* Satire en dialecte verviétois. Textes, Introduction et Notes p. J. Feller. Verviers 1910.

1750: *Théâtre Liégeois.* Nouvelle Édition, p. F. Bailleux, Liége, Carmanne 1854 (Th. liég.). — Darin 1⁰ *Li voyège di Chaudfontaine*, ôpèrâ è treus actes (1—42). 2⁰ *Li Lîgeois ègagî*, ôpèrâ.... paroles di M. de Fabry, Borguimasse (43—60). 3⁰ *Li Fiesse di Hoûte-s'i-Ploût*, ôpèrâ... paroles de M. de Vivario (61—96). 4⁰ *Les Hypocondes*, ôpèrâ, paroles de M. Simon dè Harlez (97—156). 5⁰ *Li Mâlignant*, ôpèrâ comique.., par F. M. Hénault (157 ff.).

Choix de Chansons et Poésies Wallonnes, pays de Liége, recueilli p. M. M. B[ailleux] et D[esjardins]. Liége, Imp. Félix Oudart, 1844[2]). Wichtigste Sammlung. Meist nicht datiert. Enthält einige der unter b 1 aufgeführten Gedichte.

c) Neuere Texte.[3])

5. Die in Bull., Annuaire, Bull. dict. veröffentlichten Texte sind zugrunde gelegt.[4]) Außerdem wurden u. a. benutzt:

L. Colson, *Andrî Mâlâhe*, Roman d'Amour, Liége 1903.

Ch. Bartholomez, *Chansons et monologues.* Liége s. a.

N. Defrecheux, *Chansons et Poésies lyriques*, Liége s. a. (*Œuvres*, Liége, Bénard 1895). Nicht einmal die Syntax der Sprache dieses vorzüglichen Kenners des Wallonischen kann immer für rein wallonisch gelten.

[2]) Im Buchhandel nicht zu haben, von M. Jules Feller mir freundlichst zur Verfügung gestellt.

[3]) vgl. J. Closset, *Table alphabétique des ouvrages littéraires wallons.* Liége, Imp. La Meuse, 1910.

[4]) Bei der Vorsicht, mit der neuere literarische Dialekttexte für syntaktische Untersuchungen zu benutzen sind, enthält die große Zahl dieser Bände kein überreiches Material; auch *Dictionnaire des Spots*, Bull. 30 u. 31 zeigt weniger Belege für charakteristisch wallonische Syntax, als man bei einer Sprichwörtersammlung von diesem Umfange erwartet.

J. B. Deschamps, *Œuvres*, Mons 1887.
J. Willem, *Joie et Passetemps*, Œuvres complètes. Liége s. a.

d) Zeitungen.[5])

6. 1. Lüttich: *Li Clabot*; *Li S'priche*, fortges. durch: *Lîgequirèye*: *Li Ptit Lîgeoès* (Ptit Lìg.).

2. Namur: *Li Couarneu*; *Li Ban Cloke*, baumant tos les dimègnes, E. Chantaîne éd., Namur. Seit Sept. 1910.

3. Charleroi: *L'Tonnia d'Charlerwet.*

e) Wörterbücher.

1. Lüttich:

7. L. Remacle, *Dictionnaire wallon et français*, dans lequel on trouve la correction de nos idiotismes par la traduction en français des phrases wallonnes. 2e éd. Liège et Leipzig. s. a. 2 vol. — Unwissenschaftlich. Wegen des auf dem Titel angegebenen Ziels das reichste an syntaktisch interessanten Beispielsätzen. (Rem.)

H. Forir, *Dictionnaire liégeois-français.* 2 vol. Liége 1875. Die zahlreichen Beispiele dienen fast ausschließlich zur Präzisierung der Wortbedeutung. — Die Wörterbücher von Grandgagnage, Cambrésier, Hubert, geben wenig Beispielsätze.

2. Namur:

L. Pirsoul, *Dictionnaire Wallon-français* (Dialecte Namurois). Malines, A. Godenne.

3. Hennegau:

Ph. Delmotte, *Essai d'un glossaire Wallon* (1812). Mons 1907.
J. Sigard, *Glossaire étymologique Montois* ou dictionnaire du Wallon de Mons et de la plus grande partie du Hainaut. Bruxelles et Leipzig 1866.

C. Mündliche Quellen.

1. Jupille (bei Lüttich):

8. 1⁰ *Marie Deffet Depireux*, Cafébesitzerin, 69 Jahre, klug, kennt französisch lückenhaft, hat nie eine Schule besucht; ihre *Tochter*, mit französischer Schulbildung; ihr *Schwiegersohn.*

2⁰ *Marie Frédéric Cornet*, 43 Jahre, seit langem erblindet.

3⁰ *J. Donnéa*, armer Viehzüchter, 72 Jahre, ganz ungebildet, kann weder schreiben noch lesen; sein 7jähriger *Enkel.* 1⁰—3⁰ Januar 1911. (Lütt.)

2. Marche-les-Dames (bei Namur):

1⁰ *M. Puffet*, 40 Jahr, blind, versteht französisch, spricht es fast nie; seine *Frau* versteht französisch sehr unvollkommen. Oktober 1910.

2⁰ *J. B. Garnier*, aus Beez, 55 Jahr, versteht französisch; seine *Frau* versteht französisch sehr unvollkommen.

3⁰ *E. Lerson*, 17 Jahre; sein *Bruder* 21 Jahre, beide aus Java Bazowa près d'Andennes. 2⁰ u. 3⁰ Januar 1911. (Nam.)

3. Fontaine-l'Évêque (bei Charleroi):

Madame Harley-Lesage, ca. 55 Jahre, versteht französisch sehr unvollkommen; ihre *Tochter*, 28 Jahre, hat eine Zeit in Brüssel gelebt. Januar 1911. (Charl.)

[5]) Wegen genauerer bibliogr. Angaben vgl. Bibliographie contemporaine (s. o. unter a).

II. Dialektsyntaktische Untersuchungen.

A. Wallonische Syntax.

a) Materialsammlungen und Beiträge.

9. A. Weinmann, *Beiträge zur Syntax des Wallonischen. Artikel und Pronomen.* Diss. Gießen 1911. In Stoff und Behandlungsart von meiner Arbeit abweichend; viele gute Beispiele, auf die ich z. T. noch hinweisen konnte. — Gleichfalls erst während der Ausarbeitung habe ich benutzen können die unveröffentlichte Arbeit von

A. Charlier. *Étude comparative de la syntaxe wallonne et de la syntaxe française depuis le XVIIe siècle.* 1899 von der „société de littérature wallonne" preisgekrönte Abhandlung.[6] (Ch.). — Ich muß mich darüber ausweisen, wie ich eine Arbeit über einen ähnlichen Gegenstand, die der Leser nicht einsehen kann, benutzt habe. Ich übernehme nur Beispiele aus dem reichen Material, und bezeichne sie, in jedem Falle der Herübernahme, mit Ch. Über die grammatische Deutung dieses Materials mit Ch. zu diskutieren, dazu halte ich mich nicht für berechtigt. Charlier beschränkt sich auf die Syntax der Texte aus Lüttich, die er mit der französischen Syntax vergleicht; die grundsätzlichen Fragen, die mündlichen Quellen, die Parallelen aus dem altfranzösischen und aus anderen Dialekten behandelt er nicht; dafür umfaßt er das Gesamtgebiet der Syntax, in vielen Fällen von meinen Resultaten stark abweichend. Am Rande des Manuskripts finden sich erläuternde Bemerkungen von der Hand der Herren A. Doutrepont, J. Haust, J. Feller, der verdienstvollen Bearbeiter des „Dictionnaire général de la langue wallonne."[7] Vgl. den ausführlichen Bericht über Ch.'s Arbeit: Bull. 43. 255 ff.

I. Dory, *Un recueil des Wallonismes du pays de Liége, embrassant tous les dialectes wallons de la Belgique.* Liége 1864, Bull. 2e série 2. 77 ff. Dory erklärt alphabetisch die Fehler im Französisch der Belgier aus den entsprechenden wallonischen Ausdrucksweisen. Er hat darin die Resultate früherer Sammlungen ähnlicher Art wie:

A. Poyart, *Flandrismes et Wallonismes.* Bruxelles, Rampelbergh. 1811.

Hennequin, *Les Omnibus wallons*, Namur, Wesmael 1864.

Chavée, *Français et Wallon. Parallèles linguistiques.* Bruxelles 1853 u. a. ziemlich vollständig kritisch verwertet.

V. Galand, *Les 600 expressions vicieuses belges.*[2] Charleroi 1891.

J. Colinge, *Encore 1000 expressions vicieuses belges.* Namur 1892.

b) Wallonische Grammatiken.

10. Simonon, *Poésies en patois de Liége, précédées d'une dissertation grammaticale sur ce patois.* Liége, Oudart 1845.

Micheels, *Grammaire liégeoise.* Liége 1863.

Julien Delaite, *Essai de grammaire wallonne* II. Liége 1895.

c) Kommentare.

11. J. Delbœuf. Kommentar zu: Ch. Hannay, *Li Mâïe neur d'a Cola.* Liége 1868. Bull. 10. I. 59—200.

A. Doutrepont, *Les Noëls Wallons* (N. W.) s. o. No. 3.

J. Haust, Kommentar zu: E. Remouchamps. *Tatî l' Pèriquî*. Bull. 48, 119—224, auch separat. Liège 1911.

[6]) Der Vorstand der Société de littérature wallonne hat mir das Manuskript zur Einsicht gesandt, wofür ich auch hier meinen Dank ausspreche.

[7]) Diesen drei Herren bin ich auch persönlich für manchen Wink und für freundliche Unterstützung zu großem Danke verpflichtet.

d) Altwallonische Syntax.

12. Die dialektsyntaktischen Eigentümlichkeiten des Altwallonischen[8]) sind noch nicht untersucht, nur die Syntax einzelner altwallonischer Denkmäler ist behandelt:

H. von Feilitzen, *Li ver del Juise* (s. o. N⁰. 2). *Syntaktiska anmärkningar* S. 25—52, schwedisch geschrieben, Versangaben nicht immer zuverlässig.

L. Wiese, *Die Sprache der Dialoge des Pabstes Gregor.* Halle, Niemeyer 1900. S. 86: „Als wortgetreue Übersetzung aus dem Latein bieten die Dialoge nicht viel für die Syntax".

B. Syntax anderer galloromanischer Dialekte.

13. P. J. Rousselot, *De vocabulorum Congruentia in rustico Cellae-Fruini Sermone.* Thesim Facultati Litterarum Parisiensi proponebat... Paris, Welter 1892. Diese methodisch wichtigste Arbeit über Dialektsyntax scheint, wohl weil sie lateinisch geschrieben ist, unbeachtet geblieben zu sein. R. scheidet die Syntax seiner, des Gebildeten, Dialektsprache grundsätzlich von der des Patois der Analphabeten, die nicht französisch sprechen können. Nur letzteres ist Dialektsyntax und kann für das Dialektproblem, die geographischen und historischen Folgen der Annäherung der Dialektsyntax an die französische Syntax zu bestimmen, zugrunde gelegt werden.

G. Dobschall, *Wortfügung im Patois von Bournois* (Département du Doubs). Diss. Heidelberg 1901. Versuch, die syntaktischen Theorien von Ries (s. u.) auf einem Gebiet der romanischen Philologie in die Praxis umzusetzen. Es werden, auf Grund eines beschränkten Textmaterials, nur die Wortgruppen behandelt. Das Interesse, das die Arbeit sowohl in zustimmendem Sinne (z. B. Pestalozzi, *Systematik der Syntax seit Ries*, Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie. hgg. v. Wilhelm Uhl, 12. Heft 1909), als auch in ablehnendem Sinne (z. B. E. Herzog, Gröbers Zs. 26 (1902) S. 737 ff.) erregte, beruht infolgedessen viel mehr auf der syntaktischen Systematik, als auf der syntaktischen Dialektcharákteristik.

E. Herzog, *Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax.* 25. Jahresbericht der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirk (Margarethen) von Wien. Wien 1900. (Herzog, prov.). Will nichts geben als Material zu einer später zu schreibenden Syntax der Schriftsprache Südfrankreichs, und die Behauptung Koschwitz' (*Grammaire historique de la langue des Félibres*, Greifswald—Avignon—Paris 1894 S. 2): „la syntaxe des Félibres ne diffère pas beaucoup de celle du français littéraire" nach der positiven Seite durch Beispiele ergänzen. — Die von H. geforderte historische Fundierung des neuprovenzalischen Gebrauchs wird für die Personalpronomina gegeben von

V. Brusewitz, *Étude historique sur la syntaxe des Pronoms personnels dans la langue des félibres.* Thèse, Stockholm 1905.

L. Piat, *Grammaire Générale Populaire des dialectes occitaniens.* Essay de syntaxe. Revue des Langues Rom. Tome LIV, Avril-aout 1911. S. 230 ff. Reiche Beispielsammlung aus den verschiedensten Dialekttexten und auf Grund eigener Beobachtungen. Verfolgt keine wissenschaftlichen Ziele: „son but ... est de venir en aide aux écrivains, qui sentent obscurément le besoin de se soustraire à

---

[8]) Wie etwa die des Anglonormannischen in:

E. Burghardt, *Über den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische.* Studien zur englischen Philologie, XXIV, Halle, Niemeyer 1906. — Oder die des Altgaskognischen in:

G. Millardais, *Recueil de Textes des Anciens Dialectes Landais avec une introduction grammaticale...* Paris, Honoré Champion 1910.

l'influence du gallicisme." Inhalt: „les particularités qui distinguent la langue d'oc du français et qui n'ont pas leur place marquée dans la partie lexicologique de cet ouvrage". (*Dictionnaire français-occitanien.* Périgueux, O. Domège 1893.) Beispiel der Methode: S. 231: „Dans les locutions adverbiales, le se traduit par de: de matin fai frec = le matin il fait froid; d'iver se li vai = l'hiver on y va."

H. Urtel, *Materialien zu einer Syntax des Waatländischen,* Zschr. f. fr. Spr. 38, 136 ff. 1911. Nur einige von dem Französischen abweichende Beispiele aus dem *Conteur vaudois,* die noch nicht „die individuelle Eigenart", „das persönlich ausgeprägte Antlitz der Mundart" zeigen können, was U. mit Recht als das Vorrecht der Dialektsyntax vor der Dialekt-Laut- und -Formenlehre hinstellt.

E. Herzog, *Neufranzösische Dialekttexte.* Leipzig, Reisland 1906. Einl. S. 67—75. (Herzog frz.) Arbeitet nur mit dem Material der von ihm vereinigten Texte.

14. Die unter II bisher aufgezählte Literatur stellt einen ungefähren Überblick dar über die syntaktische Forschung auf dem Gebiet galloromannischer Dialekte.[9] Das meiste harrt noch der zusammenhängenden Bearbeitung.

Die Literatur über einzelne, gelegentlich behandelte Tatsachen der galloromanischen Dialektsyntax s. bei:

D. Behrens, *Bibliographie des Patois Gallo-Romans.* 2e édition par E. Rabiet, Berlin 1893, dazu Nachtrag: Z. f. fr. Spr. XXV S. 196 ff.

15. Aus folgenden Werken wurden die positiven syntaktischen Angaben über den Gebrauch des Verbs und Beispiele verwendet:

Pikardie:

J. Hécart, *Vocabulaire Rouchi-français,* Valenciennes 1834.

A. Ledieu, *Petit Glossaire du Patois de Démuin,* Paris 1893 (Monographie d'un bourg picard, 4e partie).

Lothringen etc.:

L. Adam, *Les Patois Lorrains.* Paris-Nancy 1881.

A. Horning, *Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort.* Französische Studien V. 1887.

S. Simon, *Grammaire du Patois Wallon* (!) *du Canton de la Poutroye, Schnierlach.* Paris, Straßburg 1900.

Champagne:

L'abbé Janel, *Essai sur le Patois de Florent (Ste-Ménéhould).* Châlons-s.-Marne 1902.

Franche Comté. Bourgogne:

J. Richenet, *Le Patois de Petit-Noir, Canton de chemin (Jura).* Dôle 1896.

Ch. Beauquier, *Vocabulaire étymologique des Provincialismes usités dans le Département du Doubs,* Besançon 1881.

Ch. Roussey, *Glossaire du parler de Bournois (Canton de l'Isle-sur-le-Doubs).* Paris 1894.

F. Boillot, *Le Patois de la commune de La Grand' Combe* (Doubs). Paris, 1910.

Dauphiné:

A. Ravanat, *Dictionnaire du Patois des Environs de Grenoble.* Grenoble, Jules Rey 1911.

---

[9]) Über die Syntax der Vulgärsprache handeln

J. Siede, *Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser* beobachtet in den *scènes populaires* von Henri Monnier, Diss. Berlin 1885.

G. Caro: *Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache im Roman champêtre.* Diss. Berlin 1891.

Normandie:

M. Robin, Le Prévost, A. Passy, de Blosseville, *Dictionnaire du Patois Normand en usage dans le département de l'Eure.* Evreux 1882. (Normand, Robin).

H. Moisy, *Dictionnaire du Patois Normand.* Caen 1885.

Ch. Guerlin de Guer, *Le Parler Populaire dans la Commune de Thaon (Calvados).* Phonétique, Morphologie, Syntaxe, Folklore. Thèse, Paris 1901. Nur wenige Worte über die S.

Ch. Lecomte, *Le Parler Dolois* (Arrondissement St. Malo). Paris, Champion 1910.

Bretagne:

G. Dottin, J. Langouët, *Glossaire du Parler de Pléchâtel (Canton du Bain, Ille et vilaine).* Rennes-Paris, Welter 1901.

Anjou, Poitou:

A.-J. Verrier, R. Onillon, *Glossaire Étymologique et Historique des Patois et des Parlers de l'Anjou.* Angers 1908. I. II.

A. Thibaut, *Glossaire du Pays Blaisois*, Blois 1892.

Abbé Lalanne, *Glossaire du Patois Poitevin.* Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest XXXII. Paris 1868. (Lalanne, Poitou.)

16. Das unverarbeitete Material nichtwallonischer Dialektaufzeichnungen habe ich nur in beschränktem Maße herangezogen. Häufig:

Atlas linguistique de la France p. J. Gilliéron et E. Edmont. Paris Champion. 1902—1910. (Atl. ling.)

Revue des Patois Galloromans. Paris, 1880—92. (R. d. Patois G.-r.)

III. Andere syntaktische Hilfsmittel.

a) Romanische Syntax.

17. *Bibliographie de la Syntaxe du Français* (1840—1905) par P. Horluc et G. Marinet. Lyon, Paris 1908.

Daraus besonders: Diez, *Grammatik der Romanischen Sprachen* III[5]. — Meyer-Lübke, *Grammatik der Romanischen Sprachen* III. (M. L. III) — Tobler, *Beiträge* I[2], II, III, IV. — Étienne, *Essai de grammaire de l'ancien français.* — Haase, *Französische Syntax des XVII. Jahrhunderts.* — Lücking, *Französische Schulgrammatik.*[3]

G. Ebeling, *Probleme der romanischen Syntax* I. Halle, Niemeyer 1905.

J. Haas, *Neufranzösische Syntax,* Halle, Niemeyer 1909.

b) Syntaktische Grundfragen.[10])

18. R. Pestalozzi, *Die Systematik der Syntax seit Ries.* Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie. Heft 12. Leipzig 1909 (dazu Th. Kalepky, Z. f. fr. Spr. 35).

O. Behaghel, *Die Syntax des Heliand.* Wien 1897.

A. Dittmar, *Syntaktische Grundfragen.* Prgr. Grimma 1911.

A. Dauzat, *Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et patois romans.* Thèse. Paris 1906.

P. Pierson, *Métrique naturelle du langage.* Bibliothèque de l'école des hautes études, Paris 1884.

E. Sievers, *Grundzüge der Phonetik,*[5] Leipzig 1901.

O. Broch, *Slavische Phonetik.* Heidelberg, Winter 1911.

---

[10]) Außer der bei Horluc et Marinet angeführten Literatur.

E. Scripture, *Researches in Experimental phonetics. The study of speech curves.* Washington 1906.

W. Wundt, *Völkerpsychologie* II, 2³. Leipzig 1912.

c) Syntax nichtromanischer Dialekte.

19. O. Weise, *Der gegenwärtige Stand der Forschung auf dem Gebiete der Syntax deutscher Mundarten.* Germ.-Rom. Monatsschrift I. S. 733 ff. 1909.

J. Schiepeck, *Der Satzbau der Egerländischen Mundart.* Prgr. Saaz I. 1895, II. 1896 (vollständig in: *Beiträge zur Kenntnis Deutsch-Böhmischer Mundarten* I. 2 Bd. Prag 1899 und 1908).

K. Ehrlicher, *Zur Syntax der Sonneburger Mundart.* Leipzig. Diss. 1906.

A. Frey, *Beiträge zur Syntax des Schweizerischen.* Annalecta Germanica, H. Paul dargebracht. Amberg 1906.

H. Lierow, *Zur Syntax des Verbums in der Mecklenburger Mundart.* Oschatz, Prgr. 1904.

E. Schwyzer, *Neugriechische Syntax und altgriechische.* Ilbergs Jahrbücher 1908. S. 498 ff.

Nicht angeführte Werke werden mit vollem Titel zitiert, oder die Abkürzungen sind ohne weiteres verständlich.

Erster Teil.

Dialektsyntaktische Probleme.

20. Eine Reihe Schwierigkeiten stellen sich der Bearbeitung der wallonischen Syntax entgegen, die im Wesen der Dialektsyntax begründet sind. Sie kommen zu den Problemen, die die lautliche, morphologische und lexikalische Dialektcharakteristik, und die Syntax einer Schriftsprache bieten, hinzu. Es sind die folgenden: 1. Unterscheidung der idiomatisch-wallonischen von der französierten Syntax. 2. Verwertung der syntaktischen Dialektcharakteristika, die in der Schrift nicht zum Ausdruck kommen. 3. Geographische Begrenzung syntaktischer Erscheinungen innerhalb des Wallonischen. 4. Ausbreitung der syntaktischen Erscheinungen des Wallonischen im Galloromanischen Gebiet. 5. Historische Probleme der wallonischen Dialektsyntax.

Diesen Schwierigkeiten wollte ich ausführlicher nachgehen, weil Methoden zu ihrer Beseitigung kaum erprobt sind. Eine endgültige Lösung wird man deshalb nicht erwarten; oft muß es genügen, die Frage gestellt zu haben.

Kapitel I.

Wallonische und französische Syntax.

21. Eine normative wallonische Syntax, Regeln für syntaktische Gebräuche, die dem Volk als idiomatisch wallonisch gelehrt würden und für die Sprachgemeinschaft als Muster gälten,

gibt es nicht. Auch nicht in dem Sinne, wie Piat seine Syntax auffaßt, als Lehrbuch für Dialektschriftsteller, die die „Gallizismen" vermeiden wollen (am ehesten noch Delaite II). Selten spricht man von reiner wallonischer Syntax (so Delbœuf, Bull. 10. I. 59ff.; Simonon bezeichnet S. 23: *l'homme que j'ouveure por lu* als echt wallonisch statt: *l'homme pour qui je travaille*; N.W. 94: *vina lès rassûrer* = *„place irrégulière du pronom"*, statt: *lès vina rassûrer;* öfters Haust, Tâtî). Die Kritiken der Sprache der rezensierten Texte im Bull. zeigen alle, daß das idiomatisch Wallonische außer in den Lauten und Formen in den „eingestreuten" Ausdrücken und Worten, nicht in der Syntax gesehen wird. Wenn den dialektischen „Freiheiten" eine als „elegant", „überlegt", „logisch" kurz als „richtig" bezeichnete Norm gegenübergestellt wird, so ist das, außer in streng wissenschaftlichen Büchern (aber auch z. B. N. W. 109. 4.), die der französischen Syntax.

22. Auch für die deskriptive Syntax des wallonischen liegt eine große Schwierigkeit in ihrem Verhältnis zur französischen Syntax. Theoretisch muß man vom Wallonischen allein ausgehen (Behaghel VIII), und darf die französische Syntax nur zur Einordnung der gefundenen Tatsachen in die romanische Syntax verwenden. Praktisch ist das für eine Dialektsyntax schwer durchzuführen (vgl. Schiepeck I, 36ff., II, 37; Frey bespricht nur aphoristisch einige vom Schriftdeutschen besonders stark abweichende syntaktische Gebräuche; vgl. Einleitung). Gewöhnlich dient der Vergleich mit dem Schriftsprachengebrauch wenigstens als heuristisches Prinzip bei der Beispielsammlung (Herzog prov., Dobschall u. a.).

Es ist weiter nicht gleichgültig, ob man die Syntax einiger wallonischer Texte, oder die Syntax des (resp. eines) wallonischen Dialekts im Auge hat. Diese beiden sind nicht ohne weiteres gleichzusetzen. „*Non enim me fugit*, sagt Rousselot S. 9, *rusticae linguae syntaxim apud solos rusticos inveniri, apud litteratos vero inscios linguae francensis legibus accomodari*". vgl. R. d. Patois G-R. I. 20. Es gibt eine Art wallonischer Schriftsprache. Delaite definiert in seinem Aufsatz: *Le Wallon est-il une langue?* (Exposition Univers. Liége 1905) das Wallonische als: *Dialecte très complet, en passe de devenir une langue, au sens littéraire du mot.* Deren Syntax ist nach dem Muster der französischen Syntax regularisiert. Auch in den zuverlässigsten Texten, den Archives dialectales im Bull. dict. ist, trotz peinlich genauer Wiedergabe des Laut- und Wortbestandes der dialektischen Redeweise, der Gedankengang im ganzen offenbar französisch; die Syntax im ganzen auch. Regelmäßige, notwendige syntaktische Charakteristika des Wallonischen bleiben mehr oder weniger erhalten, solche die nur möglich sind, schwinden mehr oder weniger. Zum Beispiel finden sich in: Bull. dict. 1911, S. 8—11: *Li*

mwèrt di l'âbe (la mort de l'arbre)[11]) von Henri Simon, wohl dem „idiomatischsten" der jetzt lebenden wallonischen Dichter, auf drei Seiten nur 9 Wendungen, in denen der Gebrauch des Verbs nicht genau mit dem französischen übereinstimmt. davon zwei Wortstellungen. Sehr häufig haben wir einfach den Eindruck von Rückübersetzungen aus dem Französischen, in denen nur die auffallendsten syntaktischen Eigentümlichkeiten der Dialektsprache gewahrt sind. Wohl keiner der neueren wallonischen Schriftsteller hat sich in der günstigen Lage befunden. vom französischen ganz unbeeinflußte Gespräche nachzuerzählen. wie Roussey in Bournois (Dobschall S. 15).

23. Zwei Hilfsmittel gibt es. um die Irrtümer zu verringern. 1. Man hält sich an das „P o s i t i v e". an die einzelnen Fälle „nachweisbarer syntaktischer Eigentümlichkeiten gegenüber der (französischen) Schriftsprache" (vgl. Herzog und Dobschall. Einleitg.; Brusewitz; Weinmann). Man muß sich nur bewußt bleiben, daß dieses Messen an der Schriftsprache ein N o t - b e h e l f ist. In dreifachem Sinne. Erstens verzichtet man bei der Ausschaltung aller mit dem Französischen übereinstimmenden Fälle von vornherein auf statistische Angaben und damit auf ein wichtiges Mittel der Erkenntnis; höchstens kann man behaupten. daß die in stark französierten Texten sich noch zeigenden syntaktischen Eigentümlichkeiten regelmäßiger, notwendiger sind. als andere. Zweitens sind die in Dialekttexten begegnenden Abweichungen von der Schriftsprache häufig für den Dialekt gar nicht charakteristisch oder ihm fremd. Drittens kann über die im Französischen vorhandenen und im Dialekt fehlenden Fälle nichts ausgesagt werden.

24. 2. Man hält sich an m ü n d l i c h e Quellen. Theoretisch verlangen das fast alle; praktisch begnügen sich fast alle mit der Untersuchung der Texte, die ja die wirkliche Sprache wiedergeben sollen. Die Aufnahme syntaktischen Materials enthält ziemlich große technische Schwierigkeiten. Es ist kaum möglich, das individuell Fehlerhafte von dem dialektischen Brauch zu scheiden (Schiepeck S. 3); freilich lassen sich auch diese „Fehler" zur Feststellung der analogischen Tendenzen verwenden. Deshalb mag man in vielen Fällen weiter kommen, wenn man sich auf Texte stützt und die dabei unvermeidlichen Fehler mit in Kauf nimmt. Aber es gibt syntaktische Charakteristika, die in der Schrift nicht zum Ausdruck kommen (vgl. Kap. II); andere, die in der Alltagssprache ganz geläufig sind, findet man nur zufällig, oder gar nicht in Texten. Ich denke zum Beispiel

[11]) Nicht ohne weiteres verständlichen wallonischen Wendungen wird in der ganzen Abhandlung meist die französische wörtliche Übersetzung beigefügt.

an die scheinbar unvollendeten Sätze wie[12]): *li samwę / õ sęm dę grẽ avú.* (Nam. *le semoir on sème des grains avec = le s. est un instrument avec lequ.*); *õ rę̄sli kõ mę lamuñi dẹ tšfo ddẽ* (Nam. *un râtelier qu'on met l'à manger des chevaux dedans = est un objet...*). Praktisch ist es, sich dabei an die dem Volksgebrauch entnommenen Beispielsammlungen (z. B. Dory und Rémacle) anzuschließen. Natürlich darf man als Gewährsleute nur solche Individuen nehmen, die möglichst wenig von der französischen Syntax beeinflußt sind; das sind, wie Rousselot, R. d. Patois G.-R. I. 20 zuerst hervorhebt, eigentlich nur die, die ausschließlich Patois sprechen; diejenigen, die gewöhnlich französisch sprechen, sind nicht zuverlässig.

25. Das Verhältnis der so zu findenden wallonischen Dialektsyntax zur französischen Syntax enthält ein doppeltes Problem. Erstens besteht ein dialektischer Gegensatz: Die vulgärlateinische Syntax hat infolge einer verschiedenen Sprachentwicklung in der Ile de France zu anderen Resultaten geführt, als im wallonischen Gebiet. Dabei wird vorausgesetzt, daß die psychologischen Vorgänge, deren sprachliche Korrelate verglichen werden, annähernd dieselben seien (vgl. Kap. IV). Zweitens besteht ein kultureller Gegensatz: Das Französische kann andere, vor allem komplizierter geordnete psychologische Vorgänge mit einer gewissen logischen Vollständigkeit sprachlich wiedergeben, als der wallonische Dialekt.

26. Es ist ausgeschlossen, das vulgäre und das dialektische Element in der Dialektsyntax sauber zu scheiden. Wenn man aber, wie es doch meist geschieht, wallonische und französische Syntax vergleicht, so wird man gut tun, französische Beispiele zu wählen, die demselben Kulturniveau entstammen, wie die wallonischen. „Bildung verändert die Form der geistigen Tätigkeit" (Siede 2). Dann werden die Unterschiede zwischen dem wallonischen Dialekt und dem Dialekt der île de France viel geringer. „Archaismen" und „gewisse Eigentümlichkeiten der Rede der Ungebildeten" (Siede ebd.) sind häufig beiden gemeinsam. Einige Beispiele: *en voilà une forte* (Siede 16): anstelle des neutralen steht das feminine Adjektiv mit Ellipse

[12]) Die Orthographie der Beispiele ist für syntaktische Untersuchungen meist gleichgültig. Die meiner Quellen behalte ich gewöhnlich bei; sonst verwende ich die jetzt für die Veröffentlichungen der Société de litt. wallonne maßgebende phonetisch-historische Schreibung, (vgl. Bull 41, 45—96.) oder eine möglichst einfache, sofort verständliche phonetische Umschrift. Zu beachten sind für letztere nur folgende Zeichen: Vokale: *ę ǫ* etc. offen, *ẹ ọ* etc. = geschlossen, *ē ō* = lang, *ə* = dumpfes e, *ẽ õ* etc. = nasal, *ĕ ŏ* = halbnasal, *u* = frz. ou, *ü* = frz. u, *å* = a zu o neigend, *u̯, i̯* etc. = halbvokalisch. Konsonanten: *ñ* = mouilliert; *s, š, ts, tš* = stimmlose Zischlaute; *z, ž, dz, dž* = stimmhafte Zischlaute.

eines leicht zu ergänzenden femininen Substantivs; ebenso wallonisch: *c'èst 'n e b o n e , qui ti m'vêreûs disfinde dè rintrer è m'mohonne*! (Haust, Tåtì V. 984. *c'est une bonne que tu me viendrais défendre de (du) rentrer en ma maison.)*: ähnlich *vos avez b e l l e à m'raconter* (Bull. 2. II. 9). Oder: *c'est un carton à chapeau qu'il y a un chapeau dedans* (Siede 37); der durch que als abhängig bestimmte Satz zeigt die Konstruktion eines unabhängigen Satzes; ebenso wallonisch: *ine ustêie qui ji n'poux ovrer sins* (Dory 311. *un outil que je ne puis travailler sans*); ähnlich *ó pla . . . di spinâ kô s'et r'lechif le deu* (Rem. 564 *un plat d'épinards qu'on s'en reléchait les doigt*). Vgl. auch Herzog frz. No. 630. 631, und die Beispiele bei Weinmann, 58.

Aus den Eigentümlichkeiten der Sprache Ungebildeter mögen sich auch manche Erscheinungen erklären, die dem Wallonischen mit a n d e r e n D i a l e k t e n gemeinsam sind. In wall.: *vola kor on ki vol ' dẹ moš* (Nam. *voilà encore une qui vole des mouches)* und prov.: *couro es que n'en passo un / de tram?* (Piat 233, *quand est-ce qu'en passe un des trams)* z. B. entsprechen sich die nachgestellten, weil nachträglich ins Bewußtsein tretenden Präzisierungen der Subjekte. Je niedriger der Bildungsgrad, desto häufiger ist die syntaktische Analogie, desto weniger deutlich pflegt die Syntaxierung des Satzes von Anfang an im Bewußtsein zu sein.

Ich gebe noch einige wallonische Beispiele, die auf Rechnung des Bildungsniveaus zu setzen sind und nicht als charakteristische Beispiele der wallonischen Dialektsyntax schlechthin gelten können. *Ti di ki'l vein d'pay donne des kramp! beu del tizâne!* (Rem. *Tu dis que le vin du pays donne des crampes! bois de la tisane!* = wenn - so): der Zusammenhang der beiden Sätze ist nicht bezeichnet. *I fai de galiâdiess po dir s e m i* (Rem. II. 10 *il fait des gaillardises pour dire c'est moi*): direkte Rede anstelle der indirekten. *dži n pu nẽ sortir* (Lütt) statt *la pluie m'empêche de sortir*: konkretere Ausdrucksweise. *fât ess' bin loign', fât 'nnès conv'ni. qwand. ès l'plèc' qu'on s'divreût d'vêrti, d's'aller moudri l'onk l'aut' po 'n feumme* (Choix 167. *faut être bien bête, faut en convenir. quand, à la place qu'on se devrait divertir. de s'aller tuer pour une femme*): Konstruktionsänderung.

27. In Dialektdarstellungen werden Unterschiede in der Syntax der Sprache von verschiedenen sozialen Schichten, von verschiedenem Bildungsniveau selten erwähnt. Rousselot 40 sagt, daß »*in complexionibus pervulgatis*« die Nominativpersonalpronomina beim Verbum fehlen. Normand Robin unterscheidet öfter syntaktische Bräuche in der normannischen Dialektsprache verschiedener Bevölkerungsklassen. S. 322: *n'en pouvoir* = *n'en pouvoir plus*: „*à Pont Audemar dans toutes les classes de la société.*" S. 326: *se descendre, se rentrer* etc., reflexive Verba statt

der intransitiven: „*surtout à la campagne.*“ S. 40 *Il est aussi heureux comme moi...*: „*a cours à Pont Audemar dans la société moyenne; à Paris cette vieille forme est abandonnée au peuple.*“

Dieser Gesichtspunkt der Unterscheidung der verschiedenen sozialen Schichten wird besonders bei der Behandlung des durch die Syntax der Patois beeinflußten „français régional“ anzuwenden sein, das in den letzten Beispielen auch gemeint zu sein scheint.[13]) In diesem Falle kann man natürlich sagen, daß die Sprache der Gebildeten „richtiger“ ist als die der niederen Klassen, nur die Ausdrucksweise der oberen Schichten ist von syntaktischer Beeinflussung durch die Patois frei.

Werturteile pflegen aber auch auf die dialektischen und kulturellen Gegensätze zwischen französischer und wallonischer Syntax angewendet zu werden, also auch dann, wenn es sich nicht um den Vergleich von mundartlich gefärbtem Französisch mit der Schriftsprache, sondern um den Vergleich von Mundart und Französisch handelt. Logische Werturteile pflegen in den zur Erklärung und Einordnung syntaktischer Erscheinungen dienenden Begriffen: Anakoluth, Pleonasmus, Ellipse, Fehlen (z. B. Weinmann S. 9: Bestimmter Artikel, im Wallonischen fehlend) zu liegen, wenn nämlich als Typus des logisch einwandfreien Ausdrucks, der als Maßstab gilt, die französische Übersetzung vorschwebt. Dem den Wallonen französisch lehrenden Schulmeister erscheinen alle Abweichungen von der französischen Syntax schlechthin als Fehler.

28. Bei dem bestehenden kulturellen Gegensatz zwischen französischer und wallonischer Syntax ist diese Auffassung begreiflich. Vom Standpunkt der Logik aus beurteilt ist in vielen — nicht in allen — Fällen die französische Syntax der wallonischen überlegen. Bei historischer Betrachtungsweise wird man aber die Bewertung umkehren: Nur die Sprache Ungebildeter zeigt typisch wallonische Syntax. (*La pureté du patois est en raison inverse de l'instruction.* Dauzat 211.) Nur für einfache sprachliche Vorgänge stehen historisch entwickelte syntaktische Formen zu Gebote. Alle höhere sprachliche Kultur ist französische Kultur. In den Fällen, wo durch die Berührung mit dieser Kultur neue Ausdrucksbedürfnisse — Regelung der Syntax durch die Schrift, Periodenbau, komplizierte Abhängigkeitsverhältnisse — plötzlich auftreten, wird die Entwicklung der dialektischen Keime unterbrochen, eine fremde, die französische Syntax, tritt für diese Bedürfnisse an Stelle der eigenen. Laute, Formen und Worte können unverändert bleiben, und der Dialekt kann doch sein innerstes Wesen

[13]) Die Literatur über die Beeinflussung der französischen Syntax durch die Patois s. bei Horluc et Marinet S. 64 ff. unter „français local“.

verändert haben (vgl. Schwyzer S. 498). Rousselots Untersuchungen deuten darauf hin, daß die Syntax der Patois zuerst dem Untergange geweiht ist. Die Frist, in der die Erforschung der galloromanischen Dialekte auf Grund mündlicher Quellen noch möglich ist, ist vielleicht auf dem Gebiet der Syntax am kürzesten.

Kapitel II.

Charakteristika der wallonischen Dialektsyntax, die in der Schrift nicht zum Ausdruck kommen.

29. Die üblichen von Laien verfaßten Dialektaufzeichnungen genügen, auch wenn sie keine positiven Fehler enthalten, als Grundlage für die wissenschaftliche Sprachbeschreibung nicht. Für die Lautlehre ist das allgemein anerkannt. Lautschrift und experimentelle Phonetik suchen Ersatz zu schaffen. In welchem Maße diese Unvollkommenheit für die Dialektsyntax, in unserem Falle die wallonische Dialektsyntax, gilt, bleibt noch zu untersuchen. Das Problem kann man etwa so formulieren: Gibt es außer der in der Schrift dargestellten Wortfügung Mittel des syntaktischen Ausdrucks, die geeignet sind, zur Charakterisierung des Dialekts zu dienen?

Es kommen vor allem akustische Mittel in Betracht. Ein wesentliches Charakteristikum der „guten" Sprache ist z. B., wie längst bekannt ist, die Sprachmelodie.[14] Vom Standpunkt der Orthoepie aus hat man deshalb versucht, Tempo, Silbenbindung, Tonhöhe, Tonstärke und ähnliches zu verwerten und darzustellen. Auch die unangewandte Phonetik hat sich mit diesen Fragen befaßt, und die Resultate schon zur Sprachencharakterisierung verwendet.[15] Man wird auch die Verwendung der Modulation in der Syntax der gesprochenen Sprache für möglich halten müssen; denn daß der Ton in den vier Sätzen: Du kommst. Du kommst! Du kommst? Du kommst? das Mittel und zwar das einzige Mittel syntaktischer Unterscheidung ist, wird niemand bezweifeln.

30. Die Verteilung von Tonhöhe und Tonstärke wird wohl manchmal als wesentliches Charakteris-

[14]) Schon Dumarsis 1751, vgl. Koschwitz, *Parlers Parisiens*[4], VII.

[15]) Die bekanntesten Beispiele sind Sievers' Entdeckungen über den Gegensatz der Melodik in der Sprache der Süd- und Nord-Deutschen und über die individuelle Sprachmelodie. (Ostwalds Annalen der Naturphilosophie I, 76 ff.) Sein erstes Resultat und die Berechtigung seiner synthetischen, zusammenfassenden Behandlungsart wird von Scripture S. 70ff. in Zweifel gezogen. Mit einigen Experimentalbeispielen erhartet er die Behauptung: the specific melodies for conversation differ greatly in various parts of Germany.

tikum französischer Dialekte empfunden, aber selten oder nie wird etwas Tatsächliches darüber ausgesagt. Petit Noir 14 heißt es: *Quant aux diverses intonations de la voix, il est de toute impossibilité de trouver une graphie qui les reproduise.* Dauzat S. 278 spricht sich in ähnlichem Sinne aus.

Für das Wallonische scheint eine Besonderheit des Klangs vielen aufgefallen zu sein: Bull. 10. S. 66 erklärt Delbœuf: *Si l'on ajoute que le Wallon met sur chaque mot, et parfois sur la même syllabe, deux accents toniques, on aura caractérisé ce ton traînard, chantant et cadencé qui le fait reconnaître partout.* Und Sigart S. 35 erzählt: *Un jour que je revenais d'Allemagne, l'oreille pleine de la mélopée allemande, et que je me trouvais entre Verviers et Liége, j'entendais des paysans parler très haut entre eux de trop loin pour que je pusse saisir les mots. Entendant ainsi les sons, j'aurais juré que j'étais encore en terre germanique.* Zu untersuchen, wie das Wallonische seine Worte akzentuiert, hinzieht, rhythmisiert und melodisiert, und inwiefern diese Charakteristika mit dem Germanischen übereinstimmen, das wäre nach den Anregungen dieser beiden Kenner zur Charakterisierung des Wallonischen notwendig.

31. Auch auf die Verwendung der Modulation als syntaktisches Mittel wird in den Dialektarbeiten nicht ganz selten, aber nur in allgemeinen Ausdrücken hingewiesen. Am häufigsten ist diese Verwendung der Modulation beobachtet worden, wenn kein anderes Mittel (wie Wortform, Wortstellung etc.) die verschiedenen syntaktischen Formen zu unterscheiden gestattet. Blaisois XII z. B. heißt es bei der Erörterung der Frageform des Verbs: *J'é-t'i? As-tu? a-t'i? J'avons-t'i? vou' avez-t-i? ont-i? — J'sé-t'i? Es-tu? Est-i? J'sommes-t'i? Vou' êtes-t'i? sont'i? Les autres verbes s'emploient dans la forme ordinaire* (Aussageform); *c'est l'inflexion de la voix qui fait l'interrogation: vous voulez venir?* Also: Die fragende Natur des Verbs wird bei avoir und être durch zwei Mittel, Ton und Stellung oder Fragepartikel (vgl. Gaston Paris, Romania VI, 438 ff. und M. L. III, 369) angedeutet, bei den andern Verben in diesem Dialekt durch die Melodik allein. Auf die syntaktische Bedeutung dieser „inflexion de la voix" wird öfters hingewiesen, aber tatsächliche Angaben über ihre Natur fehlen fast stets; auch in den verschiedenen Beiträgen zur Syntax französischer Dialekte finden sich keine.

Etwas ergebnisreicher sind die Angaben in den deutschen Dialektsyntaxen. Schiepek (II, 1) bedauert zwar, daß dem Satzton, der Satzmelodie nur in gröberen Umrissen beizukommen sei, aber er gibt doch wenigstens Beschreibungen

der Tonbewegungen, die er meint.[16]) Von den verschiedenen Wortklassen werden bei Schiepeck und bei denen, die nach seinem Vorbild über Dialektsyntax schreiben, besonders die Interjektionen häufig phonetisch beschrieben. — Einzelheiten lasse ich beiseite, es genüge die Tatsache, daß man in den Dialektsyntaxen die phonetischen Eigenschaften der Wortklassen wie die modulatorischen Eigenschaften des Satzes als integrierende Bestandteile der Syntax anerkennt.

32. Zwei Bedenken erheben sich. Erstens fragt man sich, warum die phonetischen Eigenschaften des Satzes eine besondere Bedeutung in der Syntax der Dialekte haben, und zweitens, inwiefern ein Dialekt sich durch diese Eigenschaften von anderen und von der Schriftsprache unterscheiden kann, inwiefern die phonetischen Eigenschaften also zu seiner Charakterisierung verwendet werden können. — Die folgenden Bemerkungen sollen nur den Weg angeben, auf dem ich mir diese Bedenken zu zerstreuen versucht habe.

Zur Beantwortung der ersten Frage mag der erwähnte kulturelle Gegensatz zwischen Dialekt und Schriftsprache herangezogen werden. Der Gebildete verfügt über eine viel größere Freiheit in der Modulation als der Dialektsprechende. In den mitteldeutschen und französischen Dialekten, die ich kenne, scheint bestimmten Wort- und Gefühlsfolgen eine sehr bestimmte Modulation zu entsprechen, die nur bei wesentlicher Änderung des Sinnes wechselt. Eine solche Sinnesänderung kann man bei einer sorgfältigen Übersetzung meist durch eine grammatische Änderung im Satzbau wiedergeben. Die Untersuchung der Modulation tritt also bei der Dialektforschung an die Stelle der Untersuchung anderer syntaktischer Erscheinungen.

Daß der Gebildete zwar im Dialekt die Abweichungen von seiner Tongebung hört, aber ihr gewöhnlich keinen großen, vor allem keinen grammatischen Wert beilegt, liegt, abgesehen von seiner visuellen Sprachvorstellung, daran, daß er den gehörten Tonverlauf in seiner Sprache reproduzieren kann, ohne etwas wesentlich fremdartiges dabei zu empfinden, ohne gezwungen zu sein, die grammatische Bedeutung seiner Wortfolge zu ändern. Sind deshalb die phonetischen Eigenschaften der Sätze für die Syntax der Sprache des Gebildeten zwar wichtig, aber nur ihrem Sinne nach zu klassifizieren (z. B. imperativischer, kondizionaler, fragender Ton), so bildet für die Dialektsyntax

[16]) Schiepeck spricht II, 5 ff. vom Aussageton und vom ironischen Ton; II, 33 ff. von fallender Satzmelodie für konzessiven, von steigender für kondizionalen Sinn; öfters von starker Betonung; I, 16 vom imperativischen und kondizionalen Ton, u. s. f. Der Ton entscheidet in diesen Fällen die syntaktische Bedeutung des Satzes.

auch ihre Form (z. B. Gruppierung; aufsteigender, absteigender Ton) einen integrierenden Bestandteil.

33. Noch weniger als diese Frage kann die andere nach der Verschiedenheit der syntaktisch verwendbaren Modulation in verschiedenen Sprachen in allgemeingültiger Weise beantwortet werden. Es fehlt dazu vor allem an genügend zahlreichen und genauen Beobachtungen. — Die rhythmischen und die musikalischen Eigenschaften der Satzgliederung sind fast ausschließlich vom Standpunkt der Psychologie aus untersucht. Man erwartet besonders von ihrer experimentellen Erforschung[17]) wertvolle Aufschlüsse über die Psychologie der Sprache, wie für die Analyse der Gefühle (Wundt 435), also von den Unterschieden der Einzelsprachen möglichst unabhängige, allgemein-psychologische Ergebnisse. Wie man früher behauptete, die Sprachbewegung gäbe „die Bewegungen der Seele" wieder, so wird auch aus den neuesten Untersuchungen speziell über die Satzmelodie[18]) das Resultat abgeleitet, daß wenigstens „die melodischen Eigenschaften der Hauptformen der Sätze allgemeingültiger Art zu sein scheinen, wie das die allgemein-psychologischen Motive begreiflich machen".[19]) Dem steht die Tatsache entgegen, daß verschiedene Dialekte einer Sprache „in der Ausprägung der Satzmelodie erhebliche Unterschiede bieten". (Wundt 424, vgl. Sievers, Leipziger Rektoratsrede 1901), daß der gleichen Satzform in verschiedenen Dialekten ungleiche — historisch festgewordene — Modulationen entsprechen. Die Annahme, daß die „psychologischen Motive" im einzelnen in solchen Fällen stets verschieden sein müßten, ist unwahrscheinlich.

Der subjektiven Beobachtung sind nur die auffälligsten rhythmischen und musikalischen Eigenschaften der Satzgliederung zugänglich. Das Ohr ist unzuverlässig und die Analyse wird dadurch erschwert, daß die verschiedenen Formen der Gliederung, die für die Syntax in Frage kommen, assoziativ häufig miteinander verbunden sind.[20])

---

[17]) Vgl. F. Krüger, Bericht über den 2. Kongreß für exper. Psychologie in Würzburg. Leipzig, Barth, 1907. besonders S. 87 ff.

[18]) Die rhythmische Gliederung der Sätze ist bis jetzt nur in beschränktem Maße objektiver Messung zugänglich, während neuerdings die melodischen Eigenschaften des Satzes der Messung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr bereiten. Scripture S. 57 (IV Quantitative Analysis) beschreibt die Darstellung der Melodiekurven nach den Phonogrammkurven; ähnlich Psychol. Studien I, 1906, S. 103 ff. nach den Kurven des Kehltonschreibers.

[19]) vgl. Wundt 410 ff. u. 435. Ob die dort angekündigte Arbeit des Herrn Dr. L. André über die Satzmelodie in verschiedenen Sprachen dieses Resultat beweisen kann, erscheint fraglich.

[20]) Vgl. im allgemeinen Wundt a. a. O. S. 390—431.

34. Die phonetischen Kategorien in der Syntax des Hörenden sind nach Dittrich[21]): Modulation, Sprechtaktgruppe, Sprechtakt, Silbe, Laut; unter Modulation sind zusammengefaßt die Modifikationen in melodischer Anordnung, in Stärke und Tempo, sowie Pausierung, und der Einfluß der Mimik auf die Klangfarbe. Das sind die akustischen Elemente, die in den Apperzeptionsvorgang des Verstehens der Mitteilung eingehen. Es handelt sich also, wenn man die Klangfarbe wegläßt, um drei absolut meßbare Werte (Tonhöhe, Lautstärke, Dauer) und um die Gruppierung von akustischen Werten. Die Aufgabe der phonetischen Dialektsyntax in ihrer allgemeinsten Formulierung ist also: Die nach diesen Kategorien gefundenen tatsächlichen Lautungen oder Lautungsteile zur Gesamtbedeutung oder partiellen Bedeutung der sprachlichen Gebilde in den untersuchten Dialekten in Beziehung zu setzen.[22]) Die Dauer der Lautungen kommt für unsere dialekt-syntaktischen Untersuchungen nicht ohne weiteres in Betracht; ich lasse sie deshalb beiseite.

35. Das Verhältnis der akustischen Gruppierungen des konkreten Satzes zur Bedeutungsgruppierung ist schwer kurz darzustellen, aber es ist für die Dialektsyntax wichtig. Zuerst sind die Werturteile von der Überlegenheit der rhythmischen Gruppen über die syntaktischen auszuschalten, auf die Pierson sein Buch: *Le rythme naturel du langage* aufbaut.[23]) Die grammatischen Abstraktionen sind für die Syntax unentbehrlich und durch die metrischen Beobachtungen nicht zu ersetzen; aber diese können, wenn auch nicht ihr Ziel, so doch eine Hilfe für die syntaktische Forschung sein.

Piersons tatsächliche Beobachtungen darf man aber nicht vernachlässigen. Er zeigt, wenn er es auch unklar formuliert, daß die auf Grund einer rhythmischen und melodischen Dissimilation entstehende metrische Gruppierung des Satzes in einem bestimmten Verhältnis zu der Zerlegung der Äußerung in der Psyche des Sprechenden steht, und daß sie in dieser Beziehung dem Wortausdruck überlegen ist. Er unterscheidet zwischen der

---

[21]) Die sprachwissenschaftliche Definition der Begriffe „Satz" und „Syntax". Wundt, Philosophische Studien 19, 93 ff.

[22]) Den Wert solcher deduktiv gefundener allgemeiner Forderungen wird man nicht zu hoch anschlagen dürfen. Aber man hat doch damit recht schöne Aufschriften gefunden für die Kästchen, in die man die Tatsachen ordnen will, und man bleibt sich bewußt, wie weit wissenschaftliche Resultate hinter dem erstrebenswerten Ziel zurückzubleiben pflegen.

[23]) Pierson spricht S. 157 über das Wort als rhythmische Einheit, S. 137 als grammatikalische Fiktion, S. 13 über Satzmelodie und Satzmetrik.

mechanisch-rhythmischen Einteilung des Satzes und den affektischen und logischen Gründen, die sie verursachen (vgl. S. 170, 171, 160). Besonders eingehend behandelt er die metrische Gruppierung des Satzabschlusses, die er „césure“[24]) nennt. Die Form dieser metrischen Satzabschlüsse kann, obwohl er das nicht so ausspricht, als syntaktische Form angesehen werden; sie charakterisiert Unterschiede der Sätze, die man auch durch andere syntaktische Mittel charakterisieren kann.[25])

Hätte man P. fragen können, ob er die metrische Gruppierung des Satzes für geeignet hielte, zur Charakterisierung einzelner Sprachen oder Dialekte zu dienen, so würde er das verneint haben (S. 164. 159. 162). Bei seiner Auffassung von der logischen Natur aller sprachlichen Gebilde hielt er die aus der französischen Umgangssprache abgeleiteten Gesetze für allgemeingültig. Er nimmt nur an, daß die verschiedenen Sprachen verschieden geeignet seien, die „Bewegungen der Seele“ durch die metrischen Gruppierungen wiederzugeben, keine so sehr wie das Französische (S. 167. 140). Also sind doch wesentliche Unterschiede vorhanden.

36. Tatsache ist, um zu unserem Beobachtungsgegenstand zurückzukehren, daß das W a l l o n i s c h e die Sätze sehr häufig in a n d e r e S p r e c h g r u p p e n ordnet als das Französische.

Zwei Worte, die man in einer Sprechgruppe zusammenzuhören gewohnt ist, können lexikalisch zusammenwachsen (frz. *lendemain, loriot*). Im Wallonischen sind im Gegenteil die Beispiele häufig, in denen sich für den einzelnen Fall die W o r t g r e n z e verschiebt, weil zwei Teile des Worts zu verschiedenen Sprechgruppen gehören. *ìñ a ōm bās po le mọnet / edmīš* (Nam., il y a une corbeille pour les mal-nett e s chemises). Das e der Endung wird in solchen Fällen so wenig als zum vorhergehenden Worte gehörig empfunden, daß man in Umschriften z. B. Rem. 193: *Bat de mâl e t d'viss (battre de mauvais conseils)* diese Femininendung lange Zeit als besonderes Wort darstellte und also über seine syntaktische Bedeutung sich in gröblichem Irrtum befinden konnte. Ein entsprechender Fall ist die Wortabgrenzung in: *dži mil var / sür* (Nam. *je me le vais recevoir*). Die Mißverständnisse der syntaktischen Tatsachen, die auf die im Wallonischen sehr ausgeprägte G l e i c h g ü l t i g k e i t g e g e n d i e W o r t g r e n z e zurückgehen, findet man bei Remacle und

[24]) *césure dure, césure molle, césure sémimolle* auf Grund des metrischen Verhältnisses der letzten tontragenden Silbe zur letzt vorhergehenden metrischen Gruppe.

[25]) S. 165: affektische Schattierungen der Aussage; S. 168: affektloser metrischer Abschluß bei logischer Zerlegung; S. 160: Die syntaktische Natur des metrischen Abschlusses bleibt auch erhalten, wenn noch eine nähere Bestimmung nachfolgt.

anderen von Laien verfaßten Werken häufig. Die vom Französischen abweichende Gruppierung in Fällen wie: *Ji n'sés çou / qui lî rôle è l' tiêsse* (Bull. 2 II, 3 *je ne sais ce / qui lui roule en la tête*) bewirkt, daß der Vokal des vor dem Relativum stehenden Demonstrativpronomens, weil es einer anderen Sprechgruppe angehört, nie zur Schwundstufe reduziert wird (vgl. die Beispiele, die Weinmann S. 56 ff. aufführt). In den französischen Dialekten überhaupt wird in allen Fällen, in denen die Enklitika abweichend vom Französischen verteilt werden, die andere rhythmische Gruppierung als Ursache zu erwägen sein, z. B. pikardisch: *j'té plains, j'té dirai.* (Hécart.)

37. Die Erklärung syntaktischer Erscheinungen auf Grund der akustischen Gruppierung bleibt meist hypothetisch, obwohl sich manche Fälle aufführen lassen, wo sie wahrscheinlich ist. Zum Beispiel mag in Sätzen wie *elle n'ont nin / des s'faits attrait* (Ann. 6. 53. [1700] *elles n'ont pas des si faits attraits*) die Verwendung des partitiven de + Artikel sich daraus erklären, daß *nin / des* nicht wie französisch *pas de* zusammengruppiert wird; derselbe Grund kann für *c'est pus aheie a dire ka fé* (Rem. 43) gegenüber *i l est plus facile / d e dire que de faire* mit herangezogen werden. Aber ihre sofort einleuchtende Verwendbarkeit hat die Gruppierung nur bei der Klassifizierung, der Ordnung syntaktischer Vorgänge.

Ein Beispiel: Die Wiederholung des Subjekts durch ein Personalpronomen ist im Wallonischen häufig. Sätze, wie *mi masoûr elle a venou hir* (Dory 229 *ma sœur elle est venue hier*) sind aus zwei Sätzen entstanden, von denen der erste — daß es ein untergeordneter Satz ist, zeigt die nicht abgeschlossene Intonation — die Vorstellung der Schwester im Hörenden hervorzurufen, der zweite, etwas von ihr auszusagen hat. Die Entscheidung darüber, ob die beiden Sätze im konkreten Fall zu einem verschmolzen sind, oder nicht, ob also die ersten Worte als eine vorausgesetzte nähere Bestimmung (oder wenn man will als ein Teilsatz) oder als Subjekt anzusehen sind, kann schlechterdings nach dem Schriftbild nicht getroffen werden, sie wird allein durch die akustische Gruppierung ermöglicht. Charl. hörte ich: *ẹmma sọ̈r / el a vnu iẹr,*[26]) das waren zwei Sätze und *el* das Subjekt des zweiten, Nam.: *mi su el ev / nü aïr* das war ein Satz und *mi su* war das Subjekt. In dem Beispiel *i sõ fwar pof / se džẽ la (ils sont fort pauvres, ces gens-là)* steht die satzgleiche nähere Bestimmung nach; *i sõ fwar pof se džẽ la* bedeutet: es sind arme Leute. Ähnliche Doppelbeispiele, die wir nur in der Schriftsprache nicht zu unterscheiden gewohnt sind,

[26]) Die das Verständnis fördernden Tonhöhenkurven mußten hier, wie überall, wo sie nicht unentbehrlich erschienen, aus technischen Gründen leider wegbleiben.

sind sehr häufig und für die Dialektsyntax wesentlich. Das Resultat dieser Betrachtungsweise ist die Unterscheidungsmöglichkeit von Teilsatz und Satzteil auf Grund der verschiedenen metrischen Gruppierung, und das wird sich wohl bei allen syntaktischen Untersuchungen über die gesprochene Sprache verwenden lassen. *Pour nos / ans n'fran rée* (Simon X, *quant à nous, on ne fera rien*), das der Verfasser in seiner Grammatik unter dem Stichwort Liaison anführt, sind zwei Teilsätze, zwischen denen natürlich nie Bindung eintritt.

---

38. Energie und Tonhöhe werden häufig in die syntaktische Untersuchung hereingezogen. Die Betonung, die Heraushebung einer Silbe oder eines Wortes aus der Umgebung durch größere Artikulationsenergie dient zur Hervorhebung einzelner gefühlsbetonter, gewöhnlich für den logischen Verlauf des Satzes wesentlicher Vorstellungen. Die relativ stärkste Betonung deutet meist die Stelle des psychologischen Prädikates an. Im Wallonischen ist die durch den Exporationsdruck erzeugte dynamische Betonung stärker ausgebildet als im Französischen. Das kann man jedoch nur nach dem subjektiven Eindruck beim Hören behaupten und aus der Häufigkeit der Fälle, in denen betonte Einzelworte an die Stelle von verbalen Ausdrücken oder von Satzumschreibungen treten, erschließen, aber vorläufig noch nicht exakt untersuchen.[27] Man muß sich auf das Abschätzen des Energieeindrucks beschränken. Drei Grade der dynamischen Hervorhebung vermag das Ohr zu unterscheiden, die man durch verschiedene Akzentformen graphisch wiedergeben kann. Für unsere Zwecke genügt die Heraushebung der betontesten Stelle. Auch diese unexakte Wiedergabe kann syntaktische Dialektcharakteristika darstellen helfen. Vgl. Grande Combe 26: *la différence entre vouloir = verbe auxiliaire et vouloir = verbe exprimant la volonté, s'obtient aussi, comme en Anglais (autant que j'ai pu voir) en faisant porter l'accent tonique sur ce mot dans les cas, où il ne joue pas le rôle d'auxiliaire.* Im Wallonischen sind Beispiele, in denen verblose Sätze mit einem stark gefühlsbetonten Wort französischen Verbalsätzen entsprechen, sehr häufig, z. B. *ḍedža vọ́?* (*déjà vous* = da seid ihr schon?). Sie gehören, da eine andere Ausdrucksweise den Sinn ändern würde, nicht nur in die Stilistik.

39. Die Unterscheidung der Tonhöhe von der Tonstärke ist im Wallonischen nicht so unbedingt erforderlich, weil hier, viel mehr als im Französischen, der expiratorische Akzent fast nur Silben trifft, die auch durch die Tonhöhe hervorgehoben

[27]) Vgl. Scripture S. 59, und Wundt S. 411.

sind. Zum Beispiel ruht in dem Satze: *Le feumm hâgnet voltî leu tiesse* (Rem. *Les femmes parent volontiers leur tête*) der Expirationsdruck wie der musikalische Akzent auf dem psychologischen Prädikat (meist das der französischen Verbalkonstruktion entsprechende *voltî*); in: *vos estéz voltî gaïe* (Dory 381, *vous êtes volontiers bien mise = v. aimez à* ..) habe ich mir in Lüttich und Charleroi ein starkes Steigen der Tonhöhe auf der Endsilbe von voltî, in Namur etwas später notiert. Aus theoretischen wie praktischen Gründen begnüge ich mich deshalb mit der Aufzeichnung des unterschiedsreicheren Ausdrucksmittels der Tonmodulation. Nur auffällige Abweichungen der dynamischen Betonung deute ich durch einen Akzent (ʹ) an.

Inwiefern gehört die melodische Charakteristik einer Sprache oder eines Dialekts, so müssen wir wieder fragen, zur Syntax? Broch, der ähnliche Fragen, soviel ich sehe, zuletzt zusammenfassend und auf Grund eige er Notierungen behandelt hat, stellt sie als Anhang seiner slavischen Phonetik dar. Da es sich um lautliche Tatsachen handelt, ist das natürlich berechtigt. Aber man kann dieselben Gegenstände häufig von verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Wenn in Rousselots Heimatdialekt die Endung des maskulinen und femininen Partizips [ferm é, ferm é e] sich durch die Tonhöhe unterscheiden, so gehört diese Tatsache sowohl in die Phonetik als in die Morphologie. Die Satzmelodie ist ein Teil der Satzphonetik — diesen Namen pflegt man freilich auf die Beeinflussung der Laute des Einzelwortes durch die zusammenhängende Rede einzuschränken[28]) —. Deren Probleme gehören zur Phonetik oder zur Syntax, je nachdem man die Form des melodischen oder rhythmischen Satzverlaufs für sich, oder die Beziehung dieser Form zur Satzbedeutung untersuchen will.

Broch behandelt die Tonbewegungen der zusammenhängenden Rede als Kompromiß zwischen den Intonationen der untergeordneten Einheiten (Silbe, Wort) und der ideellen Intonation des Satzes (Erzählung, Frage; ruhige und ärgerliche Frage) (§ 246); einzelne logisch hervortretende Satzpartien, besonders das psychologische Prädikat, die Abschlüsse der Sätze und Satzteile haben charakteristische musikalische Formung (§ 254 ff.); die nicht abgeschlossene Intonation hat charakteristische Eigentümlichkeiten; historische und analogische Gründe verderben die natürliche Intonation: Es gibt eine traditionell gewordene Satzmelodie (§ 260).

Die Satzmelodie ist nach den Ausführungen Brochs[29]) ein syntaktisches Mittel, mit dessen Hilfe man das

[28]) Vgl. K. Fester, *Die Satzphonetik im wallonischen Dialekt Malmedys*, Erlanger Diss., Halle 1911.

[29]) Vgl. auch Storm, *Engl. Philologie*, 1902 S. 248 und Wundt a. a. O. S. 417.

psychologische Subjekt vom psychologischen Prädikat, und verschiedene Satzarten voneinander scheiden kann. Syntaktisch sind die Probleme, phonetisch die Mittel der Lösung.[30])

40. Eine einfache Notierung der Tonbewegung für einen grammatischen, nicht nur für einen praktischen Zweck ist nach der Methode, die Broch anwendet, möglich. Er bezeichnet die relative Höhenlage im Verhältnis zur Normalsprechlage des untersuchten Individuums durch kurze wagerechte oder schräge Striche. Wo es notwendig erscheint, wird die Normalstimmhöhe durch eine punktierte Linie angedeutet. Mit ähnlich primitiven Mitteln habe auch ich die Tonhöhen notiert. Den Verlauf der Tonkurve habe ich, wenn es darauf ankam, durch eine einfache Kurvenlinie[31]) wiederzugeben versucht. Die subjektive Aufnahmeart birgt die Gefahr starker Täuschungen. Durch die Benutzung des Grammophons wird diese verringert. Man kann das Vorgesprochene zur Kontrolle bei langsamer Walzendrehung wiederholen, außerdem werden dabei die Tonhöhenunterschiede auffallender. Aber schon die Anwendung dieses einfachen Instruments bringt die größere Gefahr mit sich, daß die Leute nicht unbefangen genug sprechen, was zu allererst die Intonationen ändert. Der übliche Fehler ist eine übertriebene logische Kadenz (vgl. Brochs Lesekadenz) anstatt der natürlichen oder traditionellen Satzmelodie. Meist war es schon schwer genug, die Leute auch ohne Grammophon zum natürichen Sprechen zu bringen.[32])

[30]) Pierson sieht in der Satzintonation nicht das philologische (syntaktische), sondern wie die neueren Psychologen nur das philosophische Problem: Man kann mit Hilfe des Tonhöhenverlaufs Einsicht in das Wesen der Gedankenordnung gewinnen, deren Bild sie sei. Seine syntaktisch verwertbaren Einzelbeobachtungen über die Tonhöhen in der französischen Umgangssprache sind auch von neueren Phonetikern nicht übertroffen. Ich erinnere an die melodischen Formen des Satzschlusses in der abschließenden Aussage, der Frage und des Ausrufs S. 175 f.

[31]) In unser fünfliniges System eingezeichnete Noten zu verwenden, halte ich für irreführend. Nur die Richtung, nicht die Größe der Tonbewegung bleibt bei verschiedenen Individuen und bei verschiedenen Affekten einigermaßen konstant.

[32]) Über die Schwierigkeit der Sammlung syntaktischer Beispiele im mündlichen Verkehr sind sich alle einig. Es handelt sich ja dabei nicht um das übliche Abfragen von Einzelworten oder Einzelformen. Dauzats Vorschläge sind zu allgemein, um etwas zu nützen. Um etwas zu erreichen, auch ohne ein bis zwei Jahre an einem Orte zu sammeln, wie er es für nötig hält, bin ich etwa so vorgegangen. Nach sorgfältiger Auswahl unter den „sujets" (Herkunft, Alter, Bildung) las ich Beispielsätze wallonischer Syntax, die ich, zum großen Teil nach Dory, schon gesammelt hatte, vor, teils wallonisch, teils französisch. Mein Gegenüber sagte jeden Satz in der ihm geläufigen Form. Gewöhnlich waren wir nur in der ersten Sitzung allein. Nachbarn

Folgende methodische Vorsichtsmaßregeln geben eine Kontrolle für die Richtigkeit der Aufnahmen. 1. Jeder Satz wurde an demselben Ort von zwei nicht gleichzeitig anwesenden Individuen gesprochen. Nur wenn sich eine im wesentlichen gleiche Intonation ergab, wurde er aufgenommen. 2. Mir als Fremden konnten die Individuen gewöhnlich nur dann den Satz sofort nachsprechen, wenn er die richtige Stimmbewegung hatte, wobei ihnen das Erkennen fast immer Vergnügen zu machen schien. 3. Das Verlangen sofortigen Nachsprechens gestattet auch eine gewisse Scheidung der syntaktischen Formen in solche, die in der untersuchten Ortschaft geläufig, und solche, die dort nur möglich sind; ein Unterschied, der für die Dialektsyntax überhaupt von Wichtigkeit zu sein scheint.

41. Bei vielen Beispielen hat die Tonkurve nur phonetisches Interesse: Notierungen wie: *dž mea travai̯i a pür džimiš* (Nam. *je me vais travailler à pure chemise*) vgl. *dži vam met ẽ pür po travai̯i* (Charl.) oder *fę ön afęr ẽsi* (nam. *faire une affaire ainsi! — telle affaire — wie kann man so etwas tun!*): *oi dženna rəsü* (Nam. *oui, j'en ai reçu*): *dma dné a tnoh* (Lütt. *je m'ai donné a connaitre*), *k' adž ki fut* (Nam. *qu' ai-je qu'il fout*) dienen nur dazu, die Satzform im Wallonischen, genauer als es durch die schriftliche Aufzeichnung zu geschehen pflegt, festzustellen, können aber nicht ohne weiteres syntaktisch verwendet werden.

Bei bestimmten syntaktischen Formen liegt es nahe, die ihnen entsprechenden typischen Formen der Satzmelodie aufzusuchen. Deren Gültigkeit ist sehr beschränkt: ist es doch kaum möglich, festzustellen, ob bei scheinbar sich ganz entsprechenden Beispielen wirklich der gleiche syntaktische Vorgang mit dem gleichen Gefühlsverlauf vorliegt. Wichtig sind die typischen Kurven für die Frage, den **Ausruf**, die **Parenthese** und ähnliche Fälle, deren Natur fast allein durch die Tonkurve zum Ausdruck gebracht wird.

---

hörten davon, und oft saßen wir in größerem Kreise um den „stuf" herum, alle beteiligten sich mit Kopfnicken oder mit Variationen. Da sie nicht wußten, worauf es mir ankam, war die Gefahr der „formes extorquées" nicht groß. Bei jedem Beispiel notierte ich außer dem vom Mustersatz abweichenden Wortlaut die Tonhöhenkurve.

42. Nur für die Frage möchte ich mehrere solche typische Beispiele geben. Das Hauptergebnis ist, daß die für die Frage charakteristische Aufwärtsbewegung der Stimme in der Regel nicht am Ende des Satzes, und oft gar nicht vorhanden ist.

eski sa v va sa? (nam. *est-ce que ça vous va, ça?*)

eskə súla vọ š e m bõ (Lütt. *est-ce que cela vous semble bon?*). Bei beiden ist die Aufwärtsbewegung wenigstens in der Nähe des Satzendes, und geht innerhalb einer Silbe vor sich. Die

Form: *set i bẽ uski žestüf aïr?* (Nam. *sait-il bien où est-ce que j'étais hier*), mit der Aufwärtsbewegung innerhalb der letzten Silbe, findet sich in meinen wallonischen Beispielen nur dann, wenn ausschließlich das letzte Wort Gegenstand der Frage ist. Die Kurvenform:

ez bẽ la aüski voz astī ię̨r (Lütt. *est-ce bien là où vous étiez hier?*)

oder, ohne Umschreibung: *aü astī ię̨r?* oder *aü skə voz astī ię̨r?* ist die durchaus übliche: die Aufwärtsbewegung geht in der Regel am Satzanfang vor sich, häufig ist sie als vor oder zu Beginn der ersten Silbe vor sich gehend zu ergänzen; z. B. auch:

ki es set la po on saki? (Nam. *qui est cette là pour un ne sais qui?*)

Sie berührt sich nahe mit der Frage-Ausrufskurve:

kinn' rinâd-tu trip et boyai (Nam) oder . . . . (Charl.) (***que ne rends-tu tripes et boyaux***, Rem. 254).

Auch die imperativische Ausrufskurve unterscheidet sich von der einen Form der Fragekurve meist nur durch das Tempo des Aufstiegs:

kuvertẹ vos līf! (Lütt. *couvertez = enveloppez votre livre!*) gegen

vkuvertẹ vos līf? (vous couvertez votre livre?).

Charakteristischer Weise herrschen die gleichen Formen wie in der direkten auch in der indirekten Frage.

qu'ést-ce qu'i va responde? (Bull. dict. I 57, *qu'est-ce qu'il va répondre?* Charl.) und derselbe Satz als indirekte Frage:

dži sü ben abaįī kweski va respõt (***je suis bien ébahi*** = curieux ...) zeigen die gleiche Intonation; dagegen unterscheidet

man den Relativsatz: ... *də savwę ski mva respõt* (Nam. *de savoir ce qu'il me va répondre*) oder *si ki vam respõt* deutlich auch in der Stimmkurve.

Damit vergleiche man den indirekten Frage-Ausrufsatz: *sę teribmẽ į kalom* (Lütt. *c'est terriblement qu'allume combien il fait des éclairs.*).[33])

Alle die zitierten „ideellen" Satzintonationen sollen weiter nichts sein als Beispiele für das Problem. Allgemeine Gültigkeit fürs Wallonische haben sie natürlich nicht, wenn auch mehr als wir bei unserer tonischen Anpassungsfähigkeit zuerst anzunehmen geneigt sind.

43. Auch bei den Melodietypen mag das phonetische Interesse das syntaktische überwiegen. Das wird aber anders in den für uns wichtigsten Fällen, in denen die Stimmkurve allein die Erklärung, die syntaktische Deutung und Einordnung ermöglicht. ***bai geon âb*** (***beau jeune arbre***, Rem. 5). Die Eingipfligkeit der Kurve bei zwei vorangestellten, gleich inhaltreichen Adjektiven (Rem. übersetzt *arbre jeune et droit*) veranschaulicht das Verhältnis der beiden Adjektive zum Substantiv: Eins bildet stets mit dem Substantiv eine begriffliche Gruppe, zu der das andere als Bestimmung tritt. Nach Ausdrücken der Gemütsbewegung ist im Wallonischen der Indikativ üblich. Der Form von Nam.:

qué dammage qui m'papa n'est nin caici. (Dory 230, *quel dommage que mon papa n'est pas ici.*) entsprechen Charl. die Doppelformen:

[33]) Folgende zwei Hypothesen erleichtern das Verständnis der typischen Fragekurven. 1. Im ganzen ist die Frage im Dialekt, speziell im wallonischen Dialekt, affektreicher als in der Schriftsprache. Alle Fragen sind, um die Bezeichnungen, die Dittmar in seinen syntaktischen Grundfragen anwendet, zu benutzen, affizierend. Im Dialekt sind sie gewöhnlich a) durch imperativischen Nebensinn doppelt-affizierend (sage mir, wo wart Ihr gestern!), was auf die Intonation Einfluß hat; b) bezugnehmend auf eine vorherige Erregung durch eine Aussage oder eine Geste des Unterredners affiziert-affizierend; in diesem Falle nur durch die Tonkurve, nicht durch Fragewort oder Fragestellung von der Aussage unterschieden; (der eine deutet durch die Geste an, daß er mitkommen will; der andere fragt: Du kommst mit?). 2. Die indirekte Rede ist im Dialekt selten. Die Wichtigkeit der Stimmkurve für das rein akustische Erinnerungsbild der direkten Frage erschwert die Umlegung dieser Kurve.

ke domådž kem påpa nẹ nẹ̣si (Indikativ) und

ke domådž kem påpa n söš ni si (Konjunktiv). Die Kurve veranschaulicht die verschiedenen syntaktischen Auffassungen; der Konjunktiv steht nur bei dem gefühlsmäßig hervorgehobenen Hilfsverb. — Nur die Stimmkurve ermöglicht in folgenden verblosen Sätzen die richtige Verbergänzung (die Kurvenform tut nichts zur Sache). Sie erfüllt die Funktion einer Frage- oder Frage-Ausrufsform des Verbs in den Infinitivsätzen: *que faire*; *Dire qu'il est moirt*; ähnlich: *kel biestreie?* oder (!) (*quelle bêtise*; die graphischen Zeichen deuten den verschiedenen Ton an): die einer konjunktivischen Ausrufsform: *Quelle honte po nosse patrèije*; *Ine cloque comme on réveil sonner po Simonon!* (Annuaire I. 91. [*Ch*] ... *pour notre patrie, une cloche... sonner pour Simonon*); einer Befehlsform: *kâporal, dix omm di korwaie po-zalé al char* (Rem. 396, *caporal, dix hommes de corvée pour aller à la chair* = boucherie); *Sih ôbalow ponn aidan* (Rem. 7, [*achetez*] oder [*on vend*] *six hannetons pour un aidan*; *asteur (à cette heure* = ich werde gleich kommen oder komm her!*)* und andere verbale Funktionen in solchen im Wallonischen äußerst häufigen verblosen Sätzen.
In Fällen wie:

cor one miète, / dji tchais (Pirsoul 137. *encore une miette je tombe* Nam. u. Charl.) oder:

co n miẹt / dži tšẹę̣ (je tombais) kann man nicht nur, allein auf Grund der Stimmkurve, von subordinierten Sätzen sprechen, sondern man kann auch die Natur des untergeordneten Satzes angeben: der erste ist ein potentialer, der zweite ein irrealer Bedingungssatz.

44. Wie die Stimmbewegung, so ist die Körperbewegung, die mimische oder pantomimische Geste, ein im Wallonischen wie in allen romanischen Volkssprachen sehr häufiges Ausdrucksmittel. Sie kann die Worte ergänzen oder auch vertreten, und kann dann syntaktisch in das Satzgefüge eingeordnet werden. Man wird sie, mangels einer anderen geeigneten Einteilung, in diesem Falle unter die Sätze oder Satzteile einreihen, die an ihrer Stelle stünden, wenn man Worte verwendete. So kann man Frage-, Ausrufs-, Befehls- etc. Gesten unterscheiden. Es mag auch nicht ausgeschlossen sein, sie grammatisch unter den Einzelformen, die sie vertreten (z. B. Pronomina) aufzuführen. In folgenden beiden Sätzen haben die ergänzenden Gesten eine ganz bestimmte syntaktische Verwendung, beidemal sind es Verbalgesten.

Imperativgeste: *Môssieu, c'es' mi k'iv za miné v'savé bein wiss ... li p'tit drinhel* (Rem. 535 *M.*, *c'est moi qui vous a mené vous savez bien où ... le petit „Trinkgeld"*); Partizipialgeste: *Et puis elles 'nnè vont d'cial (il grawe divin ses dents) queque fèie on d'mèie quârt-d'heure* (Bull. 10. 129, *Et puis elles vont d'ici (il fouille dans ses dents) quelquefois un demi quart d'heure).*[34])

Damit haben wir, glaube ich, das Gebiet der Syntax als eines Teils der Grammatik überschritten, wie wir uns schon im ganzen letzten Teil an seinen Grenzen aufgehalten haben.

Kapitel III.

Dialektsyntaktische Unterschiede innerhalb des Wallonischen.

45. Eine weitere Schwierigkeit, die man zu überwinden hat, wenn man über wallonische Dialektsyntax handeln will, bietet die Beantwortung der Frage, ob man berechtigt ist, von der Syntax des Wallonischen als einem ganzen zu sprechen. a) Ist die Syntax einheitlich, haben die als wallonisch sich ergebenden syntaktischen Charakteristika Gültigkeit auf dem ganzen Gebiet, das man nach einigen phonetischen und morphologischen Kennzeichen, deren Grenzen nicht allzuviel voneinander abweichen, als wallonisch bezeichnen kann?[35]) b) Gibt es Unterdialekte, bei deren Abgrenzung einige markante syntaktische Erscheinungen zugrunde gelegt werden können, wie einzelne lautliche Gegensätze zur Differenzierung von Unterdialekten verwendet werden?

[34]) Der Kuriosität wegen will ich erwähnen, daß beim Nachsprechen bestimmte Ausdrücke erst durch die begleitenden Gesten ihren rechten Sinn erhielten, und daß eine geringfügige Änderung der Konstruktion infolge der dadurch bedingten Änderung des Gefühlsverlaufs auch die Gesten veränderte. Drei verschiedene Individuen haben beim Nachsprechen des Ausdrucks: *ki gearawe (que j'enrage)* zufrieden gelächelt und die rechte Schulter zurückgezogen, bei der relativen Form: *la k'gearaw (Rem.* 11. 195, *là que j'enrage)* außerdem, aufgebracht, den rechten Arm erhoben.

[35]) Eine genaue Untersuchung des Westgürtels, in dem die Grenzlinien der verschiedenen „radikalen" Abweichungen des Wallonischen von westlich benachbarten Dialekten sich einander nähern oder zusammenstoßen, gibt Adelin Grignard, *Phonétique et morphologie des Dialectes de l'Ouest-wallon*, accompagnées de douze cartes (éditées par Jules Feller), Liége, Vaillant-Carmanne 1908. Bull. 48. 377—520. Dort findet sich auch die Literatur über die übliche, nach phonetischen und morphologischen Gesichtspunkten erfolgende Abgrenzung des Wallonischen von anderen Dialekten und über die Unterdialekte.

46. Für die Untersuchung der regionalen Unterschiede in der Syntax des Wallonischen wird man erst eine einigermaßen sichere Grundlage haben, wenn der Sprachatlas des wallonischen Sprachgebiets vorliegt, den die „Société de littérature wallonne" in Aussicht stellt, und wenn er recht viele syntaktisch verwertbare Beispiele enthält. Nur vorläufig kann man inzwischen auf Grund einiger Beispiele die Frage beantworten, ob sich überhaupt wesentliche derartige Unterschiede im Innern des Wallonischen finden lassen.[36]) Dann kann man mit der allerdings etwas primitiven Hilfe von Paralleltexten eine anschauliche Vorstellung von der Art geben, wie sich syntaktische Erscheinungen ungefähr über das wallonische Gebiet verteilen.

47. Positive Angaben der Grammatiker über syntaktische Dialektunterschiede im Innern des Wallonischen sind recht selten, weil diese ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich den lautlichen und lexikalischen, seltener schon den morphologischen Unterschieden der Einzeldialekte zuwenden. Auch meine wallonisch sprechenden Versuchssubjekte aus dem Volk, die sich alle gern auch theoretisch mit den meist als komisch empfundenen Abweichungen der Nachbardialekte von dem ihren beschäftigten, haben mir nicht ein einziges Mal einen syntaktischen Unterschied genannt.

Doutrepont (N. W. S. 96) zählt eine Anzahl Charakteristika auf, die den Dialekt von Verviers von dem von Lüttich scheiden. Er braucht sie für die Lokalisierung älterer Texte. Dafür sind aber, wegen der leichten Änderungsmöglichkeit durch Abschreiber, die lautlichen Unterschiede, die er angibt, kaum zu verwenden (Lüttich zeigt gegen Verviers Erhaltung der Nasalvokale, Pronominalform *il* gegen *i*, die Konjunktivendung *-se* gegen *-he*). Höchstens würde Lied 1 Str. 5, 2: *I-est si bâ, i-èst si plaîhant* das *i*, entgegen der Annahme des Herausgebers, für Verviers sprechen, da alle Varianten, die zu Anfang der Zeile *il* zeigen, im zweiten Halbvers, wo durch *il* eine rhythmische Härte entstehen würde, das *i* beibehalten oder überhaupt ändern. Die lexikalischen Unterschiede (*vrêy* < **veracu* in Lüttich, gegen *veûr* < *veru* in Verviers, *cial* gegen *ci*) sind nur im Reim beweiskräftig. Beachtenswert ist die syntaktische Verwendung von vrêy; in substantivischem Sinne in dem adverbialen Ausdruck *â vrêy, an vrêy* findet sich die Lütticher Form auch in Stavelot-Verviers im Reim, Lied 6

[36]) Charakteristischer Weise wurde mir diese Möglichkeit von mehreren guten Kennern des Wallonischen bezweifelt. Nur welche syntaktischen Fälle vorkommen und wie sie zu erklären sind, pflegt als bemerkenswert angesehen zu werden, nicht ob und wie sie sich verteilen. In Weinmanns Arbeit werden nur zwei unwesentliche Fälle von Unterschieden innerhalb des Wallonischen erwähnt.

Str. 10, L. 15 Str. 1. Die in Verviers häufiger als in Lüttich eintretende Verwendung des Artikels bei Eigennamen[37]) z. B. *Çu sèrè p o l Marèye* (N. W. S. 103. *ce sera pour l a Marie*) ist ein rein syntaktischer Unterschied. — Ebenda (N. W. S. 101) wird die Femininform *tos* in: *c'est tos bonès novèles* als dem Osten eigentümlich angegeben *(plutôt propres à l'Est)*. Es handelt sich aber in *tos* schwerlich um einen femininen Plural mit maskuliner Form, sondern um die syntaktische Tatsache, daß *tos* nach *c'est* keine Konkordanz mit dem Prädikatsnomen zeigt.

Dory S. 276 bezeichnet *i f o u r i t tot paf* (*il fut tout ébahi* er war ganz paff) als *l i é g e o i s*, *il a s t é tout paf (a été)* als *m o n t o i s*: an zwei Stellen steht ein verschiedenes Tempus. — Nach Dory S. 108 zeigen die Entsprechungen von: *il y a d'ja autant d'années què j'vos s e r v e* (Nivelles) zweierlei: Erstens besteht in verschiedenen Gegenden eine verschiedene Art der Enklise zweier unbetonter Pronomina ans Verbum (*j'vos* Walcourt, *ji vos* Namur, *ji v'* Otton, Marche, *ju v'* Limbourg, Stavelot), was, da es sich aus den Formen allein nicht erklärt, eine verschiedene Gruppierungsweise im Satze, einen verschiedenen S a t z t o n in verschiedenen Gegenden voraussetzt; zweitens ist, nach der Landschaft, bald der Konjunktiv, bald der Indikativ gebräuchlich: I n d i k a t i v: *siers*, *siès* Walcourt und Namur; K o n j u n k t i v: *siève* Otton, Marche, Limbourg, Stavelot.

Nach Dict. Spots S. 125 wird die sprichwörtliche Wendung *div'ni à châr di poye (de venir à chair de poule)* in verschiedenen Gegenden so verändert, daß nur in einigen die adjektivische Natur des als Prädikatsnomen dienenden präpositionalen Ausdrucks sich zeigt. — Nach Bull. 10, 135 Anm. ist der Gebrauch des Singulars für den Plural in: *Ti veux bègne, hè! tès autre (Tu vois bien, hein, tes autres = vous voyez, vous autres)* eine dialektsyntaktische Eigentümlichkeit der „botteresses" von Montegnée. Weinmann S. 45 vermutet, daß die Übertragung des Reflexivpronomens der 3. Person oder des Infinitivs auf andere Personen des reflexiven Verbs, in: *nos s'in irons ailleurs, nos s'marions, s'rappelez bien* in der Gegend von Mons besonders häufig sei. —

48. Zu solchen vereinzelten Angaben aus zweiter Hand, die sich leicht vermehren ließen, kommen meine, allerdings auf wenige Punkte sich beschränkenden systematischen Beobachtungen über syntaktische Verschiedenheiten im Innern des Wallonischen. Ich habe die drei Gegenden von Lüttich, Namur und Charleroi gewählt, weil sie ungefähr an den beiden Enden und in der Mitte der Längsachse des wallonischen Gebiets liegen und weil ich dort gute Beobachtungsgelegenheit hatte. Bewohner

[37]) Vgl. die Beispiele bei Weinmann S. 174.

großer Städte sind für dialektsyntaktische Untersuchungen selten geeignet. Für die Gegend von Lüttich wählte ich Jupille, für die von Namur: Marche-les-Dames, für die von Charleroi: Fontaine-l'Évêque, das nach Grignard schon im Grenzgürtel liegt, und in einigen wenigen phonetischen Zügen nicht mehr dem Wallonischen sondern dem benachbarten Pikardischen (Hennegau) zuzurechnen ist. Ein sehr reiches Ergebnis an Unterschieden in der Syntax dieser drei Beispieldialekte war nicht zu erwarten.[38])

49. Die häufigsten Fälle sind begreiflicherweise die, in denen Lüttich und Namur gemeinsam einen wallonischen Gebrauch zeigen, während die Gegend von Charleroi schon mit dem französischen geht. So heißt es, um einige Beispiele zur Veranschaulichung zu geben, Lütt. und Nam. (Dory 128) *hofter l'poussîre, brüstẹ li pusẹr (brosser la poussiere* = den Staub a b bürsten), während man in Charl. schon zwischen dem Objekt der Handlung (das Kleid) und dem des Erfolgs der Handlung (dem weggehenden Staub) unterscheidet und *rtirẹ (retirer)* für *brüstẹ* sagt. — Lütt. (Dory 156): *j'a-st-awou bon d'lès oï* (meist *etẽt*) *haxhlér* (*j'ai eu bon de les entendre rire*); Nam. ebenso, daneben statt *bon*: *dẹ pleži* (*du plaisir*); Charl. nur letzteres, wenn ein Infinitiv davon abhängt, *žẹ ü bō* nur ohne Infinitivergänzung. — R e z i p r o k e s V e r b: Lütt. (Dory 373): *i s'fèt tourmèter l'onk èt l'aute (ils se font tourmenter l'un et l'autre)*, häufiger *ōk a lōt*; Nam.: *i s feñə turmẹtẹ l'ōk a lüutr*, Charl. aber dem Französischen ähnlicher: *i s fẹiñe turmẽtẹ i̯ō lōt (un l'autre)*. — I m p e r f e k t K o n - j u n k t i v nach *il faut* Lütt. wie Nam.: *i fo ki vo v u o š avu mi poz ale divẽ lẹ fō (il faut que vous vinssiez avec moi pour aller dans les fonds)*, Charl.: *i fo kẹ vo v i̯ ẹ n avẹ mi pu dalẹ dẽ lẹ fō* (*veniez* Präs. Konj.). — In Lütt. (Dory 199): *j i v'é v i t' r e i cisse pône-la (je vous éviterai cette peine)* und Nam.: *dži vz ẹvitrẹ s pwẽn la* wird die kausative Bedeutung des Verbs vernachlässigt, éviter drückt die Bedeutung *épargner* mit aus, in Font. nicht: *dži vǫ sparñrẹ cẹ pẹn la*. — Lütt. und Nam. heißt es (Dory 241): *ji loukive tot lâche*, auf ein fem. bezogen erhielt ich: *dža luki tot lātš (je regardais tout, toute large* = mit aufgerissenen Augen), Charl. fehlt diese Verbindung von Verb und auf das Subjekt bezogenem Adjektiv.

50. Mehrere Ausdrucksweisen, die Dory als charakteristisch fürs Wallonische anführt, sind, von meinen Punkten, dem Gebiet von Lüttich allein eigentümlich: *desespecter sès vîs parint* als

[38]) Deshalb gebe ich bei der Darstellung im zweiten Teil stets erst Beispiele für die Erscheinungen, bei denen mir bemerkenswerte Abweichungen nicht aufgefallen sind. Diese müssen dann schlechthin als Beispiele w a l l o n i s c h e r Syntax angesehen werden. Erst dann folgen in den seltenen Fällen, wo es notwendig erscheint, die Besonderheiten einzelner der drei Orte oder die in den Belegen aus der Literatur sich deutlich ausprägenden regionale Eigentümlichkeiten.

Gegensatz von *respecter ses vieux parents* (Dory 160); *çoula m'en est* (Dory 198) (vgl. das negierte *i mennę nê*) = es liegt mir daran, es tut mir leid, und in ähnlicher Bedeutung: *si fér mâ d'ine saki (se faire mal de quelqu'un)* müssen auf den beiden anderen Punkten durch andere Wendungen ersetzt werden; die letzte z. B. Nam. *dži mfę dmǫ d lį*, Charl. *dži m fę d ę l pęn pur vu (je me fais de la peine pour vous)*. — Die altertümliche Verbindung zweier Aussagesätze durch *et si* und Inversion wie in Choix 94, Botresse: *Il est todi plein d'pequet Jusqu'à (diska) d'zeûr dè l'tiesse, e t s'p r i n t - i n'qwow di ramon po m'fé dansé l'rigodon. (Il est toujours plein d'eau de vie, jusqu'au dessus de la tête, e t s i p r e n d - i l une queue...)* fehlt in Nam. und Charl. gänzlich, und ist auch in der Gegend von Lüttich nur noch den Alten geläufig, die jüngere Generation in der Stadt kennt es nicht mehr.

51. Umgekehrt gibt es in Charl. und Nam. auch charakteristisch wallonische syntaktische Gebräuche, die in Lütt. unbekannt sind. So ist die Substantivierung des Partizips in dem Beispiel, das Dory 240 aus Mons anführt: *i n' faut nié d'aller su les labourés (il ne faut pas en aller sur les labourés)* in Charl. und Nam. gebräuchlich, in Lütt. erhielt ich dafür hartnäckig: *ter kę foię (terre qui est fouillée)*. — Die Konstruktion avoir + Akkus. + Relativsatz aus Pirsoul, Nam.: *dj'a l'pia d'mes pis k'est coiche (j'ai la peau de mes pieds qui est sensible)* empfand man in Lütt. als wenig gebräuchlich, Font. war sie unbekannt.

Auch im Akzent und der Stimmkurve bestehen ähnliche Unterschiede. Nam. *dži ne pú pü (je ne peux plus)* mit dem Ton auf *pú* war in Lütt. unverständlich; die Stimme hebt sich dort am Ende der Negation am meisten; in Font. ist es ähnlich wie in Lütt. *džə nę́ pu pü*. —

Diese wenigen Beispiele mögen zur Erhärtung der Grundtatsache, daß innerhalb des Wallonischen in manchen Fällen deutliche syntaktische Unterschiede bestehen, genügen. Im übrigen verweise ich auf die Beispiele bei den einzelnen Abschnitten der Syntax - D a r s t e l l u n g im 2. Teil.

52. Dieses Ergebnis ist nicht gleichbedeutend mit dem Vorhandensein von U n t e r d i a l e k t e n, von Unterabteilungen des Wallonischen, die auf Grund syntaktischer Tatsachen sich ergäben. Zwei Gründe scheinen die geographische Zusammenfassung von Gebieten mit gleichen syntaktischen Erscheinungen zu verbieten, weil sie die Grenzbestimmung nach syntaktischen Gesichtspunkten vorläufig noch unmöglich machen. Der erste Grund ist nicht wesentlich verschieden von den Bedenken, die gegen die Konstruktion von Lautgrenzen bestehen. a) Die Unterschiede von Ort zu Ort sind gerade in der Syntax meist unmerklich; b) die Grenzen mehrerer Erscheinungen fallen in den seltensten Fällen zusammen.

Der zweite Grund ist der Syntax eigentümlich. a) Die Unterschiede in der Syntax der Sprache von Individuum zu Individuum sind zwar in der Dialektgemeinde erstaunlich klein, aber sie sind vorhanden; b) auch jeder Einzelne gebraucht meist mehrere Ausdrucksweisen, ja manchmal entgegengesetzte syntaktische Fälle ganz gleichberechtigt nebeneinander; c) schließlich gibt es syntaktische Fälle, Ausdrucksweisen, die man beim Hören nicht als fremdartig empfindet, aber nie anwendet. Z. B. empfanden meine Gewährsleute Lütt. und Nam. den von Dory S. 268 notierten transitiven Gebrauch von *tâcher* in *tâchi moyain di s'sâver*, kaum als so fremdartig, wie in Charl.; praktisch aber ersetzten sie es stets durch ein anderes Verb (z. B. Lütt.: *kwerẹ (l) moi̯ẽ dif sovẹ (q u é r e z le moyen de vous sauver).*)

53. Die Einheit in der Syntax der Sprache einer Dialektgemeinde ist, ich wiederhole es, erstaunlich groß; aber von einer Regelmäßigkeit, wie sie in der Lautlehre wenigstens postuliert zu werden pflegt, bei der ein Gebrauch den anderen unbedingt ausschließt, darf man nicht sprechen. Es bliebe deshalb bei den meisten Erscheinungen nur eine Abgrenzung nach der relativen Häufigkeit des einzelnen syntaktischen Gebrauchs übrig. Mit Statistiken kann und muß man wohl arbeiten, wenn man die Syntax eines Schriftwerkes darstellen, oder die mehrerer Schriftwerke miteinander vergleichen will, für die Abgrenzung von Unterdialekten — wobei alle im mündlichen Verkehr vorkommenden syntaktischen Gebräuche an jedem Orte nach ihrer Häufigkeit untersucht werden müßten — ist dieses Mittel zu kompliziert, ja in den meisten Fällen unanwendbar. Eine ähnliche Exaktheit, wie bei einzelnen Lautabgrenzungen, würde man doch nicht erreichen. Wir beschränken uns auf einfachere Mittel, die es gestatten, wenigstens einiges über die Verbreitungsweise syntaktischer Erscheinungen über kleinere Gebiete, wie das Wallonische, auszusagen.

54. Dauzat S. 270 spricht über die Homogenität von kleineren Dialektgebieten. Was er sagt, entspricht der verbreiteten, aber selten durch Beispiele belegten Ansicht. „*La syntaxe varie très peu entre patois voisins: avec le patois-type et les quelques sondages on aura obtenu à peu près toutes les variétés d'une région.*" Ähnlich allgemein sind die Angaben in den deutschen Dialektsyntaxen gehalten. Schiepek benutzt historische Sprachquellen des ganzen Egerlandes, Frey sammelt zwar nur die Beispiele aus seinem Heimatdorfe, erkennt ihnen aber eine mehr oder weniger weite Verbreitung im Schweizerischen zu. Auf galloromanischem Gebiete hat, soviel ich sehe, nur Rousselot (congruentia) eingehendere Studien über diese Frage gemacht. Da es sich aber bei ihm um das geographische Verhältnis der vom Französischen durchdrungenen zu der von ihm

unbeeinflußten Satzfügung handelt, sollen seine Resultate da, wo wir ähnliche Probleme zu lösen haben, herangezogen werden.

55. Für die vom Wallonischen am weitesten abgelegene Gegend Frankreichs, für die Landes, gibt der kleine Sprachatlas von G. Millardet[39]) ein ungefähres Bild auch von der Verteilung einzelner syntaktischer Erscheinungen auf dem kleinen, allerdings willkürlich begrenzten Raume seiner Untersuchungen.

In der Einleitung werden ausführlich die Schwierigkeiten behandelt, die der Feststellung des syntaktischen Brauchs auf Grund eines questionnaire — eine Methode, die Dauzat z. B. S. 270 für unmöglich erklärt — entgegenstehen. „*Pour les faits de syntaxe,*“ sagt Millardet S. 25, „*il faut avouer que les cartes présentent, d'une manière générale, une répartition moins bien définie. Mais cela tient sans doute à la manière particulière de ces phénomènes, à leur mobilité plus grande.*“ Man kann ihm Recht geben, wenn er die Schnelligkeit, die Unmittelbarkeit der Antworten als Garantie für die Natürlichkeit, die unbewußte Natur des syntaktischen Brauchs gelten läßt (er stellt nach Rousselot das „*élément instinctif*“ dem „*élément réfléchi*“ und dem „*élément idéal*“ gegenüber), und wenn er glaubt, daß die überall vorhandene Gleichheit der Fehlerquellen die Fehler zum großen Teil eliminiert.

56. Von den vielen Kärtchen habe ich mir über 40, die sich nicht nur auf Einzelworte beziehen, abgezeichnet, und zwar diejenigen, die syntaktische Unterschiede aufweisen. Auf allen ordnen sich die an 88 Orten notierten Tatsachen zu Gruppen, deren Grenzen durch verschieden starke Grenzlinien angedeutet werden. Wäre die Syntax für M. das Hauptziel seiner Dialektstudie gewesen, so hätte er manche andere Linie als Hauptgrenze gezeichnet.

Das Ergebnis der Karten ist für meine Zwecke ein doppeltes. Sie beweisen für die fragliche Gegend, daß genau bestimmte syntaktische Erscheinungen sich über einen gewissen Raum gleichmäßig ausbreiten, an das Gebiet einer anderen Ausdrucksweise stoßen, die sich auch wieder über ein bestimmtes Gebiet ausbreitet, daß die Gebiete aber nicht durcheinander gehen. Man sagt also z. B. Karte 567 für: *il va vous dire* auf einer Hälfte: *ke ba be dīze,*[40]) auf der anderen: *kets ba dīze*; Karte 271 für *avec leurs amis*: *lū suns amiks* und *luh luz amiks*; Karte 367 für *parce que*: *persòk, pirsik* etc., und *pramüu, pramun* etc.; Karte 158 für *jeudi dernier une roue lui écrasa le pied* wendet man synthetisches und analytisches Präteritum an; alles in nie sich vermischenden Gebieten.

[39]) *Petit Atlas linguistique d'une région des Landes.* Contribution à la dialectologie gasconne. Paris, A. Picard 1910. — Über den *Atlas linguistique de la France* vgl. das folgende Kapitel IV.

[40]) Die phonetische Umschrift ist vereinfacht.

Kann dieses keineswegs selbstverständliche positive Resultat der geschlossenen syntaktischen Gebiete für die Beispiele aus Millardets Atlas als ziemlich sicher gelten, so ist das andere, negative Resultat noch deutlicher: Es gibt in dem fraglichem Gebiet keine scharfen syntaktischen Dialekt- oder Unterdialekt-Grenzen, denn auch nicht zwei Grenzlinien stimmen genau überein, selbst wenn es sich in zwei Beispielen um scheinbar ganz gleiche Fälle handelt wie 414: *oiseau trop petit p o u r v o l e r* und 416 *p o u r p o u v o i r faire quelque chose.* Wohl wegen eines kleinen Unterschieds in der Schwere des Tons auf der Präposition stimmen die beiden Gebiete von *pir* einerseits und *enta*, *ente*, *ende* andrerseits auf den zwei Karten nicht genau überein.

Wenn auch Millardets Arbeit ganz andere Ziele verfolgt, als sie für mich maßgebend sind, so können doch ihre Ergebnisse sehr wohl zum Vergleich herangezogen werden. Jedenfalls macht sie an einem andern Gebiet des Galloromanischen die Schwierigkeiten anschaulich, die die geographische Klassifikation der Dialekte eines solchen Gebietes nach syntaktischen Gesichtspunkten in sich schließt. Aber auch ihre Resultate darf man mit einem gewissen Recht mit den aus den syntaktischen Paralleltextkarten des Wallonischen gewonnenen vergleichen: Das erste: die syntaktischen Erscheinungen ordnen sich nach G r u p p e n , gilt auch hier; das zweite: verschiedene syntaktische Gebietsgrenzen stimmen nie überein, nicht so unbedingt.

57. P a r a l l e l t e x t e dürfen nur mit Vorsicht dialektsyntaktischen Untersuchungen zugrunde gelegt werden. Die Parallelübersetzungen der Geschichte des verlorenen Sohnes (Ev. Luk. XV, 11—32) in 56 verschiedene wallonische Mundarten, die 1864 erschienen (Bull. 7) und schon auf einige Jahre vorher zurückgehen, befriedigen streng kritische Ansprüche nicht. Die Hauptbedenken gegen ihre syntaktische Zuverlässigkeit und Verwendungsmöglichkeit sind die folgenden: Erstens sind es Ü b e r s e t z u n g e n eines französischen Originals, und bei Übersetzungen werden auch genaue Kenner der Mundart durch die Wortfügung des Urtextes beeinflußt, zweitens sind es 56 v e r s c h i e d e n e K ö p f e, die ihre Beiträge geliefert haben, und die natürlich nicht nach ganz gleichen Prinzipien haben arbeiten können.

Trotzdem sind die Ü b e r s i c h t s k a r t e n (Karte **1**—**10**), die man danach zusammenstellen kann, nicht unbefriedigend. Wenn z. B. die Tempora der Erzählung in einem geschlossenen Gebiet mit dem Französischen übereinstimmen, in einem anderen ebenso geschlossenen davon abweichen, so wird man den Einfluß der Syntax des Urtextes nicht zu hoch einschätzen dürfen. Umgekehrt korrigieren sich unrichtige Wiedergaben dadurch, daß sie aus ihrer Umgebung herausfallen (z. B. die Übersetzung des Kaufmanns Lesneucq, in Lessines Punkt 8).

Mit diesem Vorbehalt sind die beiliegenden Karten aufzunehmen. Sie bieten, gegenüber dem kleineren Nachteil einiger Ungenauigkeiten den großen Vorteil einer klaren Übersicht über die Art der Verteilung der untersuchten syntaktischen Erscheinungen im wallonischen Gebiet.[41])

58. Anlage der Karten **1** bis **10**: In die etwas schematisierten Umreißlinien von Belgien sind die 54 Orte, aus denen Übersetzungen vorliegen, nach ihrer relativen Lage (über der Mitte der Zahlen) eingetragen. Die Nummern entsprechen der Reihenfolge der Dialektübersetzungen im Bull. 7; die Namen der Orte, auf die diese Nummern hinweisen, sind in einer Liste beigefügt. Punkt 32 und 42 sind weggelassen, weil die Ortsangabe zweifelhaft war. Durch Farbenkreise wird veranschaulicht, welche syntaktische Form an jedem Orte bei der Übersetzung gewählt worden ist; zwei verschiedenfarbige Kreise bei einer Zahl deuten an, daß zwei in Betracht gezogene Parallelfälle sich an diesen Stellen syntaktisch unterscheiden. Der Regel nach ist auf jeder Karte nur ein Fall dargestellt. Erfahrungsgemäß leidet die Übersichtlichkeit, wenn verschiedene Verbreitungsgebiete auf einer Karte übereinander gezeichnet werden; und es ist die Hauptaufgabe dieser Blätter, eine anschauliche Vorstellung zu vermitteln. Dem Ziel der Arbeit entsprechend sind solche Fälle ausgewählt, die mit der Syntax des Verbums zusammenhängen.

Karte **1**—**5** veranschaulichen die Verteilung einiger Fälle des Tempusgebrauchs. Karte **1**—**4** gehören zusammen. Alle vier stellen die Tempora dar, die zur Übersetzung des synthetischen Präteritums (Passé défini) des französischen Textes gedient haben.

59. Für Karte **1** ist Vers 13: *Peu de jours après le plus jeune de ces deux fils, ayant amassé tout ce qu'il avait, s'en alla dans un pays fort éloigné, où il dissipa tout son bien* zugrunde gelegt. Die beiden Präterita sind: *s'en alla, dissipa.* Im Wallonisch der Paralleltexte entsprechen ihnen folgende Tempora: in einem geschlossenen Gebiet im Osten wird das Passé défini

[41]) Zum Vergleich sind von den Parallelübersetzungen desselben Textes in andere galloromanische Dialekte (Suchier, Grobers Grundriß I², 768) die im Anfange des 19. Jahrhunderts auf Befehl der französischen Regierung angefertigten und von S. Favre, *Parabole de l'enfant prodigue* 1879 abgedruckten herangezogen. Die syntaktischen Formen wurden in derselben Weise auf Karten aufgezeichnet. Wegen der Unzulänglichkeit dieser Texte — das nordwestliche Drittel Frankreichs ist z. B. kaum berücksichtigt — mag es genügen, die Hauptergebnisse der Karten in kurzen Anmerkungen jeder der besprochenen wallonischen Erscheinungen anzufügen. Im nächsten Kapitel wird darauf verwiesen werden.

wieder durch ein Passé défini, ein synthetisches Präteritum, wiedergegeben (s. auch die Fälle im N.-W.); in einem anderen, ziemlich geschlossenen Gebiet im Westen wird dafür das analytische Präteritum (Passé indéfini) gesetzt,[42]) dem in der Mitte der Rang durch das Präsens[43]) streitig gemacht wird. Dieses Präsens ersetzt einigemal einen der französischen Passé défini-Fälle, einigemal beide. Die Punkte, bei denen es sicher oder wahrscheinlich ist, daß eine syntaktische Entsprechung nicht vorliegt, sind unbezeichnet gelassen (vgl. 56, das nur Imperfektformen kennt).[44])

60. Karte **2** zeigt einen analogen Fall, nur wird der Eintritt des Geschehens betont. Vers 20: *il se l e v a donc et v i n t trouver son père.* Es heben sich besonders deutlich die beiden Gebiete voneinander ab, auf denen das synthetische Präteritum und das Präsens zur Bezeichnung der eintretenden Handlung verwendet wird.[45])

61. Karte **4** Vers 24: .. *il était perdu, et il est retrouvé. Ils c o m m e n c è r e n t donc à faire festin* (vgl. Vers 25: *il entendit*). Auch hier handelt es sich um den Eintritt der Handlung; die Verbform bezeichnet aber zugleich einen zusammenfassenden Abschluß der vorhergehenden Vorgänge. Diese Veränderung der Tempusbedeutung bedingt eine Veränderung der Ausbreitungsgebiete der dafür eintretenden wallonischen Tempora. Die Grenzzone (Präsens) zwischen dem synthetischen und analytischen Präteritum ist reduziert, die beiden Tempora teilen sich das Gebiet ziemlich gleichmäßig.[46])

62. Auf Karte **3** Vers 25: *et lorsqu'il f u t proche de la maison, il entendit* . . . sind die Entsprechungen desselben Tempus im mit *lorsque* eingeleiteten Teilsatz dargestellt. Die Ausdehnung

[42]) Vgl. zu Punkt 33 (Marche), auf der Grenze der beiden Gebiete liegend, Bull. 7, 207 Anmerkung 5: *Cette substitution du passé indéfini au passé défini dans une même période narrative a lieu assez fréquemment.*

[43]) Vgl. Karte 7; außer Punkt 6, 25, 27 wird *s'en alla* in diesen Fällen immer durch *est-èvoie* wiedergegeben.

[44]) Favre zu Karte **1.** Das synthetische Präteritum ist fast in ganz Frankreich das übliche (vgl. Meyer-L. II. 314), in einem Teile des Provenzalischen vom Imperfekt nicht zu unterscheiden. Abweichungen: Wallonisch und Pikardisch haben z. T. Präsens und analytisches Präter.. letzteres erscheint auch Lothringisch (Onville, Gérardmer) und Schweiz (St. Maurice, Broie; rhätoromanisch neben Präsens).

[45]) Favre zu Karte **2.** Synthetisches Präteritum wie Karte 1. Abweichungen etwas häufiger; analyt. Prät. pikardisch auch in Cambrai, Arras, Carvin; Präsens außerdem in einem kleinen Gebiet im Westen (Confolans, Nontron), vereinzelt im Süden und Osten.

[46]) Favre zu Karte **4.** Abweichungen vom synthet. Präteritum nur wallonisch, wo Präsens und analyt. Präteritum vorkommt. Präsens sonst nur 2 (3?) mal vereinzelt, analyt. Präter. nur St. Maurice (und natürlich rhätoroman).

des synthetischen Präteritums entspricht der im Hauptsatz, z. B. Karte **2**, gefundenen, ziemlich genau, die Ausdehnung des analytischen Präteritums ist im Westen durch 9 Fälle beschränkt, in denen das Überkompositum (*a eu été*) eintritt. Es wird damit die eben beendete Handlung angedeutet, und im Verhältnis zum Hauptsatz mehr die Vorzeitigkeit als die Gleichzeitigkeit hervorgehoben. (Vgl. Karte **5**.) Zugleich mag hier der Beginn des eben vollendeten Zustandes (das Kommen) im Blickpunkt des Bewußtseins stehen (Haas § 299). Die Fälle, in denen dieses Überkompositum oder das Imperfekt eintritt, zeigen, daß nicht nur die Satzbedeutung eine verschiedene Temporalauffassung zugelassen hat, sondern daß auch die Satzart von Einfluß auf die Verteilung der Tempora zu sein scheint.[47]) (S. die Berichtigung S. 265.)

63. Merkwürdigerweise stimmt die Verteilung von synthetischem und analytischem Präteritum über das wallonische Gebiet auch in dem Falle mit der auf Karte **1** bis **4** beobachteten überein, wenn das Präteritum mit dem Partizip verbunden ist. Karte **5** Vers 14: *Après qu'il e u t tout d é p e n s é, il survint une grande famine* entspricht also dem französischen Passé antérieur auf dem Gebiete des synthetischen Präteritums (Karte **1**—**4**) ein synthetisches Präteritum + Partizip (Passé antérieur), auf dem Gebiete des analytischen Präteritums ein analytisches Präteritum + Partizip, also ein zweifach zusammengesetztes Tempus, ein Überkompositum *(surcomposé)*. Das kann einen doppelten Grund haben: entweder wird das Partizip als nicht eng zur Verbalform gehörig empfunden, oder das analytische Präteritum wird, weil es in jedem Falle das synthetische ersetzt, als einheitliche Verbalform gefühlt, die sich wieder zur Zusammensetzung eignet.[48])

64. Bei der immerhin auffallend gleichmäßigen Verteilung der auf den bisherigen Karten dargestellten Tempora, entsteht die Frage, ob die sich zeigende syntaktische Teilung des Gebiets

[47]) Favre zu Karte **3.** Synthetisches Präteritum *(fut)* nur in einem Teile des Lothringischen, im Zentrum des Provenzalischen und in einem Weststreifen der südfranzösischen Gruppe regelmäßig. Das analytische Präter. begegnet nur 2 mal (Carvin, St. Maurice), ebenso das Präsens (Lüttich, Broie, St. Amand-Tallende) nur vereinzelt. Häufig Imperfekt: 2 mal wallonisch, 1 mal pikardisch vereinzelt im Osten (Morvant, Montreux), in Gruppen: Provenzalisch, Gascognisch und in der Gegend von Charante-Haute Vienne. Weil die Präteritalformen und die Imperfektformen z. T. analogisch aneinander angeglichen sind, so ist manchmal kaum mit Sicherheit zu entscheiden, welche Form vorliegt.

[48]) Favre zu Karte **5.** Überkompositum je einmal Wallonisch, Pikardisch, Lothringisch, 2 mal Schweiz (St. Maurice, Broie). Nur vereinzelte Fälle von Imperf. + Part, anders verteilt als Karte 3. Praes. + Part. außer einmal Wallon. wohl nur einmal Schweiz (Montreux) und Rhätoroman.

mehr psychologischer oder mehr formeller Natur ist. Tritt auf der östlichen Hälfte eine andere Zerlegung der Gesamtäußerung oder ein stärkeres Scheidungsbedürfnis zwischen punktueller und perfektiver Aktionsart zutage, oder übernimmt auf der westlichen Hälfte, infolge einer geschichtlichen Entwicklung, die analytische Präteritalform schlechthin die Funktion der synthetischen? Eine historische Erklärung, die in diese wichtige Frage allein Licht bringen könnte, ist bei dem Mangel vergleichbarer Texte aus früherer Zeit nicht zu geben. In der Gegenwart vergrößert sich das Gebiet der analytischen Form.

Vermutungsweise mag folgender Erklärungsversuch vorgebracht werden. *i f o u r i t tot paf* (s. o.) und ähnliche Beispiele waren bei Lütt. geläufig und wurden sofort nachgesagt. Wenn man sie aber betonend erklären wollte, wählte man immer wieder unwillkürlich das analytische Präteritum *(il a stü to paf)* (vgl. Anm. zu Karte **1**); man fühlte also diese Form wohl als die i n t e n s i v e r e. So mag überall außer dem Unterschied der Aktionsart zwischen der synthetischen und analytischen Präteritalform ein Unterschied der Intensität bestanden haben; daß dann die intensivere Form in einem Gebiet allein übrig blieb, dafür mangelt es nicht an Beispielen. Auf die ganze Frage wird in anderem Zusammenhang zurückzukommen sein.

65. Auch bei Karte **6** kann man im Zweifel sein, ob die sehr deutliche Zweiteilung auf eine psychologische Zweiteilung zurückgeht oder nicht. Vers 28: *Il ne voulait point entrer dans le logis; mais son père é t a n t s o r t i pour l'en prier . . . .* Man könnte meinen, es sei lediglich ein lexikalischer Unterschied, wenn der Begriff des „Herausgehens" in dem einen Gebiet wie im Französischen durch *sortir*, in dem anderen durch *moussî foû* wiedergegeben wird. Es ist aber ein für die Funktion des Verbs im Wallonischen sehr wichtiger, also syntaktischer Unterschied, ob man die Art der Handlung (gehen) u n d die Begrenzung der Handlung (von drinnen fortgehen und draußen ankommen), ob man, anders ausgedrückt, das Z i e l v e r b u m durch ein e i n f a c h e s Verbum oder durch V e r b u m + A d v e r b i u m (oder Verbum + Präposition) wiedergibt (vgl. *bouter f o û* = *vider*, ausschütten; *ji sèche mi norèt f o û di m'poche* = *je retire mon mouchoir de ma poche*, herausziehen; *mettez çoula è r i dè l'tâve* = *ôtez cela de la table*, wegsetzen; *bouhans l' martchî d j u s èt s' nos marians tot dreût* (Tatî v. 579) = finissons le marché . . . . abmachen etc.). Meist erklärt man diese Zerlegung des Ausdrucks damit, daß deutlicher auf das Resultat hingewiesen werden solle. Dabei beachtet man aber gewöhnlich nicht, daß auf dem Gebiete, wo diese Zerlegung regelmäßig ist, durch das Verb o h n e das Adverb (oder die Präposition) g a r n i c h t auf das Resultat hingewiesen wird: so wird in den auf der Karte nicht

berücksichtigten Fällen entweder das drin Fortgehen oder das draußen Ankommen, oder beides unberücksichtigt gelassen: Punkt 4 *a accouru li dire*, 6 *étant d'allé*, 13 *estant dallé pou l'prii-n*, 15 *estant vudi de s'maison*, 21 *an-n'allé*, 22 *estant rechu*, 35 *estant rèchu*, 38 *coume . . arrivout*, 39 *est vnu adelez lu*, 47 *vune à l'ouhe*, 55 *estant v'nou à l'ouve*.

Will man den psychologischen Unterschied zur historischen Erklärung der regionalen Unterschiede verwenden, so eignet sich dazu eine ähnliche Vermutung wie die oben bei Karte **1—5** ausgesprochene. Auf der Osthälfte mag die i n t e n s i v e Form (*boutez foû*, *mettez èri* etc.) erst neben der anderen bestanden haben (vgl. altfranzösische Parallelfälle), und dann allein übrig geblieben sein. Daß das Wallonische nicht nur diese Zerlegung erhält, wie sie im Altfranzösischen bestand, sondern sogar noch weiter ausbildet, erklärt sich aus der Nachbarschaft germanischer Sprachen, wo diesen Fällen trennbare Komposita auffallend entsprechen. Es ist wahrscheinlich, daß das Deutsche die auf der Karte sichtbare Verteilung mitbedingt. In anderem Zusammenhang wird diese Frage ausführlicher erörtert werden.[49])

66. Karte **7** Vers 13: *. . . le plus jeune de ces deux fils ayant amassé tout ce qu'il avait, s'e n a l l a dans un pays étranger . . .* vgl. Vers 15: *Il s'e n a l l a donc . . .* zeigt, daß *s'en aller* im analytischen Präteritum (die Fälle, wo das synthetische steht, siehe Karte **1—4**, sind unbezeichnet) ein u n t r e n n b a r e s K o m p o s i t u m ist (Westen) oder im Zentrum durch das präsentische *est èvoie (est en route)* ersetzt wird.[50])

67. Karte **8** und **9** veranschaulichen die Verteilung von zwei Fällen der Stellung der Pronomina beim Verbum im Wallonischen. Karte **8** Vers 16: *. . . mais personne ne l u i e n donnait* läßt deutlich drei Gebiete unterscheiden: im äußersten Osten stellt man wie im Westen und wie im Französischen das Dativ-Personalpronomen vor *en*, in einer Zwischenzone kehrt man die Stellung um [*en lui*].[51])

68. Karte **9** Vers 12: *Donnez-moi ce qui d o i t m e r e v e n i r de votre bien* zeigt die Stellung des zum Infinitiv ge-

[49]) Favre zu Karte **6**. Handlung und Begrenzung gesondert: je 1 mal Wallonisch, Pikardisch, 2 mal Schweiz (Broie, Genève), 1 mal im Westen (Marennes) und im rhätoromanischen, also öfters nahe der germanischen Grenze. Nur die Bewegung wird angegeben: 2 mal Schweiz, 1 mal Katalanisch. Mehrere Fälle sind zweifelhaft.

[50]) Favre zu Karte **7**. Es kommen nur wenige Punkte in Betracht. Untrennbares Kompositum nur: Onville, beide Ausdrucksweisen kontaminiert: St. Maurice *[s'en est enallé]*. Hilfsverb + adverb. Ausdruck nur je 1 mal wallonisch und pikardisch.

[51]) Favre zu Karte **8**. Die Resultate sind nicht ohne weiteres zu vergleichen, da sehr oft frei übersetzt wird. Die Stellung *en lui* kommt im Norden und Osten nicht vor.

hörigen Dativpronomens zum Hilfsverb. Im Osten ist überwiegend die dem altfranzösischen Brauche entsprechende Stellung vor dem Hilfsverb erhalten, der Westen schließt sich dem französischen Brauch an. Auf dieser Karte macht sich der Einfluß des französischen Urtextes am störendsten bemerkbar; die Stellung des Pronomens vor dem Hilfsverb ist auf einem größeren Gebiet wenigstens gleichberechtigt.[52])

69. Karte **10** Vers 22: *Apportez promptement la plus belle robe et l'en revêtez.*

1. Im älteren Wallonisch werden zwei Imperative gewöhnlich durch *et si* verknüpft, z. B. N. W. 2. Str. 16, S. 133: *moussans d'eins' è t s'nos adjènans (entrons et si nous agenouillons)*; das mit dem zweiten Imperativ verbundene Pronomen stand an der unbetonten Stelle zwischen Konjunktion und Verb, wie Französisch bis ins 17. Jahrhundert (Haase § 154b). Nur auf einem nicht ganz geschlossenen Gebiete des Ostwallonischen dient in den Paralleltexten *et si* noch zur Imperativverbindung, an diesen Stellen findet sich meist auch die erwähnte Voranstellung des Pronomens (vgl. aber 54 und andrerseits 5: *et vos lî metteuz*).

70. 2. Der Akkusativ des Pronomens der 3. Pers. neben dem Dativ eines Pronomens der 3. Pers. [*si l e l u i mettez, mettez-l e - l u i*] ist wallonisch wie im älteren Französisch ungebräuchlich (Haase § 4). Statt zweier Pronomen steht gewöhnlich der Dativ allein (Westen), manchmal der Akkusativ allein (verstreut im Zentrum, z. T. von der Wahl des Verbs beeinflußt, z. B. 1, 3, 15, 33: *habîez-l'*); auch nach si (s. o.) 41: *et s'ol moussoz (et si le mettez)*. Unbezeichnet sind die Punkte gelassen, wo die Wahl des Verbs ein zweites Pronomen ausschloß, z. B. 13: *er'nipez-l'*, oder wo die Beziehung auf das vorher genannte Kleidungsstück durch eine Präposition ausgedrückt wird; 20, 34, 37: *r'vistez-l'avu (revêtez-le avec)*.

Als Grund dafür, warum statt zweier Pronomina das Dativpronomen allein steht, wird bei der Erklärung des älteren fran-

[52]) Favre zu Karte **9.** Es ergeben sich Gruppen. Die Stellung *me doit r.* herrscht vor in einem Streifen von Besançon bis Genf, im Zentrum des Provenzalischen (zwischen Privas, Noyons, Montpellier, Lozère, vgl. auch Castellane, das genuesische Mons-Escragnolles, und rhätorom.), und in einem Streifen von Puy de Dôme bis Haute Garonne. Die dem neufranzösischen Brauch entsprechende Stellung *doit me r.* ist nur im Normannischen und einem Teil des Pikardischen regelmäßig, vereinzelt 4 mal im O., 5 mal im SO., 3 mal im W. Auch die freie Übersetzung, die die Wortverbindung von Pronomen, Hilfsverb und Infinitiv vermeidet (meist = *me revient*), erscheint in Gruppen; z. B. regelmäßig in einem breiten Streifen von Onville bis Mont. de Diesse (außer Vaudemont), und in einem ostprovenzalischen, einem gascognischen und einem poitevinischen Streifen.

zösischen Brauchs gewöhnlich angeführt, daß „das Objekt der Vorstellung noch zu lebhaft gegenwärtig war" (Haase ebd.). Die wallonischen (und andere vgl. Favre) Beispiele zeigen, daß man damit mehr eine Erklärung der Möglichkeit, als des Grundes der Weglassung gibt. Im wallonischen wählt man beim Ersatz zweier Pronomina durch eins nicht immer den Dativ. Deshalb wird man noch einen anderen Grund suchen müssen und ihn vielleicht im Satzrhythmus finden können: In dem akzentrischen wallonischen Dialekt (vgl. o. 30) stehen zwei nicht zu einer Silbe verschmolzene Worte nicht gern enklitisch[53]. Der häufigste Fall jedoch, die Bevorzugung des Dativpronomens allein anstatt Akkusativ- + Dativ-Pronomen, ist im Wallonischen seit den ältesten Zeiten Regel (vgl. Weinmann S. 29). Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß *lî* in unserem Beispiel von einigen Übersetzern als *l + î (= l'y* für *le lui)* also als Akkusativ + Dativ gefühlt worden ist; vgl., wenn das eine richtige Übersetzung darstellt, Punkt 26: *Appoirtez a couse (course) les plus belles hardes et s'l e z î moussez (et si l e s y mettez).* Im Westen (z. B. 10. 11.) schreiben einige an dieser Stelle *lî* (wohl als *l'y* zu deuten) gegenüber dem *mettez-li* (*mettez-lui)* das folgt: *et mettez-li oussi èn aneau à s'doigt.* Im Osten schreiben andere umgekehrt an unserer Stelle *li* und in dem zuletzt zitierten Beispiel *mettez-lî* (z. B. 50). Die meisten schreiben an beiden Stellen *lî* (z. B. 51), andere an beiden *li* (54). Eine geographische Abgrenzung der verschiedenen Schreibungen ist nicht versucht, weil die willkürliche Orthographie weder den Lautstand noch die syntaktische Wertung einwandfrei wiedergibt. Ein Hinweis auf die Möglichkeit der syntaktischen Umdeutung der historisch gewordenen Form *(li* zu *lî = l'y)* mag genügen.[54]

[53]) Die Beispiele, die Sigart S. 47 für die Zusammenziehung von Imperativ und Pronomen zusammenstellt, erläutern die Wirkung des Satzrhythmus auf enklitische Pronomina in den Dialekten des Hennegau. Sigarts Regeln und Ausnahmen lassen sich folgendermaßen verstehen: Nach Imperativformen, die auf eine betonte Silbe enden, steht das erste dazugehörige Personalpronomen enklitisch, nach solchen, die auf eine unbetonte Silbe ausgehen, hat es Eigenton. Also: *finille, erçoille, preimme, (finis-le, reçois-le, prends-me)* und *bayemmelé (donnez me le)* steht gegen: *baye mé lé (donne-moi-le)* und *faites-mé, dites-lé (faites-moi, dites-le).* Die analogischen Parallelformen dieser Imperative sind endungsbetont, also heißt es: *dis-mme (dites-me)* etc. — Wie der Satzrhythmus nicht im ganzen galloromanischen Gebiet derselbe ist, so bleibt er auch im Laufe der Sprachentwicklung nicht der gleiche; er kann deshalb auch für die historische Erklärung dieser von Haase § 4 behandelten Erscheinung, die in der französischen Sprache nur bis zum 17. Jahrh. häufig ist, herangezogen werden, s. Elise Richter: Vollmöllers Jahresbericht 1906, I, 87.

[54]) Favre zu Karte **10.** *Si* beim Imperativ erscheint nie. Imperativ + Dativpron. (soweit erkennbar nur Pikardisch und West-

71. Wenn hiernach die Karten **1** bis **10**[55]) eine einigermaßen anschauliche Vorstellung geben von der Art, wie ungefähr sich einige syntaktische Erscheinungen über das wallonische Gebiet verteilen, so ist ihr Zweck erfüllt und ein kleiner Schritt zur Lösung des Problems der „syntaktischen Unterdialekte" getan.

Ergebnis: Über die Verteilung syntaktischer Erscheinungen über das Innere der „Dialekte", speziell des wallonischen Dialekts sind abschließende Angaben noch nicht zu machen. Die Karten nach den Paralleltexten bestätigen die Resultate von Millardets Sprachatlas und meinen Beobachtungen im Wallonischen, daß nämlich viele Erscheinungen sich zwar in geschlossenen Gebieten, aber nur über einen Teil sonst sprachlich zusammengehöriger Gegenden ausbreiten. Fürs Wallonische ergeben die Kartenbilder eine gewisse Ähnlichkeit in der Verbreitungsweise verschiedener Erscheinungen; insbesondere zeigt auf jeder Karte ein Gebiet im Osten — durch eine gestrichelte Linie abgegrenzt — die Vorgänge, die fürs Wallonische schlechthin als charakteristisch bezeichnet zu werden pflegen.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

(Fortsetzung folgt.)

lothring. regelmäßig; Wallonisch, von Karte **10** abweichend, auch in Malmédy und Lüttich; im S.-O. nur 1 sicherer Fall (Uzès, viell. Var und Castellane); im S.-W. ebenfalls 1 Fall (La Motte Landeron, dazu katalanisch Pyr. or.). Imperativ + Akkusativpron. je 1 Fall: Wallonisch, Lothringisch, (Rhätoroman.); im Süden fast überall, wo nicht 2 Pronomina üblich sind. 2 Pronomina (wie französisch) erscheinen in 3 Gruppen: a) Schweiz mit Altkirch, Giromagny, Besançon; b) ein Streifen von Ariège bis Hautes Alpes (Gap); c) Gegend der Charente (Marennes bis Confolens).

[55]) Man hätte wohl aus den Paralleltexten noch einige Fälle mehr zur Veranschaulichung darstellen können, aber die ausgewählten ergaben sich als die besten. Ich erwähne noch Vers 14: *il survint une grande famine dans ce pays-là* . . ., wo beim analytischen Perfektum teils *habere* (1, 3, 19, 29), teils *esse* (7, 8, 11, 15, 16, 17, 18, 20, 24, 28, 30, 31, 36, 38) als Hilfsverb gewählt wird.

Berichtigung zu Karte 3. In der Legende ist ein Druckfehler stehen geblieben: der grüne Farbenkreis deutet das analytische Präteritum, der durchstrichene grüne Farbenkreis das Überkompositum an.



Karte 1.

Tempus der Vergangenheit.

Französisch: *il s'en alla; où il dissipa.* (V. 13)

◌ = Synthetisches Präteritum (Passé défini).

= Analytisches Präteritum (Passé indéfini).

◯ = Präsens.

Karte 2.

Tempus der Vergangenheit.

Französisch: *il se leva; vint.* (V. 20)

◯ = Synthetisches Präteritum (Passé défini).

= Analytisches Präteritum (Passé indéfini).

◯ = Präsens.



Karte 3.

Tempus der Vergangenheit.

Französisch: *lorsqu'il fut.* (V. 25).

◯ = Synthetisches Präteritum (Passé défini).
= Analytisches Präteritum (Passé indéfini).
= Überkompositum *[a eu été]*
◯ = Präsens.
⊖ = Imperfekt.

Karte 4.

Tempus der Vergangenheit.

Französisch: *ils commencèrent.* (V. 24).

◯ = Synthetisches Präteritum (Passé défini).
= Analytisches Präteritum (Passé indéfini).
◯ = Präsens.



Karte 5.

Tempus der Vorvergangenheit.

Französisch: *Après qu'il eut tout dépensé.* (V. 14).

○ = Synthet. Präteritum + Part. (Passé antérieur).

= Analyt. Präteritum + Part. (Überkompositum).

○ = Imperfektum + Part. (Plusquamperfektum).

Karte 6.

Zielverbum.

Französisch: *étant sorti.* (V. 28).

○ = Handlung und Ziel gesondert *[moussî foû]*.

= Ziel im Verbum inbegriffen. *[sorti]*.



Karte 7.

Kompositum.

Französisch: *s'en alla.* (V. 13; V. 15).

○ = Hilfsverb + adverbialer Ausdruck *[est èvoie]*.

= Untrennbares Kompositum *[est enallé]*.

○ = Trennbares Kompositum *[(s') en est allé]*.

Karte 8.

Wortstellung.

Französisch: *personne ne lui en donnait.* (V. 16)

○ = *en* vor dem Dativpronomen *[en lui]*.

= *en* nach dem Dativpronomen *[lui en]*.



Karte 9.

Wortstellung.

Französisch: *doit me revenir.* (V. 12).

◯ = Dativpronomen vor d. Hilfsverb *[me doit revenir]*.

= Dativpronomen nach d. Hilfsverb *[doit me revenir]*.

Karte 10.

Pronomen beim Imperativ.

Französisch: *et l'en revêtez [= mettez-le-lui]*. (V. 22).

◯ = si + Dativpronomen + Imperativ *[si lui mettez]*.

= Imperativ + Dativpronomen *[mettez-lui]*.

◯ = Imperativ + Akkusativpronomen *[mettez-le, habillez-le]*.



Dialekte der wallonischen Paralleltexte.

(Geschichte des verlorenen Sohns, Ev. Luk. XV, Vers 11—32).
Bulletin de la Société de Littérature Wallonne, 7., S. 111—260.

1. Lille.
2. Douai.
3. Tournai.
4. Antoing.
5. Frasnes-lez-Buissenal.
6. Leuze.
7. Peruwelz.
8. Lessines.
9. Ath.
10. Quevaucamps.
11. Pâturages.
12. Dour.
13. Bassilly.
14. Mons.
15. Soignies.
16. Beaumont.
17. Gosselies.
18. Nivelles.
19. Wavre.
20. Walcourt.
21. Gembloux.
22. Fosses.
23. Namur.
24. Dinant.
25. Beauraing.
26. Heures.
27. Rochefort.
28. Spontin.
29. Ciney.
30. Havelange.
31. Hotton.
(32. La Famenne).
33. Marche.
34. St. Hubert.
35. Bouillon.
36. Florenville.
37. Neufchâteau.
38. Virton.
39. Virton (Gaumet).
40. Limmerlé (p. Houffalize).
41. Bastogne.
(42. Le Condroz).
43. Huy.
44. Spa.
45. Verviers.
46. Limbourg.
47. Aubel.
48. Stavelot.
49. Malmédy.
50. Longfaye et Xhoffraix.
51. Weismes.
52. Sourbrodt.
53. Liège.
54. Montegnée.
55. Waremme.
56. Hannut.

Die gleichen Zahlen bezeichnen auf Karte **1** bis **10** die Lage der Ortschaften.







